[illegible]

Ostafrika,

der Sudan und das Seengebiet.

Land und Leute.

Naturschilderungen, charakteristische Reisebilder und Scenen aus dem Volksleben, Aufgaben und Kulturerfolge der christlichen Mission, Sklavenhandel.

Die Antisklavereibewegung, ihre Ziele und ihr Ausgang. Kolonialpolitische Fragen der Gegenwart.

Nach den neuesten und besten Quellen.

Von

Dr. Johannes Baumgarten,

Mitglied des Kolonialvereins. Ritter des Roten Adlerordens.

Gotha.
Friedrich Andreas Perthes.
1890.

Vorwort.

Das vorliegende Werk soll eine durchaus objektive, aus den besten Quellen geschöpfte Kenntnisnahme des weiten ostafrikanischen Ländergebietes vermitteln, welches gegenwärtig den Vordergrund der kolonialen Interessen der Hauptkulturvölker Europas einnimmt. Das kräftig aufstrebende Italien hat sich in Ostafrika eine Interessensphäre geschaffen, die im Umfange von mehr als 300000 engl. Quadratmeilen seiner Thatkraft den Zugang zum Nilthal und zum Sudan von Abessinien aus eröffnet. Großbritannien arbeitet heute mit kapitalmächtigen Gesellschaften an der Verwirklichung des Planes eines großartigen englisch-afrikanischen Reiches, das von Alexandrien bis zur Kapstadt sich ausdehnen und im Notfalle für den Verlust Ostindiens Entschädigung oder gar Abwehrmittel schaffen soll. Ägypten ist in englischen Händen. Die englischen Gouverneure und zuletzt Emin Pascha bereiteten die Wiedereroberung des Sudan und des Nilquellengebietes vor; eine Eisenbahn vom Mombas nach dem Nil ist ernstlich geplant und wird durch die Britisch-ostafrikanische Gesellschaft, welche nach dem Vorbilde der weiland Ostindischen vorgehen wird und seit 1888 rastlos thätig ist, gebaut werden; die Britisch-südafrikanische Gesellschaft, im Oktober 1889 mit königlichem Schutzbrief versehen, hat den Ausbau eines britischen südafrikanischen Reiches unternommen, das vom Zambesi und den großen Seeen bis zur Kapstadt reichen soll. Dasselbe wird in seinem nördlichen Teile fast 400000 engl. Quadratmeilen eines Länderkomplexes um-

fassen, dessen Kern das Land des bereits durch Verträge gebundenen kriegerischen Matabelenvolkes bildet.

Deutschland steht nach Niederwerfung des Aufstandes an einem Wendepunkt seiner Kolonialpolitik, insofern es nämlich entweder seine vielversprechende ostafrikanische Kolonie verkümmern lassen und schließlich wird aufgeben müssen oder mit weit bedeutenderen und ausreichenden Mitteln die großen finanziellen, militärischen, kolonisatorischen und kulturellen Anforderungen erfüllt, welche die vor Störungen gesicherte Kultivation eines Landes von dem doppelten Umfange Deutschlands an die Einsicht und Opferwilligkeit der Nation stellt.

Bei der rastlosen internationalen Konkurrenz, wobei Englands finanzielle und kommerzielle Übermacht besonders ins Gewicht fällt, kann uns jede Verzögerung der Befriedigung dieser Anforderungen verderblich werden.

Wie die kürzlich erfolgte Übernahme des kaiserlichen Protektorats über die Küste zwischen Witu und Kismaju in erfreulicher Weise beweist, ist das Deutsche Reich nicht gesonnen, seine ostafrikanische Kolonie beiseite zu setzen oder auch nur schmälern zu lassen; es ist nun die Pflicht des deutschen Volkes, mit gleich gutem Willen und mit opferbereitem Patriotismus der Reichsregierung entgegenzukommen. Glücklicherweise hat sich eine überzeugtere Wertschätzung unserer kolonialen Bestrebungen in deren unermeßlichen Bedeutung nicht nur für die Weltmachtstellung und das ganze nationale Leben Deutschlands, sondern selbst für dessen wirtschaftliche und politische Unabhängigkeit in immer weitere Kreise der Gebildeten und selbst der Volksmassen verbreitet, wozu in letzter Zeit auch die Antisklavereibewegung nicht wenig beitrug. Aber wir sind in Deutschland inbetreff des Verständnisses kolonialer Bestrebungen und der rasch zugreifenden Beteiligung daran noch weit hinter England zurück, zum Teil auch wegen der Kurzsichtigkeit und Unwissenheit der höheren finanziellen Kreise, denen die Engländer sich wohl hüten die Ziffern ihrer großen Dividenden bei überseeischen Unternehmungen mitzuteilen. Nach länger als dreijährigem Aufenthalt und eingehenden Studien der Handelsverhältnisse am untern Niger kam Eduard Viart („Au Bas-Niger.“

Paris 1885) zu dem Ergebnis: „Alles zusammengefaßt", kann ich versichern, „daß die am Unter-Niger arbeitenden Handelshäuser 60 Prozent Reingewinn aus ihrem Handel mit den Eingeborenen erzielen."

Während England durch die Praxis des Welthandels in zahllosen Kolonieen eine mehr als hinreichende Anzahl kenntnisreicher, die nationalen Interessen im Auslande energisch, ja rücksichtslos vertretender Kolonialpolitiker auferzieht und für jede koloniale Aufgabe ohne besonderen parlamentarischen Widerspruch sofort genug ausführende Hände und finanzielle Unterstützung findet, hat Deutschland noch mit hemmenden Schwierigkeiten aller Art zu kämpfen: der lebenskräftige Adler möchte gern fliegen, aber noch anklebende alte Eierschalen, die stark sind wie eiserne Klammern, hindern ihn daran. Um nur ein Beispiel anzuführen: Während die thatkräftigen, rastlosen Briten im Begriffe stehen, das riesenhafte Unternehmen des Baues von zwei zusammen wenigstens 2500 km langen Eisenbahnen in Ost- und Südostafrika ins Werk zu setzen und überall ihre erste Sorge ist, aufstrebende Kolonieen sofort durch eine Dampferlinie mit dem Mutterlande zu verbinden, ist bis jetzt unsere ostafrikanische Kolonie, die wertvollste von der Welt, um die uns alle Kolonialmächte beneiden, noch ohne Dampfschiffverbindung, ohne direkte Postverbindung mit Deutschland. Wenn nun gar ein Kolonialpolitiker im Reichstage mit dem Antrage käme: „in Betracht, daß für die in Angriff zu nehmende ausgedehntere Kultivation unserer ostafrikanischen Kolonie, zur definitiven Unterdrückung der Sklavenjagden, zur Sicherstellung gegen das Vordringen des Islams eine Eisenbahn von Saadani nach dem Tanganyika über Dschaggaland und Tabora ebenso nötig ist, als eine deutsche Dampferlinie nach unserer Kolonie, möge der Reichstag die Zinsengarantie für den Bau dieser Eisenbahn bewilligen", würde ein Geschrei der Entrüstung laut werden, über diesen Vorschlag eines schwindelhaften Unternehmens, das selbst, wenn es Erfolg hätte, erst nach Jahren Coupons zum Abschneiden geben würde, ja man würde nicht verfehlen, den Geisteszustand dieses kühnen Kolonialpolitikers auf den morbus colonialis resp. den bacillus colonialis zu untersuchen. — Trotzdem darf man

nicht an dem baldigen Erwachen des Verständnisses und intensiverer Teilnahme zweifeln.

Das Gesagte dürfte wohl das Erscheinen meines Buches genügend rechtfertigen, das die Kenntnis aller ostafrikanischen Dinge weiteren Kreisen als denen der Männer vom Fache zugänglich machen soll. Aus der freundlichen Aufnahme, welche meine früheren Arbeiten gleicher Richtung bei allen Freunden der Kolonialbewegung gefunden haben, glaube ich schließen zu können, daß die vorliegende eine um so wohlwollendere Beurteilung erfahren dürfte, da dieselbe die mühsame Durcharbeitung eines außerordentlich umfangreichen Quellenmaterials voraussetzt und eine ganze Reihe bisher in den Kreisen der sogen. „Gebildeten" wenig beachteter, aber für die Kulturaufgaben Deutschlands höchst bedeutsamer Gesichtspunkte und Aktualitäten aufs Tapet bringt.

An der Spitze des Werkes stehen einige orientierende Abhandlungen über den Umfang, die Bedeutung und die bisherige Wertschätzung der christlichen Mission, deren kulturelle Erfolge und wissenschaftliche Leistungen ich seit acht Jahren in meinen Schriften mehrmals besprochen resp. exemplifiziert habe. Je tiefer man in das Studium derselben eindringt, desto mehr befestigte sich die jetzt auch von manchen praktischen Kolonialpolitikern geteilte Überzeugung, daß ohne Mission keine dauerhafte Kolonisation möglich sei. Ich habe diese äußerst schwierige und umfangreiche Sache nicht vom Glaubensstandpunkte aus behandelt, der auf das meinem Buche ganz fernliegende Gebiet konfessioneller Streitigkeiten führen würde, sondern ich habe vom nationalen und kolonialpolitischen Standpunkte aus durchaus objektiv die thatsächlichen Verhältnisse und Erfolge der christlichen Mission ins Auge gefaßt; das Gute hervorgehoben, auf welcher Seite es auch immer zu finden war, aber auch unverdiente Herabsetzungen in das richtige Licht gestellt; kurz, ich hoffe, durch die den Thatsachen entnommene Darstellung der großen humanen und kulturellen Aufgabe der christlichen Mission die Notwendigkeit und Pflicht, weitere Kreise der Gebildeten und der höheren Klassen wie bisher für die thatkräftige Förderung derselben zu gewinnen, nachgewiesen zu haben. Eine schroffe konfessionelle Parteistellung ist in kolonialen Dingen um so weniger

geboten, da hier unter dem Schutze des Reiches alle Konfessionen friedlich nebeneinander an der großen Kulturaufgabe der Christianisierung verwahrloster Völker arbeiten sollen, ebenso wie in unserem Vaterlande selbst, bei aller energischen Pflege der anerkannten Wahrheit, die Herzen von echt christlicher Liebe und verträglicher Gesinnung erfüllt bleiben und sich auch so im öffentlichen Leben bethätigen sollen, damit aus der erhabenen Religion der Menschenliebe keine Drachensaat des Hasses aufgehe, welche die auf Hunderten ruhmvollen Schlachtfeldern errungene nationale Einheit zur Schadenfreude des Auslandes zerreißen würde.

Ebenso objektiv habe ich die Antisklavereibewegung, die in ihrem Schoße internationale Fragen und Bestrebungen zutage gefördert hat, von denen manche Deutsche keine Ahnung haben, in einer umfangreichen Abhandlung im Anhange dargestellt und namentlich ihre Bedeutung für unsere ostafrikanische Kolonie ans Licht gestellt.

Ein Blick auf das reichhaltige Inhaltsverzeichnis wird sofort erkennen lassen, daß eine ganze Reihe anderer ostafrikanischer Dinge von mehr oder weniger großer Bedeutsamkeit zur Kenntnisnahme gebracht werden.

Mit meinem Werke: „Deutsch-Afrika und seine Nachbarn im schwarzen Erdteil.“ Zweite bis auf die neueste Zeit ergänzte Ausgabe. Berlin 1890, bildet das vorliegende Buch eine kleine Encyklopädie, welche wenige afrikanische Fragen unerörtert läßt. Die Kritik („Kolonial-Zeitung“, 1887, S. 731) hat meine Darstellungen der westafrikanischen Kolonieen in diesem Buche als fast erschöpfend bezeichnet. Das vorliegende Werk soll ebenso das größere Publikum, nicht Geographen von Fach, in den Stand setzen, unserer kolonialen Entwickelung in Ostafrika mit vollem Verständnis zu folgen und die Bedeutung der schwebenden Kolonialfragen in ihrem vollen Umfange zu erkennen; es soll in weiten Kreisen außer der regen Teilnahme auch namentlich Unternehmungslust, Opferwilligkeit dafür wecken und so dem Reiche die Erfüllung seiner schweren Aufgaben erleichtern helfen.

Die Notwendigkeit eines Zusammengehens mit England ist, wohl nicht in Übereinstimmung mit manchen deutschen Kreisen, die sich vom Glauben an die fides punica der Engländer nicht los-

machen können, aus dem Thatsächlichen nachgewiesen worden, was ja, im Gegensatze zu den abstrakt systematisierenden Franzosen, die politischen Entschlüsse Englands stets dauernd bestimmt.

Deutschland hat in Ostafrika nicht bloß die wichtigsten materiellen Interessen zu wahren, es harrt seiner auch eine erhabene Kulturaufgabe, an welche es allein unter allen kolonieenbesitzenden Völkern mit reinen Händen herantreten kann. „Der höchste humane Zweck unserer ganzen Kolonialbewegung besteht", wie ich am Schlusse meines „Vademekums für Kolonialpolitiker" sagte, „darin, daß, wenn das Deutsche Reich eine überseeische Weltmacht werden soll, — und es kann sich diesem Ziele nicht entziehen — es sich dann auch durch gewissenhafte Erziehung der Naturvölker zu höherer Gesittung als eine sittliche Weltmacht dokumentiere!"

Und dazu muß in Verbindung mit der Religion die Wissenschaft, die voraussetzungslose Kenntnis des Thatsächlichen, den positiven Boden legen.

Möge mein Buch einen brauchbaren Baustein dazu liefern!

Koblenz.

Dr. Johannes Baumgarten.

Inhalt.

Anhang.

Die christliche Mission

vom kulturhistorischen Standpunkte aus betrachtet.

Umfang der christlichen Mission. — Ihr Kulturwert und wissenschaftliche Bedeutung. — Erziehung der Naturvölker zu einem sittlichen Leben und zur Arbeit. — Praktisches Christentum und dogmatische Predigt. — Cölibat und Ehe der Missionare. — Die Missionsfrau als Gehilfin und Mitarbeiterin am Missionswerke. — „R. des deux mondes." H. Soyaux. — Das Haus des Missionars. — Der Vorwurf der geringeren Bildung und Herkunft der Missionare. — Die dringende Notwendigkeit der ärztlichen Mission und erweiterter Krankenpflege.

Die christliche Mission ist gegenwärtig eine Kulturmacht ersten Ranges geworden, welche im Laufe dieses Jahrhunderts alle überseeischen Länder in den Bereich ihrer Wirksamkeit gezogen hat. Unsere heutige Missionszeit übertrifft an Umfang und Vielseitigkeit der Kultureinwirkung bei weitem die des apostolischen Zeitalters. Von den Engländern in ausgedehntestem Maße gepflegt (1825 gab es bereits 55 englische Missionsgesellschaften mit 8 Millionen Mark jährlicher Beiträge), fast gleichen Schritt haltend mit dem Wachsen der englischen Weltmacht und der Erweiterung der geographischen Entdeckungsgebiete, allmählich alle christlichen Völker zur Beteiligung veranlassend, zählt die christliche Mission gegenwärtig, allein auf protestantischer Seite, 74 Missionsgesellschaften mit einer jährlichen Einnahme von mehr als 33 Millionen Mark und mehr als 3000 Missionaren (mit den weiblichen Mitarbeitern mehr als 6000), darunter 14 deutsche Missionsgesellschaften mit $2\frac{1}{2}$ Millionen Mark Einnahme und 530 Missionaren. Außerdem wirken dabei 260 bis

264 promovierte Doktoren und Doktorinnen (es giebt eine ganze Reihe von ärztlichen Missionsgesellschaften, namentlich in Amerika); auch verfügen die evangelischen Missionare heute ausschließlich über eine Flotte von 47 Missionsschiffen, während noch 46 andere Schiffe nach Bedürfnis zugebote stehen. Die Zahl der bekehrten Heiden soll auf protestantischer Seite ca. 2½ Millionen betragen, die auf katholischer wird nach französischen Abschätzungen etwas höher berechnet *). Nach Merensky zählt man in Afrika allein 550 evangelische Missionsstationen mit 400 000 Christen, worunter 70 000 Schulkinder sind. Jährlicher Zuwachs jetzt 35 000 Seelen.

Die Mission leistet eine Kulturarbeit von unermeßlicher, weil Jahrhunderte hindurch wachsender Bedeutung dadurch, daß sie, um die Naturvölker vollständig und nachhaltig in das Christentum einzuführen, dieselben allmählich auf die höhere Stufe abendländischer Kultur erheben muß; sie gründet Schulen, sie sorgt für die Verbesserung aller materiellen Dinge, welche auf den Sittenzustand von Einfluß sein können; sie bringt die Nomaden zum Ackerbau und seßhaftem Leben. Aus dem kleinen Garten, den die Missionarfamilie zu ihrem eigenen Unterhalte anlegt, wird nach und nach eine Plantage, eine landwirtschaftliche Versuchsstation, worin die Eingeborenen Arbeit lernen und zur Nachahmung gereizt werden. Es bilden sich Werkstätten für Handwerker, die einer ganzen Kolonie Nutzen bringen. Man hat berechnet, daß, während jeder eingeborene Handwerker durch seine auf der Mission gelernte Kunstfertigkeit für den kolonisierenden Staat eine Art Kapital darstellt, jeder getötete Kaffer dem englischen Staatsschatz 2500 Mark, jeder von den Soldaten der Vereinigten Staaten erschossene Indianer der nordamerikanischen Staatskasse 400 000 Mark gekostet hat. Jede Missionsstation ist dagegen eine

*) Vgl. das kulturgeschichtlich höchst belehrende Werk von James Johnston, A Century of Christian Progress and its Lessons. London, Nisbet & Co., 1888. Der überwiegende Umfang des Welthandels aufseiten der protestantischen Seemächte scheint in einem merkwürdigen Zahlenverhältnisse zu stehen zu den Erfolgen der protestantischen Mission gegenüber der katholischen. Namentlich bei den Engländern kann man — ohne Pathos — sowohl sagen: die Religion folgt der Flagge, als auch: die Flagge folgt der Religion.

friedliche Eroberung von solchem Werte, daß Sir Bartle Frere, der Gouverneur der Kapkolonie, es öffentlich aussprach, an der Kaffern-grenze leiste ein jeder Missionar den Dienst eines Bataillons Soldaten.

Allgemein anerkannt sind die Leistungen der Missionare für die Wissenschaften, namentlich für Sprachenkunde, Ethnographie und Religionsgeschichte. Die Bibel ist in 303 Sprachen übersetzt, und 70—80 Sprachen, die bisher noch keine Schrift besaßen, sind in den letzten Jahrzehnten in Schriftsprachen verwandelt worden. Die Arbeiten der katholischen Orden im 17. und 18. Jahrhundert haben uns zuerst genauer bekannt gemacht mit dem Orient, namentlich China, wo von 500 Missionaren noch jetzt $^3/_4$ katholische Ordensleute sind, mit Brasilien, Westindien, mit den Indianern Amerikas u. s. w. Obgleich die katholischen Missionare noch fortfahren, die geographische Wissenschaft durch tüchtige Leistungen zu bereichern, so haben doch im laufenden Jahrhundert die protestantischen ihnen den Rang abgelaufen, sowohl auf linguistischem Gebiete, veranlaßt durch die zahlreichen Übersetzungen der Bibel, als auf dem geographisch-ethnographischen. Die dankbare Anerkennung der bedeutendsten Geographen und Ethnographen Oskar Peschel, Petermann, Ratzel u. v. a. selbst des sonst missionsfeindlichen Globus (Bd. XXXVII, S. 46) hat den Missionaren nicht gefehlt, ja Petermann stellt wiederholt in seinen „Geographischen Mitteilungen“ den Missionar als Kenner von Land und Leuten höher als den bloß durchreisenden Forscher, der nicht durch Kenntnis der Sprache und längeren Aufenthalt tiefer in den Volksgeist, die Sitten, die Religion, die Landeskunde eindringen könne. In vorliegendem Buche sind deshalb in mehreren Darstellungen die Leistungen der Missionare exemplifiziert worden. Nachdem Petermann in seinen „Mitteilungen“ seit Jahren die Missionsarbeiten eingehend besprochen hatte, wurden neuerdings die „Mitteilungen der geographischen Gesellschaft zu Jena“ durch den um die Wissenschaft so hochverdienten Pfarrer G. Kurze zu einem Sammelwerk der Missionsgeographie, welches eigentlich in keinem Lesezimmer fehlen sollte. In der „Allgemeinen Missions-Zeitschrift“ von Warneck erscheint seit Januar 1889 unter dem Titel: „Was hat die Mission für die Geographie gethan? Von P. E. Wallroth“ eine ebenso gediegene als interessante Abhandlung, welche

den glänzendsten Nachweis für die Wahrheit des an die Spitze gestellten Mottos erbringt: „Die Geschichte der Heidenmission umfaßt einen wesentlichen Teil der Geschichte der geographischen Entdeckungen und der völkerkundigen Forschungen." („Ausland" 1882, S. 240.)

Max Müller bezeichnet den Zweifel an der Zulässigkeit der Kombination von Mission und wissenschaftlicher Forschung als im höchsten Grade unverständig.

Nicht selten hört man das bestechende, aber irreleitende Axiom: „Der Europäer muß zuerst die Naturmenschen zivilisieren und dann im Christentum unterrichten; die Erziehung des Naturmenschen zum Kulturmenschen ist die Hauptaufgabe der Mission, die zuerst erfüllt werden muß." Die Kultur ist nicht erster Hauptzweck, sondern die notwendige Folge der Christianisierung, die ja den ganzen Menschen in ihren Wirkungskreis zieht. Einen praktischen Beweis, ein wahres argumentum ad hominem der Verkehrtheit jenes Satzes teilte Rev. Dr. Chambers auf der allgemeinen Missionskonferenz zu London (Juni 1888) mit. Der Bischof Colenso (Natal) hatte den Versuch gemacht, Zulujünglinge zuerst zu zivilisieren und danach sie im Christentum zu unterweisen. Nachdem sie jahrelang an zivilisiertes Leben gewöhnt worden waren, ließen sie alles, auch die Kleider liegen und machten sich fort. Der Bischof kam gleich darauf zu einem amerikanischen Missionar, gab ihm 50 Lst. für seine Station und erklärte: „Sie hatten recht, und ich war auf unrechtem Weg."

Die Mission hat zwar vorzugsweise die sittliche Verbesserung des Lebens zum Ziele; aber wie damit auch praktische Erfolge Hand in Hand gehen, zeigt sich schon handgreiflich an der Umgestaltung des ganzen Familienlebens, die durch die christliche Ehe bei den Naturvölkern bewirkt wird, und ganz besonders in Afrika. Dort hat unter vielen Negervölkern die Frau die Hauptarbeitslast zu tragen, und die Polygamie hat den Hauptzweck, möglichst viele Arbeitsleistungen durch mehrere Frauen zu erzielen. Mit der christlichen Monogamie ändert sich die Stellung der gleichberechtigt gewordenen Frauen. Der Mann muß an der Bearbeitung seines Ackers teilnehmen oder sie auch allein verrichten; und, da er weniger Arbeitskräfte zur Verfügung hat, sucht er sich Erleichterung durch verbesserte Arbeitsmittel zu verschaffen: er lernt neben der Hacke,

Grabscheit und Pflug gebrauchen; schafft sich einen Wagen an und kommt dazu, seine Erzeugnisse auf entfernte Märkte zu bringen. Mit der Betriebsamkeit und der Vermehrung der Bedürfnisse wächst die Lust und der Trieb zur Arbeit, namentlich wenn er durch den Missionar gelernt hat, sich besserer und zweckmäßigerer Kleidung zu bedienen und seine Hütte wohnlicher einzurichten, wenn er zum Unterhalt der Mission und der Schule genötigt wird, regelmäßige Abgaben zu entrichten. Der Neger tritt hierdurch zur Mission nicht in das Verhältnis eines Sklaven oder Hörigen; denn er behält ja die freie Verfügung über sich selbst, aber er unterliegt, wie auch in Europa jeder Arbeiter, einem bedingungsweisen Zwange, d. h. er kann Geld oder Ware nur durch bestimmten Lohn für Arbeitsleistung erlangen; jeden andern Zwang weist die Mission von sich. Daß auf diese Weise der auf Sittenverbesserung gerichtete Missionsbetrieb eine segensreiche Erziehung zur Arbeit in sich schließt, hat sich besonders in Südafrika und auf manchen Missionen der Südsee in überzeugendster Weise gezeigt. Wenn z. B. die 18000 christlichen Eingeborenen der südafrikanischen Berliner Missionsstationen im Jahre 1885 an Gemeindeabgaben und Stolgebühren, sowie an Schulgeldern 79592 Mark und von dieser Summe über 20000 Mark an freiwilligen Beiträgen zahlten; wenn dort eine Familie von sechs Personen durchschnittlich jährlich 27 Mark für kirchliche Zwecke abgeben konnte, so ist dieses doch ein schlagender Beweis, daß diese Eingeborenen, durch die Mission zivilisiert, arbeiten gelernt haben und aus freier Selbstbestimmung noch über die nötigen Leistungen hinaus freiwillige Arbeitserträge zu „Kulturzwecken“ übrig haben. Die evangelischen und katholischen Missionszeitschriften enthalten zahlreiche Beispiele ähnlicher Erziehung zur Arbeit, ähnlicher zivilisatorischer Erfolge. Der Militärarzt Dr. Gunn wohnte in Lagos einer von 1200 Schwarzen besuchten „Bibelversammlung“ bei, auf welcher die Kollekte 60 Lst. (eine Mark pro Kopf) betrug. Man versuche einmal in Deutschland eine gleiche Versammlung zustande zu bringen, auf welcher jeder Teilnehmer eine ganze Mark freiwillig zahlt. Noch beschämender ist, daß, wie A. Merensky als Augenzeuge berichtet („Allg. Missions-Zeitschrift“ 1887, S. 155) eine kleine Außengemeinde Botschabelos, die etwa 200 Seelen zählt, freiwillig einen

eigenen Schullehrer für ihre Kinder angestellt hat, welchem sie 1200 Mark Gehalt zahlt.

Wie die Berliner Mission arbeiten auch die rheinische Missionsgemeinde, die Hermannsburger und die Brüdergemeinde, sowie einige andere englische und amerikanische Missionen. Sie haben nicht nur, wo sie Grundbesitz hatten, für den Ackerbau Musterplätze und Musterfarmen (in der Kapkolonie die früheren sogen. Institute) errichtet und in der Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit nicht selten großartige Erfolge erzielt, sie haben auch den Bedürfnissen entsprechend in Südafrika wie in Westafrika Industrie- und Handwerkerschulen*) ins Leben gerufen, weil in der ersten Zeit, bei dem stetig wachsenden Verlangen der christlichen Schwarzen nach geräumigen Häusern mit Thüren, Fenstern und Schornsteinen, Bauhandwerker vor allem nötig waren, bald aber auch Tischler, Stellmacher, Schmiede und Blecharbeiter reichliche Beschäftigung fanden. Es darf jedoch nicht verschwiegen werden, daß in neuester Zeit bei einigen dieser Industrieschulen der südafrikanischen Mission sich eine Überproduktion von Handwerkern herausgestellt hat, die bei der spärlichen Bevölkerung nicht genug Beschäftigung findet. Infolge dessen ist gegen diese Schulen seitens der weißen Bevölkerung eine große Opposition ausgebrochen, weil dieselben ihnen Konkurrenz machen! Der Schaden läßt sich, wo die Bodenverhältnisse es gestatten, wieder gut machen, indem man die Zöglinge zu regelmäßigem Acker- und Gartenbau anleitet, was allerdings in gewöhnlichen Tagesschulen weniger möglich ist wie in Anstalten. So wurde auf der Bremer Missionskonferenz 1889 berichtet, daß zu Akropong auf der Goldküste die Pensionsschüler an der Arbeit in den Kaffeeplantagen sich beteiligten, daß sie dadurch ihr Schulgeld bestritten und noch Nebenverdienst hatten.

Alle diese praktischen Einrichtungen waren und dürfen überhaupt nicht erster direkter Zweck der Mission sein, die — man kann das nicht oft und eindringlich genug hervorheben — vor allem andern von einem uneigennützigen, pädagogischen, humanen Standpunkte aus

*) Bekannt sind die Baseler Werkstätten auf der Goldküste und die Lovedaler Industrieschule der Freischotten in Südafrika.

eine Erziehung und Umgestaltung des innern Menschen darstellt, die dem rohen Barbaren, wenn auch sehr allmählich, Gesinnungen und Tugenden einpflanzt, die viel nachhaltiger und gründlicher als alles äußerliche Abrichten aus dem innern Menschen heraus zu ihrer praktischen Bethätigung treiben, die dem wirklich christianisierten Eingeborenen als freiem Manne jene „Arbeitslust", jenes „Bedürfnis freiwilliger, freudiger Arbeit" giebt, welches Zwang oder Gewinnsucht bei dem Knechte, dem Hörigen oder Sklaven niemals hervorzurufen vermag, ohne welches aber eine dauernde Kultur nicht möglich ist. Man mag hierin den Hauptgrund des Verfalls aller Staaten Südamerikas erkennen. Mit Sklaven und gezwungenen Arbeitern wird jede Kolonie auf den Sand gebaut. Bei vielen Negervölkern hält der „freie Mann" es für sich als eine Art Schande zu arbeiten; die Mission bewirkt und soll zunächst bewirken eine Umgestaltung dieser egoistischen Gesinnung, und dieses geschieht durch die Lehren des christlichen Sittengesetzes und der Menschenliebe, durch die Gewöhnungen eines neuen Familienlebens, das Monogamie, Gleichheit und menschliche Behandlung der Frauen, gute Erziehung der Kinder an die Stelle der alten Barbarei setzt. Die Missionare sind keine Apostel der „Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit" im Sinne der Franzosen, welche diese schönen Dinge vermittels der Guillotine zu verbreiten unternahmen und schließlich mit ihrer Revolution Schiffbruch litten, weil sie die „Umgestaltung des innern sittlichen Menschen" beiseite gelassen hatten. Die Mission hat eine Hauptaufgabe bei der Kolonisation, welcher sie durch Bildung selbständiger christlicher Gemeinden unter eigenen Ältesten oder Pastoren ihre dauerhafte soziale Grundlage giebt. Es ist das große Verdienst englischer und namentlich amerikanischer Missionare, nach dieser Seite hin das eigentliche Ziel der Missionsarbeit schon vor langen Jahren deutlich erkannt zu haben. Allmählich hat sich dann aber diese Ansicht fast in der ganzen evangelischen Mission die allgemeine Anerkennung verschafft, und mehr und mehr streben jetzt alle evangelischen Missionsgesellschaften der Erreichung dieses Zieles nach*). Bedeutende Erfolge hat man schon

*) Vgl. die gediegene Abhandlung über „Die Ziele der evangelischen Mission" im Januarhefte 1888 der Berichte der rheinischen Missionsgesellschaft.

erzielt, welche durch die in den letzten Jahren errichteten zahlreichen Seminare für Erziehung eingeborener Lehrer und Missionsgehilfen stetig wachsen werden. In englischen und amerikanischen Missionen, z. B. in einigen Gegenden von Hindostan, ist man damit schon so weit vorgeschritten, daß ein synodaler Zusammenschluß von Gemeinden stattfindet, wodurch die so ersprießliche selbständige Entwickelung des kirchlichen Lebens befördert und der Bildung einer vom Mutterlande unabhängigen Kirche vorgearbeitet wird. Höchst erfreulich ist nach einer Mitteilung von Pfarrer G. Kurze, daß sich im vorigen Jahre die indischen Missionsgemeinden auch der Leipziger Missionsgesellschaft zu einer Tamulischen Synode zusammengeschlossen haben. — Beim Studium der Missionsdinge in Afrika bin ich bereits vor einigen Jahren auf die Erfahrung gestoßen, daß solche protestantische Gemeinden von Eingeborenen ziemlich fest zusammenhalten und sogar längere Zeit sich selbst überlassen nicht in das Heidentum zurückfallen *). Gemeindebildung ist jedoch kein Ergebnis einer bloßen Unterweisung in theoretischen, dogmatischen Wahrheiten; es muß damit von vornherein eng verbunden sein die äußere Zucht und die Gewöhnung der Bekehrten an bestimmte Ordnung, Regel und Sitte. Aber es scheint nach Berichten einiger Forschungsreisenden, daß von gewissen protestantischen (englischen) Missionen hier und da das Schwergewicht nicht auf die praktische Seite des Christentums, auf Sittenverbesserung und Herzensbildung gelegt wird, sondern auf dogmatische Predigt, auf Gebet und Gesang. Auch Pfleiderer (siehe weiter unten) scheint dieser Überzeugung zu sein. Doch ist jedenfalls, wie wir an einem Beispiele nachweisen werden, von diesen Reisenden, die sich nur sehr kurze Zeit an Ort und Stelle aufhalten konnten, manchmal zu flüchtig geurteilt worden. In der Südsee können die protestantischen Missionen wahrhaft bewundernswerte Erfolge aufweisen. Trotzdem berichtet der sonst mit Recht beliebte und angesehene Reporter der „Kölnischen Zeitung" (10. Febr. 1889) folgendes von den Salomons-Inseln:

---

*) Vgl. mein Buch: „Deutsch-Afrika", wo (S. 297—303) nach Dr. Gundermann Abeokuta als Bild einer sieben Jahre lang sich selbst überlassenen Christengemeinde in einer westafrikanischen Stadt geschildert ist.

„Die deutschen Salomons-Inseln stehen schon seit längerer Zeit in Handelsverkehr mit Europäern und kennen daher viele europäische Erzeugnisse. Im November 1888 besuchte der Landeshauptmann Geheimrat Krätke den Häuptling Gorai in Begleitung des Herrn Zöller, des bekannten Forschungsreisenden und Korrespondenten der ‚Köln. Zeitung‘. Gefragt, ob er gern Missionare bei sich sehen würde, erwiderte Gorai ohne Umschweife: nein. Und weshalb denn nicht? lautete die zweite Frage. Weil meine Leute alsdann nicht mehr würden arbeiten wollen. Es ist das wohl, sagt Zöller, die vernichtendste Kritik, die jener bei den meisten englischen Missionsgesellschaften maßgebenden Richtung, die Eingeborenen bloß zum Beten, aber nicht zum Arbeiten und dementsprechend zu faulem, unnützem und unverschämtem Gesindel zu erziehen, hätte zuteil werden können. Die Reihenfolge sollte meines Erachtens sein: in erster Linie Arbeit, Hochachtung vor dem Weißen und Anleitung aus einem Faulpelz ein nützliches Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden. Und dann erst Beten. Fängt man aber mit dem Beten an, so halten diese Naturkinder alles Weitere für überflüssig. Es tritt dann bloß eine starke Steigerung der früheren Faulheit auf, zu der eine vorher nicht vorhandene Selbstüberhebung und Unverschämtheit hinzukommt. Die einzigen mir bekannten Missionare, deren Thätigkeit, weil sie vorwiegend darauf beruht, die Eingeborenen zur Arbeit und zur Demut und erst auf diesem Wege zur Gottesfurcht zu erziehen, durchaus und in jeder Hinsicht segensreich ist, sind die französischen Missionare. (Siehe hierüber weiter unten.) Gelingt es weniger vorsichtigen Missionaren erst einmal, das Gift des Hochmuts einem bisher unverdorbenen Naturvolke beizubringen, so haben sie mehr Unheil angerichtet, als sie in Jahrhunderten wieder gut machen können. Die Engländer begehen vielfach den Fehler, als Missionare die ersten besten Leute, die einen oberflächlichen Missionsunterricht genossen haben, herauszusenden, während doch gerade für solche Thätigkeit die besten, die klügsten und aufopferndsten Männer, über die man verfügen könnte, eben gut genug sein würden.“

Um den Leser nicht zu verleiten, aus einem einzelnen Falle einen allgemeinen Satz zu ziehen, der durchaus irrtümlich ausfallen müßte,

fügen wir folgende Bemerkungen bei: 1) Die Aussendung unfähiger englischer Missionare ist bei weitem keine Regel, wie man nach Zöller schließen könnte, sondern höchstens eine Ausnahme, was schon die bedeutenden Erfolge der englischen Missionare in der Südsee und in Australien handgreiflich beweisen. 2) Wie Pfarrer G. Kurze mit Recht bemerkt, ist der Ausspruch eines unbedeutenden Häuptlings um so weniger maßgebend für ein allgemeines Urteil, da die melanesische Mission, zu deren Arbeitsfelde die Salomons-Inseln gehören, besonders in ihrem Zentralinstitut auf der Norfolkinsel, streng darauf hält, daß ihre Zöglinge zu nützlicher Arbeit angeleitet werden. Man muß sich also gerade beim Missionswesen hüten, durch allgemeine Sätze ungerecht gegen die mühsame Kulturarbeit der Missionare zu werden! (Siehe indessen „Anhang" über die politische Thätigkeit der englischen Missionare.)

Die dogmatische Predigt wird nicht ausgeschlossen, weil zur Christianisierung eine positive Grundlage geschaffen werden muß. Allein es wäre ein höchst verderblicher Mißgriff, wenn man den Heiden nicht das einfache, schlichte Evangelium von Gottes Reich und Gerechtigkeit und von unserer Bestimmung als Kinder Gottes einander zu lieben und uns sittlich zu vervollkommnen brächte, sondern ein kompliziertes und exklusives Dogmensystem, Produkte der christlichen Kirchengeschichte, deren richtiges Verständnis den Heiden nicht zugänglich ist, „weil ihnen, wie Prof. Dr. Pfleiderer *) richtig bemerkt, alle Kulturvoraussetzungen derselben fehlen, da sie überhaupt keine Kultur oder eine auf ganz anderer Grundlage beruhende und in ganz anderer Entwickelung verlaufende Kultur haben." Und dieses gilt für alle Konfessionen, die sich über Dinge in den Haaren liegen, verketzern und verfolgen, von welchen, sie genau besehen, ebenso viel wissen können, wie von der Landkarte der hintern Mondhälfte. — „Mag immerhin die heutige Christenheit", sagt Dr. Pfleiderer (S. 5), „an diesen Dogmen einen religiös wertvollen Sinn herausfinden,

*) Prof. Dr. Pfleiderer, Die erzieherische Aufgabe der christlichen Kulturvölker an der nichtchristlichen Menschheit. Einzelabdruck aus der „Zeitschrift für Missionskunde und Religionswissenschaft". Berlin, Haack, 1885.

indem sie die harte Schale derselben vermöge ihrer höheren Verstandes- und Gemütsbildung zu überwinden vermag, so ist doch kaum zu erwarten, daß dieses auch den Heiden möglich sein werde; sie werden überhaupt nichts damit anzufangen wissen, oder es wird sich ihr Verstand an den Dogmen geradezu stoßen und ärgern, in beiden Fällen aber werden sie durch dieselben nicht zum christlich-sittlichen Leben erzogen werden können." — Das Gesagte ließe sich durch wahrhaft drastische Beispiele illustrieren, allein wir wollen hier niemanden in seinen Überzeugungen verletzen.

Die dogmatische Predigt soll sich also in gewissen Grenzen halten, die dem Begriffsvermögen der Heiden nicht unübersteiglich sind. Von vornherein muß damit, wie oben schon gesagt wurde, das praktische Christentum Hand in Hand gehen, und in dieser Hinsicht ist auch die Einwirkung des persönlichen Vorbildes des Lebens der christlichen Missionare von außerordentlicher Bedeutung, ja man darf derselben unbedingt viele, vielleicht die meisten der bisher erzielten Erfolge zuschreiben. Daß die im Cölibate lebenden katholischen Missionare und Ordensschwestern bedeutende Erfolge erzielen können und wirklich vielorts erzielt haben, wird kein unparteiischer Kenner der außereuropäischen Kolonieen in Abrede stellen; und es wird dieses noch in höherem Maße durch Herstellung engerer Beziehungen zu unserem Vaterlande der Fall sein, wenn sie in deutschen Kolonieen neben den Sprachen der Eingeborenen auch unserer deutschen Muttersprache statt des Französischen Eingang verschaffen, was ja der konfessionellen Seite der Mission keinen Eintrag thut. Wir stehen dagegen nicht an, unsere Überzeugung auszusprechen, daß wir das Beispiel der Familie eines verheirateten Missionars für wirksamer und nachhaltiger ansehen. Die allgemeine Erfahrung aller evangelischen Missionsgesellschaften bestätigt dieses. War doch selbst der heilige Petrus verheiratet und nahm seine Frau auf seinen Missionsreisen mit sich, und ebenso thaten die übrigen Apostel und „Brüder des Herrn" mit Ausnahme des Barnabas und Paulus, welch letzterer trotzdem für sich die Macht (τὴν ἐξουσίαν) „eine Schwester zum Weibe mit sich herumzuführen" in Anspruch nimmt und 1 Tim. 4, 1—3 diejenigen, welche verbieten ehelich zu werden, in Kraftausdrücken brandmarkt, die ihm heute ganz gewiß eine richter-

liche Verurteilung zuziehen würden! Man vergesse nicht, daß wir hier speziell nur die Missionare ins Auge fassen.

Selbst von katholischer Seite kommen über die Vorzüge der Mission durch verheiratete Sendboten höchst beachtenswerte Erfahrungen zum Ausdrucke. So in der „Revue des deux mondes“, 15. juin, 15. aout 1886:

„Das Familienleben, dem sie (die englischen Missionare) auf ihren fernen Sendungen nie entsagen, giebt ihnen einen großen Vorteil vor den katholischen Priestern in die Hand ... Ich weiß, daß man schon viel über die en famille evangelisierenden Prediger gespöttelt hat, und es ist wahr, man findet hier (in Südafrika) ihre Namen selten in den Verzeichnissen blutiger Märtyrergeschichten; vielleicht aber wäre es anderswo ebenso, wenn das apostolische Amt sich immer innerhalb der ihm gesteckten Grenzen gehalten hätte. Ihre Frauen sind ihnen auch eine große Hilfe bei allem, was häusliches Wohlsein betrifft. Sie üben in und außer dem Haus einen sympathischen Einfluß, der viel zum Gedeihen der englischen Missionen beiträgt. Geeigneter als die Männer, sich bei Frauen und kranken Kindern einzuführen, gewinnen sie durch ihre Dienstleistungen leichter als jene die Herzen. Die Wilden können sich auch einen Evangelisten kaum unverheiratet denken. Als katholische Missionare mit barmherzigen Schwestern auf Inseln der Südsee landeten, betrachteten die Eingeborenen sie als die Frauen der Priester und ließen sich diese Meinung schlechterdings nicht aus dem Kopfe bringen. Streite wer da will über die vielbesprochene Frage der Ehe der protestantischen Prediger; ich meinesteils gestehe, daß mir keine andere Stellung des Weibes schöner und edler erscheint, als die der Gattin eines Missionars, und Gott sei Dank, die Erfahrung zeigt, wie sehr dieses Gefühl von den unglücklichen Völkerschaften geteilt wird, deren Augen man zu öffnen sucht. So lange wir hier ledig waren, schreibt der (protestantisch-französische) Missionar Casalis, sahen die Basutos in unserem Dasein etwas Rätselhaftes und Verdächtiges. Man sagte sich um uns her viel darüber ins Ohr; die Auslegungen waren verschieden, aber alle ungünstig. Alles gewann ein anderes Ansehen von dem Tage an, da die ‚Mägde Christi‘ durch ihre Ankunft die Leute über die Dauer

unseres Werkes beruhigten, die Würde des geistlichen Standes in ihren Augen herstellten und das Beispiel eines fleißigen Besuches des Gottesdienstes gaben ... Frau Moffat teilte sich mit ihrem Manne in die Arbeit, beide predigten durch ihr Beispiel wie durch ihr Wort und wurden nicht müde, wo sich eine Gelegenheit zeigte, einem Gliede des Volkes ihrer Wahl irgendeinen materiellen Dienst zu leisten."

Über den Einfluß, den die Frau eines Europäers auf die Neger gewinnen kann, spricht sich ebenfalls ein Afrikakenner, Herman Soyaux („Deutsche Arbeit in Afrika." Erfahrungen und Betrachtungen. Leipzig 1888. S. 115), aus: „Eine unverheiratete Dame ist dem Neger ein Rätsel: Was thut sie? fragt er verwundert. Nicht die ‚Lady', die nach den landläufigen Vorstellungen nichts weiter thut, als sich bedienen zu lassen, sondern die sorgsame Wirtin, welche im Hause von früh bis spät anordnend und wirtschaftend thätig ist, die deutsche Hausfrau! Die Hausdienerschaft wird von ihr, sobald sie auch Ernst und Strenge im Bedarfsfalle walten läßt, bald Wunderdinge in ihren Dörfern erzählen, und die Eingeborenen werden sich bemühen, ihre Kinder in einem Hause unterzubringen, in welchem sie von der weißen Frau nach europäischem Muster kochen, nähen und andere Künste erlernen können, wie sie das deutsche Weib pflegt. Ich glaube sogar, daß der Einfluß der Hausfrau ein sehr wesentlicher werden kann, weil er sich bei Negern beiderlei Geschlechts bereits in jungen Jahren geltend machen läßt. Es bedarf hier wohl kaum der Versicherung, daß ich eine Übersiedelung von Frauen nur unter gewissen Bedingungen das Wort reden kann; soll das Weib auch das Los des Mannes teilen, so wird er doch alles thun, um ihr dasselbe zu erleichtern, gewissen Komfort vorbereiten und ihr ungeschminkt das schildern, was ihrer harrt: die Erfüllung einer großen Aufgabe unter manchen Entbehrungen, an seiner Seite, Mithilfe in seiner Arbeit. — Es ist vor allem zu beachten, daß Frauen nur dorthin gehen, wo man im Bedarfsfalle ärztliche Unterstützung und Pflege haben kann."

Das Haus eines verheirateten Missionars ist eine auf alle äußeren Lebensverhältnisse einwirkende Kulturstätte, sozusagen eine permanente Ausstellung, welche mit Hilfe der Gattin des Missionars

nicht wenig die Frauen der Eingeborenen anzieht, belehrt, zu Nachahmungen reizt, zur Annahme europäischer Dinge und Angewöhnungen bringt; es ist, kurz gesagt, eine praktische Lehranstalt zur Verbreitung abendländischer Kultur. Es ist nicht wahr und durch eine Reihe glänzender Beispiele widerlegt, daß ein Missionar, der Frau und Kinder hat, weniger mutvoll, weniger aufopferungsfähig als ein unbeweibter sei. Die Geschichte der Missionen zählt eine Reihe von heldenmütigen Missionarsfrauen auf, die ihren Gatten auf den gefahrvollsten Reisen begleiteten, ihm als verständige Gehilfinnen im Missionswerke zur Seite standen und durch ihre Einwirkung auf das weibliche Geschlecht, auf die verheirateten Weiber wie auf die weibliche Jugend die Missionsarbeit in hohem Grade förderten. Ein chinesischer Missionar schreibt hierüber („The Miss. Herald" 1871, 284): „Unsere Weiber helfen uns das Evangelium predigen, und sie predigen gerade ein Stück davon, das wir nimmer predigen können, und predigen dieses Stück in sehr wirksamer Weise. Wir haben in China unter unseren Bekehrten eine große Anzahl Frauen. Ich hätte es nie dahin bringen können ohne die Hilfe meiner Frau. Die chinesischen Frauen würden vor mir weglaufen; ich hätte nicht eine herbeiziehen können; aber mein Weib kann ihrer so viele herbeiziehen, als ich es begehre." — Ähnliche Zeugnisse ließen sich hunderte beibringen: sie beweisen, daß die Frau des Missionars dessen Arbeit nicht hemmt, sondern ergänzt und fördert, daß eben dadurch die scheinbar größeren Kosten des Unterhaltes von ganzen Familien statt einzelner Männer mehr als ausgeglichen werden.

Vertieft man sich in die Kenntnisnahme des aufopferungsvollen Lebens so vieler Missionarfamilien mitten unter den Wilden und sieht, wie ihr ärmliches, bescheidenes Haus der Brennpunkt eines neuen Lichtes wird, das weithin nach allen Richtungen hin ausstrahlend, eine ganze Völkerschaft den Segnungen der Zivilisation zugänglich macht, so kann man es nur tief beklagen, wenn von dem Leben einzelner an der Küste in komfortabeleren Verhältnissen lebenden englischen Missionare auf die Wirksamkeit ganzer Missionsgesellschaften geschlossen wird, wenn dadurch selbst konfessionelle Vorzüge oder Nachteile begründet werden. — Auf der allgemeinen Missions=

konferenz in London im Juni 1888 bildeten die römisch-katholischen Missionen den Gegenstand einer ganzen Sitzung. Es wurden anerkannt: die sichtbaren, wenn auch langsameren Fortschritte der römischen Missionen (Dr. Vicars, Montreal), die Verdienste der römischen Missionspriester, ihre Tapferkeit, ihre Bereitwilligkeit zu dienen und zu sterben (Propst Vahl, Kopenhagen), ihren lobenswerten Wandel (Dr. Murray, Mitchell); selbstverständlich wurden auch ihre Mißgriffe hervorgehoben. Es wäre in hohem Grade zu wünschen, daß die protestantischen Missionare allseits, auch von Forschungsreisenden, mit gleicher Objektivität und Wahrheitsliebe besprochen würden; daß letztere, wie nicht selten geschieht, von ihren Beobachtungen und Erfahrungen, die sie nur auf einer Linie oder an einem einzelnen Orte gemacht haben, nicht voreilig die ganze Thätigkeit einer Missionsgesellschaft verdammten.

Auf Unkenntnis der Leistungen der Missionare in ihrer praktischen Thätigkeit und für die Wissenschaft (Geographie und Linguistik) beruht auch der Vorwurf, daß diese Männer größtenteils wenig gebildet und aus den unteren Volksklassen hervorgegangen seien. Es ist ja möglich und wahrscheinlich, daß die etwas eckigen und steifnackigen Engländer und Schotten nicht viele gesellschaftliche Geschmeidigkeit und Höflichkeit zur Schau tragen und wenig französische „Salamalecs" machen, aber wenn wir in Betracht ziehen, was der Bauernsohn Dr. Krapf, der Weber Livingsstone, der Schlosser Williams und der Schuhflicker Carey — vom Zimmermannssohne!! zu schweigen — zustande gebracht haben, so müssen wir über diesen Vorwurf mit Bedauern die Achsel zucken. Zudem werden in England die aus höheren Ständen stammenden Missionare immer zahlreicher; die Church M. Society hat heute 110 (d. i. mehr als ein Drittel aller ihrer Arbeiter) auf der Universität graduierte Missionare in ihrem Dienst, und die Missionsseminare geben ihren Zöglingen eine nicht unbedeutende theologische und allgemein wissenschaftliche Bildung. Als Bibelübersetzer, Erzieher von eingeborenen Mitarbeitern, Organisatoren und Leiter haben eine stattliche Anzahl bloß seminaristisch gebildeter Missionare Ausgezeichnetes geleistet. Auf der Bremer Missionskonferenz 1889 wurde von vielen Seiten bezeugt, „daß diese aus Seminaren hervorgegangenen Missionare in ihren Erfolgen

keineswegs weit hinter eigentlichen Theologen zurückständen, daß sie an ihrer wissenschaftlichen Fortbildung gewöhnlich viel treuer als diese arbeiten, abgesehen davon, daß das Leben unter fremden, komplizierten Verhältnissen, die wirkliche Bewältigung fremder Sprachen u. s. w. einen eminent fortbildenden Einfluß übe. Wenn man nach 12—15 Jahren die früheren Missionszöglinge einmal wiedersehe, so sei man ganz erstaunt, nicht bloß was für charakterfeste, sondern auch was für gebildete Männer sie geworden seien". — Dieselbe Erfahrung hat man bei den katholischen Missionaren gemacht, die also nicht, wie Zöller u. a. Reisenden meinen, eine Ausnahme bilden.

Da die Notwendigkeit vorliegt, für das ungeheure über den ganzen Erdball ausgedehnte Missionsfeld viel zahlreichere deutsche Mitarbeiter als bisher heranzuziehen und dieser Notstand gegenwärtig in den deutsch-afrikanischen Kolonialgebieten besonders scharf hervortritt, so hat jene Konferenz es für wünschenswert erklärt, „daß bei der gegenwärtig stetig wachsenden Überproduktion der Universitäten an evangelischen Theologen gesunde, befähigte, gläubige Kandidaten und junge Pfarrer sich dem Missionsdienst unter den Heiden zuwenden möchten, wozu Teilnahme und Verständnis in weiteren Kreisen wie bisher, namentlich auch unter der akademischen Jugend zu verbreiten sei."

Jeder wird sich schon aus deutsch-nationalem Interesse diesem Wunsche anschließen. Wenn wir sehen, mit welchem Eifer und Erfolge die englischen und französischen Missionen in Ostafrika thätig sind (in unserm Buche sind manche Einzelheiten darüber mitgeteilt), wie sie uns die schönsten Arbeitsfelder vorwegnehmen, so scheint es die höchste Zeit zu sein — nicht den englischen oder den französischen Missionaren etwas zu nehmen oder zu schmälern, woran kein Vernünftiger denken kann — sondern einen größeren kompakten Teil der deutschen Interessensphäre mit deutschen Missionen zu besetzen, um denselben faktisch und dauernd für Deutschland zu gewinnen. Das fast 20000 Quadratmeilen große Land bietet Raum genug, wo beide Konfessionen mit deutschen Missionaren ungestört weite Gebiete bearbeiten können; nur müssen, leider erfahrungsgemäß, die Arbeitsfelder nicht durcheinander und ineinander geschoben werden; es darf

sich keine Konfession in das von einer andern bereits besetzte Gebiet, friedenstörend und andere Sendboten verketzernd, hineindrängen, wodurch nicht selten unter den Wilden, die nicht anders argumentieren können, Blutvergießen hervorgerufen worden ist. Fanatikern dürfte übrigens unter deutscher Verwaltung gründlich das Handwerk gelegt werden.

Wenn vor 1886 eine katholische Missionskarawane von Bagamoyo aus in das Innere zog, wurde ihr eine französische Fahne vorangetragen; das wird jetzt nicht mehr vorkommen können: die katholischen Missionen brauchen sich nicht mehr den Kongregationen von Lyon und Paris anzuschließen; es ist eine deutsche katholische Mission im Benediktinerkloster St. Odilien in Niederbayern geschaffen worden, welche bereits Missionare nach Ostafrika gesandt hat; auch wird im Rheinlande die Gründung eines eigenen katholischen Missionsseminars geplant. Ohne Zweifel wird durch die wohlorganisierte großartige Wirksamkeit der Orden diese deutsche katholische Mission in wenigen Jahren einen bedeutenden Aufschwung nehmen, wogegen die drei jungen deutschen Gesellschaften, welche auf evangelischer Seite in Ostafrika thätig sind, schwerlich aufkommen können. Die jetzige deutsch-ostafrikanische Missionsgesellschaft unter Pastor Diestelkamp verdient die ausgedehnteste Unterstützung. Bisher hat sie nur wenige Missionare hinaussenden können, aber nach den Erfahrungen, die wir an den 17 ostafrikanischen Stationen gemacht haben und nach einer Berechnung der Bedürfnisse für eine intensivere Kultivation und definitive, umfangreichere Besitzergreifung und Christianisierung des Landes müssen wenigstens 35—40 Stationen mit 70—80 evangelischen Missionaren besetzt werden, um zwischen dem Tanganyika und der Seeküste ein zusammenhängendes Missionsgebiet nördlich von dem katholischen resp. englischen zu schaffen, welches heute bereits von Sambesi über den Nyassa und Tanganyika bis zum Ukerewe eine Längenausdehnung von mehr als 1000 km hat. Wie großartig und schwierig das Kulturarbeitsfeld ist, welches unserer in Deutsch-Ostafrika harrt, geht schon daraus hervor, daß auf diesem weiten Ländergebiet 54 Völkerschaften mit verschiedenen Dialekten leben. Der Missionar Last, der 14 Jahre lang (von 1871—1884) das Land studierte, giebt in seiner „Polyglotta africana orientalis" Sprach-

proben und Vokabelsammlungen dieser Sprachen, deren Zahl noch größer sein soll *). Das Verständnis dieser Thatsache muß auch den schläfrigsten deutschen Michel aufrütteln, wenn er überhaupt noch aus seinem byzantinischen Dusel zu erwachen imstande ist.

Wir fühlen uns gedrungen, hier noch auf eine für unsere ostafrikanische Kolonie höchst wichtige Sache hinzuweisen, welche zwar gegenwärtig zu Berlin in den Vordergrund der Missionsarbeit getreten und von den berufensten Männern in die Hand genommen worden ist, die aber unter dem Tageslärm in weiteren Kreisen des deutschen Volkes nicht die Aufmerksamkeit und Teilnahme erregt, welche sie verdient. Wir meinen die Krankenpflege in den Kolonieen.

Es ist wohl mit Zuversicht zu erwarten, daß nach Niederwerfung des Aufstandes und Wiederherstellung der Ruhe die Kolonisation des Landes umfangreicher und energischer wie früher unternommen werden wird, daß die zahlreicheren Plantagen und Missionsstationen, die zu erbauenden Eisenbahnen nach dem Tanganyika und Ukerewe eine weit größere Anzahl Deutscher wie bisher als Beamte, Plantagenleiter, Gärtner, Botaniker, Techniker, Bergleute, Militärs nach Ostafrika ziehen werden; ebenso sicher ist es aber, daß dann viele unserer Landsleute dem Klima den unvermeidlichen Tribut zahlen und sich nach sanitären Verpflegungsanstalten umsehen müssen. Die Engländer, welche, wie wir oben sahen, eine ansehnliche Zahl von Missionsärzten und reichliche Mittel haben, können überall in ihren Kolonieen Krankenpflege=Bedürfnissen schnell abhelfen und ärztliche Stationen errichten; den Katholiken stehen durch ihre Orden so viele Krankenpfleger und Hospitalschwestern zugebote, als sie nötig haben mögen, und es ist zu erwarten, daß der „Antisklaverei=Kreuzzug“, mag er nun praktische Erfolge haben oder nicht, schließlich jedenfalls

---

*) Bei der Erwähnung der verdienstvollen Arbeit von Last geben die „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission Juni 1889“ eine sehr lesenswerte kurze Darstellung der Charaktereigenschaften dieser Völkerschaften nach den Erfahrungen dieses Missionars. Die kleine Zeitschrift (Preis: 1,50 Mk. vierteljährlich), die von einem der tüchtigsten Afrikakenner Dr. C. G. Büttner redigiert wird, kann man allen, die sich für unsere Kolonieen interessieren und auch als Hauslektüre nicht warm genug empfehlen.

B.

unter der katholischen Bevölkerung das Interesse für Heidenmission und damit den Zufluß der Geldmittel zu diesem Zwecke bedeutend vermehren wird.

Die deutschen Protestanten, welche an der evangelischen Missionsbewegung pekuniär noch nicht mit einem Zwölftel, an Zahl der Glaubensboten mit einem Sechstel beteiligt sind, die hunderte unbeschäftigte Ärzte zur Verwendung in den Kolonieen haben könnten, sind auch in der Krankenpflege zurückgeblieben, was sich aus der langsamen, mit sonstigen Hindernissen aller Art kämpfenden Entwickelung unserer noch so jungen Kolonieen erklären läßt. Der jüngste Verlauf der ostafrikanischen Dinge hat nun die Notwendigkeit einer ausgedehnten Krankenpflege durch Errichtung von Krankenhäusern und Lazaretten auf dem Festlande so unabweisbar gemacht, daß die Berliner Missionsfreunde sich durch Anregung des verdienstvollen Pastors Diestelkamp veranlaßt sahen, sich der Sache anzunehmen und zunächst die Errichtung eines neuen, großen Krankenhauses in Sansibar zu erstreben. Infolge dessen führten Verhandlungen der Missionsgesellschaft für Ostafrika mit dem „Deutschen Frauenverein für Krankenpflege in den Kolonieen“ dazu, daß letztere ein fliegendes Lazarett auf dem Festlande errichtete, und ein Haus in Sansibar zum Hospital eingerichtet wurde, welches als Oberin die Schwester Gräfin Asta Blücher leitet, während Fräulein v. Borcke in Begleitung eines Arztes nach dem Festlande ging. Beide Damen sind durch den Johanniter-Orden ausgebildet worden, welcher hierdurch seine segensreiche Thätigkeit auch auf unsere Kolonieen ausgedehnt hat.

Endlich sind in Berlin einige bedeutende Ärzte zusammengetreten, um eine „Zentralstelle für die Ärzte in den Tropen“ zu bilden und um auf den Vorschlag Professor Kochs auch die Krankenhaussache zu fördern. In Dresden, Frankfurt, Hamburg, Wiesbaden arbeiten Komitees für denselben Zweck. So höchst anerkennenswert diese schönen Anfänge sind, so wenig werden sie in naher Zukunft den oben bezeichneten Bedürfnissen Genüge leisten können, und es wäre sehr zu wünschen, daß eine lebhaftere Agitation weitere Kreise zur Teilnahme veranlaßte. Das so segensreiche Institut der Diakonissen von Kaiserswerth, welches seine Krankenschwestern auch in überseeische Länder hinaussendet, verdient eine größere Unterstützung.

Mit drei oder vier Missionsärzten vertreten sie allein die evangelische Krankenpflege im überseeischen Auslande. Nicht nur durch vorzüglich geschulte Krankenpflegerinnen leisten dieselben der Mission höchst wichtige Dienste; die Lehrschwestern sind auch mit gleicher Aufopferung in Schulen und Waisenhäusern thätig. Aus eigener Anschauung können wir mit Überzeugung sagen, daß die Diakonissen in verständiger, liebevoller Pflege der Kranken den katholischen barmherzigen Schwestern durchaus nicht nachstehen. Welch' bedeutende Kulturarbeit die Diakonissen unter den Mohammedanern verrichten, mag man aus Disselhoff „Denkschrift zur 50jährigen Jubelfeier des Diakonissen-Mutterhauses 1886" entnehmen.

Es ist außerordentlich erfreulich, und war auch nicht anders zu erwarten, daß Ihre Majestät unsere allergnädigste Kaiserin Augusta Viktoria mit warmer Liebe die Diakonissensache wie alles, was zur Linderung der Notstände des Volkes dient, umfaßt, und unzweifelhaft wird dieses hohe Beispiel eine große Wirkung haben. Allein die Bedürfnisse sind außerordentlich umfangreich, da für das ganze Königreich Preußen kaum 3800 Diakonissen vorhanden sind. Man liest in den „Kaiserswerther Mitteilungen" (Nr. 109, 1889) das Bekenntnis: „Wir können aus Mangel an Schwestern bei immer steigender Not nicht in dem Maße helfen, wie es das Bedürfnis erfordert", und die dringende Bitte an die evangelischen Jungfrauen, sich dem edlen Berufe der Krankenpflege zu widmen. — Wir sprechen ohne Rückhalt die Überzeugung, daß diese ergreifende Bitte so lange in weiten Kreisen der weiblichen Jugend wirkungslos verhallen wird, als die ästhetisch-litterarisch-sentimentale Richtung der „höheren" Mädchenerziehung überwiegt.

Die durch Deutschlands Weltmachtstellung stets wachsenden Ansprüche an die ungezwungene Freigebigkeit der wohlhabenden Stände lassen es tief bedauern, daß wir in dieser Hinsicht noch so weit hinter England und Amerika zurückstehen, daß zu Zwecken großartiger Wohlthätigkeit und Menschenliebe die Börsen unserer reichen Industriellen, Kaufleute und Geldmänner sich so spärlich öffnen, während in Amerika und England ein edler, hochherziger Bürgersinn fast in jeder Stadt, auf jedem Kulturgebiete staunenswerte Schöpfungen hervorgerufen hat. Noch jüngst hat ein Kalifornier mehr als eine

Million Dollar hergegeben, um ein Fernrohr aufzustellen, das an Leistungsfähigkeit alle astronomischen Observatorien der Welt so weit übertrifft wie die Frauenhoferschen Gläser die des vorigen Jahrhunderts, und das ganze Teile der Himmelskunde umgestalten wird. Weitverbreitete humane Bildung ist nur dann ein Element der Kraft und Lebensfähigkeit einer Nation, wenn sie mit einer gleichen Summe thatkräftiger Menschenliebe gepaart ist. Diejenige Nation, welche die Menschenliebe allseitig zur größten Entwickelung bringt, wird allein alle anderen überdauern! Von den Religionen gilt dasselbe. Der Besitz der Wahrheit ohne thatkräftige Expansion der Menschenliebe wird sie vor dem Verfalle nicht retten.

An der so oft bespöttelten deutschen Knauserei mögen wohl unsere kümmerlichen Vermögensverhältnisse und staatlichen Zustände lange Zeit den Hauptanteil gehabt haben und mit der eingetretenen Weltmachtsentwickelung des deutschen Kaisertums eine Wandlung zum Bessern zuversichtlich zu erwarten sein. Der Missionssache gegenüber zeigen sich auch in England die höheren Stände sparsam. Nach dem Jahresberichte der C. M. S. pro 1884/85 beteiligen sich die titled classes (Erbadelige) und die wealthy classes (reiche, nichtadelige Leute) an den 60 000 einzelnen Beiträgen im Gesamtbetrage von 200 000 Lst. so wenig, daß sie durch 362 Personen nur 1065 Lst. leisteten. Dagegen sind in England die Gaben von 5 bis 10 Lst. häufig, bei uns selbst die von 1—2 Lst. (20—40 Mk.) selten, obschon es tausende Personen giebt, welche solche Beiträge zahlen könnten.

Die christliche Mission

in der Wertschätzung der Gebildeten und der Forschungsreisenden.

---

1. Die Teilnahmlosigkeit der sogen. Gebildeten und der höheren Stände. Ihre Ursachen.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß in Deutschland unter den sogen. „Gebildeten und den höheren Ständen" die christliche Mission nicht die Wertschätzung genießt, welche sie verdient und die derselben auch von den Engländern und Nordamerikanern in reichem Maße zuteil wird. Es giebt ganze Gesellschaftskreise: Männer der Wissenschaft, Kaufleute, Industrielle, welche der Mission fremd bleiben, ja aus Widerwillen sich jeder Kenntnisnahme derselben entziehen. Diese Teilnahmlosigkeit ist um so befremdender, da sich heute die christliche Mission zu einer der Hauptweltmächte der Zivilisation emporgeschwungen hat, welche auf dem friedlichen Wege des Unterrichts und der Erziehung (die protestantischen Missionen allein arbeiten mit mehr als 13 000 Unterrichtsanstalten und mehr als eine $1/2$ Million Schülern) abendländische Kultur und Gesittung unter den noch immer zahllosen Scharen des Barbarentums verbreitet, und da, wie man an dem Beispiele der Ausbreitung der englischen Weltmacht schon längst hätte erkennen sollen, selbst wichtige nationale Interessen damit eng verbunden sind. Die Mission ist aber die thatkräftige Expansion der religiösen Idee; wo diese Thatkraft erlahmt, da sinkt auch mit der Religion die Gestaltungskraft des höheren geistigen Lebens; denn die Religion ist der Idealismus des

Volkes (wozu jeder Mensch gehört), sie ist der in die Menschheit gelegte ideale Instinkt, das geistige Element, welches die Ausgestaltungen der idealen Triebe beseelt, den Denker über die Schranken der Wirklichkeit erhebt, den Dichter begeistert, dem Künstler seinen Schöpfungsdrang, dem Geschichtschreiber seinen Seherblick giebt. Es wäre eine schlimme Signatur für den Bestand unserer Nationalität, wenn diese Teilnahmlosigkeit, wie einige meinen, den Beweis einer stetig weiter um sich greifenden Schwächung der religiösen Stimmung überhaupt wäre; denn man möge sich in den Kreisen „vornehmer Bildung" keiner Selbsttäuschung hingeben: die Lebensdauer einer Nation, eines Staates beruht in hohem Grade auf seinen sittlichen Kräften; mit dem Verfalle der Religion, mit der Zersetzung des idealen religiösen Bewußtseins beginnt auch der Zusammenbruch der sittlichen Stärke einer Nation; die zersetzten, zusammenhangslosen sittlichen Begriffe verlieren immer mehr ihren leitenden Einfluß auf das geistige Leben, die Sittenlosigkeit findet keine Dämme mehr und mit den letzten Nationaltugenden schwinden auch die letzten Schutzwehren der Nationalität.

Glücklicherweise hat Deutschland trotz des lärmenden Vordrängens des Materialismus einen solchen Verfall nicht zu befürchten, denn es hat eine zu großartige, zu tiefgehende Entfaltung der Idealität in Litteratur und Kunst erlebt; der germanische Stamm ist vom Orient her zu tiefreligiös angelegt, als daß er in den Sumpf einer übertünchten idealitätslosen Barbarei versinken könnte. In dem großen Jahre 1870/71 hat das deutsche Volk eine Prüfung seiner sittlichen Lebenskräfte: der Treue, der Vaterlandsliebe, der Loyalität, der Heldenhaftigkeit, der brüderlichen Herzenseinigkeit und der selbstlosen Hingebung abgelegt, wie sie glänzender die Weltgeschichte nicht kennt. Für Schwarzseherei ist also kein Boden vorhanden. Aber Deutschland steht in einer Übergangszeit: infolge der zahllosen Erfindungen und Entdeckungen, der ungeahnten riesenhaften Ausdehnung und Neugestaltungen aller Zweige der Naturwissenschaften, wodurch auch die meisten Lebensformen verändert wurden, hat das Gebiet der materiellen Interessen eine unermeßliche Erweiterung erfahren, von welcher die in enge feudalistische und kirchliche Schranken gebannte Vergangenheit nicht die mindeste Ahnung haben

konnte. Es ist ganz natürlich und keineswegs pessimistisch zu deuten, daß das Volk vorerst fast ausschließlich damit beschäftigt zu sein scheint, sich der ihm seit kaum 50 Jahren zugefallenen, überreichen materiellen Erbschaft zu bemächtigen, sich darin einzurichten und sich durch den Genuß der Güter des Lebens eine „menschenwürdigere Existenz" zu verschaffen. Da eine solche auf unserer heutigen Kulturstufe ohne die Genüsse einer höheren Geistes- und Herzensbildung nicht möglich ist und für letztere unsere zahllosen Schulen im engsten Verein mit der Kirche und unterstützt durch eine noch zahlreichere Menge von bürgerlichen und staatlichen Einrichtungen, Gesellschaften, Vereinen, unablässig und erfolgreich arbeiten, so darf man mit Zuversicht den Schluß ziehen, daß sich aus dem scheinbaren Überwiegen der materiellen Lebensrichtungen eine Hebung und vor allem eine Läuterung der idealen entwickeln wird, daß also auch auf religiösem Gebiete kein Rückschritt, kein Verfall, sondern eine segensreiche Weiterbildung der in die Menschheit gesetzten höchsten Idealität stattfinden wird.

Die deutsche Geistesrichtung ist seit ihrer Wiege in Asien religiös und idealistisch; die deutsche Religiosität und der deutsche Idealismus bilden heute und werden auch künftig den Lebenskern der humanen Kultur in Europa bilden und das Deutsche Reich deren Vormauer. Wenn auch die Freiheit der wissenschaftlichen Untersuchung in jüngster Zeit einige vorschnelle materialistische Irrfahrten hervorgerufen hat, so bleibt doch die Mehrzahl der deutschen Forscher vor dem letzten Welträtsel ehrfurchtsvoll stehen, da sie gerade durch die freie Forschung klar erkannt haben, daß keine „Astronomie der Atome", keine Spektralanalyse jemals eine einzige Thatsache des Bewußtseins und der Spekulation wird erklären können. Welches Volk hat gründlicher und glänzender die Berechtigung und Notwendigkeit der religiösen Idee als Schöpferin der Humanität, als Seele der Nation nachgewiesen? — So liegt denn auch, selbst wenn in dem heutigen Stande der Missionssache in Deutschland eine Schwäche der religiösen Expansionskraft zu erkennen wäre, der Grund davon mehr in politischen Beschränktheiten als in der allgemeinen Geistesverfassung des deutschen Volkes den religiösen Interessen gegenüber. Mit der Entwickelung des Reiches zur überseeischen Weltmacht wird auch

hierin eine Änderung eintreten. Es läßt sich sogar in dem Vorwiegen der exakt- und naturwissenschaftlichen Richtungen eine Seite der religiösen Entwickelung, des Kultus der Wahrheit, erkennen. „In den Theologieen“, sagt Professor Bastian, „wird der religiöse Kern, wenn aus naturwissenschaftlicher Wurzel keimend, dann eben erst seine unsterbliche Lebensfähigkeit voll und ganz bethätigen.“ — Ja, dieser verehrungswürdige Großmeister der Geographen und Ethnographen spricht den prophetischen Gedanken aus*): „Schon beginnt es zu blinken und blitzen überall im Durchblick organischer Gesetzlichkeiten für die Wachstumsprozesse der Völkergedanken, so daß die Erscheinung neuer Theophanie den kommenden Jahrhunderten prophetisch verkündet werden könnte.“ Und er fügt hinzu, was wir jenen Kolonialpolitikern und selbst Missionsfreunden, welchen die Erfolge der christlichen Missionen unter den zahllosen Barbaren noch zu geringfügig und wenig versprechend erscheinen, nicht eindringlich genug zur Beherzigung empfehlen können: „Hier, wo es sich um organisches Wachstum handelt, bleibt eine durch Wünsche und deren Impulse veranlaßte Beschleunigung innerhalb beschränktester Grenzen nur zulässig, denn daß der gestern gepflanzte Baum, **wenn zu den tausendjährigen gehörig**, nicht morgen bereits ausgereifte Früchte zu liefern imstande, dürfte der Verstand des unverständig Ungeduldigsten selbst zu verstehen vermögen.“

Der frühere deutsche Missionar C. G. Büttner äußerte sich in seiner sehr beachtenswerten Schrift: „Kolonialpolitik und Christentum.“ Heidelberg 1885. S. 292ff. über die Ursachen der bisherigen Teilnahmlosigkeit am Missionswerke folgendermaßen:

„Es ist kein Zweifel, daß Deutschland in der Erstarkung des Missionssinnes und in der Erfüllung der Missionspflicht, so groß auch die Fortschritte hierzu gewesen sind, bis jetzt noch immer weit hinter Nordamerika und England zurückgeblieben ist. Mancherlei Gründe könnten ja hierfür angeführt werden. Vor allem dürfte

*) „Allgemeine Grundzüge der Ethnologie. Prolegomena zur Begründung einer naturwissenschaftlichen Psychologie auf dem Material des Völkergedankens.“ Berlin 1884. S. XV.

allerdings nicht zu vergessen sein, daß uns Deutschen allerdings die Mission unter den halb- und gar nicht zivilisierten Nationen der fremden Erdteile als etwas eigentlich Fernabliegendes erscheinen mochte, während speziell in England, durch die vielen Beamten, Offiziere und Kaufleute, welche in Asien und Afrika beides, das Elend des Heidentums und die Arbeit der Missionare, mit eigenen Augen kennen gelernt haben, dem Missionsinteresse vielfache Förderung zukommt. Viele sahen es auch als ihre Bürgerpflicht an, privatim für die Christianisierung der kolonialen Gebiete mitzuarbeiten und mitzusteuern, je mehr es sie mit Schmerz erfüllen mußte zuzusehen, wie die offizielle Regierung durch die Opiumpolitik, wie durch so manche dem Götzendienst und der Priesterschaft in Indien schmeichelnde Maßnahmen, ihrer Christenpflicht zuwider handelte. Auch schämt sich der englische Missionsfreund gar nicht, den Nationalökonomen seines Landes vorzurechnen, wie das für die Mission unter die Heiden hinausgesandte Geld durchaus nicht so unproduktiv sei, als manche Spötter es meinen. Wenn die Arbeit eines Missionars, so kalkuliert er ihnen vor, neben anderem auch dieses thatsächlich zur Folge hat, daß 1000 und mehr Leute, welche bis dahin nackt gingen und überhaupt nur wenig zu ihrem Leben brauchten, nunmehr anfangen, europäische resp. englische Kleider zu tragen, europäische resp. englische Werkzeuge zu gebrauchen u. s. w., so ist der dem englischen Arbeiter, Fabrikanten, Spediteur und Kaufmann hierfür zufallende Gewinn ohne Zweifel weit größer, als das dem Missionar bewilligte Gehalt, und es stellt sich auch hierbei heraus, daß Gott sich nichts schenken läßt, und daß er jedenfalls das ihm geliehene Gut weit sicherer und höher verzinst, als sonst irgendein industrielles Unternehmen dieser Welt es mit sich bringt.

„Nun, in Deutschland pflegen die wenigsten so zu rechnen, obwohl niemand das Thatsächliche dieser Spekulation leugnen kann. Es sind bei uns, wie wir wissen, noch meist nur kleine und obendrein mit Glücksgütern wenig gesegnete Kreise, welche für die Mission beisteuern, und im Durchschnitt gerechnet sind es ja nur 7 bis 8 Pfennige, welche von den Evangelischen in Deutschland pro Kopf jährlich für die Missionszwecke aufgebracht werden. Freilich meint man ja, daß die Leute in Deutschland nicht so reich seien wie in

England, doch ist es z. B. kaum $1/2$ Proz. der Summen, welche für Spirituosen, Wein und Bier ausgegeben werden, was für die Mission geopfert wird. Also ganz allein an der Armut liegt es nicht."

Büttner schildert nun die Hemmnisse, welche der thatkräftigen Teilnahme an der Missionssache in der durch oberflächliche Reiseberichte beeinflußten öffentlichen Meinung und in der Presse entgegenständen und wie das alles durch eine rein politische Entwickelung, die vor wenigen Jahren kaum jemand für möglich gehalten hätte, durch den Eintritt Deutschlands in die Reihe der Kolonialmächte, sich geändert habe, die Arbeit der Missionare in den Vordergrund der Kolonialbewegungen getreten und dauernd ein Thema der Tagesblätter geworden sei *).

Eine Grundursache der Teilnahmlosigkeit, durch die neueste Geschichte bestätigt, ist demnach die noch zu allgemeine Oberflächlichkeit der Kenntnis überseeischer Dinge und deren soziale und politische Bedeutung für Deutschland. Wie lange hat es gedauert, bevor in weiteren Volkskreisen die Überzeugung erwachte, daß Deutschland seinen Bestand als Nation wie als Kontinentalmacht nur dadurch dauernd sicher stellen könnte, daß es durch den Besitz großer Kolonieen und einer entsprechenden Marine sich zu einer überseeischen Weltmacht erweitere, die es ihm möglich mache, den rastlosen, unerbittlichen, tödlichen Konkurrenzkampf der Hauptkulturvölker mit Erfolg zu bestehen. Wie lange hat die Kenntnisnahme des Auslandes vorzugsweise eine akademische Befriedigung gewährt, haben unsere Forschungsreisende für englische und französische Interessen gearbeitet, während die Engländer, durch die Praxis des Welthandels in den zahllosen Kolonieen belehrt, diese Kenntnis zur Ausdehnung ihrer Weltmacht benutzten? Der Engländer schätzt und pflegt die Mission

*) Dr. Büttner giebt gegenwärtig eine „Zeitschrift für afrikanische Sprachen". Berlin, Asher & Co. heraus, welche der Wissenschaft und der Missionssache wesentliche Dienste leisten wird. Der hochverdiente Mann wurde 1886 zum Inspektor der deutsch-ostafrikanischen Missionsgesellschaft ernannt und ihm dadurch ein Arbeitsfeld zugewiesen, auf welchem er durch seine Sachkenntnis der Missionssache wie dem Vaterlande die wichtigsten Dienste leistete. Derselbe ist leider jetzt von diesem Posten zurückgetreten.

schon wegen ihrer unermeßlichen Bedeutung für die nationalen Interessen; der Handel — vom Welthandel sind mehr als 70 Proz. in englischen Händen — geht Hand in Hand mit der Mission und es muß nolens volens so bleiben, wenn auch der letzteren die höhere Kulturaufgabe zufällt.

Lange hatte Deutschland keine Veranlassung gehabt, über seine akademische Kenntnisnahme des Auslandes hinauszugehen und in seiner Unterrichtsverfassung den geographischen Studien einen größern Raum zu gewähren. Erst die Errichtung des deutschen Kaisertums mit dessen unabweisbaren Forderungen für die überseeische Weltmachtsstellung Deutschlands und in letzter Zeit die Kolonialbewegung haben eine zeitgemäße Erweiterung und Höherstellung des geographischen Unterrichts an unseren Universitäten und höheren Schulen herbeigeführt. Die Gleichstellung des Geographen mit dem Sprachforscher, Theologen und Naturforscher wird auch dem Missionar zugute kommen, der die Wissenschaften derselben praktisch zur Verbreitung des Christentums und abendländischer Kultur verwertet, der sich als Bahnbrecher geographischer und ethnographischer Wissenschaft in allen Weltteilen so glänzend bethätigt hat. Es wird also sicherlich einerseits mit der wachsenden Weltmachtstellung Deutschlands und der Bedeutung seiner Kolonieen, anderseits mit den vermehrten geographischen Kenntnissen auch die ganze Bedeutung der christlichen Mission vollständiger, in immer weiteren Kreisen erkannt und die Teilnahme dafür immer thatkräftiger und allgemeiner werden.

---

2. Die Mission in der Wertschätzung der Geographen und Forschungsreisenden.

Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld. Oskar Lenz. H. Soyaux. — Ein übersehener Kardinalpunkt. — Hübbe-Schleiden und seine Vorschläge zur Missionsorganisation. — Dr. Grundemanns Kritik. — Nützliches Ergebnis.

In dem Artikel: „Die christliche Mission vom kulturhistorischen Standpunkte aus betrachtet“ (S. 1—21) haben wir genug Material zusammengestellt, um den Leser in den Stand zu setzen, sich eine klare Einsicht in die hohe Bedeutung der christlichen Mission als

Kulturmacht zu verschaffen und den Missionar als Pionier abendländischer Zivilisation schätzen zu lernen; in den „Missionsbildern" werden wir durch Vorführung von Beispielen des Erfolges und des Betriebes der Mission die gewonnene Einsicht vervollständigen und befestigen.

Führen wir uns vor die Augen das Bild jener Glaubensboten der Menschenliebe, welche mit Aufopferung und Furchtlosigkeit, oft unter den größten Entbehrungen und beständiger Lebensgefahr jahrelang unter wilden Völkerschaften leben, um unter denselben jene Begriffe von Recht, Sittlichkeit und Humanität zu verbreiten und lebendig zu machen, deren Gestaltungen im Leben auch unsere Vorfahren allmählich aus der Nacht des Barbarentums gerissen haben, so müssen wir uns schmerzlich berührt finden durch abfällige, namentlich die Erfolge der Mission betreffende Urteile, die man noch immer in wissenschaftlichen, für die weiteste Verbreitung bestimmten Werken einiger unserer besten Geographen und Forschungsreisenden findet. Es sind darunter, man möchte sagen, feuilletonistische Meinungen vertreten; aber auch Beobachtungen tüchtiger Afrikakenner, an deren Wahrheitsliebe und Scharfsinn zu zweifeln nicht gestattet ist. Von den ersteren geben wir hier ein typisches Beispiel durch Armand v. Schweiger-Lerchenfeld, von den anderen durch Oskar Lenz, Herman Soyaux und Hübbe-Schleiden.

Armand Freiherr v. Schweiger-Lerchenfeld*) diene uns zunächst als Beispiel des etwas frivolen Tones, mit welchem selbst sonst kenntnisreiche Geographen die Missionssache zu behandeln pflegen, jedenfalls weil sie sich die mühsame Kenntnisnahme gerade dieser außerordentlich umfangreichen Kulturarbeit nicht genügsam zur Pflicht gemacht haben. Schweiger-Lerchenfeld sagt also:

„Philanthropen, darunter namentlich die Missionare, die ja hierbei nur ihren berufsmäßigen Eingebungen folgen, erwarten selbst-

*) „Afrika. Der dunkle Erdteil im Lichte unserer Zeit." Wien 1886. (S. 23.) Schweiger-Lerchenfeld hat sich als genauer Kenner des Orients einen geachteten Namen erworben. Seine Werke über verschiedene Teile des türkischen Reiches, das er mehrmals durchreiste, sowie sein Sammelwerk über Afrika haben ihm wegen der anziehenden Darstellung viele Leser verschafft.

verständlich große Dinge in Sachen der Zukunft der afrikanischen Völkerschaften. Ohne das große Verdienst dieser wackeren Vorkämpfer der Zivilisation schmälern zu wollen, lehren die Thatsachen gleichwohl, daß unter allen Geschäften auf afrikanischem Boden das der Seelenretterei das undankbarste ist. Wo auf letzterem das Christentum Eingang gefunden hat, gestaltet es sich häufig genug zu einem abschreckenden Zerrbilde. Ein altes Beduinen-Sprichwort sagt: ‚Ernste Dinge bleiben an den Wüstennomaden ebenso wenig haften wie Siegel im Wasser.‘ — Auf die Schwarzen Afrikas angewendet, wäre das gleiche Resultat inbezug auf das Christentum zu erwarten, und zwar immer in jenen Fällen, wo die Bekehrten sich selber überlassen bleiben. Man kann aber nicht hinter jeder geretteten Seele einen Missionar als Gendarm postieren. Die Scheußlichkeiten, zu denen das Christentum im Königreiche Kongo ausartete, welches einst über 300 katholische ‚Kirchen‘ (man rechnete jede Bretterbude dazu) besaß, giebt den Fingerzeig, auf welch triebkräftigen Boden hier das Evangelium fällt. — Da der Missionar allein keine dauernden Erfolge zu erzielen vermag, ist es von größter Wichtigkeit, daß die kulturelle Erschließung des dunklen Erdteiles die Gesittung durch das Medium großartiger, praktischer Unternehmungen in jene Regionen verpflanze. Dann aber ist es unerläßlich, daß alle künftigen Beziehungen Europas zu den Völkerschaften Afrikas ihrer wahren, moralischen Grundlage nicht entbehren und diese nicht wie andere Naturvölker durch grenzenlosen Egoismus vergiftet, demoralisiert, der allgemeinen Vernichtung preisgegeben werden.“

Dr. Oskar Lenz (Skizzen aus Westafrika. Berlin 1878. S. 26) sagt zum Lobe der französischen Missionare zu Gabun:

„Mit Recht legen die Missionare den Hauptwert bei ihrer oft recht mühsamen und undankbaren Thätigkeit auf die Heranbildung von Handwerkern, die später imstande sind, sich durch ihrer Hände Arbeit zu ernähren, ohne wie die jetzige Generation nur Sklavenhandel zu treiben oder durch einen schon an Gaunerei streifenden Zwischenhandel die rationelle Ausbeutung reicher Naturschätze seitens der Europäer immer mehr zu erschweren. Handwerker, besonders Zimmerleute, Schmiede und Böttticher sind an der ganzen Westküste gesucht; europäische Arbeiter sind unter den dortigen klimatischen

Verhältnissen nicht zu verwenden, und die wenigen, meistens in Missionen erzogenen eingeborenen Arbeiter können, wenn sie wollen, ein gutes Stück Geld verdienen. Aber die Bestrebungen der Missionare in dieser Richtung sind bis jetzt noch nicht sehr erfolgreich. Der Neger kann sich nicht an eine regelmäßige Arbeit gewöhnen; eine kleine Übervorteilung des Weißen in irgendeinem Handelsgeschäft ist ihm unendlich wertvoller, als ein auf regelrechte Weise erworbenes Geld; er sieht immer noch in dem Europäer seinen natürlichen Gegner, der gekommen ist, sein Land auszubeuten und enorme Schatze zu sammeln, und er glaubt sich nun berechtigt, den fremden Eindringling zu betrügen und zu bestehlen, wie immer er kann" *).

Hierauf spricht sich Dr. Lenz über die unter der langjährigen Leitung von Rev. Mr. Bushnell und seiner Frau stehende anglikanische Mission aus:

„Die Anstalt erzieht gleichfalls weit über hundert schwarze Knaben und Mädchen, aber soweit ich es kennen lernte, wird mir hier zu viel Wert auf die rein religiöse Seite der Sache gelegt. Das Auswendiglernen von unverstandenen und unverständlichen Bibelsprüchen und ähnlichen Sachen tritt zu sehr hervor gegenüber der Heranbildung der Neger zu brauchbaren Menschen, d. i. in erster Linie zu ‚Arbeitern'. Die anglikanische Mission sucht auch nach dem Innern zu Einfluß zu gewinnen und Filiale zu gründen. So giebt es eine Lehranstalt auf der Insel Corisco in der Bai gleichen Namens, und ebenso hat ein Deutsch-Amerikaner Rev. Mr. Nassau versucht, auf dem Ogowe, ziemlich weit im Innern, unter dem Volk der Akelle eine Zweiganstalt zu gründen.

„Übrigens sucht auch die katholische Missionsanstalt sich auszudehnen und hat bereits vor einigen Jahren an der Loango-Küste, nicht weit von der Hauptstation der Güßfeldtschen Expedition Chinchoxo, eine Filiale errichtet.

„Fragt man nun nach den wirklichen Resultaten all' dieser zum größten Teil mit bestem Willen und redlichem Eifer durchgeführten Bestrebungen, so ist die Antwort freilich eine recht traurige. Sämt-

*) In Ostafrika hat man ganz dieselben Erfahrungen gemacht. **B.**

liche Faktoristen, sowie die französischen Missionare selbst, in deren gastfreundlichem Hause ich viel verkehrte, sagten mir, daß die in den Missionen erzogenen Neger im allgemeinen viel weniger in den Faktoreien zu gebrauchen sind, als gewöhnliche Buschneger, und daß die ersteren die erlangten Fertigkeiten und Kenntnisse nur verwenden, um den europäischen Kaufmann in großartigerer und raffinierterer Weise zu hintergehen, als ein bush-nigger, der immerhin schon eine erstaunliche Fertigkeit darin entwickelt. Dazu kommt bei so ‚gebildeten' Negern ein gewisser Dünkel; er fühlt sich, wenn er lesen und schreiben kann und Hemd und Hose trägt, dem Europäer mindestens gleich, eine Erscheinung, die ihren Höhepunkt erreicht in dem Negerfreistaat Liberia, wo das Negerprotzentum für den durchreisenden Europäer etwas ungemein Komisches hat, während der dort handelnde weiße Kaufmann viel unter dieser Schwäche leidet."

Die Erfahrungen des Dr. Lenz werden ergänzt durch einen andern unbefangenen Kenner Westafrikas Herman Soyaux (Deutsche Arbeit in Afrika. Leipzig 1888. S. 115):

„Ich erinnere mich hier des Gegensatzes, welcher zwischen zwei Missionsanstalten in dem französischen Kolonialplatz Gabun besteht. Die französische Katholikenmission (Congrég. du Sacré Coeur) erteilt durch sachlich gebildete Missionare und Laienbrüder — nebenbei bemerkt darunter viele Elsässer — praktischen Unterricht in verschiedenen Handwerken und bebaut ausgedehnte Pflanzungen mit Hilfe ihrer großen Zahl von Zöglingen. Die amerikanische Baptistenmission betreibt nur theoretische Lehrthätigkeit und — irre ich nicht — daneben Handel. Der Anhang und der Einfluß der ersteren ist anerkannt ebenso groß und verbreitet, wie derjenige der letztgenannten Mission klein und beschränkt ist."

Inwieweit die Beobachtungen so zuverlässiger Forscher wie Oskar Lenz und Herman Soyaux durch Herbeiziehung anderer Erfahrungen auf dem Missionsgebiete in Afrika modifiziert werden können, wird sich weiter unten bei den „Missionsbildern" herausstellen. Dieselbe Bemerkung gilt für die folgende Auseinandersetzung von Dr. Hübbe-Schleiden.

Wir gestatten uns inmitten so bedeutender, auf eigene Praxis

und Selbstanschauung sich stützender Männer nur eine bescheidene, unmaßgebliche Bemerkung, die vielleicht einen zu oft übersehenen Kardinalpunkt treffen dürfte. In Übereinstimmung mit dem S. 25 angeführten Ausspruche des Professor Dr. Bastian scheint es uns nämlich, daß man an der christlichen Mission eine entsetzliche Ungerechtigkeit dadurch begeht, daß man von ihr in viel zu kurzer Zeit Kulturerfolge, Umbildungen der Denkungsart, Gewohnheiten und Sitten verlangt, welche gerade bei den Negern, die so oft in die alte Barbarei zurückfallen, nur Ergebnis einer langsamen, hundert, vielleicht zweihundert Jahre und mehr dauernden Einwirkung und Erziehung durch moderne Kulturmenschen sein kann. Der selbständige Neger hat sich auf Haiti dem grauenhaften Vaudouxdienst wieder ergeben, der auch noch auf Cuba und sogar in New-Orleans zahlreiche Anhänger hat. (Siehe Einzelheiten in meinem Buche: „Amerika". Stuttgart 1882. S. 158—173.)

Dr. Hübbe-Schleiden, welchem die deutsche Kolonialbewegung eine so mächtige und nachhaltige Anregung durch seine geistvollen Schriften verdankt*), hat während seines Aufenthaltes in Westafrika von 1875—1877 auch der christlichen Mission seine Aufmerksamkeit zugewandt. Er besprach dieselbe bereits in seinem „Ethiopien" S. 58, worin er auch die Missionare den Kaufleuten gegenüber in Schutz nahm (siehe weiter unten). In der „Deutschen Kolonialzeitung" von 1887, S. 707—711 veröffentlichte er von kulturgeschichtlichem und kolonial-ökonomischem Standpunkte aus einen in weiten Kreisen der Missionsfreunde Aufsehen erregenden Aufsatz: „Die unpraktische Verwendung der Missionsgelder. Ein Beitrag zur Kultivation Afrikas", aus dem wir das Wichtigste vollständig mitteilen. Um Mißdeutungen vonseiten derjenigen vorzubeugen, die Hübbe-Schleidens Wirksamkeit auf anderen Gebieten kennen, schicken wir folgende Bemerkung voraus:

*) Für jeden, welcher weltwirtschaftliche Fragen inbezug auf unsere deutsch-nationalen Interessen genauer studieren will, sind Hübbe-Schleidens Schriften unentbehrlich. Wir nennen davon: „Ethiopien. Studien über Westafrika." Hamburg 1879. „Deutsche Kolonisation." Hamburg 1881. „Weltwirtschaft und die sie treibende Kraft." 1882. „Überseeische politisch-kulturwissenschaftliche Studien." 1881. „Kolonisationspolitik und Kolonisationstechnik." 1882. ꝛc.

„Dr. Hübbe=Schleiden stellt das Christentum als zivilisatorische, kulturverbreitende Macht allen anderen Religionen voran, auch dem Brahmanentum und dem Buddhismus, weil die beiden letzteren, die keinen Wert auf das äußere Leben legen und in eine vollständige Verneinung der Sinnenwelt auslaufen, keinen zivilisatorischen Charakter haben und im großen ganzen für unsere hauptsächlich in der äußeren materiellen Kultur sich bethätigende europäische Rasse wenig geeignet sei; dagegen sei das Christentum, dessen Stifter allen Bedürfnissen des äußeren Lebens voll und ganz Rechnung trage und zugleich die selbstlos sich aufopfernde Menschenliebe zur ethischen Grundlage der Religion gemacht habe, allein imstande als Weltreligion die Zivilisation über alle Völker zu verbreiten. Diese selbstlos sich aufopfernde Menschenliebe stelle auch den Missionar als Kulturorganisator höher als den bloßen Forschungsreisenden; Livingstone höher als Stanley. Trotz dieser hohen Befähigung des Christentums, trotz einem jährlichen Aufwande von 25 Millionen Mark (2 Millionen von deutscher Seite)*) seien jedoch die Erfolge der evangelischen Mission geringfügig.

„Woran liegt es denn nun, fragt Hübbe=Schleiden, daß damit nicht mehr geleistet wird? und er giebt als Antwort folgende Auseinandersetzung:

„Weil es an der richtigen Durchführung des ersten und wichtigsten Grundgedankens für die Missionsorganisation fehlt. Mit den vorhandenen Mitteln wäre es reichlich und in weitem Umfange möglich, den unter den Einfluß der Mission gebrachten Naturmenschen eine wirtschaftliche Grundlage zu schaffen, auf der sie fortan bleibend als Christen und als Kulturmenschen leben können — und beides, Christentum und Kultur gehen, wie schon angedeutet, in den Verhältnissen und Aufgaben, um die es sich hier handelt, Hand in Hand. Es fehlt aber der heutigen Missionsthätigkeit an der notwendigen, landwirtschaftlich=produktiven Organisation, welche sich selbstthätig in geometrischer Progression ausbreitet und für die Naturländer das ersetzt, was bei uns das staatliche und gesellschaftliche Leben leistet,

---

*) Gegenwärtig fast 33 Millionen, wovon etwas mehr als 2½ Millionen aus deutschen Ländern.

indem es jeden einmal gewonnenen Einzelnen mit der gleichen Sicherheit dauernd festhält und immer zunehmend in seinem inneren wie äußeren Kulturleben kräftigt und entwickelt.

„Was würde wohl aus den meisten von uns, die wir in Deutschland geboren und erzogen sind und hier durch Einrichtungen und Gewohnheiten unserer Umgebung auf dem rechten Wege erhalten werden — was würde wohl aus uns werden, wenn man uns einzeln unter die Menschenrassen Zentralafrikas versetzte und einige Jahrzehnte unter denselben ließe, ohne irgendwelche wirtschaftliche oder kulturelle Unterstützung von hier aus? — Ich stehe nach meinen im tropischen Afrika gemachten Erfahrungen keinen Augenblick an, zu behaupten: die meisten von uns würden verkommen.

„Nun aber sind die aus den Missionen entlassenen Neger durchweg noch schlimmer daran, als wir es sein würden, wenn wir plötzlich allein unter Wilden leben sollten. Nicht nur steht uns Europäern durch Vererbung und Erziehung ein innerer Kulturfond zugebote, wie ihn keine Mission ihren Zöglingen in so ausgiebigem Maße gewähren kann, sondern auch die Kulturverhältnisse, unter denen die entlassenen und sich emanzipierenden Missionszöglinge zu leben gezwungen sind, müssen als weit schlimmer bezeichnet werden als das wilde Naturleben selbst menschenfressender Völkerstämme. Jeder, der einmal an den Küsten Westafrikas gelebt, weiß, daß die Zustände, welche die Angestellten des europäischen Handelsbetriebes unter denselben herbeigeführt haben, meist alle Schattenseiten oder inneren Roheiten wilder Völker mit den Lastern und Schlechtigkeiten der europäischen Kultur verbinden. Diese Lebensverhältnisse sind weit schlimmer und wirken mehr demoralisierend als selbst die allerprimitivsten Naturverhältnisse irgendwelcher Heidenvölker.

„Die Baseler Missionsgesellschaft — die größte und wohl die bestorganisierte aller evangelischen Missionen — ist sich allerdings längst darüber klar geworden, daß niemand von christlichen Grundsätzen allein leben kann, sondern dazu einer wirtschaftlichen Grundlage bedarf. In diesem Sinne nun streben die Missionen dieser Gesellschaft, ihre Zöglinge nicht nur im Lesen, Schreiben, Rechnen und anderen europäischen Schulkenntnissen zu unterrichten, sondern sie auch Handwerke zu lehren. Was wird aber aus so einem von der Mission

zum Handlungskommis oder zum Zimmermann erzogenen Neger, wenn er später fern von der Mission in den wüsten, demoralisierten Kulturzuständen der Küstenstämme und des europäischen Handelsbetriebes seinen Unterhalt erwerben soll? — Durchweg wird die widerwärtigste Karikatur aus solchem Menschen, den man dann sicherlich weder einen Christen noch einen Kulturmenschen nennen kann. Und dieser Übelstand geht sogar soweit, daß schon vielfach ‚Sachverständige‘, die aber den wahren Sachverhalt nicht durchschauten, den Missionen vorgeworfen haben, daß sie Unsegen unter den Naturvölkern verbreiteten, den Negern, ohne sie auf eine ausreichende sittliche Grundlage zu stellen, die Mittel der europäischen Kultur in die Hand gäben, und so die Ursache würden, daß solche Missionszöglinge diese Kulturmittel nur mißbrauchten und weit unzuverlässiger würden, denn sie als Naturneger waren, weit raffinierter im Heucheln, Lügen und Betrügen. Ich habe selbst viele solcher Neger unter meinen Angestellten gehabt, und wenn ich auch wohl sagen darf, daß diese Wirkungen an ihnen sich nur sehr mit Unterschieden zeigen und daß sich auch einzelne rühmliche Ausnahmen von denselben finden, im großen und ganzen ist doch die Thatsächlichkeit dieser Sachlage nicht zu leugnen: die ganz aus dem Einflusse der Mission entlassenen Neger machen dieser selten Ehre, meistens ist es wahr, daß auf Naturneger mehr Verlaß ist.

„Ist aber dies die Schuld der Missionen? Ist dies etwa die notwendige Folge der christlichen Erziehung? — Gewiß nicht! Es ist dies vielmehr nur ein Mangel der Missionsorganisation. Es ist die Folge der hergebrachten Gewohnheiten und Anschauungen, nach welchen die Missionsgesellschaften es versäumen, sich eine Organisation zu schaffen, welche, sich selbstthätig erweiternd, niemals Zöglinge oder Anhänger aus ihrem Schutz und Einflusse entläßt, sondern allen fernerhin andauernd eine ausreichende wirtschaftliche Lebensgrundlage gewährt. Die christliche Mission wird niemals ihren Zweck in ausgiebiger Weise erreichen, ehe sie nicht einsieht, daß es ihre Aufgabe ist, in den Naturländern das zu ersetzen, was in den Kulturländern das staatliche und gesellschaftliche Leben bietet, kurz, wenn sie es nicht fortan und für immer allen, die einmal unter ihren Einfluß getreten sind, ermöglicht, fortan und

bleibend unter demselben als Christen und Kulturmenschen zu leben.

„Wie soll aber dies ausgeführt werden? Sehr einfach; kein Sachverständiger wird an der Ausführbarkeit zweifeln! Die wirtschaftliche Grundlage der geistigen Kultivation (Kulturerziehung) ist die materielle Kultivation, der Landbau, welcher in den Tropen mit Anlagen von Plantagen beginnen muß.

„Die Vorteile, welche das Leben und die Erziehung in solcher Mission bieten, wenn diese richtig organisiert ist, sind so groß und so handgreiflich hervorstechend, daß es nie an Zufluß von Zöglingen fehlen kann. In diesen hat die Mission die besten Arbeitskräfte zur Verfügung, und es ist nicht mehr als recht und billig, daß diese Naturmenschen sich auch das tägliche Brot und die Kosten der ganzen Organisation, deren Segen sie genießen, verdienen, so gut wie jeder von uns hier zu Lande für seinen Unterhalt arbeiten, Steuerbeträge aufbringen und eine Menge anderer Abgaben für unsere staatliche und gesellschaftliche Ordnung bezahlen muß. Bei einer auch nur einigermaßen richtigen und geschickten Organisation müssen diese Arbeitskräfte der Mission ganz ungleich billiger zu stehen kommen als die, welche Privatpflanzer anwerben, und im Tage- oder Monatslohn bezahlen müssen. Auf diese Weise muß solche Missionsorganisation mit ihrem Produktionsbetriebe überall leicht konkurrieren. Wenn solche Missionen aber in wirklich menschenliebendem christlichem Geiste, erhaben über alle dogmatische Engherzigkeit, betrieben werden, so müssen es die Zöglinge und Arbeiter derselben bei ihnen so gut haben, daß sie gern dort bleiben, und daß auf diese Weise schon der äußere Vorteil mehr und mehr Kräfte von außen heranziehen wird. So muß der segenbringende Einfluß der Missionen lawinenartig wachsen. Eine Kulturetappe nach der andern kann bald in die Wildnis hinaus vorgeschoben werden, und sich so die Kulturstraßen solcher Missionsorganisation mit immer zunehmender Schnelligkeit nach den verschiedenen Richtungen hin ausdehnen. Ja, man sollte sagen, wenn man für den Anfang nur eine oder eine halbe Million jährlich zur Verfügung hätte, müßte sich auf diese Weise in wenigen Jahrzehnten ein wirklicher Kulturstaat im Innern Afrikas schaffen lassen — eine Grundlage, auf welcher

nicht der ungezügelte Eigennutz jedes Einzelnen, sondern ein wahrer, geistiger Gemeinsinn das Ganze beherrscht. Auf solcher Grundlage wird wahrhaft ‚christlicher‘ Geist erwachsen können; und dieselbe wird sich von selbst sehr bald breit genug gestalten, so daß alle Arten des Wirtschaftsbetriebes, die Privatpflanzung der Eingeborenen und alle Handwerke Raum auf derselben finden werden.

„Was die Missionen also in erster Linie in den Naturländern schaffen müssen, ist eine Organisation, welche das ersetzt, was bei uns Staat und Gesellschaft leisten. Wenn die Neger ohne eine solche schon durch die bloße Missionserziehung allein zu christlichen Kulturmenschen werden sollten, so müßten in ihnen ja weit kulturkräftigere Anlagen als in uns Europäern stecken; sie müßten eben lauter junge Götter sein.“

Dr. Hübbe-Schleiden setzt nun weiterhin auseinander, wie eine solche Missionsorganisation gegenwärtig unter den westafrikanischen Küstenvölkern kaum möglich sei: „Man wird sich auf die intellektuelle Schülererziehung beschränken müssen. Die Küstenvölker sind so hoffnungslos demoralisiert, daß in diesem bodenlosen Kultursumpf aller Aufwand von hoher Kraft nahezu spurlos versinken muß. Eine Missionsorganisation, wie ich sie im Vorstehenden angedeutet habe, kann nur unter den unverfälschten Naturnegern im Hinterlande gedeihen.“ — Dasselbe ließe sich auch von Ostafrika sagen, wo der Sklavenhandel so lange kulturfeindlich gewütet hat und man unverfälschte Naturneger bald mit der Laterne wird suchen müssen, selbst in den Quellengebieten des Kongo und seiner südlichen Nebenflüsse.

Dr. Hübbe-Schleidens Vorschläge haben von vornherein bei vielen Kolonialpolitikern und Mitgliedern des Kolonialvereins verdienten Beifall gefunden; doch ist aus diesen zahlreichen Kreisen noch nichts geschehen, um diese neue Missionsorganisation — eine unter Mitwirkung von Missionaren stehende Musterfarm, die außer dem Ackerbau auch industriellen und kommerziellen Betrieb, Schulen und kirchliche Einrichtungen umfaßt — praktisch ins Leben zu rufen. Er stellt als Muster die (jetzt zum Teil zerstörte) katholische Missionsstation Bagamoyo auf, die so oft unseren Forschungsreisenden freundliche Aufnahme und Pflege gewährte und deren Einrichtungen und Erfolge allseits, auch von vielen Protestanten, gerühmt werden. So

hat jüngst Hauptmann Wißmann in seinem schönen Werke: „Unter deutscher Flagge quer durch Afrika von West nach Ost“ (2. Aufl. 1888. S. 268ff.) den katholischen Missionaren zu Tabora, die ganz nach den zu Bagamoyo angewandten Grundsätzen arbeiten, folgendes Lob gespendet:

„Nach weiteren zwei Märschen durch den öden Hochwald erschien am 5. September mittags Tabora in der Ferne. Vor einer großen Tembe mit geräumiger Veranda hielten wir. Es trat mir ein Weißer mit langem, weißem Überkleid, für dieses Klima eine sehr praktische Kleidung, entgegen. Ich stellte mich ihm vor, und er nahm mich an der Hand, führte mich in ein geräumiges, reinliches Haus und wies mir ein freundliches Zimmer an. Pastor Haut-Coeur, der Superior der hiesigen algerischen Missionsstation, nahm mich mit großer Herzlichkeit auf. Die drei anderen Missionare und drei Laienbrüder hatten sich mit dem den katholischen Missionen eigenen praktischen Sinn mit sehr geringen Kosten vorzüglich eingerichtet und lebten infolge ausgedehnter Gartenkultur, Feldbau und Viehzucht viel billiger und außerdem gesünder, als dies in vielen anderen Stationen mit europäischen Konserven möglich ist. Ich schwelgte im Genuß des ersten Brotes. In Tabora gedeiht bei genügender Bewässerung während der Trockenzeit vorzüglich Gerste.

„Der große Unterschied der katholischen Missionen, die meist von Westdeutschen und Franzosen besorgt werden, und den englischen evangelischen im äquatorialen Afrika besteht darin, daß erstere für Lebenszeit sich der aufopfernden Thätigkeit in dem für Europäer schädlichen Klima weihen, während die anderen nur für einige Jahre den schwarzen Heiden ihre Thätigkeit widmen*). Katholische Missionen finden durch Ankauf von fern hergebrachten Sklaven, meist Kindern, bald einen festen Stamm für ihre Arbeit, während evangelische nur an freiwilligen Schülern ihren hohen Beruf auszuüben suchen. Wenn man in Rechnung zieht, wie angekaufte Kinder, dadurch daß sie in die Hände wohlthätiger Lehrer kommen, oft einem schweren Los entgehen und einer notwendigen festeren Leitung und

---

*) Das ist so allgemein gesagt nicht genau. Die bekanntesten evangelischen Missionare haben lange Jahre unter den Wilden gelebt.

einem gewissen, gerade für Neger segensreichen Zwang unterworfen werden, wie anderseits die Klage der englischen Missionen dahin geht, daß freie Kinder durch plötzliches Fortbleiben und Unterbrechen der Beziehungen die Arbeit vieler Wochen verloren machen, ja daß solche Schüler mit großen Mitteln vielfach gar nicht zu haben sind, so muß ich für meinen Teil dem Prinzip katholischer Missionen beipflichten. In Wahrheit spricht der großartige Erfolg, den diese letzteren schon nach kurzer Zeit aufweisen, für meine Ansicht.

„Von den englischen Missionen, die andere Prinzipien verfolgen und von anderen Gesichtspunkten aus die Bekehrung des Negers erzielen wollen, lernte ich später allerdings auch am Nyassa Erfolge kennen, die den hervorragendsten katholischen nichts nachgeben, aber sicher bei weitem größere Mittel benötigen als jene. Ich bin der Meinung, daß das katholische Christentum infolge etwas größeren Gewichts auf äußerlichen Eindruck dem Neger leichter zugänglich ist, als das evangelische" *).

Wir werden die Missionsstation Bagamoyo, deren Einrichtung Hübbe-Schleiden und manchen anderen Afrikareisenden so nachahmungswert scheint, unter den „Missionsbildern" ausführlicher schildern lassen und protestantische Seitenstücke daneben stellen. Es läßt sich nicht leugnen, daß sich daraus manches Nützliche lernen läßt; es erfordert jedoch die Parität, daß wir auch andere Stimmen hören, welche entweder jene Einrichtung bedeutend modifiziert wissen wollen oder nach einem grundverschiedenen Prinzipe die Heidenbekehrung unternehmen. Den Vertretern der streng protestantischen Richtung im Missionsbetriebe Zahn, Grundemann, Kersten u. a. erscheint zunächst der Erfolg der französischen Mission in ihren Pflanzungen,

*) Genau besehen ist dieses ein beneficium flebile; Wißmann hebt, jedenfalls unbewußt, durch diesen Ausspruch sein Lob der katholischen Missionen zum Teil wieder auf und stellt dieselben tiefer als die evangelischen. Wie dem auch sei, es ist allbekannt, daß auch viele Evangelische in dem Ankaufe von Sklaven, namentlich von Kindern, um sie im Christentum zu unterweisen und so rascher einen Stamm von Christen zu erhalten ein richtiges Prinzip sehen, und die Engländer unterlassen es auch nicht, im laufenden Jahre die Gelegenheit zu benutzen, solche Sklaven à 40 Mark per Stück zu kaufen.

Werkstätten und Krankenhäusern ein äußerer, der auch den in anderer Weise arbeitenden evangelischen Missionen nicht fehle, und sie erinnern dabei an die Industriearbeiten in Lovedale *) im Kaffernlande, deren Produkte auf der Ausstellung in Kapstadt allgemeines Erstaunen erregten und denen von Bagamoyo weit überlegen seien, ebenso könnten sich die ausgedehnten, wohlbewässerten Weizenfelder mancher evangelischer Missionsstation in Südafrika, sowie andere ähnliche Leistungen in Westafrika recht wohl neben den Pflanzungen in Bagamoyo sehen lassen. Alle diese äußeren Erfolge indessen, meint Dr. Grundemann, müßten zurücktreten vor der Frage: ob die betreffende Station eine Pflanzstätte christlicher Kultur wäre, von welcher lebenskräftige Wirkungen zur inneren und religiösen Erneuerung des gesamten Volksleben ausginge. Bei seiner Untersuchung, welche sich hauptsächlich auf die Berichte der katholischen Missionsblätter selbst stützt, findet er, daß in Bagamoyo und den zugehörigen Stationen im wesentlichen die Grundsätze der alten Jesuitenmissionen von Paraguay herrschen, welche das Heil ihrer Angehörigen in deren Abschließung von der Außenwelt suchten und nicht vermochten, denselben Festigkeit für die Kämpfe und Versuchungen des Lebens außerhalb der Mission zu verleihen **). „Die Franzosen von Bagamoyo versuchen sich nicht an der Bekehrung von Erwachsenen und an der Bekämpfung der bestehenden sozialen Mißstände, sondern ziehen, wie es scheint, ausschließlich Kinder auf, welche ihnen verkauft oder sonstwie zugebracht werden, unterrichten diese in Handwerken und dergleichen, sowie in den Übungen der katholischen Kirche, verheiraten sie später mit Zöglingen vom andern Geschlecht, und siedeln die jungen Familien danach in besonderen Dörfern an, in welchen sie von der Außenwelt abgeschlossen und unter der vollen Gewalt des Mutterhauses bleiben. Dieses Aufziehungs- und Ansiedelungssystem würde unserer Ansicht nach ein gutes und der Nachahmung zu empfehlendes sein, wenn,

---

*) Zu Lovedale in Britisch-Kaffrowa werden die Zöglinge zu Lehrern, Handwerkern u. s. w. herangebildet und lernen sogar vortrefflich die Druckerpresse und den Telegraphen bedienen.

**) Siehe den Artikel: „Die Zukunft Zentralafrikas von Wauters.“ (Schluß.)

wie dies z. B. beim syrischen Waisenhaus in Jerusalem mit seinen nahezu 150 Zöglingen der Fall ist, die Erziehung für das Leben und für den Verkehr mit der übrigen Welt damit verbunden wäre, so daß die jungen Christen nach ihrem Austritt aus der Anstalt, wie ein Sauerteig zersetzend auf die Anschauungen und Gewohnheiten der oft sehr verkommenen heidnischen Umgebung wirken könnten; ohne solch mutiges Vorgehen aber sind von jenem französischen System wohl nur eng begrenzte und leicht vergängliche Erfolge zu erwarten (wir erinnern an den Untergang der einstmals so groß dastehenden Jesuitenmission in Paraguay), während die evangelische Missionsarbeit, welche voll Unerschrockenheit in das Volksleben hinaustritt und die Grundursachen der heidnischen Verkommenheit angreift, allerdings bisweilen jahrzehntelang scheinbar vergeblich arbeitet, dann aber auch die großartigsten Erfolge erzielt, indem oft ganze Völkerschaften mit einer für den Uneingeweihten ganz überraschenden Plötzlichkeit von dem so lange festgehaltenen Glauben der Väter zum Christentum übergehen, wie dies in vielen Gegenden Südafrikas, Madagaskar, Oceaniens u. s. w. geschehen ist. Von dem Guten, welches in jenem oft irrtümlich als französisch bezeichneten Systeme liegt, ist indessen auch für die evangelische Mission in deutschen Kolonialgebieten zu lernen, und zwar vor allen Dingen zweierlei: 1) Die Beförderung der Bildung christlicher Familien, denen Beistand gegen die Versuchungen der Außenwelt geleistet werden muß, bis sie ganz auf eigenen Füßen stehen gelernt haben, und 2) Die Pflege der kultivierenden Thätigkeit, welche nicht nur die Eingeborenen ihrem bisherigen Leben entrückt, sondern auch der betreffenden Mission selbst eine größere Wertschätzung verschafft, namentlich auch seitens der Regierungen, auf deren Schutz sie angewiesen und deren Bedürfnisse zu berücksichtigen sie gewissermaßen verpflichtet sind. Übrigens werden, wenn sich bei einer Missionsanstalt zu Kirche, Schule und Krankenhaus auch Werkstätten und Musterpflanzungen gesellen, die Interessen der Anstalt selbst am besten gewahrt sein, weil dieselbe dann auch eigene, von der Wohlthätigkeit ihrer Freunde unabhängige Einnahme haben wird, wenn schon die finanziellen Erfolge des Schaffens in dieser Richtung nicht überschätzt werden dürfen, da selbst die vielgerühmte

französische Mission in Bagamoyo trotz ihrer 160000 Frcs. frucht- tragenden Kokospalmen noch keine Unabhängigkeit von äußerer Unter- stützung erlangt zu haben scheint. Eins aber ist nicht zu vergessen, daß, wenn eine Missionsanstalt in solcher Hinsicht zum materiellen Gedeihen einer Ansiedelung beiträgt, sie dann auch verdient, von der Kolonieenleitung in jeder Weise, auch mit Geldbeiträgen unter- stützt zu werden."

Hierzu bemerken wir, daß weder die evangelische noch die katho- lische Kirche staatliche Missionen oder staatliche Geldmittel haben wollen (höchstens Beiträge zu Schulzwecken *) und ermäßigte Fahr- preise auf Eisenbahnen und Dampfschiffen); obgleich Frankreich, dessen Kolonieen den Missionaren so viel verdanken, jährlich mehr als 500000 Frcs. allein für orientalische Missionen im Budget stehen hat. Beide verlangen nur Schutz und freie Bewegung. Selbstverständlich darf letztere nicht in eine durch gegenseitige Über- griffe oder Herabsetzungen veranlaßte Störung des konfessionellen Friedens ausarten, die unter den rohen Naturkindern stets in Mord und Totschlag endigt. Die Frage bleibt offen, ob nicht in der Folgezeit eine weit ausgedehntere, auf täglich zahlreichere kolonial- politische, kommerzielle und wissenschaftliche Verhältnisse einwirkende Missionsthätigkeit zur Umgestaltung des orientalischen Seminars in eine unter Staatsaufsicht wie die Universitäten stehende allgemeine Missionsakademie führen wird.

*) Die englische Regierung zahlt in allen ihren Kolonieen den Missions- schulen eine grant-in-aid. „Allgem. Missions-Zeitschrift." 1889. 107.

Missionsbilder.

1. Missionar Eperlein unter den Mohammedanern und Sklavenhändlern zu Matama im ägyptischen Sudan*).

Matama, der Hauptort und Sitz des Gouverneurs (Shuma) von Galabat, einer Landschaft von ca. 100 Quadratmeilen, hat 5000 bis 6000 Einwohner, die ganze Landschaft 120000—140000, worunter nur wenige Araber sich befinden. Graf Krockow von Wickerode traf hier am 25. März 1865 den Missionar Eperlein, der seit drei Jahren hier mit seiner kränklichen Gattin inmitten einer mißtrauischen, fast feindlichen Negerbevölkerung lebte und eifrig dem Gartenbau oblag. „Hier saß ich", erzählt Graf Wickerode, „nach langer Zeit wieder zum erstenmale an einem mit weißem Tuch bedeckten Tische und genoß mit meinen freundlichen Wirtsleuten gemeinsam das Mittagsmahl. Bald hatte ich meine letzten Reisestrapatzen vergessen, und die Unterhaltung wurde lebhaft. Bald dies, bald jenes Thema wurde berührt, so daß ich manche interessante Nachrichten infolge dessen in mein Tagebuch eintragen konnte. Gegen Sonnenuntergang begab ich mich mit Herrn Eperlein nach dem tief gelegenen Gemüse-, Frucht- und Blumengarten der Missionsstation, der mit seinem frischen Grün einen recht wohlthuenden Eindruck auf mich machte. Durch eine Hebemaschine von Ochsen getrieben, wird das Wasser aus dem Flüßchen Abumchera heraufgehoben und in kleinen Rinnen

---

*) Auszug aus Karl Graf Krockow von Wickerode, Reisen und Jagden in Nordostafrika. Berlin 1867. Bd. II.

über die etwa ein und einen halben Morgen große Fläche so verteilt, daß jeder Fleck alle zwei Tage in den Früh- und Abendstunden vom Wasser überflossen wird. Die ganze Anlage war in sehr gutem Zustand, besonders Zwiebeln, diese einzigen, in den Tropen vortrefflich geratenden Gemüse, ferner Blumenkohl, Baniam, Bohnen, einige Kartoffeln aus Habesch, Datteln, Weinstöcke und Obstbäume waren von den betriebsamen Missionaren mit Erfolg angebaut worden. Vor Sonnenuntergang gingen wir zur Missionsstation hinauf, dort bezahlte ich meinem Führer Nuhr den verabredeten Preis und nahm Abschied von dem Manne, welcher sich mir während der Reise recht nützlich gezeigt und mich viele Worte der arabischen Sprache gelehrt hatte. Während dessen hatte die freundliche Wirtin in meiner Wohnung für einen Tisch, Lavoir, Stühle u. dgl. gesorgt, so daß es mich beim Eintritt in meine Aufenthaltsstätte ordentlich anheimelte. Die Abendstunden verlebte ich recht angenehm.

„Von dem niedriger gelegenen Dorfe schallten längere Zeit noch die dumpfen Schläge des Tamtam und die schrillen Stimmen von sich belustigenden Eingeborenen zu mir herauf, die tiefe Stille, die mich umgab, unterbrechend. Mein Diener war schon auf sein Lager neben dem Eingang zu meiner Hütte hingesunken, meine kranken, ermatteten Tiere ruhten nicht weit davon an der Dornenumzäunung. Ich sah nach ihnen, aber nur das braune Kamel fraß etwas Durra und Heu. Erst zu später Stunde streute mir der Schlaf die unsichtbaren Schlummerkörnchen in die Augen.

„Sonntag, den 26. März 1865. Vor Sonnenaufgang beobachtete ich mein Thermometer und schaute dann in die nach Süden und Osten sich vor mir ausbreitende Landschaft hinaus. Das zunächst, etwa 80 Fuß tiefer gelegene Dorf Matama bestand aus 500 bis 600 Tuckeln und wenigen Rabuken oder Zelten. In letzteren wohnten hauptsächlich Tagruri, nur wenige Araber, und auf der anderen Seite des kleinen Flüßchens hatten auch mehrere Juden (Falasha) ihre elenden, schmutzigen Strohhütten aufgerichtet. Arabische Kaufleute aus Berbèr, Sklavenverkäufer und einige abessinische Händler hatten hier gleichfalls ihre Hütten oder kleine Magazine, die nach Osten zu neben dem großen, staubigen Marktplatz zerstreut lagen und durch letzteren von den Wohnungen der schwarzen Bevölkerung

getrennt waren. Viele Bäume im schönsten Blütenschmucke prangend, standen zu beiden Seiten des Abumchera, der nur wenige Ellen breit, seine nie versiegenden Wellen von Westen nach Osten langsam fortwälzt. Gebüsche, steinige Höhen, Grassteppen, kahle Durrafelder, nackter, fettschwarzer Boden wechselten in buntem Gemische vor meinen Blicken miteinander ab, pittoreske Gebirgszüge und Felsen umschlossen das Bild mit einem geschmackvollen Rahmen. Nach Norden und Westen begrenzten die steilen, steinigen Höhen und dichten, dornigen Gebüsche schon in einer Entfernung von wenigen hundert Ellen den Horizont. Der grüne Garten der Missionsstation, mit den daranliegenden bebauten Ländereien einiger Kaufleute aus Berbèr gewährten einen besonders angenehmen Ruhepunkt für das Auge und ein Gefühl der Befriedigung auch für den Geist, da sie laut von dem regen Fleiße der Unternehmer zeugten. Kurze Zeit nach Sonnenaufgang begrüßte mich mein freundlicher Wirt. Nach vorhergegangener, allgemeiner Andacht nahmen wir unser Frühstück ein. Dann hatte ich mit Aufzeichnungen, dem Entwerfen von Karten und anderen Arbeiten bis zum Mittagessen vollauf zu thun.

„Während der Unterhaltung an dem Mittagstische hörte ich mancherlei Nachrichten über den Bestand dieser christlichen Missionsstation, und in einigen Jahren hoffte Herr Eperlein durch Vergrößerung des Gartens ein reines Einkommen von mehreren hundert Thalern jährlich zu erlangen. Die Stellung zu der Bevölkerung und besonders zu dem Shuma und dessen Regierung war nicht die beste, da Mißtrauen zwischen beiden Teilen herrschte, und durch falsche Anzeigen den Missionaren manche Unannehmlichkeiten bereitet wurden. Die ägyptische Regierung hatte nämlich aus Furcht und Eifersucht die ungegründete Nachricht erhalten, daß Herr Eperlein in seiner Werkstätte im geheimen Feuerwaffen für Abessinien anfertige. Einige Beamte hielten daher in der Missionsstation wenige Wochen vor meiner Ankunft Revision, fanden aber natürlich keine Waffenfabrik, sie sagten dann selbst aus, die Tagruri hätten jene falsche Denunziation in El-Quedaref gemacht, und sie seien deshalb hierher zur Untersuchung beordert worden. Diese eifersüchtigen Aufpassereien vonseiten der Eingeborenen, der Fanatismus und die Abhängigkeit der Tagruri einerseits von der ägyptischen Regierung, anderseits von dem

nahen kriegerischen Theodorus von Abessinien befördern das Missionswerk in keiner Weise.

„Der Neid hat die Eingeborenen überall zu Verrat und Verleumdung gegen die fleißigen Christen angestachelt, und Krankheiten sind als weitere Hindernisse dem Missionswerke entgegengetreten.

„Das Dorf Matama liegt an dem linken Ufer des kleinen Flüßchens Abumchera, nur die Wohnungen der Juden, sowie der Sklavenmarkt ein wenig oberhalb des übrigen Häuserkomplexes nehmen das andere Ufer ein. Tuckelhütte schließt sich an Tuckelhütte, nur einige Mattenzelte reisender arabischer Kaufleute bringen einige Abwechselung in die Einförmigkeit der Bauart. Die Wohnungen der einzelnen Familien, die meist aus mehreren aneinandergebauten Tuckeln bestanden, waren außerdem von außen durch einen gebrechlichen, unordentlich aussehenden Zaun in größerem oder kleinerem Abstande umgeben, so daß ein kleiner Hofraum übrig blieb. An jenen Stellen, wo die Frauen und Kinder wohnten, war hin und wieder auch eine Palmenmatte an dem hölzernen Zaune befestigt, um fremden Männern die Einsicht zu versperren oder dem bösen Blicke zu begegnen. Regellos reihte sich Hof an Hof, Wohnung an Wohnung; die enge, staubige Straße durchkreuzte sie in zickzackförmigen Windungen und verlor sich dann in die Ebene, da kein Thor, keine Mauer, kein Dornenzaun das Dorf umgab. Seinen Charakter als Handelsort gab das Dorf hauptsächlich durch eine Menge Kamele und Sklaven, welche die Straßen füllten und durch kleine Magazine, in denen viele Handelsartikel aufgestapelt waren, zu erkennen. Trotzdem fand ich gegen meine Erwartung den Verkehr auf dem Markte nur lau.

„Den einträglichsten und bedeutendsten Handelsartikel aber bildet hier der Neger, denn seitdem dem Unwesen des Menschenhandels auf dem weißen Flusse (bahr-el-abiad) durch die ägyptische Regierung, die europäischen Konsulate und Missionen entgegengearbeitet wird, hat sich der Handel hierher gewendet. Es sollen hier 1000 bis 1200 Sklaven wöchentlich verhandelt, ein- und ausgeführt werden, doch scheint mir diese Zahl viel zu hoch, die Hälfte dürfte wohl noch zu viel sein, doch mag die Summe sich immer bis auf 16 000 bis 20 000 jährlich belaufen. Von Habesch aus ist dieser Seelen-

verkäuferei durch Kaiser Theodorus gesteuert worden, denn er hat auf die Beteiligung eines seiner Unterthanen am Menschenhandel den Tod gesetzt und duldet in seinem Lande keine Sklaverei. Die in früheren Zeiten massenhaft für die Harems der Reichen exportierten jungen abessinischen Mädchen kommen jetzt nur selten auf den Markt, denn in ihrer Heimat hat dies abscheuliche Treiben fast ganz aufgehört. Dagegen bringen die Sklavenjäger und -händler jetzt vom oberen weißen Fluß, aus dem Sennaar und besonders aus den Galla-Ländern, ihre schwarze Ware nach Matama zum Markte.

„Der Shuma von Galabat erhebt einen Maria-Theresienthaler Eingangszoll pro Kopf, bei dem Weitertransport und Export muß auch noch etwas von den Händlern an die Regierung bezahlt werden. Wenn nun, wie mir gesagt wurde, die wöchentliche Steuer für den Sklavenhandel von 1000 Köpfen erhoben würde, so hätte der Shuma jährlich über 50000 Maria-Theresienthaler Einkünfte. Sämtliche Regierungsausgaben mögen trotz der Unterhaltung von 30 bis 40 Soldaten ꝛc. keine 4000 betragen, rechnet man ferner 8000 oder 9000 Maria-Theresienthaler Tribut an Ägypten und Habesch, außerdem die Trinkgelder an die Beamten ab, so bleiben immer noch 36000—38000 Maria-Theresienthaler dem Herrscher zur unbedingten Verfügung. Wenn dieser nun nicht etwa, wie mancher deutscher Bauer, das gewonnene Silber in Töpfen in die Erde vergraben sollte, so ist nicht zu begreifen, wo die Einkünfte hinkommen, da der Mann höchst einfach lebt, keinen großen Harem hat, von seinen schwarzen Stammgenossen durch Kleidung u. s. w. sich kaum unterscheidet und von Verschwendung oder Pracht weder an sich noch seiner Umgebung eine Spur sehen läßt.

„Der Menschenhandel mit Schwarzen wird besonders von den Djalin-Arabern, den Bewohnern der Diberka, Berberinern und einzelnen Arabern aus anderen Stämmen betrieben; gierige, sittlich tief gesunkene Europäer dagegen scheuen sich nicht, auf Sklavenjagden die Schwarzen in grausamster Weise wie Tiere zusammenzujagen und einzufangen.

„Nachdem wir uns eine kurze Zeit bei den Falasha aufgehalten und ihre hübschen, künstlichen Thongefäße, meist nach den altägyptischen Formen gebildet, angesehen hatten, schritten wir über kahlen,

ganz schwarzen Boden, dem berüchtigsten, aber für das Einkommen des Shuma förderlichsten Orte entgegen. Wenige hundert Schritte und wir hatten die die Hütten und Zelte der Sklaven umschließende, dichte Verzäunung erreicht. Der kleine Fluß Abumchera begrenzte die nördliche Seite des kleinen Lagers. Dieses war zur Zeit meines Besuches von nur wenig Sklavenhändlern mit ihren unglücklichen Opfern eingenommen. Die Gefangenen bestanden meist aus Frauen, Mädchen und Knaben, die teils an den Händen gebunden, teils mit einem gabelartigen Stück Holz um den Hals belastet, an dem Boden lagen oder auch, wobei ihnen mehr Freiheit gelassen wurde, mit Anzünden von Feuer und Bereitung von Speisen beschäftigt waren.

„Eine Anzahl mit Feuergewehren versehene Männer, Sklavenjäger oder Händler, diese verächtlichsten aller dem Menschengeschlechte angehörigen Geschöpfe, hielten strenge Wache und beobachteten sorgfältig die Bewegungen ihrer schwarzen Ware. Einer jener elenden Barbaren versuchte mit mir einen Handel anzuknüpfen und offerierte mir einen etwa siebenjährigen Knaben für 30 und schließlich für 22 Thaler nach unserem Gelde, doch da ich kein Gebot machte, staunte er mich argwöhnisch an und trieb dann die aus den Zelten und hinter den Mattendecken hervorschauenden Mädchenköpfe mit einer hoch geschwungenen Lederpeitsche schleunigst in ihre schmutzigen Behausungen zurück. Überall grinste mir Elend, Hunger, Not und Laster aus den Blicken und der ganzen Haltung der meist jugendlichen, fast nackten Gestalten entgegen, und tief von Mitleid ergriffen, bedauerte ich, hier nicht 60—80 gut bewaffnete Schützen bei mir zu haben, um die Opfer zu befreien und ihre Peiniger zu verjagen oder ihnen die wohlverdiente Strafe durch Pulver und Blei zuzudiktieren. Stoische Verzweiflung malte sich in erschreckender Weise auf den Gesichtern der Opfer, während aus den Blicken ihrer Bedrücker große Gleichgültigkeit sprach.

„Die Sklaverei, dieser große Schandfleck aller Bewohner des afrikanischen Kontinentes, stammt schon aus so uralten Zeiten und hat sich in den Volksgeist so tief eingefressen, daß ihre Ausrottung kaum möglich erscheint. Das Recht des Stärkeren hat in Afrika zu allen Zeiten und in allen Teilen sich in einer Weise geltend gemacht, die der Entwickelung jener Völker hinderlich war und alle

Begriffe von Gesetz, Ehre und Sitte, die doch sonst bei manchen, wenngleich auf niederer Bildungsstufe stehenden, noch in patriarchalischer Einfachheit lebenden Völkern gäng und gäbe sind, radikal verlöschen mußte.

„An dem verabscheuten Menschenhandel haben leider auch viele europäische Völker sich beteiligt, später, um dieses Verbrechen an der Menschenwürde gewissermaßen zu sühnen, sind dann von christlichen Gesellschaften oder von Verbindungen, welche die Not ihrer schwarzen Mitbrüder ergriff, Missionare und Prediger, verschiedenen Konfessionen angehörend, in diese wilden und oft um ihrer Fieber willen höchst ungesunden Gegenden geschickt worden. Diese Herren beteten, tauften und predigten nun nach mühevoller Erlernung der Sprachen in blindem Glaubenseifer darauf los, ohne den Verhältnissen Rechnung zu tragen. Die Erfolge aller jener Missionen an der West- und Ostküste von Afrika, besonders in denjenigen Gegenden, wo die Eingeborenen, allen sonstigen europäischen Einflüssen fern und von Handelsverbindungen nicht berührt, es nur mit ihren Missionen zu thun hatten, sind darum kaum nennenswert.

„Auf die Einzelheiten dieses schon so vielfach besprochenen Gegenstandes will ich hier nicht weiter eingehen, doch eins möchte ich hier nicht unerwähnt lassen. Die Orthodoxie wird es nie dahin bringen, die noch so tief stehenden Neger für ihre dogmatischen Sätze zu gewinnen; die Erfahrung hat dies bis jetzt genugsam bestätigt, auch hat der Konfessionsstreit, den man bis in die Missionsstationen trug, die ohnehin wenig Fassungskraft besitzenden Proselyten in ihren Begriffen und Glaubensannahmen noch unzugänglicher und verwirrter gemacht.

„Die mohammedanischen Kaufleute haben infolge des Handels, der den innerafrikanischen Völkern die ihnen notwendigen Waren zuführte, zugleich einen biegsamen, an Formen gebundenen und wenig Moral fordernden Glauben mitgebracht. Der Mohammedanismus ist dem noch ziemlich tierisch lebenden Neger sehr angemessen; will man aber seiner Verbreitung wehren, so muß man ihm andere Mittel entgegensetzen. Eine Hauptwaffe zu diesem Zwecke liegt in dem vollständigen Aufheben der Sklaverei. Hier helfen jedoch keine, die Küsten bewachenden Kriegsschiffe, keine, nur auf dem Papier stehenden

Verträge mit dem Sultan, sondern ein ernstliches Eingreifen vonseiten der gesitteten europäischen Völker. Nur durch strenge Strafen und unnachsichtliche Ausführung der Machtgebote läßt sich das Ziel erreichen. Die Richtigkeit dieser Ansicht wird durch das Verfahren des Kaisers Theodorus bestätigt. In Abessinien wurde früher starker Sklavenhandel getrieben und hauptsächlich abessinische Mädchen in großer Menge nach Ägypten, der Türkei und Arabien verkauft. Dieser Übelstand hat jetzt in Habesch aufgehört; denn jeder Sklavenhändler oder Sklavenhalter verliert in Abessinien nach dem Gesetze des dermaligen Herrschers ohne weiteres seinen Kopf.

„Gewaltigen Übelständen gegenüber muß man Gewaltmittel brauchen. Mit dem allmählichen Aufhören der Sklaverei wird dem Vorschreiten des Islam nicht nur vorgebeugt werden, sondern auch eine Hauptstütze der auf Sklavenarbeit basierten mohammedanischen Staaten damit fallen. Um dem Drängen der europäischen Großmächte nachzugeben, hat der Sultan allerdings bereits ein Verbot gegen den Sklavenhandel erlassen, daß in Alexandria und Kairo dem Scheine nach gilt, in den südlich von Ägypten gelegenen Bezirken, besonders im Sudan aber nicht im mindesten beachtet wird. Hier ist vielmehr das verruchte Treiben in vollem Gange.

„Solche und ähnliche Bemerkungen waren es auch, die meinem Wirte und mir, als wir auf dem Rückwege endlich die Missionsstation erreicht hatten, bei Tische reichen Stoff zu einer längeren Unterhaltung gaben.

„Als ich mich dann in meine Hütte zurückzog, überdachte ich nochmals die letzten Erlebnisse und gab mich Betrachtungen hin, deren Gegenstand besonders die Mission in Matama war. Ich lege dem Leser kurz meine Ansichten hierüber dar. Die letztere Anstalt in der besten Absicht, anfangs mit wenig Mittel von der Baseler Missionsgesellschaft vor etwa zwei Jahren gegründet, hatte es doch durch den Fleiß und die Ausdauer ihrer Vorsteher zu einem verhältnismäßig blühenden Zustande gebracht und durch haushälterisches Wesen, durch fleißige Arbeit und kaufmännische Spekulationen der Missionare ihre selbständige Erhaltung ermöglicht.

„Auf meine Nachfragen jedoch über die Erfolge der Bekehrungsversuche hörte ich, daß trotz aller guten Lehren, trotz der Anleitung

zur Arbeit, trotz aller Geschenke seit Begründung der Mission noch nicht ein Bewohner von Matama oder der Umgegend zum Christentume übergetreten sei. Gute Lehren würden wohl angenommen, auch die äußeren Formen beobachtet, aber ein tieferes Verständnis des Mitgeteilten und eine Nutzanwendung desselben auf das Leben liege den Leuten fern, außerdem lähme der Einfluß der Umgebung alle ernstlichen Bemühungen und lasse die ausgestreute Saat nicht Wurzel fassen. Die Geschenke nehmen die Leute gern an, sie geben Versprechungen, verrichten auch wohl Arbeiten, für die sie bezahlt werden, aber wenn die Missionare zur Hauptsache, der Bekehrung zum Christentume schreiten wollen, dann verschwinden die Zuhörer und ziehen sich von dem erteilten Unterrichte zurück. Die Schwierigkeit bei der Unternehmung eines solchen Werkes, welches große sprachliche Vorstudien und Kenntnis der Volkssitten und Gebräuche verlangt, wird übrigens, meiner Ansicht nach, von den Missionsgesellschaften und ihren Sendboten noch zu wenig gewürdigt. Mit christlichem Glaubenseifer und mit dem guten Beispiele, das ihre Bekehrer geben, ist noch wenig gethan. Dadurch allein werden diese Völkerschaften der heißen Zone noch nicht zu einer geistigen Lehre bekehrt, deren Sinn von ihnen kaum begriffen wird, viel weniger in Fleisch und Blut übergehen kann. Damit will ich nicht sagen, daß alle christlichen Bekehrungsversuche zu unterlassen seien, sondern man mag zuerst durch Arbeit und gute Sitte, nicht durch ermüdende Gebetsformeln, am wenigsten aber durch Geschenke auf die Eingeborenen einwirken, auch den Handelsspekulationen entsagen, durch welche leicht der Argwohn der Eingeborenen rege gemacht wird.

„Während eines achttägigen Aufenthaltes in Matama wurden durch die kleine Glocke des Herrn Eperlein morgens und abends die zur Station gehörenden Diener, acht oder neun an der Zahl, teils Abessinier, teils Galla oder anderen Negerstämmen angehörige Leute im Alter von 18—19 Jahren in einer großen Tuckel versammelt. Der Missionar las in deutscher Sprache ein Kapitel, sprach ein Gebet, und zum Schluß ließ sich die schwarze Zuhörerschaft auf die Kniee nieder, ‚das Vaterunser‘ in arabischer oder in der Landes (Takrîr)=Sprache laut hersagend. Einige der Mitglieder verstanden weder Arabisch noch die

Takrîr-Sprache und machten die Andachtsübungen natürlich nur mechanisch mit.

„Ein großer Übelstand für die Mission ist der hier in Matama sehr schwunghafte Sklavenhandel, dazu kommt endlich, daß sich daselbst stets eine Menge von Mekka-Pilgern aufhalten, welche ihre Heimat verlassen haben, um dem ihnen heiligen Orte näher leben zu können. Der Fanatismus, der sie gewöhnlich beseelt, wirkt auf den seßhaften Teil der Bevölkerung ebenfalls höchst ungünstig ein, und so scheint mir aus verschiedenen Gründen die Wahl gerade dieses Ortes zur Missionsstation eine unglückliche gewesen zu sein, wo des Unterhaltes wegen mehr auf den Handel gesehen worden ist. Man kann vielleicht einwenden, daß Matama trotz seines ungesunden Klimas doch durch seine Lage an den Grenzen Abessiniens und als Knotenpunkt für den Handel der ganzen Umgebung der geeignetste Ort für den vorgefaßten Zweck sei. Aber gebe ich auch zu, daß die geographische Lage dem Dorfe eine große Wichtigkeit verleiht vorzugsweise in merkantiler Hinsicht, so muß ich doch entschieden eben darum behaupten, daß eine christliche Mission dort keinen Erfolg haben kann, sondern zuletzt zu einer Zwischenstation herabsinken müsse. Abgesehen von dem höchst ungesunden Klima, das den Fremdling oft schwer heimsucht und seine Thätigkeit schwächt, wird der auf Handel angewiesene Missionar mit der Verbreitung seiner geistigen, freien, aber an strenge Moral gebundenen Lehre kaum jemals nennenswerte Erfolge erzielen. Die Wahl einer anderen Station wäre gewiß notwendig. Die Eingeborenen, wenn schon träge, denkfaul und wenig begabt, wissen doch bestimmte Begriffe sehr scharf voneinander zu sondern und halten sich lieber, von den Schwierigkeiten und Widersprüchen mancher Dogmen abgeschreckt, an den Islam, der für ihre Eigentümlichkeiten besser paßt. Der Mohammedaner wird überhaupt durch Lehren oder gutes Beispiel in den heißen Ländern nicht eher zu bekehren sein, als bis sein gesellschaftliches Leben von Grund aus umgewandelt worden. Kann man das Aufhören der Sklaverei und die Pilgerfahrt nach Mekka hier nicht hindern, so wird man einen nennenswerten Erfolg nie erzielen und konzentriere lieber diese Anstrengungen auf diejenigen Teile Afrikas, in denen noch kein be-

stimmter Glaube herrscht. In solchen, dem Mohammedanismus fernliegenden Ländern werden wohl eher Eingeborene zu sittenstrengem Lebenswandel heranzubilden sein, während die Roheit der großen Volksmasse einer Jahrhunderte langen Arbeit bedarf, ehe man sie als reif für eine höhere geistige Kultur wird betrachten können."

2. Englischer Missionsbetrieb in Ostafrika im Gegensatz zum französischen in Bagamoyo *).

Eine hervorragende Rolle spielen in Sansibar die Missionen, obgleich ihr eigentliches Wirkungsfeld natürlich auf dem Festlande liegt. Da sind es nun wieder die englischen Missionen (Church of England, Wesleyan, Independent and Roman Catholic), die auch in politischer Beziehung eine hohe Bedeutung beanspruchen. Wenn es eine alte Wahrheit ist, daß die Missionare meist die Vorkämpfer der Kultur, d. h. der Annexionen sind, so haben sich wenigstens die englischen Missionare redlich bemüht, diese Wahrheit zu Ehren zu bringen. Der Anlage ihrer Stationen hat einzig und allein eine eventuelle politische und kommerzielle Wichtigkeit jener Distrikte zur Richtschnur gedient! Denn es ist eine gerade im Gegensatz zu den französischen Missionsstationen doch gar zu auffällige Thatsache, daß sich englische Niederlassungen nur in jenen Distrikten und an solchen Punkten befinden, die sich jetzt in irgendeiner Beziehung als besonders wertvoll herausstellen. Wenn es noch nötig ist Beispiele dieser Art anzuführen, so sei nur an die verschiedenen Stationen in der Umgegend vom Mombas, dem Schlüssel für den ganzen nördlichen Teil des tropischen Ostafrika, an die Stationen in dem weiter südlich gelegenen fruchtbaren Bezirke von Bondei erinnert. Es befinden sich hier, nur wenige Stunden voneinander getrennt, nicht weniger als vier englische Missionsstationen, die durch die Bedürfnisse nicht im allerentferntesten gerechtfertigt erscheinen. Aber es

*) Dr. K. W. Schmidt, Sansibar, ein ostafrikanisches Kulturbild. Leipzig, Brockhaus, 1888. S. 118 ff.

giebt noch weit schlagendere Beweise für die englische Missionspolitik. Vor einiger Zeit, sobald die Frage des Kilima-Ndjaro-Gebietes unter den ostafrikanischen Fragen sich bemerkbar machte, hatten die Engländer nichts Eiligeres zu thun, als sofort eine Niederlassung am Fuße jenes Gebirgsstockes mit einer neuen Zwischenetappe in Teita zu gründen. Der Engländer ist eben auch in der Religion ein praktischer Mann.

Fragt man nun nach den kulturellen Erfolgen, die diese vielgeschäftigen Missionare bisher erzielt haben, so sind dieselben unter Umständen schlimmer als Null. Es thut mir leid, daß ich es sagen muß: ich habe nirgends so unverschämte und freche Negerlümmel gefunden, wie auf der englischen Missionsstation Mkuzi in Bondei.

Es macht sich ja gedruckt sehr hübsch, wenn da zu lesen steht: die und die Mission zählt so und so viel Zöglinge, so und so viel auswärtige Schulbesucher. Aber man darf sich doch durch solche Zahlen nicht täuschen lassen. Denn selbst wenn sie sich nicht zum größten Teile auf in die Missionen überführte, den Sklavenhändlern abgejagte Beute bezögen, würden sie doch für eine ersprießliche Thätigkeit der Missionare gar nichts beweisen. Diese läßt sich überhaupt in Zahlen nicht fassen. Ein einziger, der europäischen Kultur und christlichen Gesinnungsart wirklich näher gebrachter Schwarzer wiegt zahllose zur Statistik dienende singende und Gebete plappernde Missionsheiden auf.

Und ich wiederhole auch an dieser Stelle: es ist schwer, ja es ist einfach unmöglich, einen derartigen Erfolg — zu erzielen, wenn man seine Thätigkeit damit beendet glaubt, den Zöglingen das Singen von Gebeten und die Kenntnis einiger Bibelstellen, allenfalls auch noch etwas englisch Lesen und Schreiben einzupauken. Im günstigsten Falle wird man mit diesem Versuche nichts erreichen, als daß der Neger wie ein abgerichtetes Tier, wie ein Papagei oder ein Affe erscheint. Im minder günstigen erzieht man sich schlaue Heuchler, und häufig wird durch diesen mit Gewalt aufgetragenen Firnis auch noch eine Frechheit und Einbildung genährt, wie sie bei dem natürlichen Neger nie zu finden ist.

Es ist wahrhaftig gleichgültig, was der Neger lernt, um in wahrem christlichen Sinne dem Ebenbilde Gottes näher zu treten. Das Wie ist das punctum saliens. Nicht „lackiert“ soll der Neger

werden, sondern sein inneres Selbst soll durch allmähliche Entwickelung dem Verstehen unserer Kultur, unserer ganzen christlichen Weltanschauung näher gebracht werden. Es ist für den Missionar nicht damit gethan, mit Formeln und Äußerlichkeiten sich zu begnügen. Ein wahrhaftes Verständnis soll er für seine Aufgabe besitzen und dann mit nie ermüdender Liebe und Sorgfalt dieselbe zu erfüllen suchen. Erst in diesem Sinne wird das Missionartum ein hoher und heiliger Beruf.

Der engherzige, nüchterne Engländer besitzt aber dies Verständnis höchstens in Worten. In dem Lande, wo das Missionarspielen fast ein Sport wie das Alpensteigen und das Jagen geworden ist, kann man es der Natur der Sache nach auch nicht suchen. Ich frage, wo sind die Erfolge aller Bemühungen, all der unendlichen aufgewendeten Kraft? Sind sie vielleicht in den christlichen Zöglingen der Stationen, in den spärlichen Gräbern christlicher Neger der Friedhöfe zu suchen? Oder aber sollten die zahllosen Bibelübersetzungen als solche zu betrachten sein?

Der Hauptsitz der englischen Mission ist in Sansibar einerseits, in Mombas anderseits. In der Stadt Sansibar hat man eine für ostafrikanische Verhältnisse in der That grandiose Kirche erbaut. Tagtäglich füllt sich dieselbe mit der Kinderschar des dicht dabei gelegenen Missionsgebäudes, und zu den Klängen der Orgel ertönen in Suahili-Lauten die Gesänge. Schöne Glasgemälde, sowie auch verschiedene Gedenktafeln sind darin angebracht: so für Livingstone und den verstorbenen Bischof Steere.

In Magilla, dem Hauptorte der Mission in Bondei, ist ebenfalls ein imposanter Kirchenbau aufgeführt. Das ist den englischen Missionaren nicht abzustreiten: in diesem Punkte, in der Aufführung würdiger Gebäude ihres Kultus, haben sie es nie und nirgends an Ausdauer und Energie fehlen lassen. Die Kirche in Magilla, ganz aus Gneis erbaut, ist das sehenswerteste Gebäude des kontinentalen Ostafrika. Das Chor derselben ist, im Gegensatz zu der schönen Wölbung der Kirche auf Sansibar, aus Eisen und Zink hergestellt.

So scharf man die englische Missionsthätigkeit verurteilen muß, um so mehr Anerkennung kann man dagegen den Franzosen zollen. Die französische Mission, la Congrégation du St. Esprit et du Saint

Coeur de Marie, ist sowohl im Geiste wie in der Praxis den richtig erkannten Zwecken und Zielen stets treu geblieben. Nie hat sie von vornherein politische Zwecke verfolgt und nur selten sich späterhin mit solchen befaßt. In stiller, unermüdlicher Wirksamkeit haben es sich ihre Sendboten stets angelegen sein lassen, den Geist des Christentums und die Segnungen unserer Kultur unter den schwarzen Völkerschaften zu verbreiten. In Sansibar, dem Hauptsitze der Mission, ist die dieser Körperschaft innewohnende Gesinnung so recht in einem segensreichen Institut, dem Hospital, versinnbildlicht. Wie viele kranke Europäer, wie viele meiner Kameraden haben dort schon Aufnahme und liebevolle Pflege durch die Hand der Schwestern gefunden, und ich muß gestehen, so oft ich dort aus- und eingegangen bin, so oft habe ich ein wohlthuendes Gefühl über die dem Ganzen innewohnende Ordnung, Sauberkeit und christliche Barmherzigkeit mit nachhause genommen.

Die bedeutendste und wirklich großartig angelegte Station auf dem Festlande befindet sich in Bagamoyo, dem wichtigen, als Ausgangspunkt der meisten Karawanen dienenden Küstenplatze gegenüber Sansibar. In vielen Beziehungen ist dieses Etablissement als ein Muster derartiger Anlagen hinzustellen, und es gewährt ein wahres Vergnügen, unter der Führung des würdigen Père Etienne oder des unverwüstlichen, recht lebhaft an manche köstliche mittelalterliche Figur erinnernden Frère Oskar dasselbe zu durchwandern. Man sieht überall, daß die ehrwürdigen Patres auch die praktisch-kulturelle Seite ihres Berufes nicht außeracht gelassen haben.

Hier sind Probepflanzungen von Vanille, von Kaffee, von Cacao, dort wird geschuftert, getischlert, geschlossert, werden Bücher gedruckt und gebunden, und wieder an anderen Orten betritt man die Lokalitäten für eine treffliche, ausgedehnte Viehzucht, die selbst Schweine in ihren Rahmen aufnimmt. Mit all' dieser lebhaft entwickelten Thätigkeit, die es ernstlich unternimmt, die Schwarzen für eine geregelte Arbeit zu erziehen, mit all' diesen weit ausgedehnten und wohlgepflegten Anlagen und Gebäuden, mit dem wahrhaft lebendigen christlichen Geiste, der über dem Ganzen waltet, können die Engländer gar nicht daran denken zu rivalisieren. Und für so wenig ersprießlich ich die Thätigkeit der letzteren halte, um so erfreulicher

und segensreicher erscheint mir das Wirken der französischen Mission, und ich kann an dieser Stelle nur den aufrichtigen Wunsch aussprechen, daß dieselbe immer ein ruhiges und ungestörtes Wirkungsfeld in Ostafrika finden möge.

Um hierfür eine Garantie zu erlangen, ist man vonseiten der Mission neuerdings in Unterhandlung mit der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft getreten und hat sich dabei auch bereit erklärt, das französische gegen das deutsche Protektorat zu tauschen.

Über die deutsche Missionsthätigkeit ist bis jetzt noch wenig zu sagen. Ende 1885 ließen sich die ersten deutschen Missionare in der Gegend von Lamu nieder mit der Absicht, ihre Thätigkeit unter den Wapokomo zu entfalten. Später sind nun mehrere, sogar schon einige weibliche Personen gefolgt, und man hat beschlossen, eine weitere Niederlassung in Dar-es-Salaam zu gründen. Ob dieser Beschluß gerade ein glücklicher zu nennen ist, erscheint mir etwas zweifelhaft. Ferner beabsichtigt man vonseiten der Missionsgesellschaft in Sansibar ein deutsches Hospital zu errichten *), und für den gleichen Zweck hat die nach Ostafrika entsandte Vertreterin des nationalen Frauenbundes, Freiin Frieda v. Bülow, Dar-es-Salaam ausersehen. Wünschen wir, daß bald erfreuliche Erfolge zu verzeichnen sein werden!

3. Erziehung der Neger zu Bagamoyo **).

An 200 den Sklavenhändlern abgekaufte Kinder, Knaben und Mädchen, genießen in Bagamoyo eine christliche und gesellschaftliche Erziehung. Oft noch in zarten Jahren, nur gerade alt genug, um das volle Elend ihrer Lage zu begreifen, werden diese Kleinen den Armen der Mutter entrissen und aus den entlegensten

*) Die evangelische Missionsgesellschaft für Ostafrika hat vom Sultan Chalifa in Sansibar bereits ein Grundstück gepachtet und ist mit der Errichtung eines Hospitals vorgegangen; doch sind noch nicht alle Geldmittel (200 000 Mk.) zusammen.

**) W. Helmes, Monatsschrift: Gott will es. Münster 1889 (Mai). S. 166 ff.

Gegenden Afrikas bis zur Küste geschleppt, um daselbst wie Tiere verkauft zu werden. Es ist wahr, der öffentliche Sklavenhandel ist gesetzlich nicht mehr anerkannt, aber insgeheim bleibt derselbe in vollem Schwunge ....

Der Glückliche indessen, den der Missionar gewählt und freigekauft hat, soll bald seinen jungen Gesellen zugesellt werden. Während der ersten paar Tage, die er im Waisenhause zubringt, bemerkt man auf seinem durch viele Entbehrungen abgemagerten Gesichte einen gewissen Ausdruck von Furcht und Traurigkeit. Die anderen Kinder spielen und sind munter, er aber irrt schüchtern und allein umher und sieht ihnen ängstlich und mißtrauisch zu; doch nur auf kurze Zeit. Die Versicherungen seiner Spielkameraden verscheuchen bald die Furcht, und ihre muntere Fröhlichkeit nimmt dann auch Besitz von seinem Herzen. Er hat ihnen die Ursache seines Mißtrauens erklärt: meistens ist der Glaube, auf die Äußerungen seines früheren Herrn gestützt, daß der Missionar die jungen Sklaven kauft, um sie wie ein Tier zu mästen und nachher abzuschlachten. „Aber“, sagt er uns später, „ich weiß jetzt, daß Sie keine Menschen schlachten, und ich bin sehr froh, hierher gekommen zu sein. Nicht wahr“, fügt er dann noch hinzu, um sich völlig zu versichern, „Sie werden mich nicht essen?“

Dieses ist nur eines der vielen unvernünftigen Vorurteile, wodurch der Teufel und seine Werkzeuge die armen Schwarzen dem Missionar abwendig zu machen suchen. Solcher Art sind die Begriffe, die man ihnen von unserer Religion eingeprägt hat! Das ist der Stoff, woraus wir Christen machen sollen und Menschen, die in der Zukunft etwas für die Gesellschaft zu leisten fähig seien! Welche Mittel stehen uns zur Verfügung bei einem so langsamen und schwierigen Unternehmen? Dieselben Mittel, welche unsere Vorfahren zur Zivilisation Europas angewandt haben. Die Religion und die Arbeit. Wie Europa so wird auch Afrika es einstens der Religion und der Arbeit verdanken, wenn es eine würdige Stelle in der Reihe gebildeter Nationen eingenommen hat.

Dem Religionsunterricht wird daher die erste Sorge geweiht, darauf hin zielen unsere ersten Anstrengungen. Zugleich muß man anerkennen, daß die Worte des Priesters leicht Wiederhall erwecken

in den Herzen dieser armen Schwarzen, obschon sie ganz durchdrungen sind von jenen Grundsätzen und Gewohnheiten, die sie vom Christentum trennen. Besonders erfreulich ist es aber zu sehen, wenn nach einem Jahre der Prüfung der glückliche Tag der Taufe herankommt, wie sie sich dann mit neuem Eifer und erhöhter Wachsamkeit bestreben, durch ein ernstes Betragen, sich dieser Gnade würdig zu machen! Wie besorgt sind sie, um nur nicht aus dem großen Buche des lieben Gottes ausgeschlossen zu werden, wie sie sich ausdrücken! Morgens und abends versammeln sich alle zum gemeinschaftlichen Gebete, welches in der Landessprache verrichtet wird. Auch wird eine gewisse Zeit auf Übung des Kirchengesanges verwendet, und zwar mit solchem Erfolg, daß viele Kirchen Europas uns mit Recht um die Ausführung desselben bei Gelegenheit der kirchlichen Zeremonieen beneiden dürften.

Das zweite Mittel, welches wir zur Heranbildung der Schwarzen anwenden, ist, wie schon angedeutet worden, die Arbeit. Dieser wird denn auch all' die Zeit gewidmet, die nicht vom Religionsunterricht in Anspruch genommen ist. Mit Ackerbau und den notwendigsten Handwerken haben wir den Anfang gemacht. So besitzen wir eine Schreinerei, wo ca. 15 Zöglinge unter Aufsicht eines Bruders beschäftigt sind. Daneben befindet sich eine Schmiede und noch weiter eine Schlosserei. Aus jeder dieser Werkstätten sind Arbeiten hervorgegangen, welche einen sprechenden Beweis davon liefern, daß bei den Schwarzen auch gewerbliche Kenntnisse entwickelt werden können. Bücher in der Landessprache, wie Katechismen, Rechenbücher u. s. w. gehen aus der Buchdruckerei der Missionare hervor und erhalten in der neulich eingerichteten Buchbinderei ihre vollendete Form. Augenblicklich befindet sich ein für uns sehr wichtiges Buch im Druck, nämlich ein Wörterbuch der Landessprache, zu dessen Verfassung die Zöglinge viel beigetragen. Alle Gebäude der Mission, Kapelle, Wohnhaus der Missionare u. s. w. sind von unseren Waisenkindern unter Leitung eines Bruders gebaut worden. Feld- und Gartenbau beschäftigt diejenigen, welche nicht in den Werkstätten arbeiten. Aus unserm Garten ziehen wir das ganze Jahr hindurch europäisches Gemüse aller Art, ein Vorteil, welchen die Reisenden, die in Bagamoyo einkehren, wohl zu würdigen wissen.

In der Nähe des Wohnhauses der Missionare befindet sich das Waisenhaus der Mädchen, unter Leitung der Schwestern. Die gute Erziehung dieser Kinder ist um so notwendiger und auch um so schwieriger, da bei den Negern und vorzüglich bei den Arabern wahres Familienleben nicht existiert. Die Frau ist ganz und gar des Mannes Sklavin. Die niedrigsten und schwersten Arbeiten fallen ihr zu, und zudem ist sie noch den schnödesten Mißhandlungen unterworfen. Wenn sie des Abends abgemattet nachhause kommt, dann darf sie sich nicht an einem gemeinschaftlichen Mahle erquicken. An dem Essen teilzunehmen, welches sie für die Familie bereitet hat, hieße ihren Mann beschimpfen. Sie muß geduldig warten, bis ihr die Erlaubnis gegeben wird, die Überbleibsel in einer Ecke zu verzehren. Diese Behandlung hatten die armen Mädchen von jung auf vor Augen, und von einer höheren, würdigeren Stellung der Frau haben sie nie geträumt. Es ist leicht zu verstehen, wie gern sich das Mädchen einer Religion hingiebt, welche die Frau aus jener Erniedrigung und Verachtung emporhebt; aber welche Aufgabe es dagegen ist, dem jungen Gemüte die ungleich schwereren Pflichten und Verantwortlichkeiten der christlichen Jungfrau und der christlichen Mutter einzuprägen, das verstehen nur jene, welche Zeugen der demoralisierenden Wirkung des oben geschilderten Sklavenstandes gewesen sind.

Die Arbeit der Mädchen ist ihren Kräften und der Stellung angemessen, die sie später einnehmen sollen. In der Näh- und Strickschule lernen sie, was sie zum Verfertigen von Kleidungsstücken wissen müssen. Den Geschicktesten unter ihnen wird sogar die Besorgung der für den Altar notwendigen Leinwand anvertraut, damit sie später im Innern Afrikas solche Dienste zu leisten imstande seien, wenn der Missionar von allem Verkehr mit Europa und Europäern abgeschnitten ist. Überdies bemühen wir uns, ihnen Reinlichkeit und Ordnung beizubringen. Endlich werden sie auch noch mit den weniger anstrengenden Feldarbeiten beschäftigt.

Wenn die Kinder nun auf diese Weise einige Jahre in der Mission zugebracht haben, so kommt für eine gewisse Anzahl derselben die Zeit heran, wo sie ernstlich an die Gründung eines selbständigen Heims, an die Heirat denken müssen. Auf diese Ge-

legenheit wartet der Missionar, um eine neue Station zu gründen, um einen Schritt weiter ins Innere Afrikas zu machen. Er macht sich also auf nach einer der inneren Provinzen, um dort eine freundlich gesinnte, vom Islamismus unberührte Bevölkerung aufzusuchen; da muß er dann weiter eine gesunde Gegend wählen, ein gut bewässertes, fruchtbares Thal. Hat er ein solches gefunden, so beeilt er sich, die freudige Botschaft nach Bagamoyo zu schicken. 15 bis 20 Waisenknaben, aus den ältesten und stärksten gewählt, werden ihm sogleich unter der Führung eines Bruders nachgesandt. Der Missionar und seine zwei oder drei Begleiter harren mit Ungeduld der Ankunft dieser kleinen Karawane. Sie benutzen die Zeit, um sich selbst und den Herankommenden durch Erbauen einiger Hütten den nötigsten Schutz gegen Hitze und Regengüsse zu verschaffen. Endlich, oft nach zwei bis drei Wochen, melden Flintenschüsse die Herannahenden an. Eine kurze Ruhe, und dann geht es sofort an die Arbeit, welche gewiß 12—18 Monate lang ihre Kräfte und Ausdauer erproben wird. Da heißt es zuerst, das zwei Ellen hohe Gras, welches allen Reisenden bekannt ist, abzumähen; das undurchdringliche Gesträuch, die hohen Bäume niederzuhauen; die Baustellen zu ebnen; Ziegelsteine an der Sonnenhitze zu backen; das zum Bauen nötige Holz herbeizuschaffen und zubereiten. Dann endlich werden die Fundamente gelegt, und das Missionsgebäude fängt an zu steigen. Mit Ziegelsteinen, zu deren Verfertigung uns die Sonne ihren Beistand leiht, wird ein Haus gebaut von gar nicht üblem Aussehen, und dauerhaft genug, um während mehrerer Generationen den Missionaren Obdach zu gewähren.

Ungeachtet der Mühsale und vielfältigen Entbehrungen, welche von der Stiftung einer neuen Station unzertrennlich sind, geht die Arbeit tüchtig voran. Verschiedene fromme Andachten, und besonders der schöne Tag des Herrn, erhalten oder erneuern den Mut. Was aber diese guten Schwarzen am meisten anspornt, das ist die Liebe zu ihrem Missionar. Sie wollen sich keine Ruhe geben, bis das Haus, das ihnen dienen soll, fertig dasteht. So kann auch in des Negers Brust das Dankgefühl für erhaltene Wohlthaten edle Früchte der Selbstaufopferung hervorbringen. Endlich steht das Missionsgebäude da, und es bringt die Einsegnung desselben die Gelegenheit zu einem

kleinen Familienfeste. Jetzt geht es an die Hütten, welche das neue Dorf bilden sollen. Die Aussicht auf baldige Beendigung der Arbeiten feuert zu neuen Anstrengungen an, bis die notwendige Anzahl Hütten bereit steht. Noch einmal wird der Weg nach Bagamoyo eingeschlagen. Der Missionar führt die Jünglinge dieses Mal dahin, um sie zu verheiraten. Ein jeder wird sich eines aus den Mädchen, welche bei den Schwestern erzogen werden, zur Frau erwählen. Die vollste Freiheit wird ihnen natürlich in dieser Wahl gelassen. Während einer Vorbereitung von drei Tagen bemüht man sich noch ein letztes Mal ihnen ihre neuen Pflichten als christliche Gatten und Eltern klarzumachen. Die feierlichen Heiratszeremonieen folgen, und dann vereinigt ein bescheidenes Festessen noch einmal die Neuverheirateten mit ihren Wohlthätern. Dieses Fest ist zugleich das Abschiedsmahl, denn andern Tags geht es in die neue Heimat, wo die Zurückgebliebenen ihrer Rückkunft ungeduldig entgegenschauen.

So also werden unsere christlichen Dörfer gegründet. Noch ein Wort zum Schluß über die Lebensweise daselbst. Bei Anbruch des Tages ladet die kleine Glocke der Mission zum Gebet ein. Männer, Frauen und Kinder machen sich auf, um in der Kirche in Gemeinschaft mit dem Missionar das Morgengebet zu verrichten. Desgleichen versammelt das Glöckchen noch einmal die kleine Gemeinde des Abends, ehe man sich zur Ruhe begiebt. Der Sonntag trägt da noch sein natürliches Gepräge, jenes der Festlichkeit, welches dem Tag des Herrn geziemt, und der Fröhlichkeit und Ruhe, wozu das ernste Schaffen der Woche berechtigt. Die Arbeit, mittels deren die neue Kolonie sich ihre Nahrung verschaffen muß, ist der Ackerbau. Sobald die Zeit der Saat da ist, wird jeder Familie ihr Stück Land angewiesen. Was darauf wächst, ist ihr Eigentum; sie verfügen darüber in voller Freiheit. Nur müssen sie, als Anerkennung der Wohlthaten, die sie von der Mission empfangen haben und noch immer empfangen, zum Unterhalt derselben beitragen, ebenso Kirche, Schule und Pfarrhaus in gutem Zustand erhalten. Sobald ihre Kinder alt genug sind, müssen sie in die Schule der Mission gehen, wo sie außer dem Unterricht auch noch größtenteils ihren Unterhalt finden. Kinder, welche man den Sklavenhändlern abkauft, werden

wie ihre Vorgänger in der Mission zum Ackerbau und zu den verschiedenen Handwerken herangezogen.

Der Missionar seinerseits befleißigt sich ebenfalls, durch Bearbeitung des Bodens seiner Mission das zum Unterhalt Nötige zu besorgen, und die Erfahrungen seiner Mitbürger anderswo setzen ihn in den Stand, zur allgemeinen Entwickelung des Ackerbaues in seiner Gemeinde viel beizutragen. In jeder Mission befindet sich ein Gemüsegarten, und die angefangenen Kaffeepflanzungen liefern sehr befriedigende Resultate.

Behufs Wahrung der Ordnung im neuen Dorf wird einer der ernsteren und besseren Männer zum Wächter oder Oberaufseher gewählt. Dieser muß, wo er leichtere Fehler gewahrt, dem Schuldigen einen freundlichen Rat oder eine Warnung erteilen. Die schwereren Fälle werden vor den Missionar gebracht, welcher immer in letzter Instanz über solche Vergehen urteilt.

Dieser kurze Bericht giebt einen allgemeinen Begriff jenes Werkes christlicher Zivilisation, welchem der Missionar Leben und Kräfte weiht.

Bagamoyo anfangs des Jahres 1889.

Vorstehenden Bericht aus einem katholischen Blatte vervollständigen wir durch eine Schilderung der Zustände anfangs des Jahres 1889 aus der Feder eines unbefangenen Augenzeugen, des bekannten Korrespondenten der „Kölner Zeitung", H. Zöller*), dem wir bereits so manche tüchtige geographische Arbeit, u. a. auch über das deutsche Äquatorialafrika verdanken:

„Die Leitung dieser Missionen, und zwar der ostafrikanischen sowohl als der westafrikanischen ist eine musterhafte. Die Missionare sind hochgebildete Leute, ebenso liebenswürdig wie duldsam, ebenso frei von Dünkel wie von Vorurteilen. Und nach dem biblischen Spruche: ‚An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen', gebührt, soweit mein Urteil und meine Erfahrung reicht, unter allen mir bekannten Missionen den französischen der erste Preis. Viel, sehr viel liegt schon an dem Grundsatze, die Eingeborenen nicht bloß zum Beten und

---

*) „Köln. Ztg." Ende März 1889.

zum Hochmut, sondern zunächst zur Arbeit und zur Demut erziehen. Die vielen hundert Sklaven- und Waisenkinder beiderlei Geschlechts, die in Bagamoyo und anderen französischen Missionsstationen erzogen und in Handwerken, Ackerbau und Haushalt unterrichtet werden, gehen bei ihrer Verheiratung als wackere und nützliche Mitglieder der menschlichen Gesellschaft ins Innere, wo sie von den Missionaren wenn irgend möglich in besonderen, rein christlichen Dörfern angesiedelt werden. ‚Daß die Leute nach Sansibar gehen, wo die muselmännischen Einflüsse allzu mächtig sein würden‘, sagte mir Pater Etienne Blanc, der Gründer der Mission von Bagamoyo, ‚suchen wir aus allen unseren Kräften zu verhindern.‘ Ebenso wie in Westafrika wird auch hier im Osten der Islam, und gewiß mit Recht, als das größte Hemmnis jeder höheren Kulturentwickelung angesehen. Die Mohammedanisierung roher Naturvölker erhebt dieselben zunächst auf eine etwas höhere Kulturstufe. Alles Weitere aber ist durch Laster und Grausamkeit geschändeter Stillstand, den bloß noch das Schwert, niemals die noch so energische Thätigkeit der opferwilligen Missionare zu durchbrechen vermag. Doppelt gefährlich ist der Islam, weil er dem Dünkel und den rohen Leidenschaften der Naturvölker schmeichelt, und weil seine Träger, die Araber, äußerst kluge Leute sind.

„‚Niemals über große Menschenmassen verfügend‘, sagte Bischof de Courmont, ‚niemals große Geldsummen an ihre abenteuerhaften Unternehmungen wagend, ohne Kanonen, und fast könnte man sagen ohne Soldaten, haben die Araber einzig und allein durch kluges Benehmen und tiefe Kenntnis des Eingeborenencharakters ihren Einfluß in Ostafrika zum maßgebenden gemacht. Die Schwäche der arabischen Herrschaft liegt in der geringen Anzahl, in dem Mangel an Kapital und an militärischen Machtmitteln.‘ Selbstverständlich macht das Missionswerk im Innern, wo man es mit den von arabischem Einfluß wenig oder weniger berührten Negerstämmen zu thun hat, bessere Fortschritte als an der Küste.

„Wie hoch die französischen Missionen auch bei den Eingeborenen angesehen sind, beweist vor allem der — nebenbei bemerkt auch für die Duldsamkeit der ostafrikanischen Araber ein gutes Zeugnis ablegende — Umstand, daß keine einzige der französischen Missions-

stationen im Innern, gleichviel ob an der Küste oder im Binnenlande, von den Aufständischen belästigt worden ist. Buschiri hat sogar mehrfach den freien Durchzug von Bagamoyo ausgehender Karawanen gestattet, welche die Missionsstationen im Innern mit Lebensmitteln versorgen sollten. Erst ganz vor kurzem ist Pater v. Gommenginger, welcher sich demnächst ins Kilimandscharo-Gebiet begeben soll, von Mrogoro aus zur Küste heruntergekommen. Angehörige des dicht an der Küste wohnenden Menschenfresserstammes der Wadoe erzählten ihm, daß die Araber ihnen Halstäschchen gegeben hätten, mit der Angabe, daß keine Kugel deren Träger treffen werde. Als aber am 22. September die Mauserkugeln der deutschen Matrosen unter den bei Bagamoyo kämpfenden Wadoes eine fürchterliche Ernte gehalten, habe der Stamm den Arabern das landesübliche Blutgeld für die Erschlagenen abverlangt. Die Araber hätten sich mit ihrer Armut entschuldigt und den Wadoes die nichtskostende Erlaubnis gegeben, alle durch ihr Land kommenden Waniamwesi abzuschlachten. Pater v. Gommenginger berichtet, daß auch anderwärts gegen die Waniamwesi große Erregung herrsche, weil deren Stammesgenossen mit den Deutschen gekämpft hätten.

„Seit September 1888 ist die Mission von Flüchtlingen aus dem Innern und von der Küste umlagert, die hier, und zwar ohne zu arbeiten, auf Missionskosten verpflegt werden. Obwohl die Ziffer dieser Missionsschützlinge, die sich zeitweilig auf mehr als 5000 Köpfe belaufen haben soll, neuerdings auf die Hälfte heruntergegangen ist, stellt die Sache doch immer noch eine starke, die Mildthätigkeit Europas mit Recht herausfordernde Belastung der Mission dar. Die braunen Basthütten, in denen diese Flüchtlinge leben, stellen rings um die stattlichen Missionsgebäude herum, eine ganze, kleine Stadt dar. Und da die Leute aus den allerverschiedensten Teilen Ostafrikas stammen, gehören Prügeleien, bei denen nicht selten auch Blut fließt, und der Einspruch der Missionare machtlos bleibt, zu den alltäglichen Ereignissen.

„Wir Deutsche haben allen Grund, der französischen Mission, welche bei den derzeitigen Wirren neutral zu bleiben wünschte, welche aber innerhalb der durch ihre Neutralität auferlegten Verpflichtungen uns in jeder Hinsicht dienlich gewesen ist, wohlgesinnt zu sein. Vor

allem möge man nicht vergessen, daß die Mission uns zur friedlichen Einwirkung auf die Aufständischen eine Handhabe bietet, wie sie gleich gewissenhaft und zuverlässig anderweitig nicht zu finden ist. So lange man in und bei Bagamoyo kämpfte, galt das ausgedehnte Missionsgebiet beiden Teilen als neutraler Boden, der von Bewaffneten nicht betreten werden dürfe.

„Da der Zugang zu sämtlichen Binnenlandsstationen in Deutsch-Ostafrika, auf denen ehedem Plantagenbau betrieben wurde, gesperrt ist, war mir die Besichtigung der umfangreichen Kokospalmen- und Vanillepflanzungen, welche von den französischen Missionaren auf durchaus nicht übermäßig günstigem Boden geschaffen worden sind, doppelt wertvoll. Auf viele Kilometer langen Spaziergängen durchwandert man einen einzigen üppigen Wald von Kokospalmen, die erste auf dem Festlande von Ostafrika angelegte Pflanzung dieser Art, die aber vielfach und auch in der allernächsten Umgebung Bagamoyos zu energischer Nacheiferung angespornt hat. Die ostafrikanischen Araber sind nämlich im Gegensatz zu den ausschließlich dem kaufmännischen Geschäft obliegenden ostafrikanischen Indiern große Freunde des Ackerbaues, den sie allerdings nicht selbst, sondern durch ihre Sklaven betreiben.

„Ich habe, wie gesagt, noch niemand ohne Lob über die französische Mission und ihre Leistungen sprechen hören. Und doch ist gerade die Mission von Bagamoyo auf ursprünglich höchst ungesundem Grundstück angelegt worden. Wo wir heute die üppigsten Kokos- und Orangenpflanzungen durchwandern, hauchten früher umfangreiche Sümpfe ihre pestilenzialischen Dünste aus. Die Zahl der in der französischen Mission ausgebildeten Handwerker ist Legion. Und oft erstaunt man, in den verschiedensten Lebensstellungen Neger zu finden, die fertig französisch sprechen. Seltsamerweise sind die meisten Mitglieder dieser französischen Mission Deutsche. Da zur Zeit der Bischof de Courmont in der Mission zu Bagamoyo weilt, wird dort vorwiegend französisch gesprochen. Zu anderen Zeiten aber hört man in der Mission nichts anderes als die deutschen Mutterlaute der Missionare.

„Daß bisher keine einzige der Binnenlandsstationen aufgegeben wurde, obwohl der Verkehr mit denselben außerordentlich erschwert

ist, habe ich bereits bemerkt. Die bedeutendsten dieser Binnenlandstationen sind: Mandera (in Usagara, die nächstgelegene Station drei Tagereisen von Bagamoyo), Mrogoro (an der Grenze von Ukami, in der Nähe von Simba Mweni beziehentlich Muhale, zehn Tage von der Küste), Mhonda (in Nguru, zehn Tage von der Küste), Tununguo (auch in Ukami, nicht weit vom Kingani-Fluß, etwa sieben Tagereisen von der Küste), sowie eine neue Station an der Longa in Usagara, die mit dem Personal der wegen Ungesundheit aufgegebenen Station Condoa besetzt worden ist.

„Im Zusammenhang mit dieser Mission steht das vortreffliche von Hospitalschwestern aus Bourbon (den Filles de Marie) geleitete französische Missionshospital in Sansibar. Eine zweite Gruppe französischer Missionare, deren Mitglieder gewöhnlich Pères Algériens genannt werden, arbeitet in Uniamwesi und im inneren Seeengebiet."

---

4. Gleichwertige Seitenstücke in anderen Ländern.

a) Das syrische Waisenhaus zu Jerusalem.

Nachdem wir die katholische Missionsthätigkeit zu Bagamoyo durch Berichterstatter derselben Konfession ausführlicher haben schildern lassen, bringen wir jetzt zwei evangelische Seitenstücke dazu, von denen das erste bestimmt ist, dasjenige zur Kenntnisnahme zu bringen, was deutsche Tüchtigkeit und Thatkraft Schönes und Erfreuliches unter Mohammedanern zustande bringt und was dieselbe jedenfalls auch in Ostafrika erzielen wird, wenn einmal nach hergestellten friedlichen Verhältnissen die Mission ihre segensreiche Wirksamkeit ungestört allseits entfalten kann. Liest man die Berichte über diese vom kulturellen Standpunkte aus so überaus wichtigen Missionserfolge in Bagamoyo, im syrischen Waisenhause und an der Goldküste, so kann man den lebhaften Wunsch nicht unterdrücken, daß angesichts ihrer erhabenen Aufgabe die Missionare beider Konfessionen den Fetischanbetern und Mohammedanern das echt christliche Beispiel gegenseitiger brüderlicher, liebevoller Gesinnung geben und so praktisch,

besser als durch alle Predigt, den Kern des Christentums und aller Humanität, die allgemeine Menschenliebe, den von Haß und Wahn umdüsterten Herzen zugänglich machen möchten.

Im syrischen Waisenhause zu Jerusalem haben wir ein Bild der Verbindung der eigentlichen christianisierenden d. i. unterrichtenden Missionsthätigkeit mit der Erziehung zur Arbeit, wie es so vielen Kolonialfreunden und anderen wohldenkenden Männern, auch der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft in Berlin, vorschwebt und hoffentlich auch verwirklicht werden wird.

Die Anstalt hatte Ende 1888 im ganzen 146 Zöglinge, darunter nur 20 christliche Araber, 134 Knaben und 12 Mädchen, 18 Handwerks- und 2 Schullehrerzöglinge. Seit dem Bestehen der Anstalt haben mehr als 500 ausgetretene Zöglinge die Elemente christlicher Kultur in das ganze Land hinausgetragen.

Die Nähe der heiligen Stätten giebt manchen Festtagen in der Anstalt einen ganz besonders erhebenden Charakter. Wir lassen den Berichterstatter, Inspektor Th. Schneller, von Jerusalem das Wort ergreifen:

„An den Sonntagnachmittagen ist Sonntagsschule in der Anstalt und zwar in fünf Abteilungen, von den Fortbildungsschülern bis zu den Kleinsten herab. Gegen Abend folgen noch gemeinsame Spaziergänge ins Freie. Es sind in der That schöne Sonntage, die wir auf diese Weise verleben.

„Dazu kommen die Festtage, die Jubeltage für Kinder und für wahre Christen, mit dem Weihnachtsfeste an der Spitze. Da giebt es etwas für Herz, Mund und Hand, was das Kind das ganze Jahr hindurch nicht vergißt und die Geschichte der Menschwerdung unseres Heilandes siebenmal so wichtig macht, als sie ihm sonst wäre. Erzieher lernen daraus, wie richtig der Psalmist (Ps. 84, 3) den Festreigen einleitet mit den Worten: ‚Mein Leib und Seele freuen sich in dem lebendigen Gott.‘ Dann kommt das Erscheinungsfest, wo man nachmittags den Weisen nach gen Bethlehem reist. Wenn nun auch diese bereits von dort weggereist sind, so findet man doch ihre gekrönten Bilder lebensgroß in der Geburtskirche samt dem goldenen Stern, der dem Kinde so schön glänzt als diejenigen, welche es beim Heimgehen am Himmel leuchten sieht und die Fest-

geschichte unauslöschlich einprägen. Und dann, wenn der betrübte Gründonnerstag kommt und man beim Besuch in Gethsemane an Ort und Stelle die Leidensgeschichte Jesu miterlebt und dann auf halber Höhe des Ölberges, dem einstigen Tempel gegenüber, sich unter den großen Johannisbrotbaum setzt und die letzten Reden Jesu, die er an einer dieser Stellen über Jerusalem und seinen Tempel geredet hat, am eigenen Geist und dem der Kinderschar vorüberführt; wenn sodann am blumenreichen Ostertag und am Himmelfahrtsfest eine Freiwilligentruppe von Kindern mit dem Posaunenchor des Waisenhauses schon bei Sonnenaufgang auf dem Ölberg stehen, und mit Posaunenschall die Jubellieder der Christenheit gegen den Himmel hinaufklingen und =tönen, so ist das ein Festgenuß für alt und jung, den Zeit und Ewigkeit nicht gut werden aus dem Herzen wegwischen können, den auch unsere Freunde den Waisenkindern in Jerusalem und ihren Seelenpflegern wohl gönnen werden, wie wir sie gleicher=weise von Herzen auch ihnen wünschen möchten. Wie gern möchten wir besonders auch unsere jungen Freunde an dieser Festfreude teil=nehmen sehen, wenn sie einmal über das Meer herüberfahren und in unserem großen Speisesaal auf ein Jahr die große Reisschüssel mit unseren Waisenkindern teilen wollten, wozu sie herzlich eingeladen sein sollen.

„Ziehen wir den Festrock aus, so finden wir andern Tags im Werktagskleid im Waisenhause alles in Bewegung wie in einem Bienenstock, in Schulen und Werkstätten, im Haus und um das Haus.

„In den sechs Schulzimmern arbeiten da vier Lehrer, zwei arabische und zwei deutsche, mit dem Waisenvater und Inspektor an sieben Elementar=Schulklassen, einer Blindenklasse, einer Fortbildungs=Schulklasse (der Handwerkerlehrlinge), einer Oberklasse (Schullehrer=Bildungsklasse) in wöchentlich sechsmal vier Vormittagsstunden und viermal zwei Nachmittagsstunden nach einem detaillierten, in der Schule aufgehängten Lektionsplan in deutscher und arabischer Sprache. Die Lehrfächer und Ziele dieses Lernens sind dieselben wie in den betreffenden Klassen deutscher Volksschulen. Die Kinder lernen aus verschiedenen Gründen neben der Muttersprache auch die deutsche und treten im fünfzehnten Jahre mit der Konfirmation, die meisten=

teils von ihnen gewünscht wird, von der Elementarschule aus und werden als Berufslehrlinge in die Werkstätten oder in die Oberklasse für höhere Bildung eingereiht, welcher Kurs für Handwerker und Ökonomen mit dem achtzehnten, für die Oberklassenzöglinge mit dem zwanzigsten Lebensjahre schließt, wonach sie entlassen werden können, wenn es nicht rätlicher ist, sie noch um Lohn in unseren Diensten zu behalten.

„Für diese Berufsbildung sind in der Anstalt zehn Werkstätten, jede mit einem Geschäftsmeister, eingerichtet und einem Ökonomen mit Land-, Garten-, Wein- und Obstbau, welche in gedeihlichem Fortgang begriffen sind und den Erwartungen entsprechen. Die Lehrlinge kommen zu ihrem Zweck, wenn sie aushalten; nur sollten unsere Lehrmeister auch noch die Kunst mitbringen, die Jungen ihr Geschäft im Flug zu lehren, daß sie in kurzer Zeit Geld verdienen können, denn im Orient, wo man so viel Geduld brauchte, wächst dies Kräutchen gar zu spärlich, daher so viele Pfuscher im Land und so wenig rechte Meister.

„Unsere gegen 500 ausgetretenen Zöglinge sind weit nicht mehr alle erreichbar. Die erreichbaren aber wurden auch dieses Jahr von unserem Evangelisten Daher Elias mit Johannes Schneller im Frühling und Lehrer Brendle im Herbst, seelenpflegend und beratend besucht. Die Evangelisten sind erfreut und im ganzen mit guten Hoffnungen für sie zurückgekommen. An Irrenden und Fehlenden fehlt es natürlich auch in diesem Gebiete nicht; auch kommt hier ein Gesuch um Wiederaufnahme für eine weitere Berufbildungszeit, die nur selten gewährt werden kann. Wie sehr gut wäre es, wenn unsere ausgebildeten Kräfte einmal mehr könnten zusammengehalten werden, sei es um die Anstalt her oder auf einer Kolonie in der Ebene unten oder an beiden Orten. Die Leute sind bei ihrem Austritt noch zu schwach und unfest zum Durchschwimmen durch die trüben, allerorten mit gefährlichen Schlingpflanzen aller Art durchwachsenen Wasser des Orients."

Der Berichterstatter schildert hiernach wie es durch die Bemühungen der kaiserlich-deutschen Botschaft in Konstantinopel und des deutschen Konsulates gelungen sei, eine Ansiedelung von 562 Hektaren Land ins Leben zu rufen.

„So würde dann unserer wichtigen Thätigkeit im heiligen Land ein soliderer und erfolgreicherer Ausgangspunkt geschaffen, wenn sich der ökonomische Teil unserer Zöglinge auf dem Land bei Ramleh ansiedeln kann und der solidere Teil unserer Handwerkerzöglinge um das Waisenhaus her, von denen die reiferen nach Bedürfnis auf die wachsende größere Ansiedelung bei Ramleh nachrücken können.

„Halten wir diesen Plan fest, möge uns Gott langsamer oder schneller zu seiner Realisierung helfen, so werden wir, auch wenn wir arm sind, viel Segen in diesem Lande stiften und auch in kultureller Hinsicht einen bedeutenden Umschwung in der ganzen Umgebung von Ramleh und weiter hinaus veranlassen."

b) Die protestantische Mission an der Goldküste und deren Kulturerfolge*).

Nicht weniger segensreich als die katholischen Missionen wirken die protestantischen auf der britischen Gold-Coast-Colony, deren Zentralanstalt sich in Christiansborg bei Akrah befindet. Hier kämpfen die Verbreiter der abendländischen Kultur mit unvergleichlichem Heldenmut gegen das mörderische Klima. Unheimlich ist das Gespenst, das durch die Palmengründe und üppigen Thäler, am Strande und auf dem Felde wandelt und plötzlich einen anhaucht, der vor wenig Stunden fröhlich gesungen. Starkes Erbrechen und Frost werfen den Starken hin wie ein widerstandloses Kind, dann kommt die Glut in den Adern, als ränne flüssiges Blei darin, und in stiller Apathie brechen die Kräfte oft schnell zusammen. Chinin ist zur Hand, aber der Magen verträgt's nicht — oder es hilft nicht; letzte Aushilfe ist Arsenik bis zu sechs Tropfen. Acclimatisation giebt's nicht; wen's in späten Jahren packt, den reißt's dann oft erst recht im Sturm dahin. Einige bleiben freilich auch ganz verschont. Als das englische Kanonenboot „Flirt", das mit uns in Kap Coast-Castle lag, auf dem Niger fuhr, hatte es von 96 Mann 82 Kranke, so daß es mit Negern Anker lichten mußte. Bis auf einen wurden in Ascension alle wieder gesund.

Den englischen Beamten an der Küste steht auf zwölf Monate

*) Von Marinepfarrer Heims. „Tägl. Rundschau", 1883, 295. 6.

Dienst sechs Monate Urlaub daheim zu. Die Missionare aber müssen acht Jahre draußen bleiben, ehe sie auf Urlaub antragen dürfen. Und wenn sie dann wieder zurückgehen, müssen sie alles, was unter dem ungeschlachten Geschlecht ihre Freude gewesen, zuhause lassen: ihre Kinder, um wieder allein drinnen in den Bergen zu leben und zu lehren als Leute, die sich in ihrer Einsamkeit allen Ernstes das Wort gelten lassen müssen: So lange ihr Nahrung und Kleidung habt, laßt euch gnügen. Seit Juli 1881 bis April 1883 sind 13 gestorben von 54; sechs mußten nachhause. Und wofür das alles? Um sagen zu können: „Ich diene!“ Es hat nie eine schönere Devise gegeben, aber sie ist oft mit Thränen im Auge hier draußen gesprochen und mit dem eigenen Herzblut aufs Schild geschrieben worden. Und der Dienst beschränkt sich durchaus nicht bloß auf die Predigt. In den Schulen — 48 auf 40 Stationen: Seminare, Mittelschulen, Waisenhäuser, Volksschulen und Kleinkinderschulen — werden 1200 Kinder, darunter über 300 Heiden, unterrichtet, und in den Werkstätten in Christiansborg wird munter geschmiedet und gehämmert von Klempnern, Stellmachern, Tischlern und Drechslern.

Ein würdiges Gegenstück zu den Arbeiten der frères du St. Esprit in Gabun und ein vollgültiges Zeugnis für den Ernst und die wissenschaftliche Arbeitsamkeit der protestantischen Missionare ist das Erscheinen des großen Wörterbuches der Tsi- oder Aschanti-Sprache als Abschluß des Arbeitskreises, zu dem die Grammatik und die Bibelübersetzung nebst kleineren Übertragungen gehören. Das Institut de France hat den beiden ersten Arbeiten die „goldene Medaille“ zuerkannt. Gewiß ein unverdächtiges Tribunal. — Die Gemeinde zählt jetzt 5000 Seelen.

An der Goldküste hat der europäische Verkehr eine entsetzliche Verkommenheit und Sittenverderbnis der Eingeborenen hervorgerufen, die ganz besonders an der in alle Laster versunkenen Mischlingsbevölkerung zutage tritt. Eine unglaubliche Arroganz, gepaart mit niedrigster Gesinnung und Lasterhaftigkeit, zeigt sich dort oft an wahrhaft lächerlichen Karikaturen der Zivilisation. Der heidnische Neger ist kein glückliches Naturkind, wie man romantisch auszumalen

beliebt. Die Vielweiberei und herzlose Herabwürdigung des weiblichen Geschlechtes, der grauenhafte Aberglauben, der das ganze Leben hindurch den Neger mit Schrecknissen ängstigt und ihn zum Spielball der Fetischpriester macht, die Furcht vor Zauberei, die Gift- und Feuerproben, die greulichen Totenfeste, barbarische Grausamkeiten verschiedener Art haben den Neger zu dem elendesten, verwahrlosesten Wesen gemacht, bei dem Faulheit, Lügenhaftigkeit und Verstellung unumschränkt herrschen.

So sieht es überall an der Goldküste aus, wo die Missionare ihre Wirksamkeit nicht haben entfalten können; wo dieses aber seit 20—30 Jahren hat geschehen können, beginnen sich heute andere, bessere Zustände zu zeigen, welche überzeugend beweisen, daß das Barbarentum, durch den Einfluß des Christentums innerlich zersetzt, seine Übermacht über die Neger immer mehr verliert und daß damit allmählich auch bessere Sitten sich bilden. Um so segensreicher wird die Saat christlicher Kultur in Ostafrika aufgehen, wo es noch unvermischte Völkerschaften giebt; aber auch hier wird unter den der Einwirkung des Islams und des Sklavenhandels stehenden Negern der Kampf gegen das Barbarentum ein harter und langwieriger werden, der ohne eine dieser außerordentlich umfangreichen Kulturarbeit entsprechenden materiellen Unterstützung vonseiten Deutschlands, ohne wachsende Teilnahme unserer höheren Stände, endlich ohne wirksamen, dauernden Reichsschutz nicht zum Siege geführt werden kann.

Da sich in Ostafrika die Missionen mit Ausnahme Bagamoyos, welches oben ausführlich geschildert worden ist, noch nicht ruhig haben entwickeln können, so haben wir nun auch um die protestantischen Erfolge zu charakterisieren, die sich für Deutsch-Ostafrika mit der Zeit sicherlich erwarten lassen, zur Vervollständigung der vorhergehenden Schilderung der Mission an der Goldküste ein Bild ihrer Erfolge aus derselben Feder aufgenommen:

„Blicken wir jetzt", sagt Pfarrer Heims, „in eines der Häuser christlicher Neger hinein, so treten uns sofort die Spuren eines christlichen Familienlebens entgegen. Da ist eine Gattin im vollen Genusse ihrer Menschenrechte. Sie ist ihrem Manne nicht ein gekauftes Stück Eigentum, sondern die Gehilfin, welche aus freier Neigung mit ihm den Bund geschlossen hat. Nun will ich freilich

nicht behaupten, daß die Ehe hier immer recht ideal aufgefaßt wird. Tausendjährige Gewohnheiten lassen auch bei den christlichen Negern manche Schwachheiten zurück. Immerhin aber ist der ideale Keim ganz unverkennbar, aus dem sich auch das eheliche Leben immer klarer und reiner entwickelt.

„Die im Vergleich mit den früheren Verhältnissen bereits bedeutend gehobene Stellung der Frau hat ihren Grund in der Hebung der sittlichen Begriffe. Mit der Hebung des weiblichen Geschlechtes hat auch die Kindererziehung schon einige Fortschritte gemacht. Die Heiden glauben für ihre Sprößlinge, die sie völlig nackend herumlaufen lassen (und die oft noch als derbe Bürschchen die Gangart auf allen Vieren durch allen Schmutz wählen), genug gesorgt zu haben, wenn sie ihnen Amulette (Grigi) umhängen, je mehr, desto besser. Die Sammlung von sonderbaren Gegenständen, die sie um den Hals tragen, nimmt sich eigentümlich aus. Obgleich auf der anderen Seite von Kinderzucht noch nicht allzu viel zu rühmen ist, da sie durch die dem Neger natürliche Affenliebe zu seinen Kindern sehr erschwert wird, so läßt sich doch sagen, daß den christlichen Eltern in diesem Stücke wenigstens schon ein gewisser Takt beigebracht worden ist.

„Vor allem aber trägt zur Förderung und Bildung der Jugend die trefflich organisierte Schule bei, die in manchen Stücken überraschende Leistungen aufzuweisen hat, wenn auch in anderen Zweigen, z. B. Rechnen, Geschichte (dies ist nicht zu verwundern, da bis in die neueste Zeit überhaupt die Zeitrechnung fehlte), eine mangelhafte Beanlagung die gleichmäßigen Fortschritte verhindert. Lesen und Schreiben aber wird leicht gelernt, und der Wert dieser Künste wird bereits in der Nähe der Stationen allgemein anerkannt. Die Christen werden gewöhnlich als Schulleute bezeichnet. Schulkinder, die von heidnischen Knaben verspottet werden, können diesen schon mit Erfolg antworten: ‚Was wollt ihr denn? Ihr habt gar nichts mitzusprechen, ihr Kosenyo, die ihr nichts gelernt habt!‘ Der Ausdruck bedeutet Buschleute — die tief verachteten Hinterwäldler. Hervorragend ist die Begabung für Sprache. Die Knaben in der Mittelschule wünschten einmal, daß zu allen ihren Lehrgegenständen auch noch die deutsche Sprache hinzugefügt werden möge. Manche Zög-

linge des Lehrer- und Predigerseminars haben sie gelernt und lesen deutsche Bücher, wofern der Inhalt ihrem Gedankenkreise nicht zu fern liegt, mit Leichtigkeit. Die oberste Abteilung jener Anstalt bildet recht tüchtige Theologen aus, welche die Bibel in der hebräischen und griechischen Grundsprache ohne allzu viel Mühe lesen.

„Bemerkenswert ist auch die Beanlagung für Gesang, die ja auch bei uns durch Jubiläumssänger bekannt geworden ist. Herzbewegend ist der vierstimmige Gesang solch eines Knabenchors. Welch ein Abstand gegen die rohe barbarische Musik der heidnischen Volksgenossen. Kaum zu überschätzen ist das erziehende Moment der Schule, welches um so mehr zur Wirkung kommt, als die Zöglinge in mehreren jener Anstalten wohnen und verpflegt werden, so in der Mädchenschule in Abokobi, deren erste Klasse sogar manche brauchbare Lehrerinnen für andere Schulen ausgebildet hat. Welch ein Kontrast gegenüber der Stellung des weiblichen Geschlechts bei den Heiden. Es würde hier viel zu weit führen, wollte ich alle die verschiedenen Schulanstalten von der auf jeder Station befindlichen Elementarschule bis zu der höchsten Lehranstalt, dem Lehrer- und Predigerseminar in Akropong, nach ihrer Organisation dem Leser vorführen. Ich bemerke nur, daß man die Gefahren einer einseitigen geistigen Arbeit sehr zweckmäßig durch die Gewöhnung der Schüler an geordnete äußere Arbeit beseitigt. Da wird Acker- und Gartenarbeit getrieben, Kokospalmen und andere Fruchtbäume gepflanzt, für die Bedürfnisse des Haushaltes gesorgt, selbst die Knaben stopfen und flicken ihr Zeug ꝛc. In dieser Beziehung bilden die Missionsstationen mit ihren blühenden Pflanzungen Lichtpunkte, von denen eine fortschreitende Landeskultur ausgehen muß. Es ist auch ein und der andere Zweig der Kultur neu eingeführt worden, wie der Kaffeebau. Zuerst wurden die Plantagen von einem besonders zu diesem Zwecke ausgesandten Europäer geleitet. Jetzt befinden sie sich schon ganz in den Händen christlicher Eingeborenen.

„Neben dem Landbau aber wird auch das Handwerk gepflegt: Schuhmacherei, Schlosserei und besonders die Tischlerei, für welche in Christiansborg eine ausgedehnte Anstalt eingerichtet ist, die sich bereits weithin in Westafrika eines guten Rufes erfreut, weil sie namentlich solide und wirklich dem Klima angemessene Möbel liefert,

während die aus Europa eingeführten meist schon in der ersten Regenzeit schadhaft werden.

„Die Abneigung des Negers gegen die Arbeit ist eines der größten Kulturhindernisse. Sie wird durch die Mission in vielen Beziehungen wirksam überwunden. Bleibt auch bei manchen der bekehrten Neger noch der Hang auf irgendeine bequeme Weise — namentlich durch Kleinhandel ihr Brot zu erwerben, und sind auch die Arbeitsleistungen der übrigen noch weit entfernt von denen unseres mit Anspannung aller Lebenskraft und mit sittlicher Energie arbeitenden Landmannes, so haben doch die Mitglieder der jungen Christengemeinden dort auf der Goldküste, zuweilen recht im Gegensatz zu ihren verschuldeten heidnischen Landleuten meist ihr gutes Auskommen von dem Ertrage ihrer Yams- und Pisangpflanzungen. Auch gewöhnen sie sich mehr und mehr daran, ihre Kirchen und Schulen, welche anfangs die Mission errichten ließ, aus eigenen Mitteln zu bauen und zu erhalten. Daß die Beseitigung der Trunksucht auf die geordnete Gestaltung der äußeren Verhältnisse großen Einfluß hat, braucht nur angedeutet zu werden."

---

5. Der Missionar Dr. Joh. Ludwig Krapf.

Dr. Krapfs Jugend. — Dr. Krapf als Missionar in Abessinien und Schoa. — Das Christentum in Schoa. — Dr. Krapfs letzte Jahre.

Johann Ludwig Krapf, der um die Ethnographie und Sprachwissenschaft Afrikas so hochverdiente Missionar, wurde am 11. Januar 1810 zu Derendingen bei Tübingen geboren; er starb den 26. November 1881 zu Korntal bei Stuttgart.

Schon als Schüler beschäftigte sich Krapf viel mit der Geschichte der Reisen und Entdeckungen in Afrika, und in seinen späteren Jahren hat er selbst redlich das Seine dazu beigetragen. Seine Neugierde wurde zuerst durch einen Atlas erregt, den ihm sein Vater vorlegte, und bei dessen Beschauung er sich sehr wundert über die wenigen Namen auf der Karte von Ostafrika. Seine Phantasie stellte ihm jene Gegenden als noch unbetreten von Europäern, aber

auch bevölkert von Hyänen vor, über die er in Bruces „Reisen“ gelesen hatte. Sein Wunsch, jene unbekannten Länder zu sehen, wurde mehr und mehr durch das Studium der Geographie gereizt, und als es sich in seinem vierzehnten Jahre um seine Zukunft handelte, erklärte er mit großer Bestimmtheit, er werde Schiffskapitän werden und fremde Länder besuchen. Die Mittel zu dieser Laufbahn konnte freilich sein Vater nicht beschaffen, und so mußte der Lieblingsplan des Knaben aufgegeben werden. Er widmete sich von da an eifrig dem Sprachstudium, und eine neue Wendung nahmen seine Wünsche, als er im fünfzehnten Jahre einen Vortrag über Missionen hörte, der ihn sofort bestimmte, sein Leben dem Dienste der Heiden zu widmen. Nachdem er seine Ausbildung in der Missionsschule zu Basel erhalten hatte, trat er in Verbindung mit der Londoner Missionsgesellschaft und im Jahre 1837 brach er nach Abessinien auf.

Nachdem er ein Jahr sich in Adowe aufgehalten hatte, beschloß er nach dem christlichen Reiche Schoa vorzudringen, dessen Beherrscher den Wunsch geäußert hatten, es möchten ihn christliche Missionare besuchen. Im Juni 1839 kam er in der Hauptstadt Ankobar an, wo er freundlich von dem Könige aufgenommen wurde. Schoa schließt im weitesten Sinne die gesamten abessinischen Hochlande ein, begreift aber eigentlich nur den westlichen Teil derselben. Das Land hat fruchtbaren Boden, ein vortreffliches Klima und erfreute sich lange Zeit innerer Ruhe, da es keine Feinde an den Grenzen hatte. Krapf schätzt die Einwohner auf eine Million. Es erstreckt sich von Westen nach Osten, von der Wüste Adas bis zum Blauen Flusse fast zwei Grade und fast ebenso weit von Süden nach Norden, von dem Flusse Hawasch bis zur Feste Dair. Das Land ist reich an Quellen, Bächen und Flüssen, wie es auch einige Seeen besitzt. Überfluß an edlen Metallen giebt es nicht, doch findet man viel Eisen, Schwefel und Kohle.

Die Regierung von Schoa ist eine unbeschränkte Monarchie und der König der einzige Herr und Eigentümer des Landes, denn die Person, das Leben und die Habe seiner Unterthanen stehen ganz in seiner Gewalt. Er besitzt eine einige hundert Mann starke Leibwache, die mit Flinten bewaffnet ist, aber kein stehendes Heer. Tritt Krieg

ein, so muß der Gouverneur jeder Provinz sein Kontingent stellen. Das ganze Heer mag sich dann auf 30000—50000 Mann belaufen, von denen aber nur 1000 Schießgewehre, die anderen Lanzen, Schilde und Schwerter führen. Die meisten sind beritten.

Die Masse der Bevölkerung gehört dem koptischen Zweige der christlichen Kirche an. Im Osten giebt es allerdings Mohammedaner und im Süden heidnische Gallas, die dem Beherrscher von Schoa sich unterworfen haben. Der koptische Patriarch von Ägypten ernennt den ersten Bischof von Abessinien, der dann alle Priester weihet. Der Kandidat muß lesen und das nicäische Glaubensbekenntnis hersagen können, worauf der Bischof auf ihn atmet, das Zeichen des Kreuzes über ihn schlägt und ihm den Segen durch Handauflegen erteilt, dafür empfängt er zwei Stücke Salz. Nach der Weihe dürfen die Priester nicht heiraten, hatten sie aber vorher eine Frau, so müssen sie dieselbe behalten. Die Priester haben die Aufgabe zu taufen, das Abendmahl zu reichen und drei bis vier Stunden an Sonntagen die Litaneien herzusagen. Das Predigen ist nicht anbefohlen, und es kommt selten vor in Abessinien.

Die Fasten hält das Volk eifriger und strenger als irgendeine andere christliche Nation. Im ganzen fastet man denn neun Monate von den zwölfen des Jahres; jeden Mittwoch und jeden Freitag im Jahre; dann wieder 40 Tage vor Ostern, 25 Tage nach dem Sonntage Trinitatis, 14 im August, 25 vor dem Advent und bei anderen Gelegenheiten. Trotz dieser Fastenstrenge beobachtet man den eigentlichen Geist der Religion nur wenig, und die Vorschriften derselben werden sehr oft verletzt. Die Ehe gilt als bürgerlicher Vertrag zwischen den Eltern und Verwandten der Braut und des Bräutigams; sie wird selten durch die Kirche geweiht und kann nach Belieben aufgelöst werden. Die Sklaverei trägt wie überall dazu bei, das Volk zu demoralisieren. Christen dürfen allerdings keine Sklaven ausführen, wohl aber zu ihrem eigenen Gebrauche in das Land bringen, während der König Tausende zu allerlei Arbeiten verwendet, wie seine Unterthanen überhaupt Frohnarbeiten für ihn thun müssen.

Von den Stämmen in dem südlichen Teile Abessiniens beachtete Dr. Krapf vorzugsweise die Gallas, welche einen großen Teil von Ostafrika im Besitz haben und denen Krapf die Mission zuerteilt, nachdem sie zum Christentum bekehrt worden, ähnlich für Afrika zu wirken, wie die Deutschen in Europa. Sie zerfallen in zahlreiche unabhängige Stämme, dehnen sich vom 8. Grad n. Br. bis 3. Grad s. Br. aus und belaufen sich auf 6—8 Millionen, eine Zahl, die kaum ein anderer afrikanischer Stamm erreicht. Von dunkelbrauner Farbe haben sie im allgemeinen ein männliches Aussehen, sind groß und stark gebaut, und ihre wilden Züge erhalten einen noch wilderen Ausdruck durch das lange Haar, das sie wie eine Mähne auf die Schultern fallen lassen *).

Dr. Krapf kehrte über Aden und Ägypten nach Europa zurück, aber schon 1851 trat er die neue Reise an, und im April erreichte er Mombas. Nach schweren Mühen und mannigfaltigen Enttäuschungen sah er sich im Herbst 1853 nochmals genötigt, Herstellung seiner Gesundheit in der Heimat zu suchen. Einen neuen Versuch, den Schauplatz seiner Thätigkeit wiederum zu erreichen, machte er 1857, aber ehe er Kairo erreichte, litt er von Fieber und Sonnenstich so sehr, daß er sein Grab in der nubischen Wüste finden zu müssen glaubte. Er konnte aber die Reise gar nicht fortsetzen, und es drängte sich ihm die Überzeugung auf, daß er das Klima Afrikas und die Mühseligkeiten eines Missionarlebens nicht länger zu ertragen vermöge. Mit tiefer Betrübnis nahm er deshalb im August 1855 Abschied von dem Lande, in dem er so viel gelitten, so viel gewirkt, aber auch so viel Beweise von der schützenden Fürsorge des Höchsten gefunden hatte.

Die Geschichte seiner Wanderungen und Bestrebungen hat er in ehrlicher Einfachheit und treuer Gewissenhaftigkeit beschrieben, und sie bietet einen großen Schatz neuer Kenntnisse über Sprachen, Stämme und Länder, von denen wir vorher wenig oder gar nichts

*) Weiter unten folgt aus der Feder Dr. Burkhardts eine ausführliche Darstellung der wichtigsten ethnographischen Ergebnisse von Krapfs und Rebmanns langjährigem Aufenthalte unter den Galla, Wanika, Wakamba und anderen Volksstämmen Ostafrikas.

wußten. Er schrieb: „Reisen in Ostafrika von 1837—1853. —1858", 2 Bände; englisch: „Travels, researches and missionary labours in Eastern Africa 1860", 2. Auflage 1867; „Vocabulary of six East African languages", London 1849; „Outline of the elements of the Kisuâheli language", London 1856, sowie Wörterbücher und Übersetzungen von Teilen der Bibel in die Sprachen der Galla, Kinika und Wakuafi.

Beobachtungen

über den Charakter der Neger und deren Befähigung zur Aufnahme des Christentums und höherer Kultur überhaupt.

Aus Livingstones „Last Journals“ *).

Die Aufgabe des Verkehrs mit den Eingeborenen deutet Livingstone dahin an, daß auf die letzteren ein verbessernder Einfluß zu üben sei. Dazu bietet sich ganz von selbst Gelegenheit. Wenn man bei einem Dorfe eintrifft, die angebotene Herberge annimmt, Nahrungsmittel für die Karawane einkauft, nach Auskunft fragt, höfliche afrikanische Fragen nach dem Zweck der Reise beantwortet — überall beginnt man Bekanntschaft mit dem Volke zu verbreiten, durch dessen Vermittelung ihr Land einst erleuchtet und vom Sklavenhandel befreit werden wird. Livingstone hat hier besonders die englische Nation als Bekämpferin des Sklavenhandels im Sinne. Wir können, ohne von seinem Gedanken abzuweichen, die Aufgabe dahin erweitern: Möge jeder christliche Reisende sich dessen bewußt sein, daß er unter allen Umständen den Eingeborenen als ein Vertreter der Christenheit gegenübertritt, deren ernstes Bestreben es ist, dem Elende der heidnischen Völker abzuhelfen. Könnten doch diese goldenen Worte insonderheit jedem Afrikareisenden an erster Stelle ins Herz geschrieben werden!

*) Unter dem Titel: „Lesefrüchte aus Livingstones ‚Last Journals‘“ hat Dr. Grundemann in der „Allgem. Missions-Zeitschrift“ 1886, S. 455 ff. die folgenden höchst lehrreichen Betrachtungen des berühmten Missionars und Afrikaforschers zusammengestellt.

Vor allem gilt es, auf die eingeborenen Reisebegleiter Einfluß auszuüben, mit denen uns die gemeinsamen Interessen und Gefahren verbinden. „Nichts als die erbärmlichste Jungenhaftigkeit (puerility) könnte ein männliches Herz verleiten, ihre Inferiorität zum Thema der Selbsterhebung zu machen, wie es leider oft geschieht.“ Bescheidenheit und demütige Selbsterkenntnis also bleibt das vornehmlichste Requisit für den Verkehr mit Eingeborenen.

Dadurch wird die hochfahrende Rücksichtslosigkeit von vornherein ausgeschlossen, die sicherlich im Umgang mit Eingeborenen viel verdirbt und Unheil anrichtet. Livingstone bemühte sich, freundlich auf die Interessen und Vorstellungen der Eingeborenen einzugehen und benutzte jede Gelegenheit, dieselben kennen zu lernen: er studierte sie, besonders die religiösen Vorstellungen. Viele Mißverständnisse und daraus folgende Schwierigkeiten könnten vermieden werden, wenn die Europäer in dieser Weise die Eingeborenen zu verstehen sich bemühten, anstatt sich hochmütig über dieselben hinwegzusetzen.

Livingstone nahm Rücksicht auf die geringere Fähigkeit zu körperlichen Anstrengungen, wie sie ihm z. B. bei Herstellung einer Lichtung durch den dichten Urwald entgegentrat. Die hochgewachsenen Gestalten ermüdeten am ehesten, die untersetzten hielten länger aus; aber auch ihre Kraft war nach einigen Tagen erschöpft. Livingstone findet den Grund im Mangel an Fleischnahrung.

In freundlicher Rücksicht hütete sich Livingstone, einem Eingeborenen wehe zu thun. Als ihm eine Frau mit aussätzigen Händen eine Mahlzeit bereitete, und sie dem kranken, ausgehungerten Mann mit freundlichem Drängen darbot, durfte er sie ja wegen der Ansteckung nicht genießen. Aber er wies sie nicht zurück, sondern brachte sie in der Stille über die Seite und „segnete das mütterliche Herz“ der Geberin.

Mit den Eingeborenen unterhielt er sich bei jeder Gelegenheit über Religion, Gott und die zukünftige Welt — immer im freundlichen Gespräch. Auch zeigte er ihnen biblische Bilder. Er hatte nämlich ein illustriertes Bibellexikon bei sich, das an den Rast-

tagen und -wochen seine Lektüre bildete *). Auf die Frage, weshalb er so weit hergekommen sei? antwortete er: Um Land und Leute der übrigen Welt bekannt zu machen. Wir seien alle Kinder eines Vaters, und ich möchte, daß wir uns besser kennen lernten und einander freundlich in Sicherheit besuchen könnten. Ich sagte ihnen, was die Königin zur Beförderung des Baumwollenbaues am Sambesi gethan habe, und wie unser Werk durch die Sklavenhändler und ihre Genossen vereitelt worden sei. Als sie darum baten, zeigte ich ihnen mein Notizbuch, Uhr, Kompaß, Brennglas. Ich zeigte ihnen die Bibel und sagte ihnen etwas von ihrem Inhalt. Ein paar hübsche junge Männer fragten, ob die Leute bei uns auch stürben und wo sie nach dem Tode hinkämen? „Wer tötet sie? Habt ihr kein Zaubermittel (Buanga) gegen den Tod?" — Ich sagte, daß wir zu dem großen Vater, Mulungu, beteten und Er hörte uns alle. Sie meinten, das sei natürlich. Die wenigen anderen Beispiele, in denen Livingstone Proben seiner Unterredungen mit den Eingeborenen über die Religion gegeben hat, stimmen mit dem Obigen völlig überein. Auf den ersten Blick scheint es befremdlich, daß er nirgends die christliche Hauptlehre von der Erlösung in den Vordergrund stellt. Man möchte diese Unterlassung a priori für unmöglich halten. Da aber nirgends etwas anderes erwähnt wird, können wir nicht umhin, anzunehmen, daß sich Livingstone in seinen Unterredungen mit den Eingeborenen zunächst auf die Lehren des ersten Artikels beschränkte. Mit Rücksicht auf den rein vorbereitenden Charakter seiner so vorübergehenden Unterweisungen wird er wohl das Rechte getroffen haben.

Neben diesen elementarsten Andeutungen über die Glaubenslehre benutzte Livingstone jede Gelegenheit zu freundlicher **) Ermahnung, vom Unrecht abzulassen. „Du mußt nicht wieder zanken",

---

*) Während des Aufenthaltes in Manyuema hat er die ganze Bibel viermal durchgelesen.

**) Daß sein Verkehr mit den Eingeborenen überhaupt freundlicher Art war, braucht kaum gesagt zu werden. Daß die Freundlichkeit auch zum Scherz werden konnte, sei nur im Vorübergehen erwähnt. Dies Gebiet sollten andere Reisende nur mit größter Vorsicht betreten.

sagte er zu einer infolge einer Zänkerei mit ihrer Gefährtin weggelaufenen Frau, als sie wiederkehrte. In Nyangwa hörte er, wie eine Frau ihre Sklavin öfters prügelte. Er hielt ihr vor, daß dies nicht recht sei und bat sie, freundlich zu der Sklavin zu sein, da sie allein hier deren Mutter sei. Die Händler ermahnt er, auf ihren Zügen keine Mordthaten zu begehen; Elfenbein, wenn mit Blutvergießen erworben, sei nicht rein, sondern unglückbringend. „Vergießt nicht Menschenblut, meine Freunde, es bringt eine Schuld auf euch, die sich mit Wasser nicht abwaschen läßt.“ Hernach stellte sich heraus, daß die blutgierige Partei nur $1\frac{1}{2}$ Elefantenzähne heimbrachten, während die, welche das Morden vermieden, deren 54 erhielten. Besonders oft ermahnte Livingstone die Häuptlinge, von dem schändlichen Sklavenhandel abzustehen. Freilich fehlte dafür manchmal alles Verständnis. Der Kasembe hörte ihn eine Weile an und brach dann in eine lange Tirade über die Größe seines Landes und seiner Herrschaft aus. Bei anderer Gelegenheit fand er besser Anklang *). Livingstones Gedanken waren auf jenen letzten Reisen neben dem großen Zweck der Entdeckung der Nilquellen vorzugsweise mit der Abstellung des Sklavenhandels und der damit verbundenen Greuel beschäftigt. Diese offene Wunde der Welt sollte geheilt werden.

Livingstone war sich dessen bewußt, daß der christliche Gottesdienst selbst auf die Eingeborenen seinen Eindruck nicht verfehlen werde. Er hat mit seinen Begleitern sowohl tägliche Andachten, bei denen nur ein Lied gesungen und das Vaterunser gebetet wurde, als auch den Sonntagsgottesdienst regelmäßig gehalten. Der Sonntag war natürlich immer Rasttag; nur einige Male drängte der bittere Hunger auch am Sonntag weiter zu reisen. — Livingstone spricht sich darüber aus, daß die Benutzung des Prayerbooks weniger zweckmäßig sei. Die Eingeborenen gewönnen dabei nicht den Eindruck, daß ein unsichtbares Wesen angeredet werde; es scheine

*) Es lag ihm daran, jeden Verdacht, als seien seine Begleiter Sklaven, zu beseitigen. Als einer der in Nassick erzogenen Befreiten auf der Reise Verwandten begegnete, gestattete er es ihm, ohne weiteres zurückzubleiben. Auch sonst betont er, daß seine Leute keine Sklaven sind.

ihnen vielmehr, als spreche man zum Buche. Knieend mit geschlossenen Augen zu beten, sei besser als die gewöhnliche Art des Gottesdienstes. Dennoch erfahren wir, daß er — obgleich zur Denomination der Independenten gehörig — auf diesen seinen Reisen den Gottesdienst immer nach anglikanischem Ritus hielt. War es nur Rücksicht auf die in der Anstalt zu Nassick an diese Formen gewöhnten Begleiter — oder war Livingstone durch die Erfahrung belehrt worden, daß für die afrikanischen Völker eine formenreichere Gestaltung des Christentums die geeignetere sei?

Es ist selbstverständlich, daß Livingstone nicht bloß durch Unterredungen über das Christentum, sondern durch das christliche Leben selbst einen Einfluß auf Heiden und Mohammedaner ausübte.

Besonders erwähnt Livingstone die Werke christlicher Liebe, durch welche auf die Eingeborenen Einfluß zu üben ist. Einige thatsächliche Bemerkungen zeigen absichtslos, wie er selbst sich darum bemühte. Er sorgt väterlich für seine Begleiter, giebt ihnen beim Eintritt der kühleren Zeit Decken u. s. w. Einem verlassenen Waisenkinde, um das sich niemand kümmern will, giebt er Speise — leider ist es zu spät, um das arme Kleine von den Folgen des Hungers zu erretten. Ein anderes verlassenes Kind rettet er. Wenn seine Leute die Eingeborenen bestohlen haben, gleicht er den verursachten Schaden durch Geschenke aus, was mit viel Anerkennung aufgenommen wird. Wohlthätigkeit empfiehlt er nachdrücklich als Mittel der Zivilisation. „Keine Taschenspielerei oder Kunststücke, wie sie Napoleon dem III. empfohlen wurden, würden irgendeine Wirkung zur Zivilisation der Afrikaner ausüben. Dazu haben sie zu viel gesunden Menschenverstand. Nichts bringt sie dazu, einen Europäer völliges Vertrauen zu schenken, als lange fortgesetztes Wohlthun. Sie glauben bereitwillig an überirdische Kräfte als Ursachen irgendwelcher ihnen neuen Vorgänge oder Kunstleistungen, denn es ist ein Teil ihres ursprünglichen Glaubens alles, was ihre Erfahrung übersteigt, unsichtbaren Geistern zuzuschreiben. Güte und Selbstlosigkeit machen mehr Eindruck auf ihr Gemüt als irgendwelche Geschicklichkeit und Macht. Es wäre sehr zu wünschen, daß im Verkehr mit den Afrikanern die europäische Superiorität überhaupt von den Europäern aus diesem Gesichtspunkt betrachtet

werde. Alles Imponieren, selbst mit Schießgewehren und Dampfmaschinen, kann nur einen sehr vorübergehenden Eindruck machen.

Ein sehr wichtiges Stück der Ausrüstung eines Afrikareisenden ist die Geduld. Livingstone scheint sie in ganz außergewöhnlichem Maße besessen zu haben. Er hat den Afrikanern, besonders seinen Dienern gegenüber, in kaum glaublicher Weise die Liebe, welche auch der Sünden Menge decket, sowie das Entschuldigen und Alles-zum-besten-kehren geübt. Man kann billig Zweifel hegen, ob er nicht durch eine unrichtige, zu große Milde manches versehen hat. Wir meinen nicht zu irren, wenn wir annehmen, daß er im Laufe seiner Reise durch die unbeschreiblich bitteren Erfahrungen sich bewegen ließ, seine anfänglich wohl etwas zu theoretische Auffassung zu ändern.

Es klingt freilich rührend, wenn er bei dem schweren Verluste, der ihn auf der Reise treffen konnte, und bei dem er selbst mit aller Anstrengung nach Ergebung in diese Zulassung ringen mußte, als ihm nämlich die Medizinkiste gestohlen wurde, doch eine ausführliche Entschuldigung der Thäter in sein Tagebuch schreibt, und wir finden nichts von Strafe erwähnt, die demjenigen zudiktiert worden wäre, der durch bloße Nachlässigkeit den Unfall verursacht hatte.

Daß die Geduld und Langmut Livingstones nicht in Schwachheit sondern in aufrichtiger Herzensgüte ihren Grund hatte, ersieht man aus der Festigkeit, mit der er unverschämten Ansprüchen gegenübertritt. Speke und Burton hatten den Häuptlingen alles gegeben, was sie forderten. Einer der früheren Begleiter jener Entdeckungsreisenden war bei Livingstone, und es scheint, daß er zuweilen die Häuptlinge ermutigte, unverschämte Forderungen zu stellen, die Livingstone ruhig aber entschieden von der Hand wies. Als ein Häuptling von ihm ohne Nahrungsmittel oder sonst etwas geben zu können, ein Stück Zeug (das gangbare Tauschmittel) erpressen wollte, weil ihm das Land gehöre, erwidert Livingstone in voller Ruhe: „So ziehen wir weiter und schlagen unsere Zelte auf Gottes Land (d. i. auf unbebautem Gebiete) auf.“ Diese Festigkeit hatte den Erfolg, daß er gebeten wurde zu bleiben.

Die volle Ruhe bewahrt Livingstone selbst in solchen kritischen Momenten, wo kampfbereite Eingeborene ihm mit erhobenen Waffen

entgegentraten. Seine leidenschaftslosen Worte verfehlten ihre Wirkung nicht.

Ruhe, Besonnenheit und Festigkeit sind im Verkehr mit den Eingeborenen unentbehrlich; und wo Freundlichkeit und Herzensgüte damit gepaart sind, werden sie mehr als alle äußere Gewalt ausrichten. Doch sind der Liebe in Wirklichkeit oft Grenzen gezogen, so namentlich durch das Verhalten der Eingeborenen, die von ihrem Standpunkte aus in der Liebe nur Schwachheit, ja Feigheit sehen, und dann der Freundlichkeit eine sich schnell steigernde Unverschämtheit entgegensetzen, gegen die alle unsere Energie und Festigkeit zuschanden wird, wenn sie nicht in der Form strenger Zucht eine den Eingeborenen verständlichere Sprache redet. Livingstone hat in dieser Beziehung gerade auf seinen letzten Reisen sehr schwere Erfahrungen machen müssen. Sein liebewarmes Herz hatte den Drang, den armen vom Sklavenhandel schwer verwundeten Kindern Afrikas Gutes zu thun. Aber in seiner idealistischen Auffassung unterschätzte er das heidnische Verderben, das bei den Unterdrückten sich ebenso findet wie bei den Unterdrückern. Seine Leute haben ihm seine Liebe schlecht vergolten. Es ist kaum glaublich, wie sie dem großen Philanthropen das Leben verbittert haben. Ich sehe hier von der Mitteilung einzelner Züge ab, da es interessant sein wird, die Reisegefährten noch besonders ins Auge zu fassen. Vor allen waren es ja freilich die Sepoys*) und die Männer von Johanna**), welche ihn durch ihre Faulheit, Unbarmherzigkeit gegen das Vieh, Lügenhaftigkeit, Dieberei, Gefräßigkeit und viele andere Schlechtigkeiten bis aufs Blut peinigten. Dieselben aber verführten auch die befreiten jungen Afrikaner, die in der Anstalt zu Nassick erzogen waren und denen von vornherein die rechte Dankbarkeit für die ihnen erwiesenen christlichen Wohlthaten fehlte, bei denen auch noch viel Sklavensinn vorhanden war. Augenscheinlich hatte sich Livingstone ihr Verhalten und ihre Dienste auf der Reise zuvor ganz anders gedacht und

---

*) Indische Soldaten (Mohammedaner), die ihm von der Regierung für die Reise zur Verfügung gestellt waren.

**) Eine der Komoreninseln. L. hatte sie als Träger angeworben; auch sie waren Mohammedaner.

wurde nun durch die Wirklichkeit nicht wenig enttäuscht. Schon etwa vier Wochen nach dem Aufbruch finden wir die liebreiche Behandlung, die er ihnen zuteil werden ließ, gewissermaßen erlahmend, so daß er froh ist, wenn er ihnen weit vorauf wandert und sich mit ihrer „niederträchtigen Gesinnung“ nicht herumzuärgern braucht, da er sich außerstande sieht, ihren Schlechtigkeiten Einhalt zu thun. Unter dem 18. Juni 1866 (fünf Wochen später) finden wir im Tagebuche die erste Androhung von Prügelstrafe, die zunächst ihre Wirkung ausübte, aber sehr bald vergessen wurde. Fortgesetzte Nichtswürdigkeit führte am 7. Juli zur ersten Ausführung der Drohung. Livingstone gab einem Sepoy mit einem Rohrstock einige tüchtige Hiebe, „aber ich fühlte“, schreibt er, „daß ich mich selbst erniedrigte, und beschloß in Zukunft die Strafe nicht selber zu vollstrecken“. In der Folge enthalten die Tagebücher für lange Zeit keine Notiz von der Anwendung körperlicher Züchtigung, obgleich auch nach der Rücksendung der nichtswürdigen Sepoys und der Flucht der feigen, diebischen Johannaleute über die übrigen Begleiter oft genug Klage zu führen war. Vielleicht hat Livingstone die Strafen mit Stillschweigen übergangen; zum Teil mochte auch sein leidender Zustand die Verhängung solcher Strafen hindern. Auf der letzten Reise aber finden wir sie ausdrücklich mehrfach erwähnt. Zwei Nassicker (von der zuletzt eingetroffenen Karawane) verlieren aus reiner Nachlässigkeit alle Kühe. Susi mußte jedem mit einer Rute zehn Hiebe aufzählen. Weiter mußten Männer, weil sie unnützerweise Pulver verknallten, bestraft werden, ebenso zwei unnütze Burschen, weil sie bei der Annäherung an ein Dorf nach Rationen schrieen. Später schreibt Livingstone: die Träger gehen da, wo sie nichts zu fürchten haben, ohne Erlaubnis in die Häuser und stehlen Kassawa ohne Scham. Ich habe zu drohen und zu prügeln, um sie ehrlich zu erhalten. Tschirango erhielt öffentlich fünfzehn Hiebe, weil er Perlen gestohlen hatte.

Bemerkenswert ist es, daß die von Sansibar Livingstone zugesandten Träger die Prügelstrafe ausdrücklich forderten, wenn auch das ein Vorwand war, unter dem sie die Rückkehr verlangten. Sie wären Sklaven, sagten sie und brauchten einen freien Mann, der sie prügele.

So hat denn Livingstone unter den Erfahrungen seiner letzten Reisen augenscheinlich sich zur Anwendung einer strengeren Zucht genötigt gesehen, während er ursprünglich alles mit Liebe und Milde zu erreichen hoffte. Auch finden wir in einem Falle seinen Entschluß verzeichnet, die von den Eingeborenen zur Fortsetzung seiner Reise verweigerten Kanoes mit Gewalt zu nehmen. Früher würde Livingstone sicherlich eher umgekehrt sein, als Gewaltmaßregeln angewendet haben. Es war ihm denn auch sehr lieb, durch eine bloße kriegerische Demonstration seinen Zweck zu erreichen. — Sein Urteil über die Eingeborenen war schärfer geworden. Früher wenigstens dürfte er sich kaum so ausgedrückt haben wie: „Hier zu Lande kann man nichts glauben ohne es schwarz auf weiß zu haben, und auch dann nur wenig. Die nebensächlichsten Angaben sind oft bloße Erfindungen des Gehirns. Die eine Hälfte dessen, was man hört, kann sicherlich falsch genannt werden, die andere Hälfte ist zweifelhaft oder unerwiesen.“

Nach den bisherigen Anführungen könnte man erwarten, daß alle Liebe und Freundlichkeit, die Livingstone nichtsdestoweniger bis an sein Ende beseelten, völlig erfolglos gewesen sei. Keineswegs! In seinen Tagebüchern ist davon natürlich wenig erwähnt, denn nichts lag Livingstone ferner als eine eitle Selbstbespiegelung. Doch finden wir ganz gelegentlich ein paar sehr charakteristische Zeichen seines Einflusses. Im Manjuema-Lande hatte er leider mit den gottlosen Arabern, die unter den Eingeborenen furchtbar hausten, zusammen sein müssen. Das Volk unterschied ihn von jenen sehr bestimmt. Im Zuge wurde er erkannt und als „der Gute“ bezeichnet. Als er sich von den Arabern getrennt hatte, kommen die Eingeborenen ihn freundlich zu grüßen und erbieten sich, seine Lasten zu tragen. Ein Angriff auf ihn erfolgte nur aus Versehen, nur weil er für einen Araber gehalten worden war. Vor allen Dingen aber ist der große Leichenkondukt, mit dem Livingstones Geschichte abschließt, ein Zeugnis dafür, daß die Samenkörner der Liebe, die er oftmals auf steinigen Boden ausstreute, dennoch nicht verloren waren, sondern überraschend Frucht gebracht haben.

Livingstone trat seine letzte Expedition trefflich vorbereitet an. Den Hauptbestandteil seiner Karawane bildeten die von der Regie=

rung zur Verfügung gestellten 13 Sepoys. Dem alten Kulturvolke der Hindu angehörig, von Jugend an das Tropenklima gewohnt und im europäischen Waffendienste geübt, schienen sie für eine Forschungsreise in Innerafrika besonders brauchbar zu sein. Sie haben sich jedoch gerade am wenigsten bewährt. — Als Träger hatte er zehn Männer von der Komoreninsel Johanna angeworben, darunter einen, Musa, der bereits an der zweiten Expedition als Matrose auf dem Dampfschiffe teilgenommen hatte. Auch sie erwiesen sich als gänzlich unbrauchbar. Durch Mißachtung der religiösen Vorurteile dieser mohammedanischen Reisebegleiter hat Livingstone in keiner Weise das Verhältnis erschwert. Er ist ihnen vielmehr mit der denkbar größten Rücksichtsnahme entgegengekommen. Schwerlich wird jemals ein Afrikareisender solchen Versuch mit Ausländern wiederholen.

Verhältnismäßig brauchbarer, wenn auch viel Veranlassung zur Unzufriedenheit gebend, bewiesen sich Livingstones afrikanische Begleiter. Es waren dies neun junge Leute, die als Knaben aus der Sklaverei befreit, in der für diesen Zweck auf der Missionsstation Nassick (Provinz Bombay) gegründeten Anstalt eine christliche Erziehung erhalten hatten, wahrscheinlich sämtlich getaufte Christen. Dazu kamen noch zwei von Livingstone selbst befreite Waiyau (Adschawa), die drei Jahre lang in der Pflege der Universitätenmission gestanden hatten. Einer von diesen ist Tschuma.

Später erhielt Livingstone in Udschidschi eine Anzahl afrikanischer Träger zugesandt. Sie waren Sklaven indischer Kaufleute zu Sansibar (Banianen), von denen sie für Livingstone gemietet worden waren. Auch diese haben ihm das Leben recht verbittert. Nicht viel besser waren die zuletzt von Stanley zu Sansibar für Livingstone angeworbenen Mannschaften, denen eine weitere Anzahl von Zöglingen der Anstalt zu Nassick zugeteilt war.

Betrachten wir die verschiedenen Klassen dieser Begleiter etwas genauer.

Die Sepoys, denen zunächst die Besorgung der mitgebrachten Lasttiere (sechs Kamele, sowie Büffel, Maultiere und Esel) oblag, benahmen sich von vornherein in der niederträchtigsten Weise. Die Pflege der Tiere wurde von ihnen gröblich vernachlässigt. Nach be-

endigtem Marsche blieben die armen Tiere oft mit der vollen Last in der Sonnenhitze stehen, während die Führer saßen, rauchten und aßen. Dazu kamen die unbarmherzigsten Mißhandlungen, so daß ein Stück nach dem andern krepierte. Ob und inwieweit die Tsetse-Fliege den Schaden mit verschuldet hatte, ließ sich nicht feststellen. Ihr letztes Werk war, daß sie den letzten Esel totschlugen und den letzten Ochsen schlachteten und verzehrten. Sie gaben an, der Tiger habe ihn gefressen und beteuerten auf Livingstones Anfrage, daß sie die Streifen des wilden Tieres deutlich gesehen hätten (obgleich in ganz Afrika der gestreifte Tiger nicht vorkommt). Die Faulheit dieser Menschen war unbeschreiblich. Trotz der kurzen Märsche (vier englische Meilen) blieben sie oft stundenlang am Wege sitzen und schliefen. Vor lauter Faulheit wurden ihre Glieder steif. Oft schützten sie Krankheit vor, obwohl sie den besten Appetit an den Tag legten. Wenig über ein Vierteljahr hat er ihre zweifelhaften Dienste, die ansehnlich genug bezahlt worden waren, benutzt. Schon nach dem ersten Monate schrieb er in sein Tagebuch: Sepoys sind ein Mißgriff.

Wenig besser ging es mit den Johanna-Männern. Sie waren ein diebisches Gesindel. Überall bestahlen sie die Eingeborenen. Nächstdem werden sie durch ihre Feigheit charakterisiert. Obgleich Glaubensgenossen der Sepoys kamen sie mit diesen doch zuweilen in Zänkerei, z. B. über die Art und Weise wie nach den religiösen Vorschriften eine Ziege geschlachtet werden müsse. Dabei bezeichneten diese wie jene einander als „Kafern" (Ungläubige), und es kam zur Prügelei.

So war denn Livingstone tief im Innern des dunklen Erdteils mit der kleinen Schar seiner befreiten Afrikaner allein geblieben. Billigerweise sollte man erwarten, daß er an diesen treue Begleiter und folgsame Diener gehabt habe. Gerade in ihrer alten Heimat, wo die Greuel der Sklaverei, aus denen sie errettet waren, ihnen wieder vor die Augen traten, hätte man erwarten sollen, müßten sie mit doppeltem Danke erfüllt worden sein und ihrem Wohlthäter mit doppeltem Eifer Beistand geleistet haben. Wir sind zu solcher Erwartung um so mehr berechtigt, als jahrelange christliche Erziehung solche Gefühle in ihren Herzen weiter ausgebildet

haben mußte. War Livingstone bei der Auswahl dieser Begleiter auch sicherlich etwas weniger optimistisch gewesen, als jemand, der die Sache nur theoretisch betrachtet, und hatte er gewiß auf manche Schwierigkeiten bei ihnen gerechnet, so ist doch auch er durch sie augenscheinlich enttäuscht worden.

Die Erinnerungen an die eigenen Leiden in der Sklaverei waren bei diesen jungen Leuten fast erloschen, und infolge dessen war ihre Dankbarkeit und Anhänglichkeit an ihre Befreier sehr gering. Auch Tschuma, der als Kind von seinen eigenen Verwandten verkauft worden war, wäre gern in seine alten Verhältnisse wieder zurückgekehrt. Wikatani, einst der Lieblingsbursche des Bischofs Makenzie, traf auf der Reise einen Bruder an. Er wurde mit einem Steinschloßgewehr und etwas Papier zurückgelassen, und wie es scheint, erwog er nicht einmal, ob er nicht etwa doch bei seinem weißen Wohlthäter verharren sollte. Manche von diesen Burschen zeigten noch viel Sklavensinn, besonders die mit der dunkleren Hautfarbe. Auch über die Stufe ihrer intellektuellen Entwickelung hatte sich Livingstone getäuscht. Es war z. B. von ihnen über afrikanische Verhältnisse, die ihnen von Jugend auf bekannt sein mußten, nichts in Erfahrung zu bringen. Dazu kam ein gut Teil Leichtsinn, wie dies von Wikatani ausdrücklich erwähnt wird. Er und Tschuma ließen sich einmal mit den Leuten eines Häuptlings in ein langes Geschwätz ein. Diese aber waren abgefeimte Diebe, welche die Burschen mit ihren Späßen zum Lachen brachten, und während dieselben mit aufgerissenem Munde zum Himmel stierten, stahlen jene ein Stück nach dem andern von Livingstones Waren.

Die Erziehung zu Nassick war in manchen Beziehungen nicht zweckmäßig genug gewesen, und Livingstone unterzieht sie einer ausführlichen Kritik. Die Burschen hatten europäische Handwerke gelernt, die ihnen in ihrer alten Heimat nichts nützen konnten, so daß in dieser Beziehung der Zweck, durch sie Kulturkeime in ihrer Heimat pflanzen zu lassen, völlig verfehlt war. Abraham z. B. hatte das Schmiedehandwerk gelernt. In Afrika aber muß der Schmied selber das Eisen aus dem Erz ausschmelzen; und da er davon nichts verstand, nützte ihm seine Kunst überhaupt nichts. Livingstone meint, die

Erziehung würde viel mehr ihren Zweck erreichen, wenn die Knaben an die einfachsten Formen des Ackerbaues gewöhnt würden. Einen besonders hohen Grad christlicher Charakterbildung wird man bei diesen Burschen nicht eben voraussetzen; dennoch sollte man kaum erwarten, daß Susi, als er von einem der mitreisenden Mohammedaner „Kafer" geschimpft wird, so wenig Selbstbeherrschung hat, daß er eine Prügelei anfängt, die in einen fanatischen Religionskampf ausartet und einem seiner Freunde nahezu das Leben kostete.

Mehrfach finden sich Andeutungen über die große Feigheit der Nassicker. Aus Furcht vor einem Häuptlinge dolmetschen sie falsch und bringen Livingstone dadurch in Ungelegenheit. Aus Furcht schlagen sie einen unrechten Weg ein und lügen dazu, daß sie die Marke *) nicht gesehen hätten. Aus Angst vor Eingeborenen, denen gegenüber sie nicht auf äußere Gewalt trotzen können, machen sie vor diesen einen langen Schwatz mit kindisch-zitternder Stimme, um sie nur ja nicht zu verletzen, sondern möglichst günstig zu stimmen.

Sehr betrübend mußte für Livingstone die widerliche Arroganz sein, mit der sich diese durch christliche Barmherzigkeit befreiten Sklaven nach den jahrelang genossenen Wohlthaten nun als „freie Leute" brüsteten, die nicht zu arbeiten brauchten, wie sie als „Engländer" selbst den Arabern zu imponieren suchten, obgleich sie sich durch den Eifer, mit dem sie sich an den Sklavenjagden der letzteren beteiligten, als „richtige Nigger" erwiesen.

Wir haben bereits oben die Langmut Livingstones erwähnt, mit der er auch beim Ausbruch dieser Treulosigkeit über seine Begleiter nicht ein absprechendes Urteil fällt, sondern zur Erklärung ihrer Vergehungen die Nachwirkungen der Sklaverei und den bösen Einfluß der Araber anführt. Er stellt ihnen an der betreffenden Stelle sogar das Zeugnis aus, daß sie sich gut betragen hätten, bis sie in Berührung mit den Mohammedanern kamen. Es ist die einzige positive Anerkennung für die befreiten Afrikaner, welcher Livingstone in diesen seinen Tagebüchern Ausdruck gegeben hat, neben den zahlreichen Klagen, die er nicht verschweigen konnte. Unter dem

---

*) Der Führer der Karawane legt über jeden sich abzweigenden Pfad, der vermieden werden soll, einen Zweig oder bezeichnet ihn mit dem Fuße.

„demoralisierenden Einfluß der Mohammedaner“ dürfen wir übrigens nicht bloß den der arabischen Händler und ihrer wilden Horden verstehen. Die Nassicker waren von vornherein schwach genug, sich von den Sepoys verführen zu lassen und machten z. B. mit diesen in der schlechten Behandlung der Lasttiere gemeinsame Sache, so daß er es aufgab, sich mit diesem niederträchtigen Wesen zu ärgern.

Es ist sehr betrübend und möchte auf den Philanthropen fast entmutigend wirken, wenn wir den Vorkämpfer für das Wohl der Eingeborenen Afrikas mit diesen ihren Vertretern so ungünstige Erfahrung machen sehen, um so mehr, da wir uns kaum verhehlen können, daß er in gewissem Maße unter dem Einflusse von Vorurteilen stand, wenn er alle Schlechtigkeit auf Rechnung der Sklaverei und der Verführung durch Sklavenhändler schrieb. Denn in seinen ausgedehnten Bemerkungen über die in ihren ursprünglichen Verhältnissen lebenden Eingeborenen finden wir neben vielen Lichtseiten doch genug Schattenseiten erwähnt, welche vermuten lassen, daß Livingstone nicht viel bessere Erfahrungen würde gemacht haben, hätte er statt befreite Afrikaner freie Afrikaner zu seinen Reisebegleitern gehabt.

Am meisten hätte Livingstone allerdings zu klagen über die übrigen afrikanischen Begleiter, die ihm zu verschiedenen Malen von der Küste nachgesandt wurden. Von dem einen Trupp, der in Udschidschi zu ihm stieß, wird ausdrücklich gesagt, daß er aus Sklaven von Banianen (indischen Kaufleuten, die auf Sansibar und manchen Punkten Ostafrikas ansässig sind) bestand. Auch von den von Stanley gemieteten Leuten müssen wir wohl annehmen, daß sie größtenteils aus ähnlichen Verhältnissen kamen. Die ersten zehn dieser Art führten sich sofort bei Livingstone mit groben Lügen ein. Sie behaupteten gesandt zu sein, um ihn an die Küste zurückzubringen. Je mehr Wohlthaten er ihnen erzeigte, desto unverschämter wurden sie, — wie er sagt, versuchten sie mit Hufeisen über ihn zu reiten. Sie meuterten bei jeder Gelegenheit. Als er unter vielen Schwierigkeiten in Nyangwe ein Boot zu kaufen suchte, um den Lualaba abwärts zu befahren, verbreiteten sie das Gerücht, er wolle nur die Manjuema jenseits des Flusses bekriegen

und vereitelten dadurch die Erwerbung eines Bootes. Im Lügen waren sie Meister und gebrauchten jedes Wort, das sie von der Manjuema-Sprache lernten, um Unwahrheiten auszusprengen. Um die Weiterreise zu verhindern und nach Sansibar zurückzukommen, machten sie alle möglichen Anstrengungen. Wir erwähnten bereits, wie sie sich zu diesem Zwecke sogar auf ihr gutes Recht, geprügelt zu werden, beriefen. In der Folge schmiedeten sie das Komplott, falls sie zur Weiterreise gezwungen würden, beim ersten Zusammenstoß mit den Eingeborenen ihre Gewehre abzufeuern und schleunigst davonzulaufen, den fußkranken Livingstone aber, der ihnen nicht würde folgen können, seinem Verderben zu überlassen. Ein Araber, der ihre Verabredung belauscht hatte, warnte Livingstone; dieser beschloß schon die Verräter zu entwaffnen und fortzujagen. Aber sie kamen (wahrscheinlich mit kriechender Heuchelei), thaten sehr reumütig und versprachen, ihrem Herrn überall zu folgen. Diese nichtsnutzigen Menschen haben ihm das Leben verbittert unter den Sympathieen des ganzen Sklavenhaufens der Araber.

Aber die Medaille hat ihre Kehrseite. Als die zuerst fabelhaft klingende Nachricht über den großen Leichenzug von Ilala bis zur Küste nicht mehr bezweifelt werden konnte, war das ganze evangelische Europa voll vom Lobe der treuen Diener, die ihren Herrn noch im Tode also ehrten. Sicherlich kann man diese großartige That kaum hoch genug schätzen. Bei rechter Erwägung mag sie die emporgeschnellte Wagschale der an Livingstones Begleitern geübten Kritik so ziemlich wieder ins Gleichgewicht bringen. Es ist daher nicht mehr als billig, daß wir an dieser Stelle auch den Livingstones Tagebüchern beigefügten Bericht über den Transport der Leiche berücksichtigen.

Nach dem, was wir bisher von Livingstones Leuten erfahren haben, wird man kaum etwas anderes erwarten, als daß nach dem Eintritte des Todes die Karawane, deren Ordnung bereits vielfach gelockert sein mußte, sich völlig aufgelöst habe. Dagegen ist die Einmütigkeit ganz überraschend, mit der sich alle ihre Mitglieder sofort unter die Führung der beiden stellten, welche am längsten mit Livingstone gereist waren: Tschuma und Susi. Diesen wurde von allen der volle Gehorsam gelobt. Es findet sich keine Andeutung,

daß trotz der großen Schwierigkeiten der Reise irgendwelche Unbotmäßigkeit vorgekommen sei. Ebenso überraschend ist die Umsicht, mit der von jenen Führern alle erforderlichen Maßregeln getroffen wurden. Kaum war es konstatiert, daß der vor seinem Lager knieende Herr seine Seele ausgehaucht habe, als die beiden Genannten sich daran machten, ein Inventar seiner Sachen aufzunehmen, wobei Wainwright als Schreiber diente. Das traurige Ereignis wurde sämtlichen Mitgliedern der Karawane noch vor Tagesanbruch mitgeteilt und die nötigen Vorsichtsmaßregeln ergriffen, daß dem Häuptlinge Tschitambo dasselbe nicht sogleich bekannt werde, da zu befürchten war, daß er in abergläubischer Furcht die Fremdlinge sofort aus seinem Gebiete verweisen werde. Zu gleicher Zeit wurde einstimmig der Entschluß gefaßt, den Leichnam nach Sansibar zu schaffen. Um sich die Größe dieses Entschlusses klar zu machen, möge man sich die Schwierigkeiten vorstellen, die es einigen Dutzend deutscher Arbeitsleute machen würde, wenn sie nur unter der Leitung aus ihrer Mitte gewählter Führer eine Leiche von Stettin nach Madrid befördern sollten, vorausgesetzt, daß keine anderen Wege als schmale Fußpfade vorhanden wären, und in den zu durchwandernden Gegenden der Schutz geordneter Regierungen gänzlich fehlte. Ich glaube, daß selbst preußische Soldaten (ohne andere Vorgesetzte), sich unter solchen Verhältnissen zum Transport der Leiche ihres Generals schwerlich entschließen würden. Die Großartigkeit des Unternehmens wird auch besonders noch dadurch illustriert, daß, als der Transport bereits mehr als die Hälfte des Weges zurückgelegt hatte, die Führer des Livingstone East Coast Aid Expedition die Vollendung desselben für unausführbar erklärten und Livingstones Leute — freilich vergeblich — zu bestimmen suchten, die Leiche in Tabora beizusetzen.

Es würde uns zu weit führen, die Motive jenes staunenswerten Werkes im einzelnen genauer zu untersuchen. Z. B. die nicht ausgeschlossene Mitwirkung gewisser abergläubischer Vorstellungen dürfte bei der Schätzung in Abrechnung zu bringen sein. Nichtsdestoweniger ist das Maß von Anhänglichkeit, Treue, Thatkraft und Geschick, das sich hier offenbart, ein sehr gewichtiger calculus zur günstigen Beurteilung dieser Afrikaner.

Bemerken wir noch einige einzelne Züge in der Ausführung des Entschlusses, die charakteristisch sind. Nachdem Tschitambos Erlaubnis dazu eingeholt, wird außerhalb des Dorfes ein eigenes Lager gebaut und um die Leiche ein besonders festes Gehäge hergestellt. Daß man die Veranstaltung landesüblicher Totenklage seitens Tschitambos und seiner Frauen, sowie einen weiteren Trauertanz gestattete, wollen wir nicht allzu strenge beurteilen — es galt, dem gestorbenen Herrn Ehre zu erweisen. Der von den Portugiesen eingeführten Sitte gemäß wurde in demselben Sinne auch von den Leuten der Karawane bei dieser Gelegenheit viel Pulver verknallt. Es versteht sich, daß sie ihrem Herrn auch eine christliche Leichenfeier bereiteten. Zuvor aber mußte die Leiche für den Transport zubereitet werden. Es ist geradezu staunenswert, wie dies letztere bewirkt wurde. Einer von den Trägern, Faradschila, war früher in dem Dienste eines Arztes in Sansibar gewesen und hatte damals gelegentlich bei Sektionen helfen müssen. Er wurde beauftragt, auch hier eine solche zu vollziehen. Er scheint sich dieses Auftrages mit Geschick entledigt zu haben. Während mehrere Diener ehrerbietig ein großes Tuch über den Leichnam hielten, öffnete er denselben unter Assistenz eines Nassickers und legte die Eingeweide in eine bereitgehaltene Kiste, die alsbald verschlossen wurde, um der Erde übergeben zu werden. Wainwright, der das Common Prayerbook in der Hand schon während der Operation zur Seite gestanden hatte, eröffnete den Zug nach dem großen Moulabaum, wo die Kiste in geziemender Weise beigesetzt und die Begräbnisliturgie verlesen wurde. In diesen Baum wurde später der Name Livingstone und das Datum seines Todes eingeschnitten und Tschitambo ersucht, die Umgebung von Gras freizuhalten, damit der Baum nicht vom Buschfeuer zerstört werde. Auch setzte man ein einfaches Holzkreuz auf das Grab.

Die Leiche, die weiter nur mit etwas Salz und einer Flasche voll Spiritus behandelt werden konnte, wurde ohne Hindernis in 14 Tagen an der Luft gedörrt, dann mit einem Cylinder von Baumrinde umhüllt und in Segeltuch fest eingenäht, das hernach zum Schutz gegen die Feuchtigkeit mit Teer getränkt wurde.

Takt, Umsicht und ein verständiges Wesen wird durch diese Maßregeln klar genug bezeugt.

Es ist hier nicht der Ort, den weiteren Verlauf des großartigen Leichenzuges zu beschreiben. Nur im Vorübergehen seien die großen Schwierigkeiten angedeutet, welche die Karawane zu überwinden hatte. Schwere Krankheiten, die sie einen Monat lang an einem Orte festhielten, konnten die treuen Diener in der Ausführung ihres Planes nicht entmutigen. Ebenso wenig das Hindernis offenen Kampfes verschiedener Stämme, das selbst, wie erwähnt, europäischen Offizieren unüberwindlich schien, weil alle Wege gesperrt waren. Wirklich wurde es nur durch eine List ermöglicht, die Leiche durch ein gewisses Gebiet zu bringen, dessen Bewohner sie bestimmt zurückwiesen. Es ist sehr bezeichnend, wie die Führer mit großer Geschicklichkeit es dahin brachten, dieselbe in Form eines gewöhnlichen Warenballens zu verpacken und so den weiteren Transport zu ermöglichen.

Es ist bekannt, daß das eigenartige Unternehmen glücklich vollendet wurde. Alle Achtung vor diesen Afrikanern! Mögen wir nach den Erfahrungen, die Livingstone im Leben mit ihnen machte, an ihnen viele grobe Fehler erkennen, so lehrt uns dieser letzte Liebesdienst, den sie ihrem Herrn erwiesen, auch Vorzüge an ihnen kennen, die man fortan bei der Beurteilung der Eingeborenen sicherlich nicht unberücksichtigt lassen darf.

Und noch ein Kontrast! Die Karawane hat den Meeresstrand erreicht. Ein Kriegsschiff liegt bereit, die irdischen Überreste des großen Missionars und Kulturpioniers aufzunehmen. Die schwarzen Männer übergeben den weißen Matrosen ihre teure Bürde, die unter den üblichen Ehrenbezeugungen an Bord geschafft wird — um nach Sansibar und dann nach dem fernen Heimatlande geführt zu werden. Und die treuen Diener wo bleiben sie? „Der Mohr hat seine Schuldigkeit gethan, der Mohr kann gehen!“ Das ist die Antwort christlicher Europäer auf diese That treuer Anhänglichkeit. „Nicht einmal die Fahrt nach Sansibar hat man ihnen angeboten“, sagt der Herausgeber bedauernd und wünscht, daß wenigstens nachträglich das an ihnen begangene Unrecht wieder gut gemacht werden möge. Ob es und wie es geschehen ist, ob man der Halima und ihrem Manne das ihnen zugedachte Häuschen mit Garten geschenkt hat? Wir haben es nicht erfahren; aber selbst, wenn es geschehen wäre, würde die über Jahr und Tag ausgedehnte Versäumnis in den

Augen der Afrikaner die christlichen Weißen in recht ungünstigem Lichte erscheinen lassen.

Und wenn jene Afrikaner nach ihren Erfahrungen mit Livingstone und seinen Volksgenossen Charakterbilder zusammenstellen würden, wie wir soeben solche von ihnen gezeichnet haben, müßten ihnen nicht auch unvereinbare Kontraste entgegentreten: einerseits eine ihnen unverständliche Güte und Freundlichkeit und dann schließlich dagegen eine unfaßbare Härte und Undankbarkeit?

Der Herausgeber der „Allgem. Missions-Zeitschrift" hat einmal sehr treffend inbezug auf das Verhältnis der Europäer zu den Chinesen betont, daß wir sie ebenso wenig, wie sie uns verstehen. Daher denn auch das Verkehrte in der gegenseitigen Behandlung. Es ist zwischen uns und den Afrikanern im Grunde nichts anderes. Hören wir darum nicht auf das vornehm absprechende Urteil, das vielfach selbst noch von solchen, die jahrelang mit ihnen verkehrten, gefällt wird, und nach dem sie unfähige Geschöpfe sein sollen, an denen von vornherein Hopfen und Malz verloren ist — ebenso wenig wie auf die idealistischen Schwärmer, die mit Entzücken „die edlen Wilden" ans Herz drücken möchten. Lernen wir die Afrikaner immer mehr aus sich selbst verstehen, und messen wir sie nicht nach unseren Maßen. Ihre Schattenseiten wie ihre Anlagen zu manchem Guten werden uns so immer klarer werden. Trotz heidnischer Roheit und Verkommenheit werden uns die Reste des göttlichen Ebenbildes auch an ihnen immer mehr enthüllt werden; und so werden wir immer mehr die Wege finden, sie richtig zu behandeln. Wäre es dem großen Reisenden selbst vergönnt gewesen, die Erfahrungen seiner hier besprochenen Reisen zu verwerten, und hätte er auch derartige Erfahrungen machen dürfen, wie wir sie in der Beweisung der Treue seines Gefolges vor Augen haben, er würde sicherlich bei einer nochmaligen Rückkehr zu den Afrikanern manches anders gemacht haben.

Erziehung
des Negers zur Arbeit und seine Arbeitsleistung.

1. Ansichten und Erfahrungen des Dr. G. A. Fischer, prakt. Arzt in Sansibar *).

Sowohl die in Afrika von den Mohammedanern, wie die in Amerika von den Weißen geübte Sklaverei zeigt uns, daß eine selbst Generationen hindurch in anderer Umgebung und unter anderen Lebensverhältnissen geleistete Sklavenarbeit die Natur des Negers nicht ändert. Sobald der Zwang aufhört, hört auch das Arbeiten auf. Nur in den Gebieten, wo ihn die Not dazu zwingt, leistet er die zur Befriedigung seiner geringen Bedürfnisse erforderliche Arbeit; in den Distrikten, wo die Natur so freigebig und verschwenderisch ist, ihm ein müheloses Dasein zu gestatten, kommt er als Arbeiter für die Plantagenwirtschaft nicht in Betracht. Viele der fruchtbarsten Pflanzungen sind in den westindischen Kolonieen, besonders auf Jamaica und Domingo, zu Wildnissen geworden; man hat sich gezwungen gesehen, hunderttausende von indischen Kulis zu importieren,

*) Aus: Dr. G. A. Fischer, Mehr Licht im dunklen Weltteil. Hamburg, Friederichsen, 1885. Dr. Fischer hat in dieser gediegenen Schrift seine siebenjährigen Erfahrungen als praktischer Arzt und Reisender in Ostafrika niedergelegt; dieselbe ist allerdings gegen die Afrikaschwärmer gerichtet, aber „nicht um denselben Afrika zu verleiden — Verfasser ist selbst ein eifriger Anhänger der Kultivation Afrikas —, sondern um ihnen die Fieberdelirien zu vertreiben, die ein klares Denken und eine nüchterne Auffassung der Verhältnisse nicht gestatten“.

um die notwendigsten Arbeitskräfte zu erhalten. Wir sind aber nicht berechtigt, daraus den Schluß zu ziehen, daß der Neger überhaupt niemals dahin gelangen werde, in unserem Sinne ein selbständiger Mensch oder der freiwillige Mitarbeiter des Europäers zu werden. Wir können nur behaupten, daß die Sklaverei ebenso wenig das Mittel ist, den Neger einer höheren Kulturstufe zuzuführen wie die absolute Freiheit. Hätte man zugleich mit dem Arbeitszwange einen erziehenden Einfluß ausgeübt, hätte man, ohne jenen aufzuheben, allmählich seine Lage verbessert, ihm gewisse Rechte eingeräumt und vor allem auch auf die Erziehung der in der Sklaverei geborenen Kinder Wert gelegt, so hätte man gewiß bessere Resultate erzielt. Aber da man nur seine Arbeitskraft wie bei einem Tier ausgebeutet hat, so kann man sich auch jetzt nicht wundern, daß er, sich selbst überlassen, wie ein unvernünftiges Tier sich benimmt.

Wenn man heutzutage von einem Zwange spricht, welcher der schwarzen Rasse angethan werden müsse, so läuft man Gefahr, für einen inhumanen Menschen, vielleicht sogar für einen verkappten Sklavenhändler gehalten zu werden. Dennoch sehe ich mich gezwungen, dem Zwange das Wort zu reden, und ich glaube, daß alle, welche die Zustände im äquatorialen Afrika kennen gelernt und den Charakter des Negers studiert haben, zugestehen werden, daß ein gewisser Zwang die einzige Möglichkeit bietet, die Pläne, welche man inbezug auf die Kultivierung des Landes und die Zivilisierung der Bevölkerung hegt, zu verwirklichen. Das Unrecht, das man den Negern in der Sklaverei angethan, scheint man durch das entgegengesetzte Prinzip wieder gut machen zu wollen. Aber die zügellose Freiheit, in der man ihn jetzt im Verkehr mit den verschiedenen europäischen Elementen verkommen läßt, ist nicht weniger inhuman, als die Ausbeutung seiner Arbeitskraft in der Sklaverei. Sich selbst überlassen, eignet er sich, wie die Erfahrung lehrt, nur die Fehler und schlechten Seiten der europäischen Zivilisation an und nicht die Vorzüge derselben. Er wird nicht zum Arbeiten angeregt, sondern eher noch durch den leichten Verdienst, welchen der dortige Handel mit sich bringt und durch die mannigfachen Geschenke und Abgaben, welche üblich sind, von energischer Thätigkeit zurückgehalten. Durch den bloßen Handel mit den Europäern wird der Neger nicht er-

zogen, sondern verzogen, nicht gebildet, sondern verbildet, nicht moralischer, sondern unmoralischer. Nur dadurch, daß wir ihn an eine regelmäßige und stetige Arbeit gewöhnen und sein Thun überwachen, wird es gelingen, ihn allmählich zu einem anderen Menschen zu machen.

Zur Kolonisation Afrikas ist die Arbeit des Negers unentbehrlich. In keinem anderen fremden Lande sind wir von den Eingeborenen so abhängig wie in Afrika, das wegen seiner wenigen natürlichen Verkehrswege, seines Klimas und seiner Bodenbeschaffenheit der Kultivation die größten Schwierigkeiten bietet. Wenn uns auch die Eingeborenen keinen aktiven Widerstand entgegensetzen, so ist der passive und ihre Gleichgültigkeit doch genügend, unsere Unternehmungen und Bestrebungen scheitern zu lassen. Afrika kolonisieren, heißt den Neger arbeiten machen. Das Anlegen von Wegen und Eisenbahnen, die Errichtung von Niederlassungen und die notwendigen Hafenbauten, die Arbeiten auf den die Flüsse befahrenden Dampfern und die persönlichen Dienstleistungen bei den Europäern, alle die vielen Arbeiten, die der Handelsverkehr und das Eindringen der Europäer in das Innere des Landes bedingen, können nur durch Eingeborene gethan werden. Aber das ist noch das Geringste. Wir haben gesehen, daß das ausgedehnte Innere des Landes außer dem Elfenbein nichts birgt, was sich lohnte zur Küste transportiert zu werden; wir haben ferner gesehen, daß auch die Küstenregion verhältnismäßig nicht viel bietet, und daß der Handel nur gering und keiner großen Steigerung mehr fähig ist. Sollte sich auch hier oder dort eine Kupfer- oder sogar Goldmine finden, die ebenfalls nur mit Eingeborenen sich ausbeuten ließe, so handelt es sich doch immer hauptsächlich darum, ob wir dem Boden wertvolle Handelsgewächse abgewinnen können. Nur in der Plantagenwirtschaft beruht die Zukunft Afrikas; nur im Anschluß an diese haben die afrikanischen Gebiete nicht nur für wenige Kaufleute, sondern auch für die Gesamtheit größeres Interesse; nur im Anschluß an diese ist auch der Handel fähig, sich auszubreiten und unserer Industrie die Möglichkeit geboten, ihren Produkten auf dem afrikanischen Markte Absatz zu verschaffen. Man spricht in den Erörterungen über den afrikanischen Handel so häufig von der unerschöpflichen Tauschkraft der Ein-

geborenen, ein Schlagwort, das, wie so viele, angenehm und vielversprechend klingt, in dem aber, bei Lichte betrachtet, wenig Sinn liegt. Man sollte lieber unerschöpfliche Arbeitskraft sagen. Zum Tauschen gehört keine Kraft, wenn nur die Tauschobjekte da sind; aber sie sind, wie wir gezeigt haben, nicht vorhanden, sondern müssen erst geschaffen werden. Was würde es uns nützen, ob wir jetzt Waggonladungen von Baumwollenstoffen, Eisendraht und allen möglichen Fabrikaten in das Innere des Landes führten? Wogegen sollen die Eingeborenen diese Dinge eintauschen, selbst wenn sie dieselben noch so sehr begehrten? Sie kennen und besitzen nicht einmal etwas, was sie anbauen und kultivieren könnten, vorausgesetzt, daß sie überhaupt die Neigung dazu hätten. Im günstigsten Falle müßten wir sie doch erst unterweisen, um Reis, Kaffee, Tabak oder Baumwolle zu ziehen; aber wir wissen, daß wir mit der bloßen Unterweisung nicht zum Ziele kommen. Ihre Arbeitskräfte können die Eingeborenen gegen unsere Waren eintauschen. Die Plantagenwirtschaft erfordert eine große Menge Arbeitskräfte und dauernde und stetige Arbeitsleistung, die wir nur durch einen gewissen Zwang erlangen können. In der unerschöpflichen Arbeitskraft der Eingeborenen besteht allein der große Schatz, den Afrika birgt.

Zur Ausführung eines solchen Zwanges bedarf es keiner inhumanen Maßregeln oder gar solcher Greuel, wie die sogen. freie Anwerbung von Südseeinsulanern für die Plantagen in Queensland verübt hat. Der Arbeitszwang ist das leichteste und wirksamste Erziehungsmittel; dasselbe würde alle anderen Änderungen inbezug auf die Sitten und Gebräuche, welche sich auf die Dauer mit unseren europäischen und humanen Anschauungen nicht vereinbaren lassen, von selbst nach sich ziehen. Den Arbeitszwang wird der Neger nicht als eine Freiheitsberaubung und als eine Knechtschaft im schlimmen Sinne fühlen, sobald er den ihm gebührenden Lohn erhält. Das, was wir Freiheits- und Ehrgefühl nennen, kennt er nicht. Er empfindet selbst die Sklaverei nicht als Schande, wie daraus hervorgeht, daß die meisten Sklaven, die einen guten Herrn haben, nicht frei sein wollen. Als mohammedanische Sklaven schätzen sie sich höher als die freien Wilden; sie spielen als Sklaven selbst die Herren,

indem sie sich wieder eigene Sklaven kaufen, welche die ihnen selbst unbequemen Arbeiten verrichten; in einem Falle habe ich sogar einen Aftersklaven dritter Reihe kennen gelernt. Außerdem finden wir bei sehr vielen Stämmen Institutionen, welche die verschiedensten Formen der Unfreiheit, von einer dem Fremden kaum bemerkbaren Dienstbarkeit bis zur nackten Sklaverei umfassen; freilich wird bei letzterer nie die Arbeitskraft des Individuums so ausgebeutet wie in Amerika und zum Teil auch bei den Mohammedanern. Der Neger wird es ganz natürlich finden, wenn der Europäer, dessen Überlegenheit er in jeder Beziehung anerkennt, den er oft seinen Gott nennt, ihn sich dienstbar macht; er wundert sich sogar, wenn jener das nicht thut. Er kann es nicht begreifen, weshalb der Europäer, der alles bezwingen kann und so viele Wunderkräfte und große Zaubermittel besitzt, niemals Gewalt anwendet. So denken im Osten die Ackerbau treibenden Bantustämme, welche gewohnt sind, von den Mohammedanern gemißhandelt und betrogen zu werden. Der Bantuneger ist unermüdlich im Überlegen und Beratschlagen, aber unentschlossen im Handeln. Er ist hartnäckig wie ein Bauer und kann um nichts sich zanken und streiten gleich unseren Kindern, aber meist zieht er einen schimpflichen Frieden einem siegreichen Kriege vor. Ein wie gefügiges, williges und geduldiges Geschöpf der Neger dieser Stämme ist, erkennt man daraus, wie er sich von den Mohammedanern behandeln läßt. Die Waniamwesi (Bewohner von Uniamwesi) sind die reinen Packesel der Araber; zu Hunderten werden sie wie das Vieh zusammengetrieben, um die Lasten zu schleppen; an der Küste angekommen, erhalten sie kaum die nötige Nahrung und ein Stück Baumwollenzeug; sie bekommen nicht den dritten Teil des Lohnes, den ihnen der Europäer zahlt. Im Gebiete des Tanaflusses (2½ Grad s. Br.) haben wenige Mohammedaner den größten Teil eines kräftigen Negerstammes, der Wapokomo, geknechtet, ohne einen Blutstropfen zu vergießen: die Neger müssen die Reisfelder bestellen; die sich widersetzenden werden geschlagen oder wandern ins Gefängnis. Alles läßt man über sich ergehen. Als ich die Eingeborenen, unter denen ich mehrere Monate zugebracht, fragte, weshalb sie sich das gefallen ließen, antworteten sie mir: „Wir lieben den Frieden und taugen nicht zum Kriege.“ Diese Leute sind wie zur Sklaverei geschaffen.

Die Ältesten der Ortschaften, in denen ich mich aufhielt, klagten fast täglich ihr Leid und meinten, die Europäer sollten sich bei ihnen niederlassen, dann würden die Bedrückungen aufhören. Niemals beschwerten sie sich darüber — und das ist sehr charakteristisch —, daß man sie zu den angestrengten Arbeiten zwänge, sondern immer nur darüber, daß man ihnen den Lohn vorenthalte. So sind diese Neger; zwingt man sie zu einer Arbeit und giebt ihnen so den verdienten Lohn, so sind sie froh ob des Gewinnes und dankbar, daß man ihre Dienste anerkennt; läßt man ihnen ihren freien Willen, so thun sie nur so viel, um nicht zu verhungern. Das geht ja im Grunde den Europäer nichts an. Unsere Proletarier arbeiten nur aus Not. Wenn der Sansibarneger in einem Lande, wo man sich täglich von fünfzehn Pfennigen ernähren kann, mit dem Lohne einer Tagesarbeit eine ganze Woche hindurch lebt, so haben wir eigentlich kein Recht, ihm darüber Vorwürfe zu machen. Es paßt uns nur nicht und zwar aus dem Grunde nicht, weil wir einen solchen Menschen nicht zu unserem Nutzen verwenden können.

Im allgemeinen darf sich der Mohammedaner dem Neger gegenüber viel mehr erlauben, ohne auf Widerstand zu stoßen, als der Europäer. Das hat seinen Grund darin, weil der Neger von letzterem schon verwöhnt worden ist, teilweise auch, weil er jeden Europäer für einen steinreichen Mann hält, dem es gar nicht darauf ankommen kann, ob er ein paar Lasten Perlen oder anderer schöner Sachen an die armen Schwarzen verschenkt. Wenn der Europäer ein Gastgeschenk erhält, so erwartet man mindestens das zehnfache zurück.

Für die Erlangung von Arbeitskräften wird in vielen Fällen die bestehende obrigkeitliche Gewalt von großem Nutzen sein. Wie gering sie auch sein möge, an sie muß man sich zunächst halten, sie muß man zu gewinnen suchen. Da, wo unumschränkte Machthaber vorhanden sind, wird es nicht schwer halten, ihn durch Geschenke zu veranlassen, einem Unternehmen in seinem Lande Arbeiter auf längere Zeit zu verschaffen. Doch darf man sich nicht darauf einlassen, dem Oberhaupte den Lohn auszuzahlen, weil derselbe dann die Arbeiter ausbeuten und kein engeres Verhältnis zwischen den Europäern und den Schwarzen sich ausbilden würde. Streit und Unlust wird die

Folge sein und der Zweck, die Lage der Eingeborenen zu verbessern und mit der Zeit eine freiwillige Arbeiterbevölkerung zu erziehen, wird nicht erreicht werden. Aber auch da, wo keine absoluten Häuptlinge, Sultane, Könige, oder wie man sie nennen will, vorhanden sind, wird man fast immer imstande sein, durch die sogen. Ältesten einen Einfluß auf die jüngeren Leute zu gewinnen. Geschenke führen auch hier meistens zum Ziele; im Notfalle dürfte es genügen, dem Ortsvorstande anzudeuten, daß er selbst auch zur Arbeit herangezogen werden würde, wenn er keine Arbeiter beschaffe. Es ist bei ihnen selbst Sitte, daß die jüngeren Leute einer Ortschaft für die Ältesten arbeiten müssen; alle verheirateten Männer verrichten keine Landarbeit mehr, dagegen wohl die unverheirateten, die Knaben, Mädchen und alle Frauen. Wenn man nur die unverheirateten Leute eines Stammes zu der Bebauung des Ackers heranzieht, so hat man zunächst damit genug, und man wird sich dann mehr innerhalb der Grenzen der landesüblichen Institutionen halten. Die republikanische Verfassung ist bei den Stämmen des Ostens wie des Westens die vorwiegende; im Osten sind auch weniger sogenannte Könige vorhanden, wie das im Westen der Fall zu sein scheint. Ich kann mich hier einer Bemerkung über das Wort „Könige“ nicht enthalten. Man braucht ja jenen schwarzen Herrschern den schuldigen Respekt nicht zu versagen, und in der Beziehung geht wohl der Titel König schon weit über die Grenze dessen hinaus, womit man jene Negerhäuptlinge bezeichnen sollte. Wenn man aber neuerdings, wie das in deutschen Berichten von Westafrika geschieht von einer „Majestät des Königs von Kongo“ schreibt, so bedeutet dies doch eine Erniedrigung des erhabenen Wortes. Man denke sich eine solche Majestät auf einer alten Kiste thronend, mit einem schmutzigen Baumwollenlappen um die Hüften, einen alten Cylinderhut auf dem Kopfe, einen aufgespannten roten Regenschirm haltend und halbtrunken mit grinsendem, blödem Ausdrucke den Europäer empfangend. Ebenso lächerlich ist es, die Häuptlinge im Osten mit dem Prädikat „Hoheit“ zu benennen.

Da wo im Osten von einem Oberhaupte die Rede ist, hat dasselbe doch niemals solche Gewalt, daß es ohne weiteres seine Unterthanen zum Arbeiten heranziehen könnte. Die meisten Bantustämme

des Sansibargebietes, die vorwiegend für Plantagenwirtschaft geeignet wären, bilden in politischer Beziehung keine Stammeseinheit, sondern setzen sich aus einer großen Anzahl zerstreut liegender Ortschaften zusammen, von denen jede mehr oder weniger ihre eigenen Interessen verfolgt, besonders, wenn es sich um Streitigkeiten mit den Fremdlingen handelt. In Gefahren stehen sie sich selten einander bei, nur wo es gilt, Feste und Gelage zu feiern, fühlen sie sich als Brüder eines Stammes.

Wo man Gelegenheit hat, gute Sklaven freizukaufen und (mit ihrer Einwilligung) auf dem zu kultivierenden Gebiete anzusiedeln, ist dies gewiß für den Anfang eine nicht zu unterschätzende Hilfe. Im Westen kann man solche bei den Küstenstämmen für 100 Mark kaufen, auch die Expeditionen haben zuweilen diesen Weg zur Erlangung von Trägern eingeschlagen. Im Osten besitzen die meisten Volksstämme keine Sklaven, es müßte denn einmal ein den Mohammedanern entlaufener Sklave aufgegriffen werden. Nur die am Fuße des Märu-Berges unweit des Kilima-Ndjaro ansässigen Kuasi halten solche zur Bestellung ihrer Äcker. Sie erbeuten dieselben auf ihren Raubzügen im Pare-Gebirge und verhandeln sie auch zum Teil an die Mohammedaner. Die unter den Nomadenstämmen der Galla und Massai in gewisser Abhängigkeit lebenden Völker kommen hierbei nicht in Betracht. In Sansibar kann man (1885) immer noch gute Sklaven kaufen, resp. freikaufen, und zwar erhält man einen solchen für 120—130 Mark. Diese mohammedanischen Sklaven sind jedenfalls viel zuverlässiger und brauchbarer als die westafrikanischen; man hat viele ausgezeichnete Leute unter ihnen, und meine besten Träger bestanden aus solchen. Im allgemeinen sind ja die freien mohammedanischen Sansibarneger, die sogen. Wangwana vorzuziehen. M'ngwana (plur. wangwana) bedeutet überhaupt jeder Freie im Gegensatz zu Sklaven, im besonderen werden aber so die Abkömmlinge der Freigelassenen genannt, die sich mit der Zeit sehr vermehrt haben und in einem bestimmten Stadtviertel Sansibars wohnen, übrigens sich natürlich auch an der Küste finden. Doch dünkt sich der „mtu ja Unguja“, d. h. der Mann von Sansibar, tüchtiger und zuverlässiger als der „mtu ja mrima“, der Mann von der Küste; und mit Recht. Diese Wangwana sind für den Landbau

weniger geeignet und vielleicht auch zu teuer. Man muß bei dem Engagement von Sklaven so verfahren, daß man zunächst mit dem Sklaven sich einigt, ehe man dem Herrn Mitteilung macht. Nie soll man einen Sklaven annehmen, der mit Unlust seinem Dienst entgegensieht, oder mit dem ihm von seinem Herrn bewilligten Lohnanteil unzufrieden ist. Unter den 18 Mann, welche mir von den für die Massaireise angeworbenen 120 Trägern, unter denen zwei Drittel freie waren, desertierten, befanden sich nur vier Sklaven.

Auch die Waniamwesi sind nicht alle mit gleichem Maße zu messen. Die Araber unterscheiden drei Klassen mit verschieden hohen Löhnen, von denen sie die erste Klasse fast den Wangwana gleichstellen. Im Innern kann man bei einzelnen Stämmen von dem Pater familias die Angehörigen kaufen. Vom moralischen und humanen Standpunkte aus läßt sich darüber streiten, ob man letztere Ankäufe, die ja eigentlich Loskäufe sind, gutheißen soll oder nicht. Der Neger ist ja von dem Augenblicke an frei, wo der Europäer ihn kauft; er kann dann thun und lassen, was er will. Wenn der Vater seinen Sohn anbietet, darf man ihn dann kaufen, auf einer Station ansiedeln und erziehen, oder darf man das nicht thun? Viele Missionare lassen eine solche Gelegenheit, eine Bekehrung zu machen, nicht vorübergehen. Die Engländer dürfen aber überhaupt keine Sklaven freikaufen, weil die englische Regierung hierin einen indirekten Antrieb zum Sklavenhandel sieht.

Vor drei Jahren wurde die französisch-katholische Mission bei Bagamoyo von dem englischen Konsul beschuldigt, Sklavenhandel zu treiben und dieserhalb auf diplomatischem Wege verklagt. Die Sache verhielt sich nämlich folgendermaßen: Ein bis zwei Tagereisen von der Mission wohnt ein Wadoe genanntes, nicht dem Bantustamme angehörendes Volk, das als wild und unzugänglich bekannt ist und manche abstoßende Sitten hat; unter andern wird ihm auch heute noch die Vorliebe für Menschenfleisch nachgesagt. Bei diesem Stamme ist es Gebrauch, schwächliche Kinder auszusetzen. Wurden solche aufgefunden, so nahm sich die Mission, wie recht und billig war, ihrer an. Als nun die Eingeborenen merkten, daß die von ihnen verschmähten Schwächlinge von den Europäern aufgenommen und gepflegt wurden, brachten sie wohl auch ein Kind gleich zur

Mission, um es hier „auszusetzen". Da sie selbst aber einen weiteren Weg zu machen hatten und den Europäern so das Aufsuchen ersparten, verlangten sie für ihre Bemühungen ein „Trinkgeld", bestehend in einem Lappen Baumwollenzeug oder einem blanken Silberstücke. Erhielten sie das nicht, so nahmen sie lieber ihr Kind wieder mit und ließen es von den Hyänen verspeisen, denn dem Europäer giebt man nichts umsonst. Soll man das Verhalten der Missionare als Menschenhandel bezeichnen und darin ein Unrecht finden, selbst wenn man annehmen wollte, daß die Eltern veranlaßt werden könnten, auch nicht schwächliche Kinder fortzugeben und somit einen Kinderhandel einzurichten? Der französische Admiral, der mit der Untersuchung betraut wurde, konnte nichts Unrechtes darin finden, und so wurden die Anschuldigungen als unberechtigt zurückgewiesen.

Nicht nur seiner Willigkeit, sondern auch seiner Billigkeit wegen ist der Neger für den Plantagenbetrieb unersetzbar. Es kommt zuweilen vor, daß freie Neger von den der Küste benachbarten Stämmen, welche sich als Träger vermieten wollen, bis zum Aufbruch der Karawane auf den Plantagen der Mohammedaner arbeiten; sie erhalten für die Stunde sieben Pfennige. Das wäre also bei einer Arbeitszeit von acht Stunden, die für den Landbau in jenem Klima genügt, ein Tagelohn von 56 Pfennigen. Im Binnenlande, wo die Löhne billiger sind, wird auch der Europäer, der ja alles teurer bezahlt, für diesen Lohn Arbeiter erhalten. Man kann auch anstatt des Stundenlohnes Parzellenlohn versuchen, d. h. der Arbeiter erhält für jedes umgeackerte Meter im Quadrat einen festgesetzten Lohn, oder für den ganzen Tag ein bestimmtes Stück angewiesen, das er für einen bestimmten Lohn umackern muß. Die ackerbautreibenden haben in der Abschätzung eines Stückes Land ein gutes Augenmaß; sie geben sofort an, wie viel Lohn sie für die Beackerung eines gewissen Terrains beanspruchen können. Auf den Plantagen der Mohammedaner ist es üblich, den Sklaven ein bestimmtes Stück Land zur Bearbeitung täglich anzuweisen. Aufseher sind natürlich bei allen Arbeiten unentbehrlich. Aber der Arbeitgeber bedenke, daß die Qualität der Arbeit schlechter wird, wenn an die Quantität so große Anforderungen gestellt werden. Die Wapokomo-Ruderer, welche ich zur Befahrung des Tanaflusses mietete, erhielten

45 Pfennige täglich in Baumwollenstoffen, einschließlich der Beköstigung. Im Binnenlande stellen sich die Unterhaltungskosten eines Arbeiters auf höchstens 10 Pfennige täglich, vorausgesetzt, daß man sich in einem bevölkerten, fruchtbaren Gebiete befindet. Im Massailande kostet das Rind 10—20 Mark. Der Lohn für einen Träger, der 65 Pfund trägt, ist außer den Unterhaltungskosten 15 Mark monatlich. Die Elfenbeinhändler erhalten ihn auf Monatslohn für einen Tagelohn von 33—40 Pfennigen, je nachdem der Betreffende eine kleine (65 Pfund) oder große Last (85 Pfund) zu tragen imstande ist. Man sollte doch annehmen, daß bei ergiebigem Plantagenbetriebe ein Lohn von 20 Mark monatlich einschließlich der Beköstigung zu ertragen sei.

Und was vermag so ein Neger nicht alles zu leisten? Den ganzen Tag arbeitet er mit dem Spaten bei einigen Bananen und etwas Maniok, und abends genießt er seinen Hirsenbrei mit einem getrockneten Fischchen. Daß der Neger nicht wählerisch ist inbezug auf die Nahrung, ist bekannt. Die meisten Stämme im Innern verschmähen wohl außer Schlangen kein Tier; Affen und Krokodile sind häufig ein Lieblingsgericht; das Fleisch wird in einem Zustande noch gegessen, in dem es bei uns Krankheiten hervorrufen würde. Ich habe gesehen, wie das Gehirn eines schon drei Tage in der Sonne gelegenen Flußpferdes zu Fleischbrühe Verwendung fand und wie ein toter Fisch, der schon mindestens zwei Tage auf dem Wasser geschwommen, von einem Hautgout, daß der Europäer ihn nicht im Boote ertragen konnte, noch in den Kochtopf wanderte. Viele meiner Träger aus der Ortschaft Pangani trugen eine Last von 85 Pfund Eisendraht auf dem Kopfe, dazu ein Gewehr von 7 Pfund, Wasserflasche (Flaschenkürbis), Pulverhorn, Kugeltasche, Schlafmatte, häufig noch einige Perlen zum eigenen Gebrauch und an manchen Tagen auch noch mehrere Pfund Getreide, also ein Gewicht, das mindestens 100 Pfund betrug; damit wurde des Morgens nüchtern aufgebrochen, bis 11, 1 oder 2 Uhr durch die glühende Sonne marschiert; dann am Ruheplatze angelangt, das Lager eingerichtet, Holz gesammelt und gegen Abend 1—1½ Pfund Mais oder Negerkorn ohne jede Zuthat abgekocht, verzehrt; darauf nicht selten noch gesungen und getanzt, und am anderen Morgen um

6 Uhr war man wieder auf dem Marsche. Welcher andere Mensch außer dem Neger wäre imstande, so etwas zu leisten? Die Leute waren immer zufrieden, wenn sie nur des Abends sich satt essen konnten, und selbst das war den Trägern der Mohammedaner nicht immer vergönnt, sei es, daß nicht viel Nahrung eingekauft werden konnte, sei es, daß die Eigentümer der Karawanen knauserten. Wapakomo-Neger ruderten oft den ganzen Tag, ohne Nahrung zu sich genommen zu haben. Die Besiegung der Schwierigkeiten und Anstrengungen, welche bei dem Dampfertransport am Kongo von den Sansibar-Leuten überwunden worden sind, war auch nur dem Neger möglich.

2. Ansichten und Erfahrungen von Herman Soyaux und Missionar Greiner.

Einer der erfahrensten Kenner Afrikas Herman Soyaux spricht sich über die bei der Erziehung des Negers bisher gemachten Fehler, besonders über den Zwang zur Arbeit und zur Annahme der Kultur in folgenden höchst beherzigenswerten Worten aus *):

„Diese Erziehung von außen eingreifend in seine Entwickelung baute sich nicht folgerichtig auf und aus als allmählich Werdendes, sondern wurde ihm, dem unzureichend Vorbereiteten, als fertiges Ganzes gebracht. Daß wir nordischen Völker, vielleicht in derselben ungemessenen Zeit, in diesem Werden und Wachsen dem Neger unendlich weit vorausgekommen sind, liegt eben wohl darin begründet, daß eine allzu gütig spendende Natur kaum geistige Entwickelung in ihm besonders anregte, da der Wald ihm sicherer seinen Tisch deckte als dem gegen ein rauheres Klima ankämpfenden Vorfahren der

*) Herman Soyaux, Deutsche Arbeit in Afrika. Leipzig, Brockhaus, 1888. S. 123 ff. Man muß in dem Werke selbst die auf unsere kurze Stelle folgende ausführliche Auseinandersetzung seines auf zehnjähriger Praxis beruhenden vortrefflichen Systems der Erziehung afrikanischer Eingeborenen lesen, für dessen Ausführung Deutsch-Ostafrika hoffentlich in naher Zeit ein sehr geeigneter Boden sein wird. B.

Kulturmenschheit. Der Fehler liegt darin, daß dem Neger **plötzlich** eine Kultur gebracht werden sollte, welche er in seinem ungeübten Hirn gar nicht verstehen konnte und kann, deren Zweckmäßigkeit ihm nicht aus seiner eigenen Lebenserfahrung und Überlieferungsgeschichte einleuchten, sondern ihm nur durch Weckung von Begierden, Anregung und Mißleitung seiner Nachahmungsfähigkeit, ohne inneren Ausbau, als begehrlich dargestellt werden konnte. Er war noch kaum auf einer gewissen Stufe nomadenhaften Ackerbaues angelangt, da kam die hochgepriesene Zivilisation, vertreten durch den Handel, wie der Kulturmensch ihn treibt, zunächst in seiner scheußlichsten Form als Sklavenhandel; da kam gleichzeitig die christliche Religion und predigte ihm die Erlösung, ihm, dem noch kein Gesetzgeber Moses erschienen war, ihm, der noch kaum einen Begriff des Erlösung heischenden Übels hatte und dem noch kein Prophet das Kommen des Königs der Könige geweissagt hatte! Was wunder denn, daß da Indigestionen die Folge waren, und daß die Karikaturen entstanden, welche als landläufiges Bild des ‚Nigger'-Typus kolportiert wurden.

„Und einmal wurde sogar ein denkwürdiger Versuch gemacht, den Neger mit einer total unverdauten Kultur, die durch Zwang und Sklaverei arbeitserzieherisch auf den Heimatlosen in den Vereinigten Staaten gewirkt hatte, sich nun selbständig weiter entwickeln zu lassen. Der unglücklichste Beweis, welcher je als Probe auf die Wirkungen der ‚Zivilisation' geführt werden konnte. Muß der Spott und Hohn über die bejammernswerte Negerrepublik Liberia nicht verstummen, wenn ihm entgegengehalten wird, daß ihre ‚freien Bürger' Leute waren, welche das Muß der Arbeit nur im äußerlichen Zwang gekannt hatten; daß dieser Zwang bei ihrer philanthropischen Versetzung aus der Sklaverei Amerikas in die naturbegünstigten ihres Heimaterdteiles nun plötzlich fiel, und daß für diese Männer, diese Sklaven gewesene Männer, die mit der Freiheit nicht umzugehen wissen, eine Republik geschaffen wurde — die Staatsform, welche auch den zivilisiertesten Völkern noch heute manche harte Nuß zu knacken giebt.

„Uns aber sollte Liberia belehren, daß der Zwang der Völker nicht erzieht und heranbildet, sondern verkrüppelt, so daß sie, wenn einmal politische Verhältnisse diesen Zwang aufheben werden, ihre

Glieder nicht zu gebrauchen verstehen. Denn ‚kräftige Beilhiebe an dem rohen Klotz‘, welche Graf Joachim Pfeil in seinem gelegentlich des ‚Kongresses zur Förderung überseeischer Interessen‘ (Berlin 1886) entwickelten Erziehungsplan empfahl, setze ich nach den Erfahrungen eines beinahe zehnjährigen Aufenthaltes in Afrika, von welchem ich mehr als sechs Jahre der Erziehungsarbeit praktisch widmete, getrost das ‚weiche Mittel der Überredung und des Beispiels‘ entgegen. Will man weiter nichts, als zu eigenem materiellen Gewinn Arbeitsleistung vom Neger, so mag man den Anschauungen der Gegenwart ins Gesicht schlagen, Zwang einführen, indem man einfach mit den Häuptlingen des Landes Arbeitslieferungskontrakte abschließt. Der Zweck wird damit erreicht, es ist das ja keine Sklaverei, zu welcher man doch wohl nicht offen wird zurückkehren dürfen, und das Mittel wird so lange wirken, bis der Arbeitgeber selbst moralisch leidet, und bis die Gezwungenen einfach desertieren und in anderem Landstrich ihre Hütte aufschlagen. Mich dünkt, es ist eine thatsächliche Unmöglichkeit, solchen Zwang auszuüben, weil wir in jenen Ländern nicht den nötigen Hilfsapparat haben, um solchem Wollen Nachdruck zu verschaffen. Will man aber, daß die deutsche Kolonisationspolitik den Charakter einer patriarchalisch wohlwollenden Schutzherrschaft trage, so wird den ausbeutenden Herrschaftsrechten gegenüber auch die erziehende Herrschaftspflicht zur Geltung kommen müssen. Es ist doch nicht der Zweck der deutschen Kultivation, durch Gründung von Unternehmen, welche, den Freien abschreckend, durch Zwangsmaßregeln in Betrieb gehalten werden, dem Heimatlande einen vorübergehenden Gewinn zu verschaffen, sondern in dem Erreichen dieses Einzelzweckes durch Erziehung des Freien zur Arbeit für sich selbst, deren Erträge dem Handel zuzuführen sind, ein dauerndes Kulturwerk ins Leben zu rufen, dessen Fortbestand dem deutschen Volke unversiegbare Quellen der Wohlhabenheit sichert.

„Wenn man den Neger nicht nur einfach als Arbeiter für sich gebrauchen will, sondern ihn zu eigener Bethätigung seiner mannigfachen Fähigkeiten in Selbstbestimmung erziehen will, so sollte man das Material, das sich in ihm bietet, zu erkennen und objektiv zu beurteilen trachten. Wäre das von jeher geschehen, so wäre jener

Fehler, den ich oben andeutete, daß wir den Neger Stufen überspringen ließen, die er in langsamem Werdegange mühsam zu erklimmen hatte, nicht gemacht worden, und die Kultur hätte bei diesen Wilden bessere Resultate zu verzeichnen gehabt. Nicht der Handel, nicht die Mission allein, noch viel weniger nur diese Kulturthätigkeiten in ihren bisher aufgetretenen Gegensätzlichkeiten durften dem Neger gebracht werden, sondern im Bunde mit ihnen, grundlegend, ausgleichend und für höheres Ziel vorbereitend, der tropische Ackerbau, die Plantagenwirtschaft."

Unzweifelhaft sind Soyaux' Auffassungen des Arbeitszwanges, die er aus langjähriger Praxis in Westafrika schöpfte, durchaus richtig, aber sie werden jedenfalls nur im friedlichen und ungestörten Missionsbetrieb Westafrikas allgemein zur Anwendung kommen können. Ob man in Ostafrika nach wiederhergestellter Ruhe ebenso wird verfahren können, ist möglich. Bei der gegenwärtig eingetretenen brennenden Frage inbetreff der Behandlung der befreiten Sklaven ist man mit sichtbarem Erfolge davon abgewichen.

Hören wir, was der Missionar Greiner in Dar=es=Salaam, dem 70—80 Sklaven zugewiesen wurden, darüber sagt *):

„... Es läßt sich denken, welche Mühe es kostete, die in der Sklaverei zum Teil hartgeschlagenen Halsstarrigen zur Arbeit anzuleiten, es mußte öfters harte Zucht und Strafe eintreten, um sie nur einigermaßen zur Arbeit und zum Gehorsam zu bringen. Dann diese Menge zu speisen, bis ein jeder das Seine hatte, denn sie beklagten sich sogleich, wenn sie nur im geringsten glaubten, zu kurz gekommen zu sein.

„Alles dies nicht ohne Erfolg. Ich fing im stillen an, mich zu freuen, sie wurden zutraulich, hielten sich mit Ausnahme einiger wenigen ganz brav an die einmal gegebene Ordnung. Einige junge Burschen übte ich im Sägen der Balken, anfangs thaten sie es mit Widerstreben, allein hier war es mehr Schwäche und Wunden an Händen und Armen, die sich mit dieser Arbeit nicht sehr wohl vertrugen; ich redete freundlich zu, sie dürften jederzeit ausruhen, wenn sie müde würden oder ihnen die Wunden Schmerzen machten, ich

*) „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission." März 1889. S. 44.

würde ihnen deshalb nicht zürnen. So ließ ich sie eine ganze Woche lang, gab ihnen gut zu essen, und es entwickelte sich eine Arbeitslust bei diesen Burschen, wie ich's selber wahrgenommen. Leider wurden diese guten Jünglinge beim Überfall am 10. Januar, morgens ½1 Uhr alle wieder geraubt.

„Der Neger bedarf, sobald er unter christlichen Einfluß kommt, einer strengen, mit Liebe gewürzten Zucht; denn bis jetzt wurde er belogen und betrogen, war unter einer ganz entgegengesetzten Herrschaft, die nur darauf bedacht war, seine Kraft auszunutzen, hier wird er alsbald herausfinden, man liebt mich, bestimmt und wahr muß man sein. So fühlt er sich in einer ganz anderen Atmosphäre."

---

3. Paul Reichards entscheidendes Urteil über den ostafrikanischen Neger.

Die entscheidende Stimme in allen die ostafrikanischen Neger betreffenden Fragen hat der hochverdiente Paul Reichard *), der fünf Jahre unter ihnen lebte und nach allen Seiten ihre Charaktereigenschaften und Fähigkeiten kennen zu lernen die beste Gelegenheit hatte. Seine rücksichtslose Wahrheitsliebe, die vor der Zerstörung mancher Trugbilder (siehe seine Aufsätze in der „Deutschen Kolonial-Zeitung") nicht zurückschreckt, machen seine Darstellung um so wertvoller. Wir geben zunächst seine Auffassung der heutigen ostafrikanischen Negerfrage und darauf seine Charakteristik der ostafrikanischen Neger überhaupt.

„Der Eingeborene", sagt Reichard („Deutsche Kolonial-Zeitung" 1889, Nr. 8), „legt jede Nachsicht und Nachgiebigkeit als Schwäche

---

*) Es verdient eine Rüge, daß Embacher (Lexikon der Reisen und Entdeckungen. Leipzig 1882), Miesler (Deutscher Geographen-Almanach 1884), Bormüller (Biographisches Schriftsteller-Lexikon. Leipzig 1882) Reichard nicht kennen, und daß auch Paul Heichen in seinem sonst verdienten Afrika-Handlexikon wohl den Artikel: „Redland", alter Dampfer auf dem Kamerunflusse — der Firma King aus Bristol gehörig — enthält, aber kein Wort über Reichard. **B.**

aus und da, wo nur im geringsten der Schein erweckt wird, als bedürfe man seiner Unterstützung, wird sofort seine Selbstüberhebung beginnen und er den Europäer zu sich herabzuziehen suchen. Es ist daher auch der Vorschlag, welcher von verschiedenen Seiten gemacht wurde, die Neger zu bewaffnen, um sie verteidigungsfähig gegen ihre Unterdrücker, die Araber, zu machen, ein ganz und gar falscher und würde die entgegengesetzte Wirkung haben.

„Machen wir uns zunächst einmal klar, welch ein Wesen wir in dem Neger uns gegenüber haben. Der Neger ist ein in ziemlich rohem Urzustande lebendes Wesen, dem jede höhere Moral abgeht. Gewisse Sittengesetze, wie das Verbot des Mordes, des Diebstahles, des Ehebruches, erkennt er an, da überall, wo Menschen als denkende Geschöpfe auftreten, diese unwillkürlich darauf verfallen müssen, eine gewisse Ordnung unter sich zu schaffen, wenn sie sich nicht gegenseitig ausrotten wollen. Höhere ethische, ideale Rücksichten kennt der Neger nicht und sein geistiger und Gemütszustand stellen ihn auf die Stufe eines Kindes. Unwillkürlich empfängt jeder, der mit Negern in Berührung kommt, den Eindruck, ein unerzogenes, unartiges Kind sich gegenüber zu haben. Dieser Eindruck wird durch keine Handlungsweise des Negers wieder verwischt, im Gegenteil, er wird stärker, und schließlich gewöhnt man sich daran und behandelt ihn von diesem Standpunkt aus. Bei uns aber in Europa giebt man Kindern gefährliche Sachen nicht in die Hände, nicht etwa, weil sie den Gebrauch nicht erlernten, sondern weil sie im Gebrauche keine Vorsicht anwenden. Sie würden damit das größte Unheil anrichten. Besonders aber wird man sich hüten, solchen Kindern Waffen zu geben, welche schon Personen absichtlich oder unabsichtlich verletzt haben. Und ich meine: die großen Kinder ‚Neger‘ haben schon manchen verletzt und zwar immer absichtlich. Um Beispiele aufzuführen: Charter und Ceadenhed, den Missionar Pennrohe, Jühlke. Nun sind aber nicht nur Kinder, sondern auch Menschen überhaupt nicht dankbar und haben schon manchem, der ihnen etwas geschenkt hat, wehe gethan. Wie sollte auf einmal der nun gut bewaffnete Neger seine Waffe nur gegen seinen Unterdrücker, den Araber, wenden? Der Neger sieht vielleicht im Europäer einen noch größeren Unterdrücker als im Araber. Dieser kommt nur zu ihm, um Handel zu treiben

und allerdings Sklaven zu kaufen und zu rauben. Wäre es aber dem Araber möglich, Sklavenjagden zu veranstalten, wenn ihm nicht die Negerhäuptlinge selbst Vorschub leisteten? Die schwarzen Sklaven der Araber, die Neger selbst, fallen über ihre Landsleute her, nicht gezwungen, meist sogar mit sehr großem Vergnügen, denn auch ihnen blüht Beten. Wer könnte die Garantie übernehmen, daß der nunmehr bewaffnete Neger nicht auch über seinen Wohlthäter, den Europäer, herfällt, diesem selbst die Knochen zerschießt mit den Waffen und der Munition, welche ihm eben dieser Wohlthäter selbst geliefert hat? Negerstämme, mit guten Waffen versehen, würden sich sogar ausnahmslos den Arabern anschließen, da sie sich zu diesen viel mehr hingezogen fühlen als zu uns, da sie diese viel mehr verstehen und viel mehr Interessen mit diesen gemein haben.

„Etwas anderes wäre es natürlich mit Negern, welche im Dienste von Europäern stehend, in Kämpfen gegen die Araber verwendet werden sollen, und dazu würden ganz entschieden die gekaperten Sklaven ihre beste Verwendung finden, soweit sie sich nach Auswahl dazu eignen, besonders aber selbst Neigung dazu haben. Bei ihrer Verwendung jedoch müßte man unbedingt davon absehen, die Leute durch unseren deutschen Drill zu Soldaten heranzubilden. Wenn man unseren Maßstab von Subordination und Disziplin anlegte, beginge man von vornherein nicht leicht wieder gut zu machende Fehler. Man müßte sie mehr als irreguläre Truppe behandeln, und sie würden auf solche Weise entschieden viel leisten können."

Charakter des ostafrikanischen Negers*). — „Über ihren Charakter", sagt Reichard, „könnte man stundenlang sprechen, und gilt das, was ich im folgenden sagen werde, von allen von uns beobachteten Stämmen: Er ist aus allen nur denkbaren schlechten Eigenschaften zusammengesetzt, und ist man oft versucht, den Neger auf eine Stufe mit hochstehenden Tieren zu stellen, um so mehr, da ihr Seelenleben ein ganz unglaublich armes ist, was man schon aus dem fast gänzlichen Mangel abstrakter Begriffe in ihrer Sprache entnehmen kann. Und oft steht man sprachlos vor den Äußerungen ihrer Gehirnthätigkeit. Schon dies allein dürfte dem Versuche, sie

*) „Deutsche Kolonial-Zeitung" 1886. S. 60.

zu zivilisieren, schwer zu überwindende Schranken entgegensetzen, und erst nach Generationen, und nachdem sie andere Sprachen erlernt haben, könnte man auf einige Erfolge rechnen dürfen. Der Neger ist in jeder Beziehung unmoralisch und ganz entschieden jedem Fortschritte abgeneigt, der ihm ja doch nur Unbequemlichkeiten bereiten kann, denn alles, was er verlangt, hat er, und es genügt eine Arbeit von einem Monat, um ihn für ein ganzes Jahr sicher zu stellen. Kleider und Obdach findet er fast fertig vor, und auch hier genügt ein Minimum von Arbeit, um alle Bedürfnisse zu befriedigen. Diese Wilden sind die glücklichsten Menschen, welche man sich denken kann, und Elend ist bei ihnen vollständig unbekannt. (?) Der Neger weiß oft Geträumtes von Erlebtem und Eingebildetem nicht zu unterscheiden, und oft kommt es vor, daß er etwas hat erzählen hören, das vielleicht eine Seite in seinem hohlen Gehirn anklingen macht, dann bildet er sich nach einiger Zeit selbst ein, dabei in Mitleidenschaft gewesen zu sein. Er lügt mit und ohne Absicht, stiehlt und hält Verträge nur, wenn man ihn mit Gewalt dazu zwingt. Hat man mit einem Häuptlinge gar Blutsbrüderschaft geschlossen, so kann man sicher sein, in kürzester Zeit Auseinandersetzungen mit ihm zu haben. Sie sind feige, und nur ein unerschrockener Führer und ein ungestümer Angriff, sowie Aussicht auf Beute und das Bewußtsein der Übermacht führen ihn zum Siege. Seine Habsucht wird nur von seiner Sinnlichkeit übertroffen; ein Hauptbeweggrund seiner Handlungen ist ein bodenloser Aberglaube. Seine angebliche Arbeitsamkeit geht nur aus der Notwendigkeit hervor, sich vor dem Hungertode zu schützen, und nur durch Zwang könnte man Resultate mit dem Neger als Arbeiter erzielen. Eltern- und Kinderliebe sind dem Neger ganz fremd, und kann man davon nur insofern sprechen, als eine gewisse, auch dem Tiere eigene gegenseitige Anhänglichkeit vorhanden ist. Ich habe selbst mit angesehen, wie Eltern ihre eigenen Kinder für Stoffe von etwa sechs Mark Wert verkauft haben, und Kinder ihre Eltern als Unterpfand für Schulden hingegeben haben, auch daß Weiber ihre Geliebten mir zum Verkaufe angeboten haben, weil sie eingegangene Verpflichtungen aus Armut nicht nachkommen konnten. Anhänglichkeit kennt der Neger ebenso wenig, und er ist jeden Augenblick zum Verrat bereit. Nur mit eiserner Strenge und

Konsequenz ist man imstande, ohne dabei jedoch gewaltthätig sein zu dürfen, einen Haufen dieser Menschen zusammenzuhalten. Unsägliche Verachtung ist der Eindruck, den man im Umgange mit ihnen davonträgt. Die einzige gute Eigenschaft und speziell der Wanjamuesi ist die, daß er Lasten mit der Geduld eines Esels trägt und dabei die unglaublichsten Strapazen auszuhalten imstande ist *).

*) Nach Dutrieux, Souvenirs d'une exploration médicale dans l'Afrique intertropicale. Paris, Carré, 1885 fügen wir hinzu, daß mit Ausnahme von Ugogo, das mit dem Meeresufer wenig in Verbindung steht, die infolge von Ausschweifungen entstehenden Krankheiten in Ostafrika sehr verbreitet sind. Sehr bezeichnend für die sittliche Denkweise ist, daß die Neger diese scheußlichen Krankheiten nicht verbergen und sich derselben nicht im mindesten schämen. Sie suchen mit geringem Erfolge dieselben durch Kräutersuppen zu heilen, die man ihre Frauen am Herde mit derselben Unbefangenheit kochen sieht, als bereiteten sie ihre tägliche Mahlzeit. V.

Die Araber in Afrika.

Unverträglichkeit des Islams mit der europäischen Kultur. — Falsche Meinung der im Orient reisenden Europäer und Kaufleute. — Erfahrungen und Ansichten Oskar Lenz' und Gerhard Rohlfs über die Araber in Afrika.

Der Islam*) ist unvereinbar mit der auf Duldsamkeit begründeten modernen Kultur, weil er durch den Koran**) den Haß und die Verachtung Andersgläubiger, ja den erbarmungslosen Krieg gegen dieselben seinen Anhängern zur Pflicht gemacht und bis in die Gegenwart durch zahllose Kriege und Greuelthaten diese Feindseligkeit bethätigt hat. Mohammed selbst ging von anfänglicher Toleranz zur Verfolgungssucht über, denn jener schöne Vers im Koran (Sura 5, V. 78): „Diejenigen, welche glauben, Juden, Christen und Sabäer, wer an Gott glaubt und an den jüngsten Tag und gute Werke übt, der hat nichts zu fürchten und wird nicht betrübt" — wurde später förmlich aufgehoben und widerrufen durch Sätze wie: „Wer einer anderen Religion als dem Islam anhängt, der findet durch sie keine Aufnahme bei Gott und gehört in jener Welt zu den Verdammten" (Sura 3, V. 84), sowie durch einen ganzen Codex von Pflichten und Vorschriften für die Verfolgung und Tötung von Ungläubigen und für den heiligen Krieg. In dem klassischen Werke

---

*) Islam, von der Wurzel Selame, Hingebung, Unterwerfung. Ein Moslem ist also ein sich Hingebender (an Gott).

**) Koran bedeutet „Das Buch", „Die Schrift", also dasselbe was „Bibel"; der Koran heißt auch Al Kita, das zu Lesende, das Lesen.

von Nikolaus von Tornow, Moslemisches Recht, Leipzig 1855, findet man im sechsten Kapitel diese Sätze zusammengestellt; u. a.:

„Der Krieg gegen die Ungläubigen ist eine für jeden Muselmann verbindliche Pflicht. — Die Ungläubigen, welche sich nicht freiwillig unterwerfen, haben keinen Anspruch auf Gnade. Die gefangen genommenen Männer müssen, wenn sie nicht den Islam annehmen, getötet werden, die Frauen und Kinder werden in die Sklaverei geführt. — Mit den Ungläubigen wird kein dauernder Frieden geschlossen, sondern nur ein Waffenstillstand, der zu jeder Zeit wieder aufgehoben werden kann, sobald der Wiederbeginn des Krieges dem Muselmann vorteilhaft erscheint" u. s. w. — Allerdings ist für Europa die Entfaltung der „grünen Fahne des Propheten" und die Erklärung des „heiligen Krieges" nicht zu fürchten, aber in Asien und Afrika haben die Kämpfe mit den El Mohdis bis in die Gegenwart Blut genug gekostet. Dr. Oskar Lenz spricht sich über die Ausschließlichkeit und den abstoßenden Charakter des Islams folgendermaßen aus:

„Der Islam hat scheinbar etwas Imposantes, wenn er in seiner ganzen Größe und Reinheit dasteht, aber sowie er sich nur zu irgendeiner Konzession gegenüber der modernen europäischen Kultur hergiebt, wird er zur lächerlichen Karikatur. Derselbe muß sich prinzipiell völlig ablehnend gegenüber dieser Kultur verhalten, er will und darf dieselbe nicht acceptieren, und von diesem Gesichtspunkte aus verschließen sich die Mohammedaner — mögen es Araber oder Türken, Berbèr oder Neger sein — dem Eindringen abendländischer Emissäre. Die echten Gläubigen fühlen, daß, sowie das Volk sich mit europäischen Anschauungen vertrauter macht, das Reich des Islam zu Ende ist; ein so starres, konservatives, jeden Fortschritt absolut ausschließendes Religionssystem kann nur bestehen, wenn es völlig intakt gelassen wird, und für den frommen Moslim darf es nichts weiter auf Erden geben als den Koran und dessen Ausleger. Die Folge ist also in Afrika und einem Teile Asiens die religiöse Unduldsamkeit, die dann beim gemeinen Volke oft in der rohesten Weise zum Ausdruck kommt, und unter der die europäischen Pioniere der Wissenschaft in erster Linie zu leiden haben. Mit diesem Fanatismus paart sich eine im Charakter aller Morgenländer liegende unbegrenzte Habgier, die gemeiniglich noch größer ist als die religiöse Unduldsamkeit und der

die Religion oft genug nur als Vorwand für systematisch ausgeführte Räubereien, Mord und Totschlag dienen muß.

„Die zahlreichen Europäer, die jetzt als Touristen den sogenannten Orient besuchen, bringen vielfach eine falsche Meinung vom Islam und den Mohammedanern mit. Sie reisen unter dem Schutze Europas und sehen nur das dem Neuling sicherlich Interessante des mohammedanischen Lebens'; ihnen imponieren die ruhigen, würdigen Gestalten der Araber und Türken, die gläubig auf den Ruf des Muezzin hin zur Moschee schreiten, um sich vor Allah in den Staub zu werfen. Dabei wissen sie nicht, daß in diesen Gebeten zur Vertilgung der Ungläubigen aufgefordert wird, und daß den Gläubigen, der sich im Kampfe für die einzige und heilige Religion Mohammeds ausgezeichnet hat, unaussprechliche Freuden in einem Paradiese mit blumenreichen Gärten, kühlenden Quellen und schönen Houris erwarten.'

„Aber diese Vorliebe für die Mohammedaner haben nicht bloß die flüchtig durchreisenden Touristen, auch zahlreiche Geschäftsleute erklären, viel lieber mit Türken und Arabern verkehren zu wollen, als mit den im Orient ansässigen Christen. Es kann nicht geleugnet werden, daß diese letzteren infolge des jahrhundertelangen Druckes jenes Gefühl für Rechtlichkeit verloren haben, das als Basis eines gesunden Handels angesehen werden muß.

„Der Islam erzieht seine Bekenner direkt zur Heuchelei und Lüge gegenüber den Ungläubigen, und jeder, der längere Zeit mit Mohammedanern zu thun gehabt hat, wird sich gewiß bitter beklagen über die Lügenhaftigkeit und Treulosigkeit derselben; die wenigen Ausnahmen beweisen eben nur die Regel." Soweit Dr. Oskar Lenz.

Es läßt sich nicht in Abrede stellen, daß der Islam hier und da auch gute Eigenschaften entwickelt, wenn eine Bevölkerung mit der abendländischen Kultur wenig in Beziehung kommt. Viele Reisenden, u. a. die Fürstin Belgiozoso, G. de Nerval und M. Audouard können nicht genug die mohammedanischen Bauern Kleinasiens loben. Karl Humann (Sitzung der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin vom 3. Juli 1880) sagt aus eigener Anschauung über die Türken: „Im allgemeinen kann man sagen, daß der Türke, so lange er nicht Beamter, sondern einfacher Bürger, Bauer oder Handwerker und nicht zu viel mit Christen in Berührung gekommen ist, im Vergleich mit

anderen Nationen, zumal mit Griechen und Armeniern von Natur aus als erste Eigenschaft Ehrlichkeit und Geradheit besitzt. Diese Eigenschaft wird und kann niemand bestreiten." — Ebenso mag auch wohl hier und da der Araber im Orient erscheinen, aber in dem größten Teile Afrikas zeigt er nur das Bild, welches Dr. Oskar Lenz von seinen Charaktereigenschaften gezeichnet hat. Nicht minder scharf urteilt Gerhard Rohlfs („Köln. Ztg." 1887, Januar), dem eine noch ausgedehntere Kenntnis Afrikas zugebote steht. Seine Darstellung umfaßt einige Gesichtspunkte, die hervorgehoben zu werden verdienen und womit wir diesen wichtigen Abschnitt beschließen:

„Kein Hindernis in der Erforschung Afrikas war so groß wie das der fanatischen Araber. Alles hätte mit Leichtigkeit bezwungen werden können — die Schrecknisse, welche die Sahara bietet, das gefährliche Klima, undurchdringliche Wälder, Wildheit der Eingeborenen, Hunger und Frost, alles, alles wäre überwunden, wenn nicht seit hundert Jahren der mohammedanische Fanatismus einen festen Damm der Zivilisation und Kultur entgegengestemmt hätte.

„Als vor nunmehr 86 Jahren Hornemann als erster Deutscher den Märtyrertod erlitt, geschah es sicher durch arabische Hände oder auf Anstiften dieser fanatischen Glaubenshelden. Welche Zahl von Reisenden aller Länder sind seitdem der blinden Wut der Araber zum Opfer gefallen! Obwohl durch die Wegnahme Algeriens und Tunesiens im Norden von Afrika der Zivilisation Eingang verschafft war, gleich südlich davon sind es Araber oder Eingeborene, die den mohammedanischen Glauben angenommen haben, welche jedes weitere Vordringen der Europäer unmöglich machten. Mag auch in Tripolitanien durch den Kurbatsch der Türken der Fanatismus der Araber eingedämmt erscheinen, in Wirklichkeit schlummert er nur — im geeigneten Augenblicke wird er wieder erwachen. Wer hätte denken können, daß in Ägypten die Araber noch einmal die Oberhand bekommen hätten. Arabi Pascha ist noch in aller Gedächtnis, Osman Digma ist noch gar nicht gefangen oder getötet, und wenn auch der ‚Mahdi' von der Bildfläche verschwunden ist, andere treten für ihn auf. Es ist das Eigentümliche bei der Sache, daß ein Mahdi gar nicht einmal geborener Araber zu sein braucht oder Abkömmling eines solchen; als Mahdi glaubt er selbst aber auf diesen Titel Anspruch

zu haben, und seine Anhänger glauben es. Und im Grunde genommen ist es auch einerlei, ob es echte oder unechte Araber sind. Der Grundsatz bleibt derselbe, und der heißt: Tod den Christen, ewiger Haß der Zivilisation! Das heißt: Gewalt und Egoismus, das heißt Sklaverei und Absolutismus, und das heißt Aberglaube und Dummheit und, was daraus entspringt, religiöser Fanatismus.

„Um nun den Norden von Afrika ganz zu erwähnen: wie sieht es in Marokko aus? Herr v. Quedenfeld, der jüngst von dort zurückkehrte, versicherte, es habe nur ein Wechsel an der See, in den Hafenplätzen stattgefunden, aber im Innern, in Fez, in Marokko selbst, gar nicht zu reden von den Provinzen Doaa, Tafilit und Tuat, ist alles noch unverändert. Dort herrscht der entsetzliche Haß gegen alles, was christlich heißt, so daß es für einen Europäer einfach unmöglich ist, jene Länder zu durchreisen. In der ganzen Sahara, in Fur, Wadai, Bornu, Baghirmi, den Haussastaaten, in Senegambien und den Nigerstaaten, überall stoßen wir auf den arabischen Fanatismus, der das größte Hindernis für das Eindringen der Zivilisation ist.

„Oskar Lenz berichtet uns in einem am 20. April d. J. aus Kibonge geschriebenen Briefe, daß sich dort, unabhängig vom berüchtigten Tippo Tip, ein neuer Räuberhauptmann etabliert habe. Kibonge liegt am rechten Ufer des Kongo, ungefähr 1 Grad s. Br., mehrere Tagereisen unterhalb der Mündung des Jowa-Flusses. Dieser Ort ist vor neun Jahren von einem Kaufmann gleichen Namens aus Nyangwe gegründet, der sich mittelst Sklaven- und Elfenbeinhandels nun zu einem unabhängigen Chef aufgeschwungen hat. Alle diese Araber, natürlich fanatische Mohammedaner, stammen aus Maskat oder von den Komorren-Inseln, oder auch aus Sansibar selbst. Tippo Tip ist eine zu bekannte Figur, als daß wir ihn besonders zu erwähnen brauchten. Wer erinnert sich nicht des bekannten Mirambo aus Wißmanns Reisen. ‚Freilich‘, schreibt Lenz, ‚diese Sansibar-Araber in ihren weißen Hemden, Sansibariten und Araber, natürlich alle Mohammedaner, sind doch schließlich etwas anderes als diese traurige Negerbevölkerung in den Wäldern.‘ Aber wer hat denn die traurige Negerbevölkerung in die Wälder gejagt? Waren es nicht jene sansibarischen Räuber, Sendlinge des Sultans

von Sansibar, welche die eingeborene Bevölkerung wie das Vieh hetzten und sie zwangen, in undurchdringlichen Wäldern Schutz zu suchen. Waren es nicht jene Verwandte des Sultans von Sansibar aus Oman, welche die eingeborene Bevölkerung aus den weiten und fruchtbaren Bezirken von Tabora, aus Nyangwe, Kibonge und hundert anderen Orten, die sie rechtmäßig inne hatten, in die Sümpfe, welche ihnen Schutz verliehen, zurückjagten. War es nicht derselbe Sultan von Sansibar, der den Sultan der Suaheli von der Küste in das ‚Sumpfloch' von Witu, wie Fischer ironisch das von Kapitän Valois als vorzüglich geschilderte Land nennt, zurückgedrängt hat? Immer wieder die Araber, welche die Eingeborenen knechten, in die Sklaverei schleppen und erbarmungslos ermorden. Weshalb ging denn das Abtreten ihrer Ländereien, das Unterschutzstellen ihrer Regierungen bei den Eingeborenen so unglaublich leicht vonstatten. Doch nur, weil dieselben sich nach Ruhe sehnten, nach Schutz, nachdem sie jahrhundertelang das Joch der Araber getragen hatten.

„Die Ermordung des Bischofs Hannington mit seinen Gefährten, auf wen kann sie anders zurückführen als auf den verderblichen Einfluß der Araber. Herman Giesecke, der am 27. September v. J. mörderischer Hand zum Opfer fiel, wurde nur getötet, weil er den arabischen Händlern erfolgreiche Konkurrenz gemacht hatte. Die Räumung der Station an den Stanley-Fällen ist ebenfalls den Arabern zu verdanken. Dr. Jühlkes Ermordung in Kismayu kann man indirekt auch auf arabischen Einfluß zurückführen.

„Der Sultan von Sansibar ist es, in dessen Hauptquartier alle Pläne geschmiedet wurden zur Ausbeutung der Eingeborenen von Afrika. Zu ihm kommen ab und zu die Häuptlinge jener Elfenbein- und Sklavenstationen gepilgert, jener Tippo Tip und die Mirambos, um sich ein buntes Ehrenkleid zu holen. Daher auch der Wahn des Sultans, er herrsche bis über den Tanganyika hinaus, er habe überall Stationen. Im Sultan von Sansibar wurde 1873 dem Skavenhandel ein schwerer Schlag beigebracht, denn bis dahin hatte er offen dem Menschenraube in der frechsten Weise obgelegen. Er ist noch der größte Sklavenbesitzer der Erde. Denn leider schafften die Engländer mit dem Verbote des Sklavenhandels nicht das der Sklavenhalterei ab.

„Ist dieser Bande nun gar nicht beizukommen? Kann man diese Pest der Menschheit nicht ausrotten? Gewiß. Aber nur durch ein kräftiges Handeln der europäischen Regierungen. In Ägypten liegt der arabische Aufstand, nach Schweinfurth, in den letzten Zügen. Das Aushungerungssystem, welches die egyptische, bezw. britische Regierung in Anwendung brachte, hat dazu beigetragen, die Räuberbanden zu desorganisieren. Es bedarf jetzt nur noch eines energischen Vorgehens mit wenigen aber gut disziplinierten Truppen, um wieder Herr des Landes zu werden.

„In Tripolitanien werden sich die Verhältnisse des Landes erst ändern, wenn ein Regierungswechsel stattgefunden haben wird. Im Süden von Tunesien und Algerien könnten die Franzosen längst friedfertige Zustände hergestellt haben, wenn sie sich herbeilassen wollten, anstatt einzelne Reisende auszuschicken, Tuat zu besetzen. Es ist dies gar nicht so schwierig. Es würde vielleicht die Besetzung von Tafilet und Doaa nach sich ziehen; aber wäre das ein Unglück? Nicht eher wird die so lang ersehnte Verbindung zwischen dem Senegal und Algerien hergestellt werden, als bis diese Oasen in französischen Besitz übergegangen sind. Dadurch würde mit einem Schlage dem arabischen Trotz und Übermut die Spitze abgebrochen, erst dadurch würden beide Kolonieen ein sicherer französischer Besitzstand.

„Und wie soll dem Räuberwesen im Süden von Afrika gesteuert werden? Natürlich liegen hier die Verhältnisse einfacher, aber dennoch gehört die größte Energie dazu, den Sklavenhandel und mit diesem die Sklavenhändler zu treffen. Man sagt, daß die Sklaverei von jeher in Afrika gewesen sei. Das mag sein. Auch bei uns herrschte früher Sklaverei. Wenn man sie bei uns abschaffen konnte, wird man es auch in Afrika können. Aber jene Sklavenjagden en gros, die sind erst durch die Araber eingeführt. Man hat gewiß die Sklaverei in Afrika stets gekannt und gehabt, aber das systematische Menschenrauben ist durch die Araber eingeführt worden."

Die voranschreitende Eroberung Afrikas durch den Islam*).

Der Mohammedanismus ist nicht bloß auf der ungeheuren Zone des Sudans nach dem Atlantischen Ozean und dem Äquator hin in unaufhaltsamem Vorschreiten begriffen, er hat auch in Ostafrika den Äquator bereits überschritten. Als Portugal seine Herrschaft in Indien an England verloren hatte, konnte es seinen ostafrikanischen Küstenbesitz nicht länger behaupten. Die Araber von Maskat bemächtigten sich der Küstenplätze vom Kap Guardafui bis zum Rufidgi und breiteten 1784 das Gebiet des Sultanats Maskat über die Insel Sansibar und das gegenüber liegende Festland aus. Als im Jahre 1858 dieses Sultanat sich teilte, wurde die Hauptstadt dieser Insel auch Mittelpunkt eines neuen arabischen Reiches.

Es gelang dem Islam, die Bewohner dieser Küste, die unter dem Sammelnamen der Suaheli bekannt sind, für sich zu gewinnen und nordwärts desgleichen das große und mächtige Volk der Somali, das von der Suaheli-Küste seinen Wohnsitz bis zum Meerbusen von Aden erstreckt.

---

*) Vgl. Afrika und der Mohammedanismus. Von E. J. A. Münzenberger. Frankfurt a. M., Fösser, 1889. Eine sehr verdienstliche Studie der „mohammedanischen Frage". Von der Einsicht des Verfassers zeugt u. a. die eingehende Darstellung der Wirksamkeit gewisser fanatischer Sekten; namentlich der Senussi, welche als Anstifter von Blutthaten und Aufständen in neuester Zeit sich über einen großen Teil Afrikas verbreitet hat.

Diese mohammedanische Bewegung ergriff denn auch ein Nachbarvolk der Somali, das mit diesen sonst in bitterer Feindschaft und stetem Krieg gelebt hatte, die zahlreichen und mächtigen Stämme der Galla, die ihre Stammsitze zwischen dem Somali-Lande, Abessinien und den am oberen Nil seßhaften Negerstämmen haben. Ein Teil dieser Völkerstämme ist bereits mohammedanisch geworden, und der Rest wird es voraussichtlich in nächster Zeit werden.

Seit den letzten Jahrzehnten schob sich dieser Anstoß der Araber auch in gewaltiger Weise ostwärts. Ein wahrer Strom arabischer Kaufleute und Sklavenjäger ergoß sich in die ungeheuren Landschaften zwischen den großen von Livingstone, Speke und Burton entdeckten Seeen, dem Tanganyika, Mwutan und Ukerewe und der Küste, also gerade über das jetzige deutsche ostafrikanische Schutzgebiet, und dann über jene großen Binnenmeere hinaus nördlich, östlich und südlich in das Innere Afrikas.

Auf seiner zweiten afrikanischen Entdeckungsreise traf Livingstone schon im Jahre 1859 beim Ausfluß des Schireflusses aus dem großen Nyassa-See, also ganz nahe bereits den südostafrikanischen Besitzungen Portugals, auf arabische Händler, die aus dem damals noch großen und bedeutenden Negerreiche des Cazembe eine reiche Ladung von Elfenbein und Malachit und zahlreiche Sklaven brachten. Einige der Araber hielten die Reisenden sogar für ihresgleichen und boten ihnen Kinder zum Kaufe an, entfernten sich aber schleunigst, als sie merkten, daß sie Engländer vor sich hatten. Diese Sklaven wurden dann den Schirefluß und den Sambesi hinabgeführt und sollten, wie Livingstone später erfuhr, eben in ein arabisches Fahrzeug gebracht werden, als sie durch ein englisches Kriegsschiff befreit wurden.

Kurze Zeit darauf fand unser Landsmann Albert Roscher, der einen Monat nach Livingstone als zweiter europäischer Besucher an den von da an so vielgenannten Nyassa-See kam und dort durch Mörderhand einige Monate später seinen Tod fand, ganze Landstrecken durch die Sklavenjagden verwüstet. Als aber im Sommer 1867 die Expedition, die sich unter Youngs Führung aufgemacht hatte, um den verschollenen Entdecker des Nyassa-Sees aufzusuchen, von dem Sambesi hinauffahrend an die Ufer des Schire kam, fand sie dort, wo Livingstone 1859 eine dichte, wohlhabende und ihm

sehr zutraulich sich erweisende Bevölkerung angetroffen hatte, die Ruinen von Hunderten von Dörfern. Auf dem Wege lagen Gerippe umher als traurige Zeichen der Sklavenjagden, die hier stattgefunden hatten, und während dreier Tage begegnete den Reisenden kein Mensch; als man dann endlich der ersten Eingeborenen ansichtig wurde, waren sie so schüchtern, daß sie nicht dazu gebracht werden konnten, hervorzukommen und Nahrungsmittel zu verkaufen.

Als Livingstone gegen Ende 1868, nach der wichtigen Entdeckung des Moero- und Bangweolo-Sees, nach Lunda, der Hauptstadt des Cazembe-Reiches kam, fand er in dem Herrscher desselben, der ihn wohlwollend aufnahm, einen immerhin für die dortige Gegend mächtigen Negerfürsten, wenn dessen Macht auch früher übertrieben geschildert worden war. Schon bald hernach aber wurde das Cazembe-Reich von einer kleinen Macht arabischer Händler mit ihren Sklaven gestürzt und der Cazembe selbst getötet.

Im Jahre 1870 gelangte Livingstone an den nördlichsten Punkt seiner Reise westlich vom Tanganyika-See, nach Niangwe und war dort persönlich Zeuge einer empörenden Gewaltthat, die die Araber unter einer friedliebenden Bevölkerung ausführten. An 1500 Menschen hatten sich dort eines Tages zu einem der Märkte zusammengefunden, bei denen die Neger sich nach ihrer Art unschuldigen Belustigungen hingaben. Ein Araber, Tagamojo, überfiel nun auf einmal mit seiner Bande die harmlose Gesellschaft und ließ eine Salve auf sie abfeuern, was die armen Schwarzen, die noch keine Feuerwaffen kannten, in die größte Verwirrung brachte. Alles floh, und viele stürzten sich in den nahen Fluß, um sich durch Schwimmen zu retten. Selbst auf diese aber ließ der unbarmherzige Führer feuern. Livingstone schätzt die Anzahl derer, die bei dieser einen Gelegenheit das Leben verloren, auf 400. Die Sache hatte für ihn die traurige Folge, daß sein Entdeckungszug zu seinem größten Kummer plötzlich unterbrochen wurde; er mußte, weil dieser Frevel die ganze Bevölkerung gegen alle Fremden erbittert hatte und seine Begleiter nicht mehr weiter mit ihm vorzudringen wagten, an 100 Meilen weit zum Tanganyika-See zurückwandern, nunmehr verfolgt von den früher ihm so freundlich gesinnten Eingeborenen.

Höchst wahrscheinlich würde der große Reisende, wenn er seinen

Zug nordwärts ungehindert hätte fortführen können, auch von Süden her die beiden großen Nil-Seeen, den Mwutan und den Ukerewe, entdeckt haben, die einige Jahre vorher von Samuel Baker (1864) und von Speke und Grant (1862) von anderer Seite her zuerst aufgefunden worden waren. In der Umgebung dieser als die eigentlichen Quellen des Nils erkannten großen Binnenmeere stießen die genannten Reisenden allenthalben auf Araber, und die beiden letztgenannten mußten einmal lange Zeit ihren Vormarsch aufschieben, weil ein Krieg zwischen den Arabern und Negern sie daran hinderte. Einer der Negerkönige, deren Reich zwischen den beiden genannten Seeen lag, trat bald zum Islam über.

Die große Landschaft zwischen den erwähnten Nilquellen und den ägyptischen Sudanprovinzen, die von einer großen Anzahl von Negerstämmen bevölkert sind, war damals schon den Berichten Bakers zufolge nach allen Seiten hin von arabischen Händlern durchzogen.

So erstreckte sich schon zur Zeit der großen Entdeckungen in Zentralafrika die Macht des Islam an der ostafrikanischen Küste vom Mittelländischen Meere bis zu den portugiesischen Besitzungen, die mit dem Kap Delgado beginnen und im Innern südwärts von Sudan die ungeheuren Strecken entlang bis zum See Schirwa und zum Schirefluß und westwärts bis gegen die Mitte des Kontinents.

Ein trauriges Beispiel der in unserer Zeit so gewaltig zunehmenden Macht der Mohammedaner in Afrika bietet jenes Abessinien dar, das wie eine große christliche Oase in dem durch den Mohammedanismus gründlich verwüsteten Lande zwischen dem Nil und dem Roten Meere liegt. Die von den Abessiniern im Süden des Landes tributpflichtig gemachten Galla-Stämme hat man nicht zum Kreuze bekehren können, sondern sie haben vielmehr ihr altes Heidentum mit dem Koran vertauscht. Mohammedaner zerstreuten sich durch das ganze Land, bekamen vielfach den Handel und die wenige dort herrschende Industrie, vornehmlich die Weberei der für die Kleidung des Volkes nötigen Baumwollstoffe in die Hand und gelangten oft zu großem Einfluß, so daß die Kenner der dortigen Verhältnisse inbezug hierauf der ferneren Zukunft mit Sorgen entgegensehen. Einer der vorzüglichsten derselben, der bekannte Werner Munzinger sagt

von dem Verhältnis des Islam Abessinien gegenüber das folgende: „Er benutzt die Schwäche seines uneinigen Gegners, er erringt nur vereinzelte Erfolge, und dennoch darf man nicht verschweigen, daß er einer steten Zunahme sich erfreut. Während er schon halb Afrika beherrscht und immer südlicher dringt, hat er sich wohl den dritten Teil der Bevölkerung des eigentlichen Abessiniens schon unterworfen, und die Grenzen gegen alle Weltgegenden sind dem Christentum jedenfalls für immer verloren. Die Galla werden in kurzer Zeit alle mohammedanisch sein, die Grenzvölker im Norden, die Habab und die Marea, sind erst in unserer Zeit dem Kreuz abtrünnig geworden, und die Bogos selbst sind kaum zu retten."

Sehen wir nun auch zu, wie an der entgegengesetzten Seite Afrikas der Mohammedanismus sich verbreitet. Der nördlichste Teil dieser Westküste gehört von alter Zeit her zu Marokko, und sind dort längst, wie wir früher schon bemerkten, alle Andersgläubigen durch den Islam ausgerottet worden. Von da aus breitete sich die Religion Mohammeds nun unaufhaltsam nach dem Süden zu aus, und das ganze Küstenland bis zum Beginn der von den europäischen Mächten nach und nach gegründeten Kolonieen ist nunmehr in ihrer Gewalt.

Der Mohammedanismus nimmt die beiden Ufer des unteren und mittleren Senegal bis in die Nähe von Kita ein. Da wäre es unnütz, eine Mission anzufangen; die Bewohner gehören zum Stamme der Toukouleurs, dem leidenschaftlichsten unter den Muselmännern. Der obere Fluß dagegen ist besonders von Bambaras, welche geschworene Feinde der Lehre Mohammeds sind, in Besitz genommen.

In der Hauptstadt der Toukouleurs Medinalla besteht eine Schule zur Ausbildung für den Korandienst, die von Mauren und Negern besucht wird, um den Koran zu lernen. Fokmebe ist die heilige Stadt des Landes, von der aus sich der Islam nach allen Seiten verbreitet.

Zwischen Senegal und Gambia ist der mächtige Stamm der Woloffen, südlich von Gambia die Mandingos und östlich die Felahs größtenteils dem Islam verfallen, der, unterstützt durch den Mandingo-Dialekt, der Verkehrssprache vom Senegal bis Timbuktu, immer weiter um sich greift.

Ebenso dringt in dem ungeheuren Küstenreich von Ober-Guinea, sowie im Aschanti-Reich und in Dayhumba der Islam unaufhaltsam zur Küste vorwärts.

Nur in Unter-Guinea, in Angola und Benguela, hat er noch keinen festen Fuß gefaßt; dagegen wird das ganze Gebiet vielfach von arabischen Händlern durchkreuzt.

In dem an die Sahara grenzenden Sudan begegnen wir demselben mächtigen Vordringen der Mohammedaner. Fuhlas oder Fulbe, Araber, Tuaregs sind schon längst hier eingewandert und haben die Eingeborenen dem Islam unterworfen. Von Sokoto aus hatten die Toukouleurs unter Hadsch Oman von 1854 bis 1862 ein Reich von 30000 Quadratmeilen gegründet, das sich bis zum oberen Niger erstreckte. Es giebt bis zum Tsad-See eine Reihe kleinerer mohammedanischer Sultanate, die durch fortwährende Kämpfe an der „Bekehrung" der Eingeborenen arbeiten. Das größte derselben, Bornu, soll zwei Millionen Einwohner haben, Araber und Neger, die jetzt alle dem Islam angehören und fortwährend Züge nach dem Süden unternehmen, um Sklaven zu rauben und den Stämmen daselbst den Islam aufzuzwingen. Bloß die Mußgo südlich vom Tsad-See, obgleich von Mohammedanern umringt, haben mit merkwürdiger Tapferkeit ihre Unabhängigkeit bewahrt.

Das Reich Baghirmi*), welches Barth zuerst betrat, obgleich nur äußerlich mohammedanisch, ist in beständigem Kampf mit den benachbarten noch heidnischen Negervölkern begriffen. Die ausgezeichneten Afrikaforscher Vogel und v. Beurmann, die es wagten, die Grenze zu überschreiten, sind — der erste 1856, der andere sechs Jahre später — dem mohammedanischen Fanatismus zum Opfer geworden. Ein Jahrzehnt später hat unser Landsmann Dr. Nachtigal es dennoch gewagt, Wadai zu besuchen, und er kehrte glücklich zurück.

Noch weiter östlich stoßen wir auf Darfur, das auch ganz dem Islam angehört und in dem man — nach übereinstimmenden Berichten — ebenso fanatisch wie in Wadai keinen Weißen, der im Lande zu erscheinen wagte, lebend wieder hinauslassen würde. Kurze Zeit wurde Darfur von dem ägyptischen Khedive tributpflichtig ge-

*) Siehe das Stück: S. 143ff.

macht; es wird aber mit dem unseligen Übergang der Sudanprovinzen an den Mahdi in dessen Hände gefallen oder wieder unabhängig geworden sein. Es soll gegen vier Millionen Einwohner haben und ist bis auf die jetzige Zeit durch seine Sklaven-Raubzüge in die Gegenden des oberen Nil und der Nil-Seeen ganz besonders zum Fluche für zahlreiche benachbarte und weit entfernte friedliche Volksstämme geworden.

So ist mithin fast der gesamte Norden Afrikas bis tief in das Herz des Kontinents hinein schon ganz unter der Herrschaft des Koran.

Wollten wir eine ungefähre Grenzlinie ziehen, die das von ihm vollständig occupierte Gebiet nach Süden abschließt, so müssen wir sagen, daß alles Land nördlich vom 10. Grad n. Br. mit Ausnahme von Abessinien schon ganz mohammedanisch ist, daß an den meisten Stellen im Innern diese Linie aber bereits vielfach und ganz bedeutend überschritten ist, und daß an der Ost- und Westküste die Macht des Islam schon Hunderte von Meilen weit südwärts reicht.

Seit längerer Zeit findet man sogar im äußersten Süden des Kontinents, in der Kapkolonie, den Islam: es hat sich von Indien her eine zahlreiche Einwanderung malayischer Elemente gebildet, die mit großem Eifer für die Verbreitung des Koran sich bemühen.

Nach den bisherigen Ausführungen scheint es uns nicht zutreffend zu sein, wenn Munzinger, wie früher erwähnt wurde, von einer Ausbreitung des Islam über halb Afrika spricht. Die Länder, die unter mohammedanischer Herrschaft stehen oder doch bei weitem vorherrschende mohammedanische Bevölkerung haben, werden vielleicht die Hälfte des Kontinents ausmachen. Daneben aber ist der Islam dort in ununterbrochenem Vorrücken begriffen, und seine Vorboten haben sich jetzt bereits über eine ganze Reihe von Gegenden verbreitet, die noch vor einigen Jahrzehnten nichts von Mohammed wußten. Rechnen wir diese Länder hinzu, so kann gewiß mit Recht behauptet werden, daß jetzt Afrika bereits zu zwei Drittteilen unter dem Zeichen des Halbmondes steht und daß es im Begriff ist, sich ganz unter dasselbe zu stellen, wenn die Verhältnisse so wie in den letzten Jahren weiter gehen. Namentlich haben die großen Entdeckungen, die begeisterte und für die höchsten Interessen der Kultur sich opfernde Europäer im dunkeln Weltteil in unserer Zeit gemacht

haben wesentlich dazu gedient, den Islam zu fördern. Arabischer Handelsgeist, namentlich arabischer Menschenhandel und arabischer Fanatismus haben sich durch jene Entdeckungen, die wahrhaft am wenigsten für solche Ausbeuter gemacht worden sind, die Wege gebahnt, und arabische Energie und Zähigkeit haben dort allenthalben gewaltigen Vorsprung gegenüber europäischer Langsamkeit und Bedächtigkeit gewonnen. Man darf nach allem Gesagten es daher wohl als keineswegs übertrieben ansehen, wenn berechnet wird, daß jetzt alljährlich der Islam in Afrika eine Million neuer Bekenner gewinnt.

Menschenraub und Sklavenhandel in Ostafrika.

Die ostafrikanischen Sklavenrassen. — Behandlung der Sklaven. — Der Sklavenhandel und dessen Hauptniederlagen. — Die Mowallid. — Beschäftigung der Haussklaven. — Eigenschaften derselben. — Ihre Nichtsnutzigkeit und Verräterei. — Unausrottbarkeit des Sklavenhandels im Innern.

Die Erfahrungen von Burton, Speke, Krapf, Rebmann, Erhardt und anderen werden von Karl Andree in seinem gediegenen und noch heute besonders zeitgemäßen Werke: „Forschungsreisen in Arabien und Ostafrika" (Bd. II, 1861, S. 376 ff.) folgendermaßen zusammengefaßt:

„Alle Völker im äquatorialen Ostafrika von der Küste bis Udschidsche und zu den Gegenden im Westen des Tanganyika-Sees, mit Ausnahme der Wahinda, Watosi und Wagogo, können als Sklavenrassen bezeichnet werden. Ein Araber und ein Wasawaheli, ja selbst ein Höriger aus Sansibar wird dagegen überall als Murungwana oder freier Mann angesehen. In manchen Landesteilen führt man mehr Sklaven ein als aus; dort stehlen die Leute die Sklaven aus anderen Stämmen, verkaufen aber ihre eigenen Landsleute nur, wenn sie überwiesene Verbrecher sind, also gestohlen, böse Zauberei getrieben oder sich selbst die oberen Vorderzähne früher als die unteren ausgeschlagen haben. Freilich wird im Notfall ein Mann gar kein Bedenken tragen, seine Frauen, Kinder und Verwandten oder auch sich selber zu verkaufen. Es ist schon erwähnt worden, daß bei manchen Völkern der Oheim ein Recht besitzt, über seine Neffen und Nichten zu verfügen.

„Verhältnismäßig ist die Barbarei beim Sklaventransportieren nur gering. Allerdings werden in solchen Gegenden, in welchen Gefahr ist, daß der Sklave geraubt werde oder entlaufen könne, die Unglücklichen aneinander gebunden, aber durchgängig ist die Behandlung mild, und gute Worte müssen das Beste thun *). Oft liegt der träge Sklave gemächlich im Schatten, während sein Herr sich in Sonne und Wind abmüht; er wird gut genährt und hat wenig zu thun, während der Träger in der Karawane schwer belastet und lediglich auf sich selbst angewiesen ist. Das Verhältnis zwischen Herren und Sklaven erscheint wie Stellung eines Beschützers zum Schutzbefohlenen, des Patrons zum Klienten; man redet den Sklaven mit Ndugu yango, mein Bruder, an, und Schläge oder harte Reden kommen nur selten vor. Das eigentliche Wesen der Sklaverei, nämlich Zwangsarbeit ohne Lohn, ist vielleicht in Indien häufiger als in Ostafrika, das keine an die Scholle gebundenen Menschen kennt. Allerdings kommen als Ausnahme scheußliche Dinge vor; das läßt sich aber nicht anders erwarten bei Leuten, die gar keine Achtung vor dem menschlichen Leben haben. Der Kirangozi, Führer, welcher Burton von Udschidschi nach der Küste zurückgeleitete, hatte eine Sklavin bei sich, welche wegen beschädigter Füße nicht rasch mit fortgehen konnte. Da schlug er ihr den Kopf ab, damit sie ja nicht einem andern als Eigentum zufalle.

„Die für den Ausfuhrhandel bestimmten Sklaven werden, gleich dem Elfenbein, weit und breit im Lande aufgekauft und aus den Hauptniederlagen, nämlich der Insel Kasendschi, Udschidschi, Unyanyembe und Zungomero, durch Araber oder Wasawaheli-Kaufleute nach der Küste geführt, wo sie dann auf dem großen Sklavenmarkt in Sansibar einzeln losgeschlagen werden. Im Innern treiben die Stämme untereinander Sklavenhandel, und es läßt sich nicht absehen, wie demselben gesteuert werden könne. Der Afrikaner führt Krieg,

*) Man vergesse nicht, daß hier nur vom Sklaventransport zwischen den großen Seeen und der Küste die Rede ist. Im Sudan und in den Wüstengegenden ist die Behandlung der Sklaven auf dem Transporte eine grausamere; doch fehlt es bei ersteren auch nicht an entsetzlichen Scenen, namentlich beim Ausbruche ansteckender Krankheiten unter den Sklaven.

um Menschen oder Vieh zu erbeuten. Einige Hirtenstämme, z. B. die Wamasai, Wakuafi, Watuta und Warori, stellen als Grundsatz auf, daß nur sie allein das Recht haben, Herden zu besitzen und dasselbe von ihrem Urahn erhielten, welcher das Rindvieh geschaffen habe; dieses gehöre also, wo es sich auch finden möge, lediglich ihnen allein. Doch bleibt des Krieges Hauptzweck der Menschenraub, welcher sich von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt hat. Derartige Fehden bringen Vorteil und Ruhm für den Sieger; ein mächtiger, aber armer Häuptling wird nicht leiden, daß seine Nachbarn reicher seien als er selber, er sucht also Streit, überfällt den Schwächern, treibt das Vieh weg, raubt Menschen und verkauft sie an die erste beste Karawane; vorher hat er die Dörfer verbrannt. So wüten diese Schwarzen gleich Wölfen gegeneinander und entvölkern und verheeren das Land. Der Sklavenhandel verewigt den Glauben an die schwarze Kunst; auch die Verwandten eines wirklichen oder angeblichen Verbrechers werden nicht selten als Sklaven verkauft, damit der Häuptling sich bereichere.

„An der Küste und auf der Insel Sansibar hat man zweierlei Art von Sklaven, die in der Gefangenschaft geborenen, welche häusliche Dienste verrichten, Mowallid und die wilden, welche aus dem Innern gebracht werden. Die ersteren werden wie Mitglieder des Hausstandes angesehen, weil die Behaglichkeit des Gebieters davon abhängt, daß die Leute mit ihrer Behandlung zufrieden sind; nicht selten ist auch die Schwester eines solchen Haussklaven Kebse des Herrn. Am folgsamsten sind die Sklaven bei den Wasawaheli, von welchen sie sehr streng gehalten werden; die Araber sind nicht so hart und wenden nur selten Stockschläge oder das Kreuz an, vermittelst dessen Nacken und Fußknöchel zusammengebunden werden oder den Momtakale, einen schweren Klotz, welcher den Sklaven am Entfliehen hindern soll. Aber ein mißvergnügter Mensch verläßt heimlich das Haus, sucht einen anderen Gebieter und kehrt vielleicht nach Jahresfrist wieder zum ersteren zurück, als ob gar nichts vorgefallen sei. So verbindet er in gewisser Hinsicht die Vorteile der Freiheit und der Sklaverei; und ohnehin haben die Araber das Sprichwort: ein Sklave, der gut thun soll, muß wenigstens einmal fortgelaufen sein.

„Man kauft lieber Kinder als erwachsene Sklaven, denn jene kann man zum Islam bekehren und zu Mowallids abrichten; doch werden sie nie so völlig zahm wie die im Hause geborenen. Erwachsene verwendet man beim Feldbau, sie bleiben aber ungelehrig und ändern sich nicht viel. Der Herr läßt sie, wenn er gerade keine Beschäftigung für sie hat, umherlaufen, und sie mögen sich dann selbst durch Stehlen oder irgendwie das tägliche Brot suchen, ihre Leichen wirft man ohne weitere Umstände ins Meer oder in die erste beste Grube. Solche Sklaven sind eine wahre Plage, weil niemand vor ihren Gewaltthätigkeiten sicher ist; sie plündern Gärten und Felder. Waffen dürfen sie nicht tragen, haben aber trotzdem in Sansibar mehr als einen blutigen Sklavenaufstand erhoben.

„Die Araber behaupten, daß die schwarzen Barbaren in der Sklaverei etwas besser würden, doch darf man billig daran zweifeln. Auch in der Sklaverei bleiben sie so wild und steifnackig wie in ihrer Heimat; sie sind eingefangen worden, lassen sich aber nicht zähmen und noch weniger zivilisieren. Trotz aller Bemühungen sie abzurichten, bleiben sie doch die schlechtesten Diener auf der ganzen Erde, und ein Hausstand mit solchen Sklaven ist der ungemütlichste, den man sich denken kann. Sie sind ungemein sinnreich, wenn es darauf ankommt, Verwirrung anzustiften, Schlechtigkeiten zu verüben und ungehorsam zu sein. Auch in Ostafrika ist der Sklave ein Tier, das so viel als möglich ißt und so wenig als möglich arbeitet. Sie sind plump und unbeholfen, schmutzig und sorglos, selbst mit Schlägen kann man keine andauernde Arbeit von ihnen erzwingen, und eine ganze Rotte schafft nicht so viel wie ein einziger ordentlicher Diener. Er mag nichts lernen, er hat denselben Antrieb wie ein Esel, daß er nämlich nicht gehorchen will; späterhin thut er es immer nur aus Furcht. Als einzige Gegenwehr hat er den Betrug und listige Verschlagenheit, und nachdem man ihn auf einer Nichtswürdigkeit betroffen hat, sagt er ganz ruhig: ‚Bin ich nicht ein Sklave?‘ Er ist unglaublich faul und hat auch vor der allergeringsten Anstrengung eine wahre Scheu, er liebt das Leben sehr, setzt es aber auf die leichtsinnigste Weise in Gefahr. Meilenweit läuft er vor einer solchen fort, wenn er sich von ihr bedroht glaubt, aber unterwegs wird er seine Pfeife an ein leckes Pulverfaß binden

und Tabak rauchen. Musa, der indische Kaufmann in Kazeh, lag am Boden, wollte schmauchen, war aber viel zu träge, um sich eine Pfeife herbeizuholen; er schlug die Pfanne seiner Muskete auf, schüttete Tabak hinein, zündete ihn an, zog den Qualm ein, das Gewehr ging los und tötete ihn.

„Der Sklave stiehlt instinktmäßig wie eine Elster; beim Fürsten von Sansibar wurde einmal einem europäischen Offizier während der Tafel das Gold von der Schärpe gestohlen. Der Herr giebt dem Sklaven Kleider, aber dieser trägt sie zu dem Bazar, verpfändet oder verkauft sie und geht halb nackt. Sein Hang zu berauschenden Getränken und Ausschweifung mit Weibern ist groß, und er greift zu allen Mitteln, denselben zu befriedigen. In der Sklaverei wird er noch viel liederlicher, als er schon in seiner Wildnis war, er lernt neue Laster und Schandthaten, das viehische Wesen des schwarzen Barbaren nimmt Schlechtes von der Halbzivilisation an. Bei Mondschein wird in Sansibar das Tamtam geschlagen und auf einer schrillenden Pfeife gepfiffen; dieser Musik widerstehen die Schwarzen nicht, und es ist dann unmöglich, sie im Hause zu halten. Männer und Weiber stürmen hinaus, tanzen, heulen, sind glücklich, und am Ende giebt es die wildeste Orgie. Der verstorbene Fürst von Sansibar verbot aus Rücksichten der Schicklichkeit dergleichen Tänze, Nyoma. Niemand verläßt sich auf die Treue eines Sklaven.

„Die Somal gewinnen im Auslande eine ganz andere Gemütsrichtung und werden aufgeweckt und heiter, während sie in ihrer Heimat düster und trübsinnig erscheinen. Ähnlich verhält es sich mit dem ostafrikanischen Schwarzen, sobald er von Sansibar fort über die See hinweg in andere ihm völlig fremde Gegenden gebracht wird; er streift dann einiges von seinem mürrischen Wesen ab und bekommt eine Art Respekt vor höher gestellten Leuten. So ist ‚Sidi Mobarek‘ als Arbeiter am Bord der indischen Dampfer gern gesehen und weiß sich auch in seiner Weise geltend zu machen. Sidi Mobarek fühlt sich frei und ist mit sich und seiner Umgebung zufrieden. Aber man traut ihm doch nicht ganz; die Perser und andere Asiaten nehmen auf weiten und gefährlichen Reisen allemal so viele Weiße mit, daß sie vonseiten der schwarzen Begleitung nichts mehr

zu besorgen brauchen; sie wissen, daß der Schwarze seltsame und bedenkliche Einfälle hat und ein blutdürstiger, verräterischer Barbar bleibt.

„Wie die Buschneger in Surinam haben entlaufene Sklaven in der Gegend von Schimba, sowie bei Barava Räuberbanden gebildet, welche die Karawanen plünderten und weithin entsetzliche Verwüstungen mit scheußlichen Grausamkeiten anrichteten. — In Sansibar weiß man viel von den schwarzen Sklaven zu erzählen. Mancher allzu strenge Gebieter ist von ihnen ermordet worden; mehr als einem wurden während des Schlafes mit dem Dolch die Augen ausgestochen. Von ihren Verrätereien nur zwei Beispiele: Kombo, Sklave des arabischen Kaufmannes Mohammed ben Seyf, stahl dem Fürsten einen Korb voll Gewürznelken, verbarg diesen im Hause seines Herrn und zeigte dann denselben als Dieb an. Ein anderer Araber Fahl ben Nasr reiste in Handelsgeschäften durch Ugogo, wo er fast sein Leben verlor, denn einer von seinen Sklaven hatte den dortigen Schwarzen vorgelogen, sein Herr habe Krokodile getötet und benutze das Fett derselben zum Vergiften. In beiden Fällen wurden die verräterischen Sklaven nicht bestraft, denn Züchtigung hätte sie doch nicht gebessert; höchstens wären sie fortgelaufen.

„Von den moralischen Eigenschaften der Sklavinnen läßt sich auch nichts Rühmliches sagen; sie haben von Sittlichkeit und Anstand keinen Begriff. Wir schweigen lieber davon.

„Selbst wenn auf Sansibar, was den europäischen Mächten nicht schwer wäre, der Sklaverei vollständig ein Ende gemacht würde, und die großen Grundbesitzer begriffen, daß ihnen selbst daraus Nutzen erwüchse, selbst wenn der Sklavenausfuhr nach Asien durch ein Geschwader von Dampfern wirksam gesteuert würde, so würden trotz alledem die Ursachen der Sklaverei und des Sklavenhandels bleiben, die im Innern nach wie vor wirksam sind. Der Afrikaner will und mag nicht arbeiten; all sein Dichten und Trachten geht dahin, sich Sklaven zu verschaffen, die ihm seinen Acker bestellen.

„Burton meint: ‚Wenn ein gesteigerter Verkehr mit dem Küstenlande bei den Barbaren Bedürfnisse erregt, welche ihn zwingen, selber thätig zu sein, damit er sie befriedigen könne, dann werde die

Sklaverei aufhören.' Wir sind anderer Meinung, und ein Blick auf Westafrika genügt, die Sache zu erläutern. Dort hat man seit 300 Jahren lebhaften Verkehr mit den Negern, und diese sind auch heute noch nicht um ein Haar anders geworden; sie haben die Sklaverei in demselben Umfange wie früher und treiben den Sklavenhandel fort, trotz aller ,sentimentalen Kreuzergeschwader'."

Selbsterlebtes bei einer Sklavenjagd am Schari.

Von

Dr. Nachtigal *).

Die Baumdörfer der Gaberi-Neger. — Wütende Verteidigung derselben. — Vernichtung der Friedensdörfer. — Entsetzliche Scenen. — Wegführung der Sklaven.

Als Dr. Nachtigal auf seiner Rückreise von Bornu über Wadai, Dar-el-Fur und Kordosan beim Könige Mohammedu von Baghirmi verweilte, mußte er an den Raubzügen und Sklavenjagden desselben teilnehmen. Die folgende Erzählung giebt seine Selbsterlebnisse wieder:

„Mit Ausnahme der anfänglich reichen Getreidefunde war der Aufenthalt bei den Gaberi-Negern ohne wesentlichen Nutzen für den König gewesen. Überall stieß er auf Mißtrauen und Feindseligkeiten. Seine Raubzüge hatten nicht viel Erfolg, denn die Einwohner der dortigen Gegend hatten größtenteils ihre sicheren Kriegsdörfer in den hohen Bombaxbäumen bezogen, und ihnen gegenüber waren die Baghirmi ohnmächtig, wie ich anfänglich kaum begreifen konnte, wie ich aber bald vollständig einsah, als der König im Vertrauen auf meine glückverheißende Anwesenheit dergleichen Expeditionen von neuem unternahm. Vor uns lag die Waldung, welche das lustige Dorf

*) Dr. Nachtigal, Sahara und Sudan. Ergebnisse sechsjähriger Reisen in Afrika. Bd. II. 1881. Vorher in „Deutsche Rundschau", März 1877.

barg. Rauchwolken, Beweis, daß unsere Annäherung bemerkt war, stiegen als Warnungszeichen für ferner Wohnende aus den Bäumen auf. Die Friedenswohnungen, jetzt verlassen oder vom Feuer zerstört, lagen weithin im Schatten der mächtigen und doch so lieblichen Bäume zerstreut, in deren Kronen die Einwohner seit Wochen hausten. Es waren stets die riesigen Seidenbaumwollenbäume, die zu diesem Zwecke benutzt wurden. Der dicke, gerade, hartholzige Stamm, die Höhe des ganzen Baumes, die Regelmäßigkeit der Äste in Zahl und Richtung machten ihn besonders dazu geeignet. Rechtwinklig vom Stamm abstehende Äste waren durch Querstangen verbunden, welche, dicht aneinander gefügt, Plattformen herstellten, auf denen Hüttchen konstruiert waren oder welche zum Aufenthalt des Kleinviehes, Ziegen, Hunde, Hühner dienten. Hart am Stamme, wie Mastkörbe, waren stark geflochtene Körbe angebracht, Sitze der Verteidiger mit ihren Waffen. In den Hüttchen befindet sich das nötigste Hausgerät — der große Holzmörser zur Mehlbereitung und die großen Wasserkrüge aus Thon. Nachts, wo sie vor Überfällen sicher sind, erneuern sie ihre Vorräte an Wasser und Getreide. Fast 2000 Krieger standen diesen bescheidenen Festungen hilflos gegenüber. Jeden bewohnten Baum gewaltsam zu erobern, wobei natürlich die Vordersten zugrunde gehen mußten, dazu fehlte ihnen der Mut; die Bäume abzusägen hatten sie nicht die Instrumente, und ihre Waffen genügten nicht, den in der Höhe Wohnenden gefährlich zu werden. Die flintenbewaffneten Sklaven des Königs dienten nur zur Pulververschwendung; ihrer keiner war imstande, sein Gewehr anzulegen, zu zielen, zu treffen; Feuer an die Hütten zu legen, dazu waren diese zu hoch, und wenn es gelang, so war es für die Belagerten stets leicht, dasselbe im Beginne zu löschen. Wenn nicht leider meine mohammedanischen Diener gewesen wären, so würden die Baghirmi-Leute wahrscheinlich unverrichteter Sache nachhause gezogen sein; doch jene erschossen die Verteidiger mancher Bäume in ihren Mastkörben, und dann war die Eroberung derselben leicht.

„Männlicher Mut fehlte den armen Heiden wahrlich nicht. Ich sah unreife Knaben, in die höchsten Gipfel getrieben, sich freiwillig in die Tiefe stürzen und den Tod der Sklaverei vorziehen. Zum Tode Getroffene brachen stets ohne einen Schmerzensschrei zu-

sammen, und gingen die Schüsse fehl, so erhoben Männer und Frauen ein Freudengeschrei. Unsere Leute, die Baghirmi und ihre Bundesgenossen, obwohl die Vettern der Belagerten, entwickelten eine ekelerregende Bestialität. Kaum hatte ein aus schwindelnder Höhe Herabstürzender den Boden erreicht, so fielen die Teufel über ihn her und zerfetzten ihn buchstäblich mit ihren Wurfeisen. Hatte man kaum die Körper in der Luft gesehen von Zweig zu Zweig stürzend, und in stummem Entsetzen momentan die Augen geschlossen, so erblickte man bei ihrer Wiederöffnung unten bereits unförmliche kopflose Massen mit herausgerissenen Eingeweiden.

„Immerhin erwiesen sich diese Baumdörfer zweckmäßiger als geschlossene Kriegsdörfer, wie sie die heidnischen Neger in anderen Gegenden mit wenigen Bombaxbäumen zu gemeinschaftlicher Verteidigung herstellen. Ich denke noch stets mit frischem Entsetzen an den 31. Mai 1872, als wir das Dorf Koli überfielen. Die aufgehende Sonne zeigte uns, als wir aus dem dichten Walde in die unvollkommene Lichtung traten, welche die zerstreuten Wohnungen des Friedensdorfes mit ihren Feldern enthielt, das Vorspiel des Schreckenstages. Die Einwohner waren beschäftigt, die Stätten ihres Familienglückes durch Feuer zu verwüsten und sich hinter einen schulterhohen, breiten Lehmwall zurückzuziehen, der ihre äußere Befestigung bildete. Jenseits desselben war noch alles ein Bild tiefen Friedens. Hier lag eine Gruppe Männer scheinbar plaudernd an der Erde oder schien auf dem Walle zu lustwandeln; dort grasten die scheckigen Pferdchen; im Hintergrunde verschwanden Frauen und Kinder in einem Dickicht, welches das Zentrum des quadratisch angelegten Walles einnahm. In der Mitte dieses nahezu unzugänglichen Dickichts, das noch mit einem zweiten niederen Walle und einem flachen Graben umzogen war, befand sich das Kriegsvolk. Die Zugänge, welche sich in jeder der vier Seiten des Wallquadrates fanden, waren durch Baumstämme verbarrikadiert. Die Aufforderung, sich zu ergeben, wurde mit ruhiger Entschlossenheit zurückgewiesen, und dann begann der Kampf, der bis nachmittags 3 Uhr währte und mich mit Bewunderung für die Verteidiger erfüllte. Der äußere Wall mit seinen Barrikaden war bald genommen; darauf zogen sich die Männer in das Dickicht und das Kriegsdorf zurück und die

Schwierigkeit begann. Es waren auch hier wieder die Feuerwaffen, denen die traurige Ehre des Tages gebührt. Man hieb Zugänge in das Dickicht, man schlich, man kroch von allen Seiten gegen das Zentrum zu, und als es gelungen war die äußerste Hütte des Kriegsdorfes in Brand zu stecken, war sozusagen das Schicksal des Tages entschieden. Der Männer wurden weniger und weniger, das Dorf war eingeäschert, das Dickicht wimmelte von den Unsrigen, und als der verteidigende Rest einen verzweifelten Durchbruch nach außen versuchte, endigte das Trauerspiel. Verwundete und halbtote Männer zerrte man aus dem Buschwerke hervor; sie verschieden während sich habsüchtige Baghirmi um ihren Besitz stritten. Ohnmächtige Frauen und Mädchen schleppte man in rohester Weise aus ihren Verstecken hervor, und fast jedesmal entspann sich um ihren Besitz ein blutiger Kampf, bei welchem zarte Kinder, aus den Armen der Mutter gerissen, mit verrenkten Gliedern zu Boden fielen. Dieser fortwährende Streit zwischen den Beutegierigen um den Besitz der Unglücklichen, die jetzt Eltern, Heimat, Glückseligkeit und Zukunft — alles verloren hatten, übertraf an Roheit und Ekelhaftigkeit selbst die Greuel des Kampfes. Zwanzig bis dreißig überlebende Männer, die sich auf Gnade und Ungnade ergaben, kamen mit dem Leben davon: der König von Baghirmi hatte 300—400 Sklaven mehr und dafür war eine glückliche, wohlhabende Ortschaft vom Erdboden verschwunden.

„In trüben Gedanken ritt ich über die Brandstätte des Kriegsdorfes und zählte noch 27 Leichen von Säuglingen, denen die Mütter in barbarischem Heroismus die Hälse umgedreht oder die sie ins Feuer geworfen hatten. Nie war ich der Bestie ‚Mensch‘, die unter dem Vorwande der Religion Tod und Verderben so weit trug, als ihre Waffen reichten, so satt als an diesem Tage.

„Das war unser Leben für Monate. Unser Lager füllte sich mehr und mehr mit Sklaven, hauptsächlich Frauen und Kindern, denn die Männer haben hier einen nur geringen Wert, und man zieht es vor sie auf Jagden umzubringen, da sie einen beständigen Geist der Rebellion unterhalten und häufig Fluchtversuche machen.

„Doch mit den tausenden von Unglücklichen, die wir aufspeicherten, nahmen die Hilfsquellen der Ernährung in bedenklicher Weise ab.

Weiter und immer weiter mußten wir nach Getreide suchen, und da bei solchen Expeditionen die Versprengten und Vereinzelten nicht selten ihr Leben einbüßten, so hatten wir große Not, unsere Leute zum Mitgehen zu bewegen. Hungrig, wie sie waren, mußten sie tagelang marschieren, um vielleicht ein Säckchen mit Bohnen oder ein paar Hände voll Getreide und auch das nicht ohne Kampf und Blutvergießen zu erlangen.

„Ich hatte allmählich 20 Leute zu ernähren mit den erbeuteten Sklaven meiner Leute; meine Mittel waren erschöpft. Auf Fleischnahrung hatten wir längst verzichtet und aßen nur noch Mehlsuppe, aber wenn dies die Herren thaten, was bekamen die Sklaven? Dabei rückte die Jahreszeit in bedenklicher Weise vor. Im Monat Juni und Juli verzeichnete ich mehr als 30 Regentage, und ganz Samraï mußte in einen unwegsamen Lehmbrei verwandelt sein. Bett und Kleider trockneten niemals ganz; alles Leder schimmelte, alles Eisen rostete; in der Hütte war eine beständige Kellerluft, und es fehlte an Holz, um das Feuer zu unterhalten. Unter den Sklaven, die von Hunger, Nässe und Kälte des Nachts, von Kummer und Furcht gleich sehr niedergebeugt wurden, brach die Ruhr aus. Tag für Tag hauchten zahlreiche Kinder ihr elendes Leben aus und ihre Krankheitsprodukte neben den Hütten und die Leichname, welche in der Nähe unseres Lagers verwesten, trugen die Krankheit auch zu uns herüber.

„Nun wurden die Sklaven spottbillig. Ein Kind bis zu etwa sieben Jahren konnte man täglich für ein einfaches Hemd im Werte eines Thalers kaufen; ein gewöhnlicher Arbeitssklave oder eine Sklavin wurden zu fünf bis sechs Thalern abgelassen. Dagegen war der Durchschnittspreis für ein mäßig gutes Pferd sechs bis acht Sklaven!"

Einige bisher weniger hervorgehobene Gesichtspunkte inbetreff des afrikanischen Sklavenhandels und der Versuche, ihn zu unterdrücken*).

Es ist nicht richtig, anzunehmen, daß überall in Afrika Sklavenhandel vorkommt. Unter den Herero, unter welchen ich als Missionär gearbeitet habe, ist derselbe ebenso unbekannt wie bei uns. Dagegen ist es allerdings eine Besonderheit der afrikanischen Verhältnisse, daß jeder Mensch irgendjemand gehört, der über ihn disponiert und dem er Gehorsam schuldig ist. Aber dieses Verhältnis ist nicht Sklaverei in unserem Sinne, sondern ein patriarchalisches. Der Herr hat nicht bloß Rechte, sondern auch Pflichten. Wenn er von dem Untergebenen Gehorsam verlangt, so muß er demselben auch Schutz gewähren, und der Sklave dachte, wenn er seinem harten Herrn entlief, nie daran, frei zu werden, sondern eben nur einen besseren Herrn zu finden, bei dem er sich mehr als Familienglied fühlen konnte. Nur hier und da mögen in Notzeiten Leute, die man nicht ernähren konnte, an Fremde abgegeben oder Verbrecher über die Grenze verkauft sein.

*) Aus einem Vortrage, den einer der berühmtesten Afrikakenner, Missionsinspektor C. G. Büttner, im Zentralverein für Handelsgeographie im November 1888 gehalten hat und der vollständig im „Export" Nr. 50 steht. B. hat dazu besonders die sogen. englischen Bluebooks benutzt, die auch manche Aktenstücke über den Sklavenhandel in Ostafrika enthalten. Der nachstehende orientierende Auszug ist den höchst nützlichen „Nachrichten aus der ostafrikanischen Mission", Dezember 1888, entnommen.

Wohl erst mit dem Beginne europäischer Niederlassungen an der Küste kam ein wirklicher Sklavenhandel in Afrika zustande, mit der Nachfrage stieg das Angebot, und nun dehnten sich die Sklavenjagden immer weiter aus. Später, als die mohammedanische Welt ihren Bedarf nicht mehr aus Europa decken konnte (nach dem Zurückschlagen der Türken und der Unterdrückung der Seeräuberei im Mittelmeer), fing man an, auch nach Osten und Norden Sklaven in größerem Maßstabe aus Afrika auszuführen. Jetzt hat, dank den Bemühungen Englands und der Aufhebung der Sklaverei in Amerika, die Sklavenausfuhr von der Westküste Afrikas so gut wie aufgehört. Dagegen haben sich die Versuche im ägyptischen Sudan als vorläufig erfolglos erwiesen. Von der Küste des Roten Meeres und des Golfs von Aden werden noch immer große Mengen von Sklaven exportiert und selbst über die französischen Kolonieen von Obok am Golf von Tadschurah werden Sklaven genug exportiert.

Vom Festlande des eigentlichen Ostafrikas werden Sklaven vor allem nach den Inseln Sansibar, Pemba, Madagaskar u. s. w. exportiert, wo bei der großen, bis zu 30 Prozent jährlich betragenden Sterblichkeit der Plantagenarbeiter fortwährend bedeutender Nachschub nötig war. Endlich gelang es 1873 der englischen Regierung, den Sultan Said Barghasch zu einem Vertrage zu bewegen, in welchem er seine Hilfe zur Unterdrückung des Sklavenhandels versprach.

Unter Oberaufsicht des englischen Generalkonsuls Dr. John Kirk, welcher bereits 1858 mit Livingstone zusammen im Schiregebiet gegen die Sklavenhändler zu arbeiten angefangen hatte, wurde nun gegen die Sklavenschiffe vorgegangen. Den Mannschaften der englischen Kreuzer wurde von regierungswegen eine Prämie von fünf Lst. für den Kopf des befreiten Sklaven gezahlt, und es war nun natürlich, daß die Leute eifrigst auf die Sklavenschiffe fahndeten.

Ich finde in einem Bluebook die Liste der von dem bei Sansibar stationierten Geschwader befreiten Sklaven zusammengestellt. Es waren:

1874 — 674
1875 — 376
1876 — 491
1877 — 294

1878 — 142
1879 — 73
1880 — 263
1881 — 343
1882 — 105.

Dagegen wurden auch von des Sultans eigenen Schiffen eine ganze Anzahl Sklaven befreit, eine vollständige Liste habe ich nicht feststellen können, für das Jahr 1877 finde ich 453 angegeben.

Die Sklavenausfuhr als besonderes Geschäft war sehr bald vernichtet. Da die Behörden unweigerlich Schiff und Ladung konfiszierten und die Händler und Kapitäne, falls sie diese in die Hände bekamen, strenge bestraften, so wollte bald niemand das Geschäft mehr im großen wagen, und nur sehr selten fällt ein mit einer größeren Anzahl Sklaven besetztes Schiff den Kreuzern in die Hände, so z. B. noch einmal 1884 ein Schiff mit 169 Sklaven. Aber auf dem Wege des Schmuggels mag noch immer viel exportiert werden. Ein englischer Bericht meint, weil auf sehr vielen Dauen einige Sklaven geschmuggelt würden, müsse man annehmen, daß höchstens fünf Prozent der gesammten Ausfuhr den Kreuzern in die Hände fielen. Kirk freilich meint hierzu, daß das Resultat viel günstiger sei. Es würden wohl noch viele Sklaven zwischen den Inseln hin und her verschifft, aber dies wären weniger neu importierte Sklaven, als old hands, die den Besitzer wechselten.

Diesen Schmuggel zu unterdrücken, hält natürlich sehr schwer, da unmöglich jede Dau visitiert werden kann. In den meisten Fällen glückt es dem Unternehmer, wenigstens den größeren Teil seines Transportes, in einzelne kleine Posten geteilt, glücklich hinüberzubringen, und wenn auch einige Sklaven dabei den Kreuzern in die Hände fallen, so deckt der Gewinn diesen Verlust reichlich. Ja, es wird sogar ein Fall notiert, wo jemand eine Sklavin per englischen Postdampfer verschifft hatte. Der Verkäufer hatte sie bis aufs Schiff gebracht und die Passage bezahlt, und der Käufer holte sie ruhig von Bord des Schiffes in Sansibar ab.

Ab und zu versuchten die Sklavenhändler auch unter europäischer Flagge zu fahren, und in den Blaubüchern sind mehrere Fälle auf-

geführt, wo Sklavenschiffe unter englischer Flagge fahrend ertappt wurden, nachdem sich die Eigentümer an der indischen Küste in irgendeinem Hafen englische Schiffspapiere verschafft hatten. In diesen Fällen griffen die englischen Behörden natürlich kräftigst zu.

Aber auch unter französischer Flagge wurde und wird der Schmuggel und die Sklavenausfuhr versucht. Frankreich hat bekanntlich in den ostafrikanischen Gewässern die Kolonieen in Mayotte, Reunion und in etlichen Küstenstreifen Madagaskars. Auch hier werden überall Arbeiter gebraucht und die Verlockung ist groß, dieselben als Sklaven vom Festlande zu beziehen. Vonseiten der französischen Regierung ist nun freilich Sklaverei und Sklavenhandel auch verboten. Aber es sind keine oder nur sehr geringe Maßnahmen getroffen, um dieselben zu verhindern. Meistens hat Frankreich selbst nur ein Schiff an der ganzen Küste. So ist die Vermutung nicht ungerechtfertigt, daß in unseren Tagen besonders unter französischer Flagge die Sklavenausfuhr betrieben wird.

Es fragt sich nun, was kann, was wird weiter geschehen, um den Sklavenhandel und die Sklaverei zu unterdrücken. Wenn jetzt die Blockade, die früher von England allein ausgeübt wurde, nun auch von deutschen und portugiesischen, vielleicht auch italienischen und türkischen Schiffen mit übernommen wird, werden gewiß noch mehr Sklavenschiffe angehalten und visitiert werden. Aber den Schmuggel ganz zu unterdrücken, wird bei den dortigen Küstenverhältnissen der Blockade allein unmöglich sein.

Ja, es muß zweifelhaft erscheinen, ob eine noch größere Behinderung der Sklavenausfuhr, als sie jetzt bereits besteht, überhaupt eine Einwirkung auf die Sklavenjagden im Innern ausüben wird, da es unwahrscheinlich ist, daß viele der im eigentlichen Zentralafrika erbeuteten Menschen bis zur Küste gebracht werden. Wie es scheint, werden dieselben bereits auf den Plantagen im Innern und besonders als Lastträger im vollsten Sinne des Wortes verbraucht, da jährlich ein großer Teil den Strapazen erliegt; und immer neue Landstrecken müssen verwüstet nnd entvölkert werden, um den Fortschritt der arabischen Kultur zu ermöglichen. Diese Vorgänge bleiben durch die Blockade natürlich unberührt.

Ein zweites Mittel, die Sklavenjagden zu verhindern, sieht man

im Verbot der Waffeneinfuhr, indem man glaubt, daß die Kriegszüge der Schwarzen weniger blutig werden würden, wenn sie schlechter bewaffnet wären. Aber die Erfahrung lehrt überall das Gegenteil, nämlich, daß je besser die Bewaffnung, desto weniger des Krieg-führens. Auch kommen die Verbesserungen der europäischen Waffen, wie bekannt, viel mehr dem Verteidiger wie dem Angreifer zugute. Und nur dann, wenn die Schwarzen sich selbst gegen die Sklaven-jäger verteidigen können, wird deren Räuberei dauernd gesteuert werden. So wäre vielleicht die gesteigerte Einfuhr von Waffen ein besseres Mittel gegen die Sklavenjagden als das Verbot derselben, zumal auch bei bestehendem Verbot durch Schmuggel an der Küste gerade die Küstenbewohner, von denen die Raubzüge doch fast immer ausgehen, sich noch am ehesten mit Waffen versorgen würden. Über-dies wird kaum eine andere Maßregel der Europäer an der Küste die Stämme bis weit ins Innere hinein so mißtrauisch machen, wie die Nachricht von dem Waffenverbot.

Auch durch das Auftreten einzelner Europäer mit bewaffneten Truppen, wie das der Kardinal Lavigerie neuerdings empfiehlt, wird den Sklavenjagden wenig gewehrt werden. Der Vorschlag ist ja schon alt, er stammt noch von Livingstone her, auf dessen Rat der englische Missionsbischof Mackenzie am Nyassasee gewaltsam gegen die Sklavenhändler vorging. Aber nur zu bald stellte sich die Un-möglichkeit heraus, so weiter fortzufahren. Neuerliche Versuche werden dasselbe Resultat haben.

Eher läßt sich etwas gegen die Sklaverei ausrichten, wenn es gelänge, die Trümmer der noch vorhandenen innerafrikanischen Staaten wieder zu einer Festigkeit zu bringen, oder wenigstens das Selbst-gefühl der einzelnen zu steigern.

Freilich sind alles dieses nur äußerliche Mittel, die ihren Zweck nur unter Umständen erreichen können. Was hilft es uns, werden die einen sagen, daß wir den Neger frei machen, wenn er nur dadurch um so unverschämter wird? Wie ist es möglich, sagen die anderen, mit den Negern in ein dauerndes Vertragsverhältnis zu treten, wenn man fürchten muß, daß dieselben aus egoistischen Rücksichten jeden Augenblick die Verträge zu brechen bereit sind? Wie wird es möglich sein, den Sklavenjagden ein Ende zu machen,

wenn diejenigen, die man eben erst aus der Sklaverei befreit, sofort bereit sind, über andere Stämme herzufallen und dort die Menschen zu rauben? So wird es offenbar, daß die Frage der Sklaverei, wie überhaupt jede soziale Frage, nicht durch äußerliche Maßregeln allein gelöst werden kann. Es muß ein moralischer Faktor hinzukommen, der die Leute von innen heraus verändert, dann werden die Zustände von selbst besser werden.

Fragen wir uns, wie ist hier in Europa die Sklavenfrage gelöst, und die Abschaffung der Sklaverei ermöglicht worden? Ich glaube, niemand wird leugnen, daß das Christentum den im mosaischen Gesetz ausgesprochenen Gedanken weiterführend, dazu das meiste, wenn nicht alles beigetragen hat.

Schon im mosaischen Gesetz war vorgeschrieben, daß niemand dauernd wider seinen Willen in Sklaverei gehalten werden dürfte.

Im siebenten Jahre war der Sklave freizulassen. Gefiel es ihm besser, im Hause seines Herrn zu bleiben, so mußte er in symbolischer Handlung sein Ohrläppchen an den Thürpfosten annageln lassen, und merkwürdigerweise gilt auch in manchen Teilen Afrikas noch heute das durchbohrte Ohrläppchen, in welchem ein Ring als Symbol der Sklavenkette getragen wird, als Sklavenzeichen.

Wie weit diese Gesetze wirklich gehalten sind, wer wollte es jetzt noch wissen! Wir wissen nur, daß kurz vor der Einnahme Jerusalems durch Nebucadnezar thatsächlich eine Sklavenemanzipation versucht wurde, die aber am Widerstand der Reichen scheiterte, und die Propheten hielten dies mit für eine Ursache des Unterganges des Reiches.

Im Neuen Testamente finden wir keine direkte Vorschrift über die Aufhebung der Sklaverei. Aber wir finden ein eigenes, wenn auch nur kleines, von vielen unbeachtetes Schriftchen im Neuen Testament, welches ausschließlich über die Sklavenfrage handelt, wenn ich so sagen soll.

Es ist dies der kurze Brief Paulus an den Philemon und der Hergang ist kurz folgender: Dem Philemon war ein Sklave entlaufen. Derselbe hatte sich zu Paulus gefunden, war von demselben bekehrt, und da dem Apostel die früheren Verhältnisse des Sklaven bekannt geworden, hatte dieser darauf bestanden, daß er

zu seinem Herrn zurückkehre. Aber zugleich giebt er ihm den genannten Begleitbrief mit und schreibt darin in liebenswürdigster Weise, Philemon möge den freiwillig Zurückkehrenden aufnehmen nicht wie einen Knecht, sondern wie einen Bruder. Nicht soll der Herr dem Sklaven bloß wie einer Sache, wie einer Maschine gegenüberstehen, sondern ein warmes Herz soll auch im Unterworfenen einen Menschen, ja, einen gleichberechtigten Bruder sehen. Wir können daraus, daß der Brief des Apostels in die Sammlung der heiligen Schriften aufgenommen ist, wohl entnehmen, daß er seine Wirkung damals nicht verfehlt, und daß das herzliche Wort des Apostels, der jedes erworbene Recht anerkennt und doch alle seine Härten durch die Liebe überwindet, seine gute Frucht getragen hat.

Damit, daß das Christentum die Gleichheit aller Menschen proklamierte, alle in gleicher Weise zum ewigen Leben berief und in dem Jesus von Nazareth, obwohl er den Sklaventod am Kreuze gestorben, das Heil der Welt, den Sohn Gottes verkündigte, hat es auch für die Lösung der sozialen Frage ein neues Prinzip in die Welt gebracht. Und wenn auch bei uns, die wir die Segnungen des Christentums schon so lange genießen, noch vieles verbesserungsfähig ist, so braucht man nur einen Schritt aus der christlichen Welt in die moslimische oder heidnische Welt hinein zu thun, um den Unterschied zu bemerken, und wehe dem, der dort in hilfloser Lage sich befindet.

So wird auch in Afrika ohne das Christentum nicht die Sklaverei, noch viel weniger die Sklavenjagden ausgerottet werden. Es ist bekannt, daß wir Missionsleute nach Kräften daran arbeiten. Wir wissen, daß auch wir unsere Mängel und Schwächen haben und gestehen es gerne, daß auch bei uns viele Mißgriffe vorgekommen sind und vorkommen, daß auch wir noch sehr der Verbesserung fähig sind. Aber ich glaube ohne Selbstüberschätzung sagen zu dürfen, daß es heute kaum noch jemand geben wird, der die Thatsache leugnen wird, daß irgendetwas Dauerndes für die sittliche und kulturelle Hebung Afrikas nur da erreicht worden ist, wo man den Spuren der Mission gefolgt, wo man ihre Arbeiten unterstützt hat.

Ich kann nur mit dem Wunsche schließen, daß es der Mission immer besser gelänge, Eingang in die Herzen der Schwarzen zu finden, und daß auch hier in Deuschland diejenigen, welche wirklich etwas für die Entwickelung Afrikas thun wollen, derselben ihre Unterstützung zuwenden möchten. Dann wird auch in Afrika mit dem Vordringen des Christentums sich ein neues Leben entwickeln, welches auch dort dauernd der Sklaverei wie den Sklavenjagden ein Ende machen wird.

Weshalb eine radikale Aufhebung

des afrikanischen Sklavenhandels

kaum zu hoffen ist.

Schwierigkeiten dieser Aufhebung.

---

1. Erfahrungen und Ansichten Livingstones *).

Das Institut der Sklaverei und das mit demselben eng verknüpfte des Sklavenhandels, so schneidend es auch dem Gefühle gesitteter Kulturvölker und den humanitären Begriffen unseres Jahrhunderts widerstrebt, ist doch von zu hohem Alter und zu innig mit den Anschauungen, mit der Lebensweise und den Bedürfnissen weitverbreiteter Menschenmassen verwoben, als daß eine so oberflächliche Behandlung dieser Frage, wie sie in Ergüssen philanthropischer Entrüstung derselben gemeiniglich gezollt wird, als statthaft erschiene. Sklaverei findet sich unter der einen oder anderen Form fast über den ganzen Orient verbreitet und ist als eine natürliche Folge einerseits in der Seßhaftigkeit der dortigen Völker, oder, wo diese fehlt, wenigstens in ihrer Ernährungsweise durch Viehzucht und Ackerbau, welche die Leistung bestimmter, über den momentanen Bedarf des einzelnen hinausgehender Arbeit bedingt, anderseits in der Schwierigkeit und meist Unmöglichkeit, freie Arbeitskräfte zu beschaffen, begründet. Freie Arbeit neben der Sklavenarbeit kann auch überhaupt nicht bestehen;

---

*) Nach der Bearbeitung von Hermann v. Barth, David Livingstone, der Afrikareisende. Leipzig 1875.

wo letztere eingeführt ist, da muß Vermehrung an Besitz und Wohlstand mit Naturnotwendigkeit auch eine Vermehrung der Sklaven bedingen. Das Institut der Polygamie, das Haremswesen mit einfachem Kauf der gewünschten Frauen, wie es durch den ganzen Orient geht, involviert in sich schon den Begriff des Sklaventums; freie weibliche Dienstboten sind aus diesem Grunde schon gar nicht zu erhalten, und so hat z. B. in Ägypten trotz aller angewandten Repressivmittel, trotz aller Fortschritte in der Kultur, welche dieser Staat in den letzten Jahrzehnten unleugbar gemacht hat, oder richtiger vielleicht infolge dieser Fortschritte, welche den häuslichen Wohlstand vermehrten, die häusliche Sklaverei nicht ab-, sondern im Gegenteil zugenommen. Bei allen wilden Völkern Afrikas haben die Schilderungen Livingstones und anderer Reisender uns Vielweiberei, Kauf der Frauen und Überbürdung aller Haus- und Feldarbeit auf dieselben gezeigt, nirgends fanden wir freie Arbeit gegen ein entsprechendes Äquivalent des durch sie geschaffenen Wertes. Es ist daher nur natürlich, daß dort, wo einheimische Arbeitskräfte solcher Art fehlen, eine lebhafte Nachfrage nach denselben entsteht. Wo dieselbe aus kurzer Hand zu decken ist, wo das Begehrte durch einfaches Nehmen beschafft werden kann, da greift der Begehrende zu Mitteln der Gewalt, die Benutzung des Besiegten, des Gefangenen und seiner Angehörigen durch den Sieger ist die erste und ursprüngliche Form der Sklaverei. Wo dagegen ein solch' unmittelbares Besitzergreifen nicht stattfinden kann, da tritt der Handel an dessen Stelle; er bemächtigt sich des Überflusses in dem einen Lande, um die begehrte Ware nach einem andern, das Mangel an derselben hat, zu liefern und dort zu verwerten. Und solche Nachfrage nach Sklaven besteht, nachdem sie in Amerika in neuerer Zeit fast gänzlich erloschen ist, noch unter der ganzen mohammedanischen Bevölkerung Afrikas und Asiens; sie besteht in Ägypten, im Somalilande, in Arabien, Persien und Indien. Auch Madagaskar tritt mit in die Reihe der sklaveneinführenden Gebiete, während die Stämme Innerafrikas die Stapelplätze für den Export der Menschenware bilden.

In Sansibar bestehen nahezu drei Vierteile der Bevölkerung aus Sklaven; sie repräsentieren dort einen gewissen Bauern- und Mittelstand und bilden den nützlichsten und wichtigsten Teil des Staates.

zur Landeskultur sind sie dort geradezu unentbehrlich; sie bestellen die Felder, bauen die Gewürznelken und bedienen die reichen Araber und Suaheli, welche ebenfalls, sobald sie einiges Vermögen besitzen, nicht mehr arbeiten. Ähnlich stehen die Verhältnisse im ägyptischen Sudan. Es herrscht dort wie überall der größte Mangel an Arbeitskräften zur Bebauung des in weiter Ausdehnung vorhandenen Ackerlandes.

Die ansässige schwache Bevölkerung ist jeder anstrengenden Arbeit durchaus abhold und derselben bei den herrschenden klimatischen Verhältnissen auch gar nicht fähig; bei den frei umherstreifenden Araberstämmen aber kann von Bodenkultur schon ihrer Lebensweise halber keine Rede sein. Die ansässigen Dorfbewohner betreiben dieselbe nur eben in jener Ausdehnung, welche ihnen einen geringen Überschuß über den eigenen Bedarf sichert, und dieses wenige wird durch die Arbeit von Sklaven erzeugt. Fallen diese weg, so dürfte selbst diese unbedeutende Produktion und damit die Lebensfähigkeit der Bevölkerung, die Bewohnbarkeit und Existenz dieser Länder überhaupt in Frage gestellt sein.

Aber nicht nur die Bearbeitung des Bodens, sondern auch der Kriegsdienst des Staates und die häuslichen Arbeiten der einzelnen Familien sind von den eingeführten Schwarzen abhängig; in Nubien und in allen Provinzen des Sudan bis an die Grenzen der freien Negerstämme bequemen die Bewohner sich nimmermehr zum Militärdienste, und Rekrutierung wäre dort eine unerhörte Maßregel, welche das ganze Land in Aufregung brächte. Der Mangel an geschulten Soldaten kann einzig und allein durch den Sklavenimport gedeckt werden.

Im Haushalte fallen den Sklaven jene Arbeiten zu, welche das Weib des Freien selbst nur im äußersten Notfalle verrichtet. Das Weib sieht diese Arbeiten als die tiefste Stufe der Erniedrigung, Schande und Armut an und sucht sich bei seiner Verheiratung kontraktlich dagegen zu sichern, indem es sich eine oder zwei Sklavinnen bedingt, welche Durrha reiben, Brot backen, Holz und Wasser holen müssen. Der Ausfall der Sklaven im Haushalte würde selbst die Existenz der Fremden in Frage stellen, da Diener (Dienerinnen außer gemieteten Sklavinnen gar nicht) nur in geringer Zahl aufzutreiben

sind und auch diese sich niemals zu gewissen, täglich notwendigen Arbeiten bequemen.

Diese wenigen Beispiele genügen, darzulegen, welche geringe Hoffnungen auf eine radikale Aufhebung des afrikanischen Sklavenhandels zu setzen sind. Er wird bestehen, so lange es ein Angebot und eine Nachfrage giebt für den Tauschartikel, mit welchem er sich befaßt. Damit beide aufhörten, müßte Afrika in die Reihe der zivilisierten Länder treten und müßten alle seine Nachbarstaaten jene Kulturstufe erstiegen haben, welche der freien Arbeit Achtung und Wert verleiht. So lange dies nicht geschieht, wird der Strom, an einem Punkte seines Laufes gehemmt, sich lediglich in ein anderes Bett ergießen. Alle Wachsamkeit der englischen Kreuzer hätte dem Sklavenhandel an der Westküste Afrikas keinen Einhalt thun können, sofern nicht die Nachfrage Amerikas selbst nach Sklaven aufgehört hätte. Dafür wandern die Sklaven jetzt vom Tsadsee nach den Küstenstaaten des Mittelländischen und Roten Meeres. Und wo ein Vertrieb dieser Ware nicht mehr möglich oder nicht lohnend genug mehr ist, da macht man zwar keine Sklaven mehr, aber die Raubkriege der Negerstaaten untereinander haben deswegen nicht aufgehört. Nur der Mensch hat aufgehört, unter die Wertstücke der Beute zu zählen, und da edelmütige Schonung nicht eben zu den Charakterzügen des afrikanischen Wilden gehört, so werden die Gefangenen und die Hilflosen des besiegten Teiles einfach niedergemetzelt.

So lange die Europäer, schon wegen der klimatischen Verhältnisse, über das Zentrum des schwarzen Erdteils keine Macht gewinnen können, so lange ist es eine Illusion, zu glauben, man könne die Sklaverei in Afrika ganz abschaffen.

Bemerkenswert ist, daß Livingstone den Grund für die Nichtsnutzigkeit so vieler Sklaven darin findet, daß Negerhäuptlinge ihr eigenes Volk verkaufen und zu diesem Handel, wie sie behaupten, nur solche nehmen, die ein Verbrechen begangen haben. In der That werden gewöhnlich nur Leute aus den niedrigsten und verderbtesten Klassen zu Sklaven gemacht und daher findet man unter diesen so viele schlechte Subjekte. Doch verkauft man auch die der Hexerei Verdächtigen. Namentlich in Gegenden, wo das Elfenbein selten ist, sind Menschen oft die einzige Ware, wofür die Neger fremde Waren erhalten können,

und daher für die Häuptlinge die Versuchung, ihr eigenes Volk zu verkaufen, unwiderstehlich.

---

2. Ergebnis der Untersuchungen Seidels.

„Es ist keine Frage, daß die Sklaverei als eine dem Gebote des Christentums und der Humanität widersprechende Institution ausgerottet werden muß, wo immer sie sich findet; aber zweifelhaft ist es, ob heute durch äußere, gewaltsame Mittel eine solche mit den Sitten und Anschauungen, dem wirtschaftlichen und politischen Leben so vieler Völker organisch verbundene Institution unvermittelt aus der Welt zu schaffen sei." Von dieser Auffassung geht ein sehr bemerkenswerter Aufsatz: „Über afrikanische Sklaverei" von A. Seidel („Deutsche Kolonial-Zeitung" 1889, Nr. 29) aus, dessen Schlußergebnis wir hier mitteilen:

Man vergegenwärtige sich, daß die Entstehung der Sklaverei im wesentlichen von zwei Momenten begünstigt wird, deren eines, die Geringschätzung der Arbeit, mehr subjektiv-ethischer, das andere, die Meinung von der Inferiorität der oben erwähnten Klassen, mehr objektiv-rechtlicher Natur ist. Beide müssen beseitigt werden, wenn man der Sklaverei den Boden entziehen will; aber beide sind zugleich mit der Kulturstufe des Durchschnittsnegers eng und organisch verbunden. Man wird den Neger also auf eine höhere Stufe der Gesittung und Bildung zu erheben haben, wenn man diese Übel ohne Schaden beseitigen will. Denn was man sonst auf allen Gebieten praktischen Thuns als zweckwidrig und schädlich erkannt hat, einem Folgeübel mit Gewalt zu Leibe gehen zu wollen, dessen Ursachen man nicht die Möglichkeit hat aus dem Wege zu räumen, das wird man doch auf diesem Gebiete nicht wieder praktizieren wollen, etwa weil das ungeduldige Verlangen die Verwirklichung unserer kolonialpolitischen Pläne über Gebühr zu beschleunigen strebt. Nichts ist wahrer und berechtigter als die eindringliche Mahnung von Lanessau in seinem kürzlich erschienenen Werke „L'Indo-Chine française": „Achtet den Gottesdienst und die gesellschaftlichen Einrichtungen des

zu zivilisierenden Volkes und lasset die bestehende Regierung intakt, bedient euch derselben, wo es die Verhältnisse irgend zulassen." Die bestehenden Verhältnisse zu entwickeln und der niedriger stehenden Rasse Zeit zu lassen, daß sie sich unter verständiger Leitung allmählich zu der Stufe erhebe, welche sie zur Aufnahme unserer Kultur ohne Nachteil befähigt, das muß die Aufgabe jeder zivilisatorischen Thätigkeit in Afrika sein. Kann man billig erwarten, daß eine Rasse, die kaum erst die ersten Etappen auf dem Wege zur Zivilisation zurückgelegt hat, sich gedeihlich entwickele, wenn man ihr plötzlich und unvermittelt das Wenige nimmt, was sie bereits errungen hatte und sie vor die Notwendigkeit stellt, sich von heute auf morgen eine Kultur anzueignen, zu deren Erwerbung wir einige Tausend Jahre Zeit gebraucht haben? Muß man es nicht natürlich finden, daß eine solche Rasse, der man allen Halt geraubt hat, vor der nutzlosen Anstrengung, das Unmögliche zu leisten, mutlos zurückschreckt und körperlich und geistig verkümmert? Woher sollen sie gar die Kraft und den sittlichen Halt nehmen, um den Lastern der Zivilisation zu widerstehen? Man darf sich nicht wundern, daß es abwärts geht mit allen Naturvölkern, die mit der europäischen Kultur beschenkt werden; aber das ist erstaunlich, daß man die Nutzanwendung in der Praxis immer wieder vergißt. Auch in Afrika ist schon gar viel gesündigt, aber noch ist es Zeit, sich eines besseren zu besinnen. Man verfalle in Afrika in denselben Fehler, so wird man das Land, statt es wirtschaftlich zu entwickeln, zu einer großen Wüste machen, die nicht, wie etwa Amerika, von Weißen bevölkert werden kann. Denn darf man eine sittliche Entwickelung des Afrikaners erhoffen, wenn man ihn dem wirtschaftlichen Ruin preisgiebt? Wird er nicht aufs tiefste empört und in seinem Rechtsgefühl verletzt, wenn wir ihm mit Gewalt das Recht über seine Sklaven, das ihm nach seinen Anschauungen so wohlbegründet scheint, nehmen? Wenn wir die mühsam geschaffenen gesellschaftlichen Ordnungen, so unvollkommen sie sind, zerstören, wie dürfen wir erwarten, daß das politische Leben sich ersprießlich entwickle? Und die Kultivation und Kolonisation des schwarzen Erdteils, wie soll sie gelingen, wenn wir die einzigen Arbeiter, die dazu helfen können, dem Elend preisgeben? Können wir glauben, Absatzgebiete für unseren Handel in einem Erdteil zu finden,

den wir wirtschaftlich zugrunde richten? Und dabei denken wir noch gar nicht an die Schwierigkeit, daß wahrscheinlich die Sklaven selbst zum großen Teile der Durchführung einer solchen Maßregel den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzen würden. Nun und nimmermehr kann man daran denken wollen, in wohlmeinender Humanität dem gesamten wirtschaftlichen Leben des afrikanischen Kontinents eine Wunde zuzufügen, an der es furchtbar verbluten muß. Das Interesse der Sklaven, der Sklavenbesitzer, der zivilisierten Völker und der Zivilisation, wie die Interessen des Christentums und der Humanität verbieten die sofortige Aufhebung der Sklaverei. Aus der Forderung, die wir oben stellen mußten, erhellt, daß selbst in absehbarer Zeit noch nicht die Rede davon sein kann, denn das Werk der sittlichen und geistigen Erziehung der schwarzen Rasse wird noch Jahrhunderte in Anspruch nehmen. Zwar herrschen an der Perfektibilität des Negers heute bei allen denen keine Zweifel mehr, die sich von dem verwirrenden Eindruck oberflächlicher und tendenziöser Schilderung losgemacht haben; aber die Geschichte der eigenen Entwickelung mahnt zur Geduld. Die Erfüllung jener Aufgabe wird zunächst in ihrem Hauptumfange der Mission zufallen, die daher in hervorragender Weise Anspruch auf weitgehendste Unterstützung hat. Wie dieselbe ihrer Aufgabe gerecht wird, kann nicht der Gegenstand der vorliegenden Zeilen sein. Nur das muß hier betont werden, daß der Weg nimmermehr zum Ziele führt, der nicht mit der Einprägung der Religion beginnt. Die englische Mission ist in dieser Hinsicht der deutschen lange voraus gewesen. Zu den Hauptaufgaben der Missionsthätigkeit würde dann auch die Bekämpfung des Islam zu zählen sein, der mehr als alles andere geeignet ist, die Entwickelung eines Volkes zu hemmen.

Mittel zur Bekämpfung

des großen Elendes des Sklavenhandels in Afrika.

Von

Dr. Fr. Fabri.

Die in vielen Teilen Deutschlands hervorgetretene Begeisterung für die Antisklavereibewegung hat so viele schöne Seiten eines rein-menschlichen, humanen Interesses, es haben auf den großen Versammlungen zu London, Brüssel und Köln in erfreulicher Weise angesehene Vertreter der beiden Hauptkonfessionen diese Sache als eine gemeinsame christliche Angelegenheit so einträchtig besprochen, daß wir, angesichts der sicher bevorstehenden guten Ergebnisse, welche die Bewegung jedenfalls durch Weckung der Teilnahme für unsere Missionen und unsere afrikanischen Kolonieen haben wird, hier keine abfällige Kritik der noch im Gange befindlichen Bewegung üben, sondern nur aus der Feder eines anerkannten Afrikakenners die Mittel und Wege darstellen lassen wollen, welche außerhalb jener Bewegung langsam und allmählich auf die Unterdrückung des Sklavenhandels und seiner Greuel hinwirken. Findet die Antisklavereibewegung noch andere Mittel, die sich bewähren können, so ist es desto besser.

Dr. Friedrich Fabri bezeichnet in seiner hochbedeutenden Schrift: „Fünf Jahre deutscher Kolonialpolitik" vor allem die Missionsarbeit als ein solches Mittel, aber nicht sie allein, und fährt dann fort: „Es wird von Bedeutung sein, wenn die europäischen Mächte den Sklavenbezug in den orientalischen Ländern möglichst einschränken

und das Rote Meer, wie die ostafrikanische Küste gegen die Sklavendhaus von Kreuzern wie bisher bewachen lassen. Im übrigen will in der Sklavenfrage, in welchem Begriff sehr verschiedenartige Dinge zusammengefaßt sind, mit Verständnis unterschieden werden. So weit die Gewalt einer europäischen Macht reicht, ist sie verpflichtet, gegen die Greuel der Sklavenjagden auch mit der Schärfe des Schwertes vorzugehen. Auch den Durchmarsch von eigentlichen Sklavenzügen wird sie auf ihrem Gebiete hindern. An dem Bestand der Sklaverei, als einer sozialen Institution, wird sie nicht rütteln, nur etwaige Härten oder Grausamkeiten fernhalten. Die Verhältnisse sind auch in dieser Richtung in Afrika äußerst mannigfaltig. Ja, es giebt, wie es scheint, zahlreiche Negerstämme, wenigstens unter den Bantunegern, die (z. B. die Hereros) keinerlei Art von Sklaverei kennen. Auch gegenüber der Verwendung von Sklaven als Träger wäre deren etwaige gewaltsame Befreiung für jetzt wohl entschieden zu widerraten. Livingstone, der, wie keiner, die Greuel des afrikanischen Sklavenhandels mit blutendem Herzen geschaut und das durch denselben gewirkte Elend erkannt hat, sprach vor Jahren einen Gedanken aus, der für die Behandlung der Sklavenfrage und die Haltung der europäischen Mächte, die in Afrika Kolonialbesitz haben, von höchster Bedeutung sein dürfte. Er wies darauf hin, daß zur Unterdrückung des Sklavenhandels in Afrika vor allem ein verändertes Handels- und Kommunikationssystem einzuführen sei. Der Mensch als einziger Lastenträger ist nicht nur das teuerste Beförderungsmittel, das es giebt, sondern setzt, um den Transportpreis zu kürzen, die Benutzung von Sklaven als notwendig voraus. Hier liegt der eigentliche Weg zur erfolgreichen Bekämpfung des Sklavenhandels. Eine einzige Eisenbahn, die von der Küste nach den großen Seeen gebaut wird, wirkt mehr zur Unterdrückung der Sklavenjagden und des Sklavenhandels, als ein Dutzend von Kreuzzügen, die Tausenden das Leben kosten und Millionen ziemlich nutzlos verschlingen würden. Wir empfehlen diesen Gesichtspunkt der deutschen Reichsregierung, der zukünftigen Verwaltung Deutsch-Ostafrikas, wir empfehlen ihn aber auch allen Freunden und Förderern der Antisklavereibewegung. Im afrikanischen Araber und im Europäer stehen zwei feindliche Kultursysteme sich gegenüber. Das arabische

Kultursystem arbeitet wie vor hunderten von Jahren, langsam, ruhig, gemächlich, ohne den Wert der Zeit zu kennen, ohne um Überwindung des Raumes sich zu bemühen. Ihre guten Hinterlader und Magazingewehre sind aus sehr praktischen Gründen die einzigen Produkte, deren Gebrauch sie mit der modernen Welt in ihrer Kultur verbindet. Es hat neulich jemand den Vorschlag gemacht, die afrikanische Negerwelt mit Hinterladern reichlich zu versorgern, das sei das beste Mittel, die arabischen Sklavenjäger für alle Zeit zu vertreiben. Sicherlich. Nur wäre die Manipulation der Waffen- und Munitionsverteilung, da die Neger an unsere deutschen Kontrollversammlungen noch nicht gewöhnt sind, etwas schwierig. Die Araber zwar würden bald vertrieben sein, ob aber die Neger nicht dann untereinander den vorherrschendsten Gebrauch von ihren Feuerwaffen machen würden, wäre doch sehr fraglich. Es ist stets ein Unglück, wenn ohne jeden wirklichen Zusammenhang mit einer höheren Kultur die Mord- und Verteidigungswerkzeuge derselben unzivilisierten Völkern in die Hand kommen. Das Verbot der Einfuhr von Feuerwaffen ist eine der wichtigsten Maßnahmen in überseeischen Ländern, und wo dasselbe, wie in Afrika, undurchführbar geworden, ist die Verwaltung kolonialer Gebiete bedeutend erschwert, so z. B. in Südafrika. Die Kontrolle und eventuelle Hinderung der Waffen- und Munitonseinfuhr wird für die Verwaltung in den deutsch-afrikanischen Besitzungen eine der wesentlichsten und inbezug auf den Sklavenhandel bedeutungsvollsten Aufgaben sein. Unsere modernen Mordwerkzeuge haben in Afrika unendliches Unheil verbreitet. Jedes Produkt und Werkzeug des Friedens wird segensreich wirken, jedes Dampschiff auf den Seeen, jede Eisenbahn von der Küste wird als ein Schlag gegen den Sklavenhandel, als ein Segen für die Nachwelt sich erweisen.

„So war also unsere Antisklavereibewegung eine rasch wieder verfliegende Erregung, die bald spurlos verschwunden sein wird? Mit nichten. Sie hatte und hat ihre Bedeutung nach den verschiedensten Seiten. Erstlich hat sie unser deutsches Volk gegenüber einer der größten Humanitätsfragen der Gegenwart aufgeweckt und die Kunde von den noch fortwährenden Greueln des Sklavenhandels in umfassender Weise auch in die Schichten des Volkes getragen. Das weckt wohl auch in den breiteren Volksmassen den Sinn für

afrikanische Kolonialpolitik und macht eine solche in diesen Kreisen verständlicher als geographisch-ethnographische und wirtschaftliche Erörterungen. Zweitens war es eine ebenso seltene als erfreuliche Thatsache, daß in der Antisklavereibewegung Katholiken und Protestanten als solche Hand in Hand gingen, ein Vorgang, der hoffentlich in mancher humanen und nationalen Frage noch Nachfolge finden wird. Drittens wird die Antisklavereibewegung die Arbeiten der deutschen Missionen in Afrika, der evangelischen und katholischen, wie wir vertrauen, fördern. Und endlich haben der deutsche Reichskanzler und unsere Reichsregierung in dieser Sache so bestimmt für alle auf Unterdrückung des Sklavenhandels zu ergreifenden Maßnahmen sich verpflichtet und zugleich denselben einen möglichst internationalen Charakter zu geben versucht, daß forthin die Führung der Antisklavereisache nicht mehr das ausschließliche Privileg Englands sein, sondern Deutschland ihm treu zur Seite stehen und auch damit die Legitimität seines kolonialpolitischen Vorgehens beweisen wird."

Wir ergreifen hier die Gelegenheit, um Dr. Fabris außerordentlich inhaltreiche Schrift allen patriotischen Deutschen, vor allen unseren Kolonialfreunden aufs wärmste zu empfehlen. Dr. Fr. Fabri, der seit 30 Jahren mit Kolonialdingen verschiedenster Art beschäftigt, die Notwendigkeit einer überseeischen Ausbreitung der deutschen Expansionskräfte frühe erkannt hatte, gab 1879 die Schrift: „Bedarf Deutschland der Kolonieen" (2. Auflage 1884) heraus, welcher Deutschland einen entscheidenden Anstoß zur Kolonialbewegung verdankt, wozu die Krisis des Handels und der Industrie von 1878 bis 1879 die weitesten Kreise disponiert hatte. Die Schrift umfaßt die Abschnitte: Die Anfänge der deutschen Kolonialpolitik. — Das kolonialpolitische Programm der Reichsregierung. — Die Lage in Ostafrika. Die Emin Pascha-Expedition und die Antisklavereibewegung. — Die Wirren in Südwestafrika. — Das Bedürfnis einer kleinen kolonialen Militärmacht. — Allerlei Aufgaben für ein deutsches Kolonialamt. — Ein Wort über Samoa. — Schlußwort. Fabri hat hier die brennendsten kolonialpolitischen Fragen mit ebenso viel Scharfsinn und Sachkenntnis als patriotischer Gesinnung studiert.

Das einzige, worin wir mit dem verehrten Manne weniger einverstanden sind, ist, daß er wenig Zweifel in die Rücksichtsnahme der englischen Kolonialpolitik auf die deutschen Interessen zu setzen scheint. War es denn rücksichtsvoll, uns vom Benuë abzusperren, uns den Nagel der Walfischbai ins Fleisch zu setzen? Was hat Deutschland von dem „Wohlwollen der englischen Regierung", wenn es der jetzt ins Werk gesetzten englischen Agitation gelingt, die deutsche Interessensphäre in Ostafrika von den großen Seeen zu verdrängen, den Nyassa, Tanganyika und Ukerewe in englische Hände zu bringen und uns dadurch den unmittelbaren Zugang zum Sudan und zum Kongostaat zu nehmen d. h. die Lebensadern gänzlich zu unterbinden? Unsere überaus wertvolle Kolonie würde allen Wert verlieren, wenn die Engländer die Endpunkte der künftigen Eisenbahnen nach dem Tanganyika und Ukerewe in Besitz bekommen und dadurch Deutsch-Ostafrika zu einem bloßen Transitgebiete machen würden. Man denke sich einmal des Vergleiches wegen Rußland im Besitze der Ostseeküste und der Eisenbahn-Endpunkte Stralsund, Stettin, Danzig und Königsberg, d. h. ungefähr auf der Längenausdehnung des Tanganyika. — Das Zusammengehen mit England ist für Deutschland fast eine Naturnotwendigkeit, aber der Stammesbruder darf es uns nicht schwer machen, auch in seinem allereigensten Interesse.

Europas Aufgaben und Aussichten im tropischen Afrika*).

Es handelt sich in Afrika nicht um den Antritt eines reichen Erbes, da giebt es keine fertige Wirtschaft zu übernehmen wie in Hindostan oder auf Java, bloß mit Aufwand einiger Soldaten und neu geschnittener Siegel. Dasjenige, um was es sich in Afrika handelt, ist ohne Präcedenzfall in der neueren Eroberungsgeschichte. Dort ist alles von Grund aus neu zu beschaffen, bis auf die Menschen, Afrikas größten Reichtum, an denen zum Glück kein Mangel; aber selbst diese müssen nach einem eigens erst zu schaffenden Vorbilde hergerichtet werden für die Aufgaben, die zugleich unsere Aussichten sind; denn die alten Mittel, über die man in der Blütezeit der Plantagenwirtschaft frei zu verfügen in der Lage war, sind heutzutage verboten, verabscheut, unmöglich! In Afrika wird die Arbeit mühevoller und zeitraubender, der Gewinn geringer sein, dafür aber auch der Maßstab ein größerer und der Erfolg, wenn erst einmal der erste schwere Anlauf glücklich gemacht, ein für alle Zeiten weit gesicherterer sein.

Fünfhundert Millionen Afrikaner winken uns entgegen aus den künftigen Jahrhunderten! Unsere Zeit ist außerdem nicht gewohnt, vor Werken von anerkannt allgemeiner Nutzbarkeit wegen ihres Um=

*) Aus der mit so großem Beifalle aufgenommenen Rede des Professor Dr. Schweinfurth, des berühmten Afrikareisenden, auf dem Naturforschertage im September 1886. Nach dem offiziellen Tageblatte.

fanges und der zu überwindenden Schwierigkeiten zurückzuschrecken. In früheren Zeiten begnügte man sich mit dem mühelosen Abschöpfen oberflächlich dargebotener Reichtümer, heute sind wir gewohnt, der Erde in ihren Eingeweiden zuleibe zu gehen. So werden wir denn auch nicht, wie bisher die Kaufleute an den Küsten, bloß ökonomischen Raubbau zu treiben haben auf der äußeren Schale; der Kern Afrikas selbst muß sich unserem Fleiße mit kräftigen Trieben erschließen. Dann wird ein neues Afrika vor unseren Augen erstehen, so gänzlich verschieden von dem Bilde unserer frühesten Schulerinnerungen.

Das alte Afrika bot uns in unserer kindlichen Schulvorstellung nichts dar als Sand und Löwen und Mohren, das neue Afrika muß die große Werkstätte menschlichen Fleißes werden, der sich die Natur unterthan macht. Das alte Afrika bot uns immer etwas Neues; mit diesen Neuigkeiten geht es auf die Neige, und an uns ist es jetzt, die Wildnis mit den Wundern unserer Gesittung zu überraschen. Die Pflugschar, das Rad, der Wegebau, das Segelboot, das Dampfschiff, die Eisenbahn, Wasserleitung in Kanälen: das sind die sachlichen Neuheiten, die wir neben vielen anderen Dingen, ganz abzusehen von den idealen, nach Afrika hineinzutragen haben. Deutschland zum Ruhme, Europa zur Ehre, allen zum Gewinn.

Man hat viel über die Vorzüge und Mängel des tropischen Afrika gestritten und es ist schwer, aus den widerstreitenden Urteilen einen sicheren Mittelwert zu gewinnen, wenn man nicht ganz bestimmte Teile ins Auge faßt; denn so groß auch im Vergleich zu anderen Weltteilen die Einförmigkeit seiner physikalischen Verhältnisse erscheinen mag, so giebt es hier innerhalb des ungeheuren Tropengürtels doch immerhin ausgedehnte Striche, deren Natur Eigenartiges aufzuweisen hat, und wo wir, um passende Vergleichsobjekte zu finden, fast alle Länder der Welt durchmustern müßten.

Bei Beurteilung von Wert oder Unwert von Ländern ergeht es uns wie bei den Völkern, wenn wir sie nicht genügend kennen. Handelt es sich doch, da jedes Ding zwei Seiten hat und wo viel Licht, auch viel Schatten sein muß, immer nur darum, zu entscheiden, ob die guten Eigenschaften die schlechten überwiegen oder umgekehrt. Das ist aber schwer, und daher ist die Kritik voller Klippen. Das äußere Aussehen eines Landes wird jeden täuschen, der sich nicht

eingehende Kenntnis von der physikalischen Beschaffenheit und den Erzeugnissen der freien Natur zu erwerben vermag. Dazu gehört vor allem Zeit und Muße, Kenntnisse und Fleiß.

Manche Reisende erheben abratend ihre Stimme und sprechen von Unfruchtbarkeit, Sand, Dürre, verbrannter Steppe, Sümpfen u. s. w.; aber das sind Bezeichnungen, die an sich nichts Abschreckendes für die Zukunftspläne der Kulturarbeit haben, gleichviel ob diese für uns durch die Eingeborenen zur Ausführung gebracht werden sollen.

Man könnte viele Länder aufzählen, die anfänglich wenig Einladendes hatten für Ackerbau und Viehzucht und heute die kühnsten Erwartungen übertreffen. Ich brauche nur an Kalifornien und Utah oder an Südaustralien zu erinnern, die lange Zeit verschmäht blieben, obgleich gegen sie nicht einmal der Einwurf des schädlichen Klimas erhoben werden konnte.

Wo es Wälder giebt und die Erdoberfläche mit dichtem Graswuchs bedeckt ist, da kann der Boden nicht unfruchtbar sein, allem Laterit zum Trotz, einer Felsart, die übrigens in den oberen Nilgegenden die fruchtbarsten Striche erfüllt. Wenn die ersten Besucher oder Ansiedler in einer unbekannten Gegend viel von Krankheit zu leiden haben oder dem Klima zum Opfer fallen, so ist damit noch nicht erwiesen, ob dieselben bei längerem Verweilen und eingehenderer Kenntnisnahme der Naturverhältnisse nicht Mittel und Wege gefunden haben würden, sich diesen Fährlichkeiten zu entziehen. Es giebt in der Geschichte der Kolonisation die überzeugendsten Belege, welche die letztere Annahme in vielen Fällen bejahen.

Was nun die Möglichkeit oder Unmöglichkeit einer dauernden Angewöhnung des weißen Körpers an die Tropennatur anbelangt, so ist diese Frage zur Zeit noch eine offene. Die gegenwärtige Naturforscherversammlung hat den Gegenstand auf Anregung ihres Geschäftsführers in den Kreis der Sektionsberatungen gezogen, und es steht zu erwarten, daß in dieser wichtigen Frage ein bedeutender Fortschritt zu verzeichnen sein wird, wenn die Debatten geschlossen sind. In jedem Falle wird die Möglichkeit einer dauernden Arbeitsleistung von Weißen in Tropenstrichen, die keine beträchtliche Seehöhe erreichen, stark in Zweifel zu ziehen sein, wenn man dabei denjenigen

Grad von Energie voraussetzt, den der weiße Arbeiter daheim zu entfalten gewohnt ist.

Für Kolonisationsfähigkeit fremder Länder möchte ich den Grundsatz aufstellen: daß der Europäer überall da gesund wird leben können, wo er durch Bodenbau oder Pflege von Tieren diejenigen Erzeugnisse hervorzubringen vermag, auf welche sich daheim sein Dasein gründet.

Damit soll nicht gesagt sein, daß im umgekehrten Falle seine dauernde Angewöhnung an ein fremdes Land unmöglich sei. Natürlich wird der Lombarde auch in der Mark zu leben vermögen, wenn ihm auch hier der Anbau von Mais als Kornfrucht versagt ist.

Länder, die den angeführten Bedingungen entsprechen, fehlen nicht in Afrika. Namentlich zeichnet sich die ganze Ostseite des Weltteiles durch eine Reihe von hochgelegenen Strichen aus, in denen der Europäer mindestens auf Grundlage von Viehzucht ein zweites Heim wird finden können. Das beständige Vordringen der Boeren nach Norden in den inneren Tropengürtel hinein steht dieser Annahme befürwortend zur Seite, vielleicht aber nur unter der Vorausbedingung einer allmählichen Angewöhnung.

Die rasselichen, ökonomischen und sozialpolitischen Erfolge, welche der niederländische und niederdeutsche Stamm im Laufe von zweieinhalb Jahrhunderten in Südafrika errungen, bezeichnen den größten Triumph, den je Europäer über die Widerwärtigkeiten einer fremden Natur zu feiern vermochten. Dieser Stamm scheint auch den übrigen Gliedern der germanischen Völkergruppe überlegen; denn nach achtzigjähriger Herrschaft, nach verschiedenen großen Ansiedelungsversuchen mit den Besten der Nation, sind die Briten nicht imstande gewesen, diesem Gebiete den Stempel ihrer Nationalität aufzuprägen. In diesem gegenseitigen Verhalten zweier der begabtesten Stammesrassen dürfen wir Deutsche für unsere Bestrebungen in Afrika ein Zeichen von glückverheißender Vorbedeutung erkennen.

Für den zu erhoffenden Triumph der Kultur kommen im tropischen Afrika gegenwärtig zwei einander gegenüberstehende Gebiete hauptsächlich in Betracht: der Kongostaat und Deutsch-Ostafrika, hoffentlich in Zukunft zwei treue Verbündete. Beide haben Vorzüge und Mängel, die sich die Wagschale halten. Das Kongobecken hat zu-

nächst den Vorzug einer größeren Einheitlichkeit und geographischen Abrundung. Es wird vorwiegend von friedlichen und wenn auch wilden, so doch unverdorbenen Naturmenschen bewohnt, die hinlänglichen Spielraum haben, sich ohne beständigen Krieg zu entfalten. Dann sind im Kongogebiete schiffbare Flüsse ohne Zahl, die nach allen Richtungen hin herrliche natürliche Verbindungen herstellen.

In Ostafrika, obgleich es daselbst an schiffbaren Flüssen nicht fehlt, deren Zugang vom Meere aus zu ermöglichen ist, haben wir nicht das reiche Netz von Wasserwegen wie am Kongo, dafür aber sind die zunächst verheißungsvollen Gebiete näher an die Küste gerückt. Die durch den Kontakt mit Halbbarbaren beeinflußten Völker sind zwar durch unablässige Fehden verderbt und bedürfen zur Erziehung eines höheren Einsatzes an aufzubietender Gewalt, sie sind aber vielseitiger in ihren Daseinsbedingungen als am Kongo. Es giebt unter ihnen vortreffliche Ackerbauer, andere betreiben die Viehzucht mit größtem Erfolg, andere wiederum sind Krieger von rücksichtsloser Verwegenheit, ausgestattet mit jenem brutalen Mut, der unter Umständen einen Keimpunkt für alle menschlichen Tugenden abzugeben vermag.

Somit enthalten diese Völker alle zur Entwickelung eines sich selbst im Gleichgewichte haltenden größeren Gemeinwesens notwendigen Elemente. Die der europäischen Kultur in Ostafrika gestellten Aufgaben betreffen einen greifbaren Gegenstand, die gegebenen Größen, mit denen gerechnet werden muß, sind bestimmt und versprechen bei der genialen und zielbewußten Leitung des Unternehmens ganz gewiß reelle Resultate, innerhalb einer weit kürzeren Zeit, als es im unermeßlichen Gebiete des Kongo der Fall sein kann.

Was aber den Hauptvorzug des ostafrikanischen Gebietes ausmacht, das ist eine weit größere Mannigfaltigkeit der Bodenverhältnisse, die zwischen dem Indischen Ozean und der innerafrikanischen Seeenkette zutage treten. Der Kongo durchströmt mit seinen riesigen Nebenflüssen und dem Heer der übrigen Tributäre ein verhältnismäßig sehr einförmiges Becken von selbstgeschaffenen Alluvionen, ohne Gebirge zwischen ihnen und wahrscheinlich auch ohne einen bemerkenswerten Wechsel der geognostischen Aufschlüsse.

Ostafrika aber ist durch einen für afrikanische Verhältnisse bunt=

scheckig zu nennenden Bau von Felsgebilden ausgezeichnet, die uns nach Analogie der Verhältnisse in Südafrika noch die größten Überraschungen bereiten können. Schließlich geben seine Gebietsteile die verschiedenartigsten Höhenanlagen zu erkennen, wo noch anschwellende Einzelberge und weitausgezogene Plateaus angetroffen werden, die sogar weißen Ansiedlern eine beliebige Auswahl von jenen Daseinsbedingungen gestatten, auf die ich vorhin angespielt habe.

Die unermeßlichen Gebiete, die sich von der bereits betretenen Angriffslinie aus im Innern für die Kulturarbeit künftiger Geschlechter erschließen, werden schwerlich für die Habsucht anderer Nationen etwas Verlockendes haben, so lange das Deutsche Reich seine Stellung behauptet und zur Wahrung seiner anerkannten Interessen keine weiteren Zugeständnisse an andere zu machen braucht.

Der hochverdiente Afrikaforscher schloß seine Rede mit den bedeutsamen Worten: „Es sei mir vergönnt, an dieser hervorragenden Stelle mich vor jenen Männern zu verbeugen, die mit klarem Blick und festem Willen den entscheidenden Augenblick auszunutzen verstanden, als es sich darum handelte, von den wenigen noch übrig gebliebenen Erdenflecken diejenigen zu erhaschen, wo uns ein durchaus eigenes Werk freisteht und, Dank der erleuchteten Fürsorge jener großen Seele, in welcher unser Staatsleben seinen Pulsschlag fühlt, mit kühnem Griff dieselben uns eigen zu machen.

„Wir Reisende und Forscher waren bislang wie die Dichter, welche die vergangene Größe der Nation besangen und von der zukünftigen träumten; jetzt müssen die eigentlichen Kämpfer herantreten, um für Deutschland in Afrika zu streiten.“

Die Zukunft Zentralafrikas*).

Die Naturschätze von Zentralfrika. — Klima. — Kulturbefähigung der Neger. — Rolle des Handels und des Ackerbaues. — Die Missionen.

Es ist heute eine unleugbare Thatsache, daß das Hochplateau von Zentralafrika eine der reichsten Gegenden der Erde ist, ein Wunderland, dessen Erzeugnisse an Zahl und Mannigfaltigkeit denen der begünstigtsten Länder der Erdkugel gleichkommen.

Baumwollenstauden, Kaffeebäume, Zuckerrohr, Muskatenbäume, Pfeffersträucher, Ricinus, alle tropischen Gewürzpflanzen, die überall sorgfältige Pflege verlangen, wachsen hier von selbst. Sesam und Erdnüsse, die auf mehreren Küstenpunkten gebaut werden, bilden einen wichtigen Handelsartikel für Europa, ebenso wie das Palmenöl, welches an den Mündungen des Niger und des Kongo die soziale Umgestaltung der Uferbevölkerungen begonnen hat. Fast überall finden sich Bäume, welche Gummiharze, Kopal und Kautschuk liefern. Endlich geben die Körnerfrüchte und Gemüse zwei oder drei Ernten

*) Nach Wauters, Les Belges dans l'Afrique centrale. „Revue de Belgique" 1881, p. 199 sqq. — Es dürfte diese übersichtliche Darstellung des angesehenen belgischen Akademikers, Archivars und Professors der Naturwissenschaften (geb. 1817) um so mehr Interesse erregen, da sie beweist, daß das Ausland, schon bevor Deutschland den Fuß auf Ostafrika setzte und sich den Weg zum Seeengebiete bahnte, die ungeheure Bedeutung dieser Länder für Handel und Plantagenbau vollständig erkannt hatte. — Zur Ergänzung erlauben wir uns auf Dr. Grimm, Ministerialpräsident a. D., Der wirtschaftliche Wert von Deutsch-Afrika, Berlin 1886, hinzuweisen. **B.**

jedes Jahr, so groß ist die Hervorbringungskraft des Bodens, so fruchtbar sein reicher Alluvialboden. Außerdem giebt es die kostbarsten Nutzhölzer in Fülle.

Das Tierreich liefert außer allen wilden Tieren, deren Vertreter wir in unseren zoologischen Gärten und Menagerieen sehen, das Elfenbein, Gegenstand eines so beträchtlichen Handels, Straußenfedern, Häute, Wachs u. s. w.

Der Mineralreichtum ist, so viel sich jetzt schon beurteilen läßt, nicht minder groß. Fast alle Völker des Innern bearbeiten das Eisen; an vielen Stellen ist Gold und Kupfer gefunden worden; Steinkohlen in ungeheurer Ausdehnung im Becken des Zambesi, dann auch an den Ufern des Tanganyika- und Nyassa-Sees. Diese summarische Zusammenstellung der natürlichen Reichtümer Afrikas nach Livingstone, Cameron, Stanley und anderen ist durch die neuesten Forschungen nicht nur bestätigt worden, man hat auch viele neue Entdeckungen in dieser Beziehung gemacht.

Diese Schätze, welche die Natur so freigebig denjenigen darbietet, die sie zuerst ausbeuten können, haben gleich nach ihrer Entdeckung die Habsucht der Europäer gereizt und werden ohne Zweifel bald ein regelmäßiges Arbeitsfeld für dieselben bilden. Alle Freunde der Zivilisation, mögen sie nun vom humanitären, wissenschaftlichen, religiösen oder kommerziellen Gesichtspunkte ausgehen, müssen diese rechtmäßige Ausbeutung Afrikas herbeiwünschen, denn dieselbe besitzt allein den Zauberstab, der diesen Urboden zum Leben erwecken und ihn zur Teilnahme an der geistigen und materiellen Bewegung der Welt bringen kann, der ringsum die Arbeit verbreitet, die alle Güter, Überfluß, Frieden, Freude und Glück erzeugt.

Es wird also der Tag kommen, wo dieses ungeheure, heute kaum bekannte Land, trotz der Hemmnisse des Eindringens, bis in seine entlegensten Winkel durchforscht, studiert und der Kenntnisnahme der ganzen zivilisierten Welt offengelegt sein wird.

Aber das Klima? — Macht es nicht eine Festsetzung von Europäern in den Äquatorialgegenden unmöglich? Allerdings ist die Ungesundheit des afrikanischen Klimas eine höchst bedeutende Schranke. Aber wird oder darf Europa vor derselben stehen bleiben? Hat denn das mörderische Klima von Zentralamerika Herrn v. Lesseps

abgehalten, das riesenhafteste Unternehmen der Neuzeit zu beginnen und die Kapitalisten, ihm ungeheure Summen dafür zugebote zu stellen? Haben sich Europäer nicht in allen anderen Tropenländern festgesetzt, wenn auch nur durch Handel oder Plantagenkolonieen? — Sehen wir einmal, wie es England, das Kolonialvolk par excellence, treibt. Ich nehme mein Beispiel auf der afrikanischen Küste selbst und entlehne es Adolf Burdo, der kürzlich die Küste vom Senegal bis zum Niger durchforschte:

„Sierra Leone ist die interessanteste Kolonie, die man auf der afrikanischen Westküste gegründet hat. Bekanntlich besteht ihre Bevölkerung aus freigelassenen Sklaven, denen man Ländereien zum Bebauen gab. Allmählich entstanden Städte, und heute bildet Sierra Leone einen wahren Staat, der unter der Oberhoheit Englands von den Freigelassenen selbst regiert wird. In der Hauptstadt Free-Town befindet sich der Sitz der Regierung, die Schulen und Missionen, sowie die Faktoreien. Inbezug auf daraus zu erwartende Nutzanwendung für die Zukunft ist das Interessanteste, daß sich hier eine intelligente Negerbevölkerung bildet. Man findet gegenwärtig in Sierra Leone nicht nur eingeborene Arbeiter, Ackerbauer und Zimmerleute, sondern auch schwarze Beamte, Kommis in den Faktoreien und Agenten, die vollständig den Geschäftsgang verstehen, die Bücher führen können, das ganze Getriebe des Handels, das Englische und mehrere afrikanische Dialekte verstehen *). Die Vorteile, welche die Zivilisation und der Handel aus einer so herangebildeten Negerrasse ziehen können, liegen auf der Hand, und die in solchen Dingen scharfblickenden Engländer haben bereits den Anfang damit gemacht.

*) Zur Vervollständigung muß ich hinzufügen, daß nach vielen anderen Berichten die sozialen Zustände von Sierra Leone sonst nicht sehr erfreulich sind. Der Sittenzustand ist schlecht. Die völlige Freiheit, welche die britische Regierung diesen Schwarzen gegeben, ist von denselben gemißbraucht worden; sie betrachten sich als den Weißen weit überlegen und benutzten das Recht, als Geschworene zu fungieren, um durch ihre Majorität regelmäßig den Weißen ihren schwarzen Brüdern gegenüber unrecht zu geben, weshalb ihnen dieses Recht wieder entzogen wurde. — Merkwürdig bleibt jedoch, daß der Mohammedanismus trotz arabischer Einwanderung keine Proseliten hier macht. (Siehe S. 133.) B.

Handelsniederlassungen am Niger und an der ungesunden Seeküste stehen unter der Leitung von Sierra Leone-Negern, die dem Klima vollkommen widerstehen und die bei den Handelsgeschäften mit den Eingeborenen des Innern sich um so nützlicher erweisen, da sie die Listen dieser schwarzen Händler besser kennen und zu vereiteln verstehen. Das hat England so vollkommen begriffen, das am ganzen unteren Niger von Akassa und Bonny im Delta bis Wonangi und Eggau, wo der unabhängige Sudan beginnt, eine Reihe von 12 bis 15 Faktoreien oder Ackerbau- und Handelsstationen errichtet hat, die ein wohleingerichteter Dienst von kleinen Dampfböten verbindet und die größtenteils von verständigen, unterrichteten und ehrlichen Negern geleitet werden." Dieses Beispiel beweist hinlänglich, daß der Neger in der Stufenleiter der Völker nicht wie der Australier und Hottentot die letzte Sprosse einnimmt, sondern daß er, für die Zivilisation befähigt, derselben noch wichtige Dienste leisten kann. Handel und Ackerbau werden uns das Innere Afrikas eröffnen, das Zutrauen der Schwarzen uns verschaffen und letztere für die Kultur gewinnen. Diejenigen, welche glauben, daß diese zivilisatorische Rolle auf anderem Wege etwa durch den Soldaten oder Missionar ausgefüllt werden könne, befinden sich in einer Selbsttäuschung. Burton sagt: „Der afrikanische Mensch, der sich durch den Absatz der ihm zugebote stehenden Erzeugnisse wird bereichern können, wird nicht mehr sein Leben in beständigen Kriegen wagen wollen, die er jetzt mit seinem Nachbar führt, in der Hoffnung denselben einzufangen, um ihn zu verkaufen; und dadurch, daß der Handel ihn in vorteilhafte Beziehungen zu den Fremden bringt, wird er seine Sitten mildern und ihn besser zum Verständnis der menschlichen Solidarität bringen als die beste Predigt."

„Hieraus ergiebt sich, daß das Eingreifen der christlichen Missionen heute noch zu frühzeitig ist*), ebenso wie das von europäischen Truppen ungeeignet wäre. Die bedeutenden Geldbeiträge zu jenem frommen Zwecke könnte man den Gesellschaften zuwenden, welche das

*) Der Unparteilichkeit wegen gebe ich hier die Ansichten Wauters' über die christlichen Missionen wieder, ohne mich damit einverstanden zu erklären. (Siehe die früheren Besprechungen S. 1 ff.)

gleiche Zivilisationsziel auf dem Wege des Handels zu erreichen suchen.

„Es werden noch sehr viele Etappen, noch sehr viele Umgestaltungen nötig sein, bevor man den Negern, mit der Hoffnung sich verständlich zu machen, die Evangelien erklären kann. Die christliche Religion ist keine Religion für Wilde; sie ist unverträglich mit einem Volke, das noch im Urzustande steht*). Dieselbe ist für eine verfeinerte Zivilisation gemacht. Mir ist undenkbar, daß man sie einem rohen Neger vom Kongo verständlich machen könne. Selbst wenn man nicht so weit gehen will, wie will man diese vom Schicksal Verwahrlosten von den Hauptgrundsätzen der Moral überzeugen: „Alle Menschen sind Brüder“ oder: „Thue keinem andern, was du nicht willst, daß dir geschehe.“ Wissen denn die armen Teufel nicht, daß der Häuptling des benachbarten Distriktes nur den günstigen Augenblick erwartet, um über ihr Dorf herzufallen, ihre Hütten anzuzünden, sie selbst niederzumachen und ihre Frauen und Kinder in die Sklaverei zu schleppen? Was fängt ein Menschenfresser mit dem schönen Worte aller Philosophen: „Liebt euch einander“ an? — Noch für lange Zeit also wird der christliche Missionar in Afrika keine wirkungsvolle Rolle zu spielen haben, ebenso wie auch das bisherige Ergebnis der Missionen nichtig ist. Die „Annales de la Propagation de la foi“ beweisen die übermenschlichen Anstrengungen, welche der Katholicismus seit dem 15. Jahrhundert längs der afrikanischen Seeküste gemacht hat, um Fuß zu fassen. Zu Hunderten haben die Jesuiten, Dominikaner und Kapuziner die portugiesischen Besitzungen von Mozambique und Angola durchzogen. Was haben sie erzielt? Wo sind die Spuren ihres Durchzuges? Es ist das vollständigste Nichts.

„Seit 25 Jahren hat die Durchforschung Afrikas einen neuen mächtigen Aufschwung genommen und mit gleicher Thatkraft auch die christliche (protestantische und katholische) Propaganda. Was haben jedoch, während die wissenschaftlichen Missionen mit Riesen-

*) Diesen Satz haben die Missionen in Afrika durch Thatsachen widerlegt. B.

schritten eine neue Welt entdeckten, die christlichen Missionen hervorgebracht? *).

In ganz Zentral- und Südafrika besitzen sie nur eine einzige erwähnenswerte Niederlassung, die der Pères du Saint Esprit zu Bagamoyo, Sansibar gegenüber, und dabei ist, wie der Ursprung ihres Gedeihens beweist, dieselbe weniger eine Mission als eine Handelsniederlassung.

„Als die Missionare von Bagamoyo kamen", schrieb man mir neulich aus Sansibar, „legten sie unermeßliche Pflanzungen von Kokosbäumen an, die auf der Küste und an der Insel so höchst einträglich sind. Einige Jahre später, 1866, vernichtete ein fürchterlicher Orkan alle Pflanzungen der Küste, nur diejenigen der Mission, noch zu jung, überstanden den Sturm; was für die Väter bald eine Quelle des Reichtums wurde, denn sie beziehen seitdem bloß aus ihren Kokosbaumpflanzungen eine jährliche Einnahme von mehr als 100 000 Francs.

„Was dagegen die Bekehrungen von Eingeborenen betrifft, so hat man niemals eine einzige gezählt. Das Personal der Niederlassung besteht aus jungen Sklaven, die von den Kriegsschiffen den Sklavenhändlern abgejagt werden, und die man sich beeilt durch die Taufe zu Christen zu machen. Bemerkenswert ist jedoch, daß wenn diese vorgeblichen Bekehrten zu reiferem Alter gelangen, wenn sie unabhängig sind, sofort Mohammedaner werden, da der Islam den Gefühlsrichtungen des Negers mehr entspricht als das Christentum. Ich habe das an zwei in meinem Dienste stehenden Negern, Boniface und Jean Baptist, erfahren, welche von den Missionaren erzogen und getauft worden waren: sie waren keine 14 Tage in meinem Hause, als sie beide vortreffliche Muselmanen wurden.

„Ich will noch hinzufügen, daß die materiell besser stehenden protestantischen Missionen keine ernsthafteren Erfolge zu verzeichnen hat. Auch hier steht eine einzige, die Livingstone-Mission, wirklich in Blüte, aber doch nur deshalb, weil sie eine Pflanzung angelegt hat.

*) Wauters weiß nicht, wie es scheint, daß gerade christliche Missionare an der Spitze dieser Entdecker marschieren. (Siehe hierüber: Anhang.)

Man hat auch von hier aus nie berichten hören, daß ein Neger ein guter Protestant geworden sei.

„Die erste Propaganda auf afrikanischem Boden ist also eine kommerzielle, und die ersten einzurichtenden Missionen sind Faktoreien. Aber letztere können nur dann mit Erfolg in einem unbekannten Lande angelegt werden, wenn die wissenschaftlichen Bahnbrecher, die Forschungsreisenden, den Weg gezeigt und untersucht haben. Also Wissenschaft und Handel sind die beiden Hebel zur Neugestaltung Afrikas. Wissenschaftliche Stationen sollen dem Handel, der die Wege der Kultur öffnen wird, vorangehen.“

Völkerbewegungen in Ostafrika*).

Wohin immer wir unsere Blicke wenden durch Ostafrika, da sehen wir Bewegung, Wanderung, Kampf zwischen Eingesessenen und neuen Ankömmlingen, neue Wanderungen der Verdrängten. Besonders reichhaltige Beobachtungen über diese Thatsachen hat in den letztvergangenen Jahren in Ostafrika der zu früh verstorbene Brenner angestellt. In der Region der Schneegebirge Ostafrikas wie in den unabsehbaren Ebenen des Galla- und Somalilandes scheint der Trieb nach Veränderung im Völkerleben in besonders heftigen Schlägen zu pulsieren. Die Masai, an sich bereits ein wanderndes Hirtenvolk, sind mit Weib und Kind bis an den Sabaki vorgedrungen, und die Araber an der Suahiliküste sind nicht mehr sicher vor ihren Überfällen, die ehedem nur ihre Karawanen im Binnenlande bedrohten. Die Waboni, welche vom rechten auf das linke Ufer des Sabaki übersetzten, leben als fremder, vertriebener Stamm unter den Barrarattagalla. Die Wadoe, welche unsere neuesten Afrikakarten nah an der Sansibarküste aufweisen, leben jetzt in nördlicheren Distrikten, in Horden geteilt, unter den Galla, sie als ihre Herren anerkennend.

Anderseits findet gleichzeitig eine von Norden nach Süden drängende Bewegung statt. Die berittenen Galla, welche niemals vorher den Äquator überschritten hatten, erschienen am Dana, und Brenner erblickt in den langgestreckten Prärieen des Dschubaflusses die Spuren ihres verheerenden Zuges nach den neuen Wohnsitzen, nordwestlich

*) Hermann v. Barth, Ostafrika. Leipzig 1875. S. 508 ff.

vom Pokomoni. Dem gegenüber haben die Somal von Genali, Bardera, Schonda und anderen dem Dschuba benachbarten Gebieten ihren alten Stammeshader vergessen, sie haben sich zusammengeschart gegen die neuen, drohenden Eindringlinge und haben den Dschuba, die uralte Grenze beider Völker, überschritten, und das Drama eines Entscheidungskampfes mag sich dort unter dem Äquator abspielen zwischen zwei großen Nationalitäten, nicht geringer und folgenschwerer als jene, welche die Machtverhältnisse in zivilisierten Erdteilen regeln, aber keine Weltgeschichte wird seine Thaten verzeichnen. Und nicht an der Suahiliküste und im Gallalande allein greifen diese Veränderungen um sich; überall, wohin wir blicken in den geschilderten Ländern, der gleiche Wechsel, die gleiche Veränderung; bald friedlich, bald kriegerisch wandern die Völker und suchen sich neue Wohnsitze. Die Wildnis Mgunda Mkali im Osten des Mondlandes, gefürchtet ehedem von den Tanganyikakarawanen ihrer menschenleeren Öde wegen, zeigen uns Stanleys Berichte bevölkert von fleißigen Ackerbauern, den eingewanderten Wakimbu. Die Watuta durchstreifen mit ihren kriegsgeübten Heeren die Lande am Ostufer des Tanganyikasees; ihre Wohnsitze werden bald im Norden, bald im Süden der Straße nach Udschidschi genannt. Am Nyassasee finden wir den kräftigen Stamm der Ajawa in Fehde um den Besitz des Landes mit den bereits entnervten Mangandscha; sie überwiegen, sie werden die Herren der Gegend und gleichzeitig die Blutsverwandten der Besiegten, und wenige Jahre später sehen wir sie bereits gemeinsam im Kampfe liegen gegen die fremden wandernden Kriegshorden der Mazitu, welche vom Schirefluß bis zu den Quellen der Arruanga, vom Nyassa- bis zum Luwembasee ihre Beutezüge ausdehnen. Bekannt sind aus Livingstones Schilderungen die Wanderungen der Makololo unter Sebituane, der Betschuanen am Nyamisee, die Zurückdrängung der Bakalahari in die unwirtliche Wüste und das Vordringen der kampftüchtigen Matebele in den Ländern südlich des Sambesi, deren frühere Bewohner sie zu ihren Knechten machten. Der Wandertrieb steckt in dem einzelnen Afrikaner nicht weniger als in ganzen Volksstämmen. Erst kürzlich hat der Präsident der Geographischen Gesellschaft in London, Sir Bartle Frere, darauf hingewiesen, daß Durchkreuzungen Afrikas seitens der Eingeborenen unzweifelhaft viel häufiger vorkommen, als

man gemeiniglich dies annehmen zu dürfen glaubt. Bischof Crowther am Niger begegnete Kaufleuten von der Ostküste Afrikas; bei dem Gouverneur von Loanda stellten sich im Jahre 1852 zwei Suahili ein, welche von Sansibar über den Tanganyikasee gekommen waren, und der nämliche Gouverneur sendete dann zwei Eingeborene an die Mozambiqueküste, welche nach 18 Monaten mit einem Briefe des Gouverneurs von Ibo zurückkehrten und somit in dieser kurzen Zeit eine doppelte Durchwanderung Afrikas von Ozean zu Ozean bewerkstelligt hatten. Bekannt sind die Züge der Pombeiros im Anfange dieses Jahrhunderts durch die zentralafrikanischen Reiche nach den portugiesischen Niederlassungen am Sambesi.

Sprach- und Völkergebiete in Ostafrika*).

Nirgends in Afrika werden die Vertreter der großen afrikanischen Völkergruppen auf verhältnismäßig engem Raume so zusammen gefunden wie in Ostafrika, dessen Verhältnisse jetzt eingehend besprochen werden sollen.

Da leben vor allem zwischen der Küste und den Seeen die Bantustämme. Zu dieser großen Gruppe gehören viele Völker im südlichen Afrika. Sie alle sprechen eine einzige Sprache, die sich zwar in viele Dialekte spaltet, aber doch die gemeinsame Abstammung der Völker unumstößlich beweist. Man hat diese Sprache mit dem Namen einer Präfixsprache bezeichnet, denn ihre Eigentümlichkeit besteht darin, daß die Bedeutung der Wörter mit der Veränderung gewisser Vorsilben wechselt. Das giebt nun u. a. einen interessanten Aufschluß über die geographischen Bezeichnungen. Wir reden z. B. von einer Suahiliküste; den Namen des Volkes erhalten wir, wenn wir diesem Worte die Silbe Wa vorsetzen; also Wasuahili bezeichnet die Bewohner des Suahililandes; setzt man die Silbe Ki voran, so bedeutet dies die Sprache des betreffenden Landes; also Kisuahili ist die Sprache der Suahili; das Vorsetzen des Buchstabens M giebt dem Stammesworte die Bedeutung, daß eine einzelne Person aus einem bekannten Volke gemeint ist, also Msuahili heißt ein Suahili.

*) Aus einem Vortrage des Dr. Schlichter im Germ. Athenaeum vor der Londoner Abteilung der Gesellschaft für deutsche Kolonisation am 1. Juli 1887, mitgeteilt in der „Kolonialpolit. Korrespondenz", Nr. 28. 1887.

Das Gleiche findet sich bei allen Bantustämmen im Inneren von Ostafrika, wobei noch zu bemerken ist, daß meistens das Land irgendeines Volkes durch die Vorsilbe U bezeichnet wird; also z. B. Usagara soviel wie das Land Sagara, Uniamesi das Land Niamesi.

Die Bantu stehen auf einer höheren Kulturstufe als die Neger des Sudan. Ihre Verfassung ist im ganzen eine patriarchalische; in einzelnen Gebieten hat sich allerdings daraus das despotische Staatssystem entwickelt, so im Königreich Uganda im Norden des Viktoriasees.

Weiterhin werden noch die Bewohner der Landschaften Ugogo und Uniamesi eingehender geschildert.

Ein ganz verschiedenes Volk lernen wir in den Masai kennen, die in der Nähe des Viktoria-Nyansa wohnen. Sie unterscheiden sich aufs schärfste in Gewohnheit und Sprache von den sie umgebenden Bantustämmen. Sie bilden einen Zweig der großen Nubafamilie. Sie sind ein Hirtenvolk und der Landbau ist ihnen vonhause aus ganz fremd. Ihre Sprache hat semitische Anklänge, ist aber in grammatikalischer Beziehung so abweichend, daß eine Verwandtschaft mit semitischen Stämmen unsicher ist. Diese Masai, sowie die ihnen verwandten Wakuafi sind gefürchtete Raubstämme.

Weiter nördlich am Nil wohnen einige kleinere Stämme, welche zur eigentlichen Negerrasse gehören, so die Schilluk, die Dinka und die Bari.

In den Abessiniern ist das semitische Element vertreten. Gleichfalls einen rein semitischen Charakter haben die Tochtersprachen des Äthiopischen, die Sprachen von Tigré und Harrar.

Die Somal stellen ein Mischvolk zwischen Semiten und Hamiten dar.

Gleichfalls als ein Mischvolk sind die Suahili zu betrachten. Sie sind entstanden aus Bantustämmen und Arabern, was namentlich in ihrer Sprache deutlich wird, die grammatikalisch eine reine Bantusprache ist, dagegen in lexikographischer Hinsicht eine Menge arabischer Bildungen aufweist.

Die Suahilisprache ist die wichtigste aller ost- und südafrikanischen Sprachen, denn sie ist die ausschließliche Handelssprache.

Eine äußerst interessante Nation sind die Galla. In ihrer

äußeren Erscheinung sind die Galla keinem andern afrikanischen Volke ähnlich; ihre Hautfarbe schwankt zwischen hell und dunkel, ist jedoch im allgemeinen noch heller selbst als die der Abessinier und Araber. Der Gesamteindruck eines Galla ist durchaus nicht ein afrikanischer, sondern ein kaukasischer.

Dr. Krapf, der hochgeschätzte deutsche Forscher, hat zuerst die Hypothese aufgestellt, daß die Galla die Abkommen der plötzlich vom Schauplatz der Geschichte verschwundenen Vandalen seien. In der That ist das völlige Verschwinden der Vandalen, jenes kühnen deutschen Volksstammes, dessen ursprüngliche Wohnsitze zwischen Elbe und Oder waren und der nach abenteuerlichen Eroberungszügen schließlich in Nordafrika seßhaft wurde, bis auf den heutigen Tag ein völlig unaufgeklärter Vorgang. Die Vandalen waren nach den Quellenberichten ein Volk von 600 000 Köpfen, unter denen sich 160 000 waffenfähige Männer befanden.

Innere Zwistigkeiten, Unregelmäßigkeiten in der Thronfolge schwächten die Kraft ihres Reiches, und so eroberte Belisar, der byzantinische Feldherr, der im Jahre 533 mit 15 000 Mann in Nordafrika landete und sie in zwei Schlachten schlug, mit leichter Mühe ihr Gebiet. Nach allgemein verbreiteter Ansicht wurde hierdurch mit einem Schlage die ganze Nation vernichtet. Dies erscheint indessen kaum glaublich, wenn man die Nachricht der Quellen beachtet, daß die eine dieser Schlachten bloß ein Vorpostengefecht war, und in der zweiten Schlacht, der Entscheidungsschlacht bei Tricameron, nicht mehr als 50 Byzantiner und 800 Vandalen fielen.

Schon Gibbon hat in seinem berühmten Werke über den Verfall und den Untergang des römischen Reiches auf die Unglaublichkeit dieser Vernichtungstheorie hingewiesen, und in der That finden sich schon frühzeitig Nachrichten, welche geeignet sind, Licht auf den Vorgang zu werfen. Nicht der Sieg des Belisar war es, der die Vandalen verschwinden ließ, sondern es äußerte sich bei ihnen wieder jener tief eingewurzelte Wandertrieb und ließ sie nach neuen Wohnplätzen ausblicken. Ihr König Gelimer war so wie so für die Vornehmen nur ein Usurpator, und die alten Wohnsitze, in denen natürliche Reichtümer nicht vorhanden waren, mochten ihnen auf die Dauer nicht behagen. So wanderten sie denn weiter, mehr dem eigenen

Trieb als der Not folgend. Ein Teil von ihnen wandte sich jedenfalls an das Gestade des Atlantischen Meeres, und es ist erst ganz neuerdings durch den Gelehrten Franz v. Löher die interessante Entdeckung gemacht worden, daß Nachkommen der Vandalen noch vor wenigen hundert Jahren die kanarischen Inseln bewohnten. Warum sollte sich nicht ein Teil des mächtigen Volkes in das Innere Afrikas gezogen haben? Daß dies mindestens wahrscheinlich ist, wird durch eine Betrachtung der interessanten Gallanation dargethan. Sprache und Leben der heutigen Galla ergeben zahlreiche Anhaltspunkte für eine germanische Abstammung derselben. Sogar in der Kleidung, bei der man doch am allerwenigsten Erhaltung des Ursprünglichen unter vollkommen veränderten Umständen erwarten sollte, lassen sich Spuren des Zusammenhanges nachweisen. So tragen die Frauen als Unterkleider einen kurzen Rock, der um die Lenden mit einem Gürtel befestigt ist, und darüber ein langes, bis zur Erde wallendes Gewand, wie wir dasselbe von den Frauen unserer Vorfahren kennen und wie Löher es von den Vandalen der kanarischen Inseln geschildert hat.

Ein weit wichtigeres Moment aber ist die Stellung der Frauen. Die Frau ist dem Mann vollständig ebenbürtig, und bei den unvermischten Gallastämmen wählt sogar das Mädchen den Mann frei, ganz im Gegensatz zu dem bei allen umwohnenden Völkern üblichen Weiberkaufe.

Weitere Beweismomente sind Wohnung und Bewaffnung der Galla, die sich durchweg von den sonst in Afrika gebräuchlichen unterscheiden; bezeichnend ist es auch, daß bei den Galla die Lüge so sehr verabscheut wird, daß sie allgemeine Verachtung und Verlust des Stimmrechtes nach sich zieht, ein Zug, welcher sich nirgends bei dem wirklichen Afrikaner vorfindet.

Bei weitem am wichtigsten ist natürlich für die Entscheidung über die Richtigkeit der Hypothese die Betrachtung der Sprache, und da läßt sich nun an vielen Wörtern eine Verwandtschaft mit dem germanischen Sprachschatze nachweisen. Speziell das Gotische muß hier zur Vergleichung beigezogen werden.

Ein besonders interessantes Beispiel einer solchen auffälligen Übereinstimmung ist das Wort, mit welchem die Galla Christus bezeichnen.

Sie nennen ihn Balawold, was soviel als „Erlöser" auf gotisch bedeuten würde (von „Bala" böse, und „woldan"), der „waltan" welcher walten, herrschen, beherrschen, besiegen kann.

Auch die religiösen Anschauungen liefern zahlreiche Analogieen, und besonders interessant ist die Thatsache, daß die Galla alle anderen Afrikaner verachten, daß sie sich selbst für Abkömmlinge weißer Menschen erklären.

Obwohl auf diese Weise eine Fülle einschlägigen Beweismaterials beigebracht werden kann, ist doch die Theorie des Zusammenhanges zwischen Vandalen und Galla noch als Hypothese anzusehen. Man darf aber hoffen, daß es noch in diesem Jahrhundert gelingen wird, Licht in die Sache zu bringen, wenn nämlich die Verhältnisse dieses merkwürdigen Volkes erst genauer erforscht sind.

Ostafrikanische Wald- und Wasserbilder.

Die Natur in der mittleren Zone Afrikas. — Bild des Urwaldes. — Die Tierwelt.

Die mittlere Zone Afrikas, vom Senegal bis Benguela einerseits, von Sansibar bis Mozambique anderseits und die weite Mulde im Herzen desselben, das Seeengebiet, ist von der Mutter Natur in wunderbarer Weise begünstigt. Hier, wo Passat- und Monsûnwinde die von der senkrechten Tropensonne aufgesogenen Wasserdämpfe des Atlantischen und Indischen Ozeans über das Land breiten und durch ihre von der Erdoberfläche verschiedene Temperatur als Nebel und Regen niederlagern, sind die Bedingungen zu luxuriösestem Pflanzen- und Tierleben gegeben, Bedingungen, wie sie in der Jugend unseres Planeten geherrscht haben, was das Museum der Natur in Steinkohle, lithographischen Abdrücken und plastischen Darstellungen durch Versteinerung mächtiger Knochengerüste, die einst von Fleisch und Blut belebt waren, bezeugt. Ist auch in anderen Erdstrichen dieses jugendliche Feuer längst erloschen, in unserem Gebiete hat sich die produktive Urkraft erhalten. Liebliches Parkland, aus majestätischen Palmenhainen und vielerlei fremdartigen Bäumen gebildet, die wie von künstlerischer Hand in stets grünem Krautteppiche gewoben, auf dem die Giraffe — die Scherifa der Araber, d. h. die Liebliche — und seltsam gehörnte Antilopen weiden, scharf ausspähend nach dem allgewaltigen Löwen und dem listig schleichenden Leoparden, wechselt in den Niederungen mit für den Menschen undurchdringlichen Gras- und Schilfwäldern — Wäldern, denn baum-

artig und übermanneshoch wuchert der Graswuchs. — Aus ihnen erhebt sich die Riesengestalt des Baobab, dieses „Dickhäuters unter den Bäumen“. Sein Alter reicht weit hinaus über die Periode, in die der kurzsichtige Mensch das Geburtsjahr der Welt setzt. Mächtige säulenstämmige Palmen mit klafterbreiten Fächer- oder, wie die Weinpalme, mit oft bis 20 Fuß langen Fiederblättern, wetteifern mit ihm an Höhe. Hier haust der Elefant, das Nashorn und der trotzige, breithörnige Büffel.

Da endlich, wo das Wasser sich in tiefliegenden Gründen sammelt, sei es, um stagnierend Sümpfe zu bilden oder in Flußbetten hinzuziehen, da erwächst der Urwald in seiner ganzen Pracht und Herrlichkeit. Wie in einem tausendsäuligen Tempel reiht sich Stamm an Stamm; dicht ineinander verwoben bilden die Baumkronen die Wölbung. Kein Sonnenstrahl bringt in dieses Heiligtum der Natur; selbst der Schall wird gedämpft durch die mächtigen Laubmassen; dumpfe Schwüle lagert über dem weich-schlammigen Morast, in den der Wanderer knietief einsinkt. Oft versperren riesige, halbvermoderte Baumleichen, die das Alter oder die Wut des Orkans gestürzt, seinen Weg; knorrige Wurzeln überziehen wie riesige Schlangen den Boden, während seltsam verflochtene Lianenstämme wie Glockenstränge von der Wölbung herabhängen. Plötzlich wird die bange Stille, die diesem Dom eigen, durch ein furchtbares Gebrüll gebrochen; wie der mächtige Ton der sechszehnfüßigen Orgelpfeife dröhnt es, erst langgezogen, dann in kurzen Stößen, endlich in gedehntem Schlußton: es ist das Flußpferd, das sein Weib ruft. Staunend steht der Wanderer still; das Getöse brechenden, morschen Holzwerks sagt ihm, daß das Untier sich naht. Den unförmlich breiten Kopf gesenkt, mit den großen, trüben „Fischaugen“ dumm vor sich hinglotzend, mit den weitgeöffneten Nüstern schnaubend wie ein Dampfpflug, zieht es eine tiefe Furche im Morast. Es watet dem nahen Flusse zu. Der mächtige, tonnenförmige braunschwarze Körper verschwindet im dichten Ufergehölz; ein Aufbrausen des Wassers, als wäre ein Schiff vom Stapel gelassen, erschallt; dann ist's wieder still im Urwald.

Folgt der Beobachter dem Pfade, den der Koloß gebahnt, so eröffnet sich ihm, nachdem er den Vorhang, der aus lianendurchwebtem Laubwerke gebildet, den Urwaldtempel gegen die vom

Flusse geschlagene Lichtung verschließt, gelüftet, ein wunderbares Bild. In trägem Laufe wälzt sich die trübe Flut dahin; hier von einem gigantischen, vollkronigen Baume, der, vom Strome unterwaschen, quer ins Flußbett fiel, halb abgedämmt, dort über schwarze Schlamm- oder gelbe Sandbänke fließend, an anderer Stelle wieder von steilen Uferwänden eingeengt, schneller und wirbelnd ziehend. Während im Innern des Urwaldes aus Mangel an Licht und freier Luft wenig Unterholz auftritt und aus dem Gewirr der Laubkronen die einzelne Schönheit sich nicht sondert, entfaltet sich hier, am Strande der Lichtung, frei und ungezügelt der Pflanzenwuchs. Es ersprießt neben vielen anderen Bäumen die zierliche, vielstämmige wilde Dattelpalme, deren bohnengroße längliche Frucht den Affen eine gesuchte Speise bietet.

Himmelanstrebende Bäume mit weit ausladenden Ästen erheben sich hier und dort und unterbrechen die gerade Horizontale der Mittelwaldkronen; zierliche Schlingpflanzen spannen sich guirlandengleich von Baum zu Baum, schwebende Affenbrücken bildend; ihre Enden hängen herab und schaukeln, graziös vom Winde bewegt; mancherlei Büsche mit meist feurigrot- oder gelbleuchtenden Blüten, oft auch mit einem zart lila Blumenflor, wachsen auf dem Rande der Flußböschung; dicht am Wasser jedoch, im schwarzen, zähen Schlamme, entfaltet die kopfgroße Zwiebel eines lilienartigen Crinum seine schneeweißen, von roten Adern durchzogenen Kelche aus hellgrüner Rosette breitschwertförmiger Blätter. An Farbe jener Blume täuschend ähnlich, steht unbeweglich der Silberreiher. Er harrt der Krabben und Fische, die sich ihm unachtsam nähern. Andere Stellen des Ufers sind von weiten Schilfhorsten bestanden, die oft in das seichte Flußbett hineinwuchern und in ihren wogenden Massen dem Wasser gleichen, in dem sie sich spiegeln. So ist der Palast des Flußpferdes beschaffen. Laßt uns sehen, wie es darin haust!

In Familien von oft 20 Gliedern — die Weiber und die heranwachsende Jugend sind dem Familienhaupte unterthan — behaupten sie ein bestimmtes Revier im Flusse, Sumpfe oder Meere, in welch letzteres sie oft meilenweit hinausziehen. Ein einzelnes Tier hielt sich sogar lange Zeit am Nordende Sansibars auf, muß also wohl den breiten Meerarm zwischen dieser Insel und dem Festlande

überschwommen haben. Übrigens saufen die Flußpferde das Meerwasser nicht, finden auch wohl schwerlich in Algen oder anderen Seepflanzen Nahrung, sondern begeben sich jede Nacht ans Land, um ihre Vorratskammer, den geräumigen Magen, zu füllen. Auch die, welche das Brack- und Süßwasser zu ihrem Aufenthalte bei Tage gewählt — und letztere sind bei weitem die meisten — fressen wohl nur bei Nacht; wenigstens gewahrte ich nie ein Tier auf der Weide, so lange die Sonne am Himmel stand. Sie kehren vielmehr mit dem ersten Morgenrot in ihr nasses Versteck zurück.

Eine solche schwimmende Herde gewährt dem „stillen Beobachter“ ein höchst anziehendes Bild: bald taucht der Kopf des einen, bald der des andern aus dem trüben Wasser auf, schnaubt einen feinen Wasserstaub, der in der Sonne Regenbogenfarben bildet, aus und schleudert mit schneller, fast zitternder Bewegung das Wasser aus den kleinen Ohren. Von der Seite betrachtet ähnelt er in diesem Augenblicke einigermaßen einem Pferdekopfe (besonders da der unförmliche, massige Unterkiefer bis zum geschlossenen Maule im Wasser verbleibt), weshalb das Tier wohl seinen in jeder anderen Beziehung so schlecht passenden Namen „Hippopotamus“ (Flußpferd) erhalten. Es schaut und horcht umher, grunzt befriedigt vor sich hin oder macht seinem Herzen in einem tiefen Liebesseufzer Luft, dem eine seiner Ehehälften antwortet, schwimmt träge eine kurze Strecke stromauf oder stromab, holt tief Atem, schließt die klappigen Nasenlöcher und sinkt wie Blei unter, um nach ungefähr einer halben Minute abermals zu erscheinen, entweder (wie in stehendem Wasser) an derselben Stelle oder (wie im Flusse) etwas abwärts getrieben.

Die heranwachsenden Jungen halten sich stets in der Nähe der Mutter und ahmen, wenn auch anfangs etwas ungeschickt, deren Bewegungen nach. In der allerfrühesten Jugend jedoch, wenn die Beinchen noch zu schwach, um ihre Pflicht zu thun, liegen sie wie in einer Wiege auf Kopf und Hals der Mama, sich mit den Füßen vor und hinter den Ohren derselben festklammernd. So sind sie zugleich gegen jede Gefahr geschützt. Wehe dem Krokodil, wenn es sich lüstern auf das zarte Fleisch des Säuglings heranschleicht; das nahe, furchtbar bewehrte Maul der Mutter würde das „Teufelsvieh“ zweiteilen wie eine Sardelle. Zeigt sich in der Entfernung ein

Kahn der badenden Herde oder erschallt irgendein ungewohntes Geräusch, so entsteht große Unruhe. Höher und öfter erheben sich die Köpfe aus dem Wasser, ängstlich und doch zugleich wütend geschüttelt; mit starkem Stoße, begleitet von grimmigem Knurren, spritzt das Wasser in hohem Strahle aus den Nüstern. Die Jungen drängen sich an ihre Mütter, welche, wie die anderen, die tiefsten Stellen des Flusses aufsuchen. Ist die Gefahr festgestellt und nähert sie sich, so werden übrigens die Untiere sehr kleinlaut; immer seltener erscheint eines, zuletzt nur noch der Alte, bis auch ihm schließlich ungemütlich zumute wird. Unter dem Wasser, auf der Sohle des Flußbettes im Schlamm watend, fliehen die Tiere; aber nur langsam bringen sie den gewaltigen Tonnenleib von der Stelle. Da die vor dem Untertauchen eingenommene Luft nun nicht lange vorhält, so sind die Tiere wohl oder übel gewungen, sich dem Wasserspiegel zu nähern und wenigstens ihre Nase der Gefahr auszusetzen. Mit erstaunlicher Schnelligkeit ziehen sie dieselbe nach eiligem Luftschnappen aber wieder hinter die Wassercoulisse zurück.

Da die Untiere im schlammgetrübten Elemente nicht genau zu sehen vermögen, so will zuweilen der böse Zufall, daß gerade über der Stelle, an der sie auftauchen, der schmale Baumkahn des Negers gleitet, der dann auch gewöhnlich an diesem Fleischriff scheitert, d. h. von ihnen umgestürzt wird. Nicht weniger erschreckt aber als der Schwarze, der eilig durch Wasser und Schlamm dem Ufer zuzappelt, ist dann auch das Flußpferd; augenblicklich verschwindet es, und nur ein kräuselnder Wellenstreif zeigt, wie es sich spornstreichs davonmacht. Es giebt übrigens alte griesgrämliche Flußpferde, die, durch eine „jüngere Kraft“ verdrängt, von ihrer Familie verstoßen und einem Lear gleich, einsam umherirren, ihrem Groll nachhängen, alle Manier außeracht lassen und jedem, der ihrem Weg kreuzt, grimmig anschnauben. So begegnete es uns, als wir mit Herrn Hagenbeck aus Hamburg von Juni bis September 1873 in den Gebieten des Kingani- und Wamiflusses reisten und uns in einem vierruderigen Boote befanden, in dem eine große Provisionskiste stand, deren Höhe das Bord überragte und auf deren Deckel unsere verschiedenen Gewehre lagen, daß ein solcher Junggesell, der wohl durch den Gesang unserer schwarzen Ruderer im Schlafe, den er im dichten

Uferschilfe gehalten, gestört worden, sich ins Wasser stürzte und gegen uns anbrauste. Ich saß, nur eine leichte Vogelflinte in der Hand — denn ich war eben daran, uns ein Reiherbraten-Frühstück zu besorgen — im Schnabel des Bootes; Hagenbeck nahm den Platz am Steuer ein, ergriff aber sofort vom erwähnten Kistendeckel unsere Elefantenbüchse (Kaliber acht mit Sprengkugel), um dem „alten Knaben" guten Morgen zu sagen. Dieser aber tauchte, wie um einen Anlauf zu nehmen, unter und rannte wie ein Sturmbock dem Boote in den Bauch, so daß ein Plankenstück von doppelter Handlänge ausbrach und unser Schifflein an der gegenüberliegenden Seite Wasser schöpfte.

Aber die Geistesgegenwart verließ uns nicht. Hagenbeck warf einen neben ihm sitzenden Negerdiener über die Flinten, die bereits angefangen zu rutschen und, einmal im Wasser liegend, sicher für immer verloren gegangen wären; ich packte einen der Ruderer, drückte ihn auf den Leck, aus dem ein Wasserstrahl einquoll, und stopfte diesen mit der nackten Seite des Entsetzten zu, ihm bedeutend, sich nicht zu rühren. Dies alles war das Werk eines kaum bestimmbaren Zeitraumes. Unserem Angreifer schien übrigens die Nuß, die er zu knacken versucht, denn doch etwas gar zu hart und er fand es geraten, im wahren Sinne des Wortes „Hals über Kopf" auszukneifen. Dabei legte er aber sein ungeheures Hinterteil bloß, und Hagenbeck fand eben noch Zeit, an ihm mit Pulver und Blei eine gewisse Operation vorzunehmen, die in Europa gewöhnlich der Barbier verrichtet; der Patient schied, in der Eile selbst den Dank vergessend, auf Nimmerwiedersehen. Wir aber fuhren zu Land, flickten das Boot aus und zogen, noch lange lachend, weiter.

Gegen 10 Uhr vormittags verlassen die Flußpferdherden das Wasser und lagern auf den Schlamm- und Sandbänken, die sich in diesen von keinem Strombaumeister regulierten Flüssen allenthalben finden. Hier entwickelt sich ein liebliches Stillleben: die Alten liegen im weichen Schlamm und Sand gebettet, in den gemütlichsten Stellungen „dickfellig" hier und dort und befinden sich so recht „sauwohl"; die Jungen krabbeln um ihre mächtigen Leiber herum, liegen auch saugend oder im Saugen eingeschlafen neben der Mutter, oder spielen und „fechten" mit den schon ganz respektablen Mäulchen,

ihre noch nicht „gebrochene“ Stimmen übend. Dazwischen schnarcht der tiefe Baßton des ernsten, schlafenden Vaters.

Plötzlich kracht aus dem Röhricht in nächster Nähe ein Schuß. Jäher Schreck durchfährt die Herde; einer über den andern stürzen sich die Kolosse ins nahe Wasser, das hoch aufbrausend sich über ihnen schließt. Nur eins, von einer Kugel ins Hirn getroffen, bleibt zurück. In furchtbarem Todesringen wühlt der mächtige Körper tief in dem schwarzen Schlamm; der greuliche Rachen öffnet und schließt sich krachend, ein dumpfes Todesröcheln, ein letztes Zucken, dann liegt es verendet da, einem gestürzten Eichstamme gleich. Wenn die Flußpferdfamilie ungestört bleibt, so verweilt sie bis nahe 4 Uhr nachmittags auf der Bank, nur daß eins oder das andere einmal zum Baden geht, um die durch Trockenheit der Luft oder Sonne eingeschrumpfte „Dickhaut“ wieder etwas aufzuweichen, kehrt aber dann meist bald wieder zum weichen Schlammbette zurück. Gegen Vier nun betreten sie wieder allesamt ihren nassen Lebenspfad und wiederholen dieselben Wasserspiele wie morgens, deren Schilderung ich oben bereits versucht habe.

Wenn die Tropensonne ihren „feurigen Ritt“ vollendet, sei es, um magischem Mondlichte oder schnell eintretender Finsternis zu weichen, dann tritt, nachdem kaum das leise Abendzwitschern der Vögel verklungen, ein Nachtleben in seine Rechte, welches in seiner mächtigen Entfaltung zeugt von der nie ermüdenden Naturkraft in äquinoktialen Gebieten: der Äolsharfenklang tanzender Moskitos, das Schnurren großer Grillen, das scharfe Zirpen geisterhaft segelnder Fledertiere aus der Nähe, das Kläffen der Schakale, das schaurige Grabesgeheul der Hyäne von der entfernteren Steppe, das gierige Gähnen des Leoparden und, alles übertönend, das Kommandowort des Löwen, des Königs im Reiche der Tropennacht, wirkt überwältigend und lehrt den Menschen erkennen, welch ein Schwächling er ist. Jetzt erwacht auch das Flußpferd aus dem Hinbrüten, dem es bei Tage sich ergeben. Wie Dämonen entsteigen sie dem Wasser und dem grauen schwülen Nebel, der darauf lagert. Posaunengleich dröhnt das Brüllen, mit dem der Alte zum Sammeln ruft, durch die Finsternis; aus Ufergebüsch, aus dichtem Schilfhorste, begleitet vom Knacken brechender Rohre, schallt ihm die Antwort der Weibchen.

Geräuschlos entfernt sich die Herde vom Wasser durch Sumpflachen, Urwald und Grasdickicht; voran schreitet der Alte mit dem breiten Maule und der gewaltigen Brust, den Weg durch den Dschungel für die ihm folgenden Seinen bahnend. Da aber, wo das Terrain freier, bewegt sich der Troß durcheinander, das Junge zur Seite der sorgsam umherblickenden Mutter. Wo mögen sie hinziehen, die Unholde?

Ein gar seltsamer Ton schlägt mir, der ich den nächtlichen Wanderern folge, ans staunende Ohr; stammt er aus dem Kuhhorne eines heimatlichen Hirten, oder hat ein grausames Geschick einen deutschen Nachtwächter in diese unwirtlichen Gefilde geschleudert und ihn verdammt, aus geborstenem Horne sein Leid ewig den Sternen zu klagen? Diesem Getöne schreiten die Flußpferde zu; schon klingt es ganz aus der Nähe — da verstummt's. Die Tiere drängen vorwärts; ich folge schleichend und erreiche bald den Rand der Lichtung, wo ich mich verstecke. Vor mir liegt, vom eben aufgehenden Monde beleuchtet, das Reisfeld eines Negers; die heuschoberähnliche Hütte scheint verlassen, denn kein Gesang, kein Klang der Handtrommel läßt sich aus ihr vernehmen. Stille rings umher. Was aber gewahre ich dort? Aus dem Wasserspiegel, der hier und da zwischen den noch jungen Reispflanzen hervorblickt, erhebt sich auf vier wohl zehn Fuß hohen, schwankenden Stöcken ein flaches, kaum quadratmetergroßes, nestähnliches Dach aus Astwerk und Stroh, auf dem, wie ein brütender Vogel, die schwarze Gestalt eines Negers kauert. Er war der Musikant, der das Horn seines Vaters und Vorvaters ergriffen, um durch dessen Schreckruf die Verwüster seiner Saaten fernzuhalten. Mögen nun auch die Väter und Vorväter der Tiere, die ich begleitete, diesem dem „Organe" des Herrn der Schöpfung ähnlichen Tone gewichen sein, die jetzige Hippopotamusgeneration, da es nie gefährlich sich zeigte, hat die frühere Achtung vor ihm in Liebe verwandelt und folgt, wie das Vieh der Schalmei, freudig seinem Rufe; führt es sie doch zur saftigen Reisweide. Als wären es Sicheln, mähen die breiten Schneidezähne der Ungetüme die köstliche Saat, die gewaltige Zunge führt sie zum Schlunde und Magen; lange währt es, bis dieser gefüllt ist; was den Weg zu ihm nicht gefunden, haben die ungeschlachten Beine in den Schlamm geknetet.

Und der Musikant? War ihm schon beim ersten Gewahren der Untiere das „Gebläs" ausgegangen, so mußte ihn jetzt wohl, da dieselben sich dicht unter seinem klapperigen Gestell herumwälzten, kalter Graus erfassen. Wenn einer der Giganten mit der Schulter anstieße, aus Versehen oder Mutwillen, so würde der leichte Pfahlbau unzweifelhaft zusammengebrochen sein, und wahrscheinlich hätte er dann wie seine Pflanzung, eingeknetet im Morast das Grab gefunden. Wenn nun die Flußpferde ihren Hunger gestillt — und dazu gebrauchen sie fast die ganze Nacht —, so kehren sie, hier und dort auch wohl noch etwas junges Gras abweidend, zum Wasser zurück.

J. M. Hildebrandt (1875).

Abessinien.

1.

Charakteristik des Hochlandes. — Die drei Terrassen. — Munzingers Schilderung der Pflanzen- und Tierwelt.

Das Hochland Abessinien (Abessinien, das Äthiopia der alten Welt, wie es noch heute im offiziellen Stil des Negus heißt, von den Eingeborenen Itiopya, nur selten Habesch „Land der Abai" genannt), ist ein gewaltiges, in mehrere Stufen gegliedertes Plateau, ein unregelmäßiges Dreieck, welches ca. 1100 km von Süden nach Norden und etwa 1000 km von Osten nach Westen mißt. Folgt man von Chartum aus dem gewöhnlichen Karawanenweg nach Wold Medineh und Sennaar, so schneidet man den Blauen Strom, den Dinder und Rahat und erreicht endlich im Angesicht der ersten Terrasse des abessinischen Hochlandes den oberen Atbara bei Matama in der Landschaft Kalabat, dem langjährigen Zankapfel zwischen den Ägyptern und Abessiniern. Das an Durrah und Baumwolle reiche Land wird von mohammedanischen Negern bewohnt.

Steigt man von Kalabat nach Abessinien hinauf, so durchschreitet man zuerst drei Tage lang einen Wald, in dem Abessinier, Sennaariten und Ägypter so oft miteinander gekämpft haben, und erreicht dann nach Überschreitung des Gandowa den untersten Absatz jener Terrassen Ambas, aus denen das abessinische Hochland sich, nach Hartmann, in folgender dreifachen Gliederung zusammensetzt:

1) Die Kolla oder Kulla (Quala), die unterste Terrasse, durchschnittlich 3000—4800 Fuß über dem Roten Meere, mit einer Temperatur von 20—28° R.

2) Die Woina-Dega (das „Weinland"), 4800—9000 Fuß (nach anderen 1400—2750 m) hoch; 11—21 ° R. Sehr fruchtbar: Weinstöcke, Datteln, Zitronen, Obstgärten von Aprikosen- und Pfirsichbäumen.

3) Die Dega (d. i. „kaltes Land"), 9000—1400 Fuß hoch; 7—10 ° R., nachts tief unter dem Gefrierpunkt.

Wir geben jetzt dem besten Kenner Abessiniens, Werner Munzinger, das Wort. Derselbe lebte fast 20 Jahre (von 1854 bis 1875) in Ostafrika, namentlich in Abessinien und am Roten Meere, zuerst in Handelsgeschäften, dann als Teilnehmer an der Heuglinschen Forschungsreise (1861), hierauf als britischer Konsul in Massaua (1865), als Begleiter der englischen Armee in Abessinien, als Forschungsreisender und Entdecker des Adelbadsees, als Gouverneur von Massaua, zuletzt als Pascha und Generalgouverneur des östlichen Sudan *).

Wer je Abessinien gesehen hat, wird immer mit Bewunderung an diese afrikanische Schweiz zurückdenken, am südlichen Ende des Roten Meeres gelegen, schroff gegen dessen Gestade hinabstürzend, langsam gegen die oberägyptischen Wüsten sich abstufend. In breiten Terrassen erhebt sich Abessinien bis über 10 000 Fuß und seine Gipfel lassen unseren Alpenkönigen nur den ewigen Schnee. Die weiten Hochebenen sind durch Klüfte zerrissen; die wilden Winterströme, von tropischem Regen geschwollen, graben sich tiefer und tiefer schauerliche Abgründe, und die Zeit erweitert die schmalen Klüfte zu breiten Tiefthälern, die mit der Macht der tropischen Vegetation uns verführen. Aber wehe dem Anwohner! Da lauert die geringelte Boa auf dem schmalen Wege; da ist das Jagdgebiet des Löwen und der Elefant weidet friedlich, da schreckt dich das blasse Fieber aus dem paradiesischen Traume. Die Natur will den Menschen hier nicht zum Zeugen ihrer Pracht haben. Und doch wie schön! Das hohe schilfige Gras verschlingt den Reiter; nur mühevoll tritt er sich einen Pfad, wenn nicht die Elefantenherde ihn schon geebnet hat. Die weitästige Sykomore mit ihrem ungeheuern hochragenden Stamme und den breiten Blättern bietet ihre Feigen und

*) W. Munzinger, Ostafrikanische Studien. Schaffhausen 1869.

ihren mächtigen Schatten. Die ast- und blätterarme Adansonie verwundert dich mit ihrem falben Laub und ihrem mürben, kraftlosen Holz. Hier ist Urwald; hier liegen wuchtige Stämme, der Verwesung preisgegeben, und versperren den Weg. Frisch sproßt das neue Gras aus der nie abgeräumten, nutzlos verfaulenden Weide. Hab acht! Der Dornenbaum zerreißt deine Kleider mit seinen krummen Stacheln und grausame Disteln und Nesseln verletzen den unbedachten Fuß.

Wo aber das Thal sich verengt und das Wasser mühsam über die Granitblöcke von turmhohen, senkrechten Schieferfelsen sich einen kargen Weg bahnt, da ist es dunkel fast den ganzen Tag, denn nur wenige Mittagsstunden dringt die Sonne in die schauerliche Tiefe. Hier wird selbst der Vogel scheu und stumm, und die am spärlichen Wasser sich labende Gazelle lauscht ängstlich auf bei jedem Geräusch in der fluchtwehrenden Enge. Da ist fast ewige Stille, nur unterbrochen von dem ewigen Murmeln des sich ins Freie drängenden Baches, selten gestört von dem Geheul der an den jähen Abgrund sich klammernden Affen.

Wehe dem, der hier weilt in der Regenzeit! Von langer Fahrt müde, bettet sich der Wanderer in dem Thal. Er ist von der Hitze erschöpft, diese finsteren Gründe laden ihn zur Ruhe. Im heißesten Mittag wiegt er sich dort in süße Träume; seiner harrt das freundliche Heim — da dröhnt es dumpf im Hochgebirge; ein Schuß, ein zweiter, — dann der schreckliche, den ganzen Himmel durchrasende Donner.

Doch fürchtet er noch nichts. Das Gewitter ist ja so fern. Er weilt und träumt, er sei schon bei den Lieben. Da erhebt sich von oben ein Rauschen, wie wenn der Wind durch die Blätter fährt. Es wird lauter, gewaltiger; es zischt, es prasselt, es tost und brüllt, als wenn die bösen Geister anführen, — nun nahet es, hoch wie eine Mauer, schäumend, sich überstürzend; das kleine Waldbächlein ist zum gewaltigen Strome geworden, der wild ins Thal hinabrast, die tiefgewurzelten Sykomoren umrennt, die grasige Ebene mit Schutt bedeckt und alles überflutet.

Es geschah vor wenigen Jahren, daß ein ganzes Zeltlager, in einem breiten, trockenen Strombett errichtet, von einem solchen Wild-

bach überfallen ward, der die Beduinen, ihre Herden und Zelte unwiderstehlich mit sich fortriß und Menschen und Tiere in seinen Wellen begrub.

So sind die Tiefländer Abessiniens schön und doch furchtbar. Besser ist es zu wohnen in dem kalten, vom Wind gefegten, baumlosen, wildarmen Hochland. Die Erde giebt nicht so üppige Ernten, aber doch ergiebige; die kältere Luft ermöglicht die Arbeit. Der Mensch ist da stärker; der Ackerbau hat ihn seßhaft gemacht; Dorf reihet sich an Dorf. Die Natur ist besiegt, das Raubtier hat sich scheu in die Wildnis zurückgezogen. Die dunkelfarbigen Bewohner sind aber ein hartes, rauhes Geschlecht geblieben.

---

2. Der Tana=See und dessen Uferlandschaften.

Das abessinische Alpenland ist reich an Alpenseeen, ja tief unten im Assal=See besitzt es ein Gegenstück zum Toten Meere, da er gleichfalls tiefer als das Meer liegt, von rauchenden Vulkanen und einer grauenhaften Stein= und Sandwüste umgeben ist und eine dicke Kruste Salz absetzt. Dieses ist hier selten und bildet einen namhaften Handelsartikel, da man Stückchen Salz in der Form von Wetzsteinen als Münze benutzt.

Großartig und dabei reizend gelegen ist der Tana=See, auf dem Hochlande liegend, der, von gewaltigen Bergzügen umkreist, dem ungeheuren Becken eines Kraters gleicht. Mehr als 30 Flüsse, z. B. Reb, Gumara u. a. münden in denselben und erhöhen durch die Massen des mitgeführten Schlammes so sehr dessen Bett und Ufer, daß derselbe bedeutend an Umfang abgenommen hat. Der Blaue Nil fließt von Westen her in denselben und verläßt ihn an der entgegengesetzten Seite wieder, um, in Schluchten herabstürzend, das Hochgebirge spiralförmig zu umziehen und dann bei Chartum in den Abiads zu münden. Er entspringt 3890 m hoch am Giesch=Abai, heißt daher Abi oder Abaï, verbindet sich mit dem Kebezza, stürmt als breiter Strom in den See, verläßt denselben in einer Breite von 200 m, verengt sich dann in tiefer Schlucht bis auf 5 m und

fällt in einer Reihe von Katarakten auf einem Wege von 40 Meilen an 2000 m tief, wobei er viele Nebenflüsse aufnimmt.

Der Tana-See, eine Wassermasse von 60—70 Quadratmeilen, hat über 8 Meilen Breite und 12—15 Meilen Länge, im Norden 200 m Tiefe und füllt einen Teil des Amhara-Plateaus, dessen Höhe Rüppell auf 1910 m schätzt. Aus seinem klaren Wasser tauchen zahlreiche Basaltinseln auf, die mit dem frischen Grün subtropischer Gewächse bedeckt sind. Klöster, Kirchen und Einsiedeleien schauen überall mit ihren grauen, spitzen Strohdächern aus dem Schatten der Bäume hervor und verleihen dem See ein liebliches Ansehen. Seine Umgegend wird fleißig bebaut und von allen Seiten her von den Rinnsalen munterer Bergwasser durchzogen, daß mancher Europäer, wenn er diese lachende Landschaft überblickte, entzückt ausrief: Hier laß uns Hütten bauen! Bei Sturm und Gewitter dagegen gleicht der See einem wilden Meere. Hochauf türmen sich die Wogen, an die steilen Basaltfelsen der Ufer schlägt eine schäumende Brandung, weithin rauscht, wirbelt und brodelt es von übereinanderstürzenden Wellen, daß man den friedlichen Bergsee nicht wiedererkennt. Als Landesmerkwürdigkeit befindet sich einige Meilen von ihm eine steinerne Brücke, die in acht Bogen über den Blauen Nil führt an einer Stelle, wo dieser nur 2 m breit ist. Doch stehen von diesem portugiesischen Baue nur noch die Pfeiler und die Trümmer ihrer Befestigungen.

Heuglin umwanderte einen Teil des Tana-Sees, den er für ein Kraterbecken, die Inseln für Kraterränder hält, da der See trichterförmig gestaltet zu sein scheint, viele Vorgebirge aus vulkanischen Gesteinen oder Basaltsäulen bestehen und die Ufer vielfach von Rissen und Spalten durchzogen sind. Dicht am Ufer ziehen sich Wiesen und Weidengebüsch hin mit stehenden Wasserflächen, auf denen es von rot- und gelbschnäbeligen Enten wimmelt, wogegen das felsige Ufer von Akaziengestrüpp und Schlingpflanzen umsponnen wird, hier und da riesige Aloes sich erheben, und der Reisende zuweilen, den schwierigen Zickzackwegen folgend, im Schatten großkroniger Feigenbäume ein Gehöft findet.

Im Ufergebüsch wimmelt es von Wildschweinen und Antilopen, im See von Flußpferden, welche von den Woito harpuniert und

verzehrt werden; im übrigen benutzen nur Kaufleute den See als Straße, um Kaffee, Baumwolle, Honig u. s. w. zu versenden. Pelikane kreisen hier und da um seichte Stellen, auf einem Felsblock sucht der Schlangenhals-Strandläufer nach Schaltieren und fallen Nilgänse geräuschvoll ins Rohrgebüsch. Mit Sonnenuntergang beginnt ein furchtbarer Lärm, denn krächzend eilen Scharen von Reihern nach ihren Nachtständen. Dann pfeift, braust, schnarrt und trompetet es wie ein wildes Heer, weil Tausende von Schwänen und Höckergänsen in den hochaufbrausenden See einfallen, mit ihrem Lärm das Grunzen der Nilpferde übertönen und die backofenartigen Hütten der Fischer erbeben machen.

Andere Scenen bietet die Uferlandschaft; Stachelschweine bohren zahllose Löcher in den Boden; auf den Grashalmen schaukeln sich Finken, die ihren Anteil an der Ernte begehren; auf den Erdschollen sitzen Schwalben und verzehren die weggeschnappten Bienen oder Heuschrecken. Riesen- und Fischreiher lauern auf Schlangen, die im dürren Grase dahinschlüpfen; Weihen streifen über den Wiesengrund und in den Durrahfeldern schmausen Enten, Gänse, Kraniche und Schwäne. Madenhacker hüpfen auf dem Rücken der Herdentiere umher; am Ufer wimmelt es von Schwalben, Kibitzen, Regenpfeifern, und an den Reitpfaden steht das Gras so hoch, daß es den Reiter überragt; des Nachts aber stimmen Hyänen ihr schauerliches Geheul an.

Am südöstlichen Ufer des Sees auf einem Basaltfelsen liegt die Stadt Kaniza, auch Korata genannt, von wo aus lebhafter Handel über den See getrieben wird und in welcher viele Geistliche leben. Den Mittelpunkt der Stadt bilden die Kirchen, um die herum die spitzdachigen Häuser, umgeben von wohlgepflegten Gärten, zerstreut umherliegen, wobei von Hecken eingefaßte Fußpfade als Wege dienen. Über dieses Heckengrün schauen Granatbäume, Pfirsiche, Kaffeesträucher, Bananen, Zitronen u. s. w. hervor und erquicken sich an dem kühlen Luftzuge, der vom See herüberweht. Nach dem Wochenmarkt wird rohe Baumwolle, aber auch Banmwollengewebe auf Eseln gebracht, um nach Gondar und Massaua versandt zu werden.

3. Das Volk, dessen Glauben, Sitten, Gewerbfleiß.

In den ersten Jahrhunderten unserer Zeitrechnung stand Abessinien auf der Höhe der damaligen Kultur; das Christentum, das ununterbrochen von Ägypten den Nil hinauf bis hierher reichte, schuf einen stetigen Verkehr mit dem römischen Reiche. In Glauben, Sitte, Recht und Feinheit des Lebens war es uns ähnlich. Doch durch die Fortschritte des Islams vom Abendlande abgeschnitten, blieb es in seiner Entwickelung stehen; und wie der, welcher nur steht, zurückgeht, so ist auch Abessinien zurückgegangen und hat oft genug den friedlichen Bauer unter die Waffen gerufen, weil derselbe seine Felder verwüstet, seine Ernten vernichtet sah, haben doch die Kriege die edleren Keime des Volkes noch nicht zu unterdrücken vermocht. Es giebt noch immer treue Gattenliebe und nicht selten folgt die trauernde Gattin ihrem Herrn freiwillig in den frühen Tod! Brave Söhne opfern jahrelange Arbeit, um ihrem alten Vater angenehme Tage zu bereiten. Der müde Wandersmann oder frierende Bettler findet noch immer ein gastfreundliches Dach und der Mißhandelte einen Fürsprecher. Auch an ritterlichen Beschützern der Frauen und Schwachen fehlt es nicht.

Ist auch die Industrie noch in ihrer Kindheit, so weiß sich der Abessinier auch ohne fremde Zufuhr warm und gut zu kleiden. Nur der Luxus wendet sich ans Ausland. Die Goldarbeiter, Maurer, Schmiede und Drechsler weisen Arbeiten vor, deren sich unsere europäischen Handwerker nicht zu schämen brauchten. Wenn auch der Handel infolge der Unsicherheit immer mehr abnimmt, so darf man doch nicht glauben, es ständen die Abessinier ihren Brüdern, den Juden, Phöniziern und Arabern, an Krämergeist nach.

Schulen sind selten. Wie in unserem Mittelalter lernen nur die Geistlichen und Ärzte lesen und schreiben. Die abessinische Schrift ist freilich auch sehr kompliziert: da die Konsonanten mit Buchstaben bezeichnet werden, die je nach dem angehängten Vokal sich umgestalten, so ist das abessinische Alphabet nahezu an 200 Buchstaben stark, die ein viereckiges Lapidaransehen haben; die altäthiopische Sprache ist dem Arabischen, mehr noch dem Hebräischen verwandt; sie lebt aber, gleich dem Lateinischen, nur noch in ihren Töchtersprachen und wird nur

noch von den Gelehrten fleißig studiert. Die Abessinier haben nur eine theologisch-asketische, aus dem Griechischen übersetzte Litteratur; doch entbehren sie nicht der Geschichte und ihre Chroniken werden bis auf den heutigen Tag fortgesetzt.

Die abessinischen Theologen suchen ihre Stärke in spitzfindiger Dialektik und in massenhaftem Auswendiglernen; man findet Leute, welche die ganze Bibel von Anfang bis zu Ende auswendig herzusagen wissen. Disputationen über Religion sind sehr beliebt, und es gemahnt an die Byzantiner, wenn man liederliche Soldaten, gefallsüchtige Damen und hohe, stolze Herren in allem Ernst über die zwei Naturen in Christus oder über die Prozession des heiligen Geistes disputieren hört.

Übrigens sind die Abessinier sehr wißbegierig; sie lesen gern, wenn ihnen nur Lektüre geboten wird. Sie lernen mit unerhörter Leichtigkeit und bewunderungswürdig ist die eiserne Beharrlichkeit, mit der sie ihr ganzes Leben an einem Zwecke fortarbeiten. Wir Europäer sind ungestüm; wir vollenden, was der Augenblick erlaubt, verlieren jedoch schnell die Geduld. Die Unverdrossenheit der Studenten in Gondar, die jahrelang unablässig von früh bis abends mit ihren Professoren sich einschließen und dann in der Stadt herumziehen, um ein notdürftiges Abendbrot zu erbetteln, könnte manchen europäischen Schüler beschämen. Ob Wißbegierde allein zu diesem Fleiße treibt oder ob die heftige Sucht, emporzukommen — immerhin ist auch letztere zu achten, da sie Besseres hoffen läßt. Geduld ist eine durchaus abessinische Tugend.

Den reichen Gaben, welche die Natur Abessinien zu bieten vermag, ist doch der Wert sehr verringert, da das Land der Kommunikationsmittel entbehrt. Es fehlen die Flüsse, die sich schiffbar ins Rote Meer ergießen sollten; es fehlen die allmählich nach Osten sich senkenden Ebenen, die den Kameltransport nach der Küste ermöglichen würden. Die Flüsse verhindern in der Regenzeit allen Verkehr; Straßen- und Brückenbau verlangt aber eine friedliche Regierung. Bei der bestehenden Unordnung im Lande finden die aufrührerischen kleinen Herren ihre Sicherheit in unzugänglichen Felsenburgen und die reißenden Ströme und schlechten Wege kommen ihnen zustatten. Sie haben selbst die alten, von den Portugiesen erbauten

Brücken abbrechen und die natürlichen Straßen unzugänglich machen lassen. Eine dauerhafte und vernünftige Regierung vorausgesetzt, würde der Bau guter Fahrstraßen nach Norden, wo das Hochland nicht schroff abfällt, keine großen Schwierigkeiten bieten und der Gewinn desto größer sein. Die Nähe Arabiens würde eine besondere Getreideausfuhr möglich machen; der Gallakaffee würde schon seiner Billigkeit wegen in Ägypten vorherrschend werden. Das Niederland könnte nicht bloß die nötige Baumwolle erzeugen, sondern so viel, daß auch Ausfuhr möglich wäre, während die Abessinier sie jetzt teilweise aus Indien beziehen. Das Spinnen ist die gewöhnliche Beschäftigung der Frauen aller Stände. Alle Kleider werden im Lande gesponnen. Die roten Baumwollenzeuge europäischer Fabriken taugen für die kalten Hochländer Abessiniens nicht. Aber das Färben der Stoffe ist unbekannt und man bedarf deshalb der Einfuhr besonders von roten Baumwollenzeugen (Suli) aus Indien, womit man die weißen Togen (Quari) säumt. Die reichen Metallschätze Abessiniens sind wenig ausgebeutet. Das Eisen wird im Lande bearbeitet. Blei ist fast unbekannt; die Kugeln werden meist aus Eisen und sogar von Stein gemacht. Das Kupfer, das zu Kesseln verarbeitet wird, kommt von Kairo.

Unter den Handelsartikeln der Ausfuhr ist besonders Wachs und Elfenbein zu nennen; in Massaua mögen jährtich 400—500 Zentner Wachs ankommen und für 20 000 Thaler Elfenbein.

An Gummibäumen ist das Land sehr reich; die Ebene zwischen Dokome nnd Zula ist sechs Stunden weit damit bedeckt. Auch die Senna, die bekannteste Medizinpflanze, schießt nach dem ersten Regen im ganzen Lande üppig auf. Das Hauptprodukt der Galländer ist der Kaffee; die erste Qualität, Gudru, hat kleine gelbliche Bohnen und ein starkes Aroma. Man vermischt sie aber oft mit der großen grünen Bohne des Godjam und in Massaua auch mit dem Mokka, wodurch dieser etwas wohlfeiler wird. Die Galla bringen ihre Waren gewöhnlich nur bis ins Godjam, wo der große Stapelplatz besonders für den Kaffee ist. Von dort führen die Karawanen die Waren weiter nach Massaua zum Roten Meer hinab.

Der Hafen von Massaua (mass-ūa) ist der beste des Roten Meeres. Die Insel gehört den Türken, ist regelmäßig regiert und bietet dem

Handel schon durch ihre Lage eine natürliche Sicherheit. Europäische Kaufleute und Schiffe finden hier einen Konsul, so daß sie für ihre Geschäfte keinerlei Schwierigkeiten zu fürchten haben. Dies gilt jedoch nur für die Insel. Die beständigen Umwälzungen, denen das Festland ausgesetzt ist, üben natürlich einen sehr verderblichen Einfluß auf den Binnenhandel. Bei dem gegenwärtigen Kriegszustande wagen die Karawanen kaum mehr zum Meere hinabzusteigen. Sie kommen überhaupt jährlich nur einmal von ihren Bergen, nämlich im Juni oder Juli. Die Waren sind in Bockhäute verpackt und gewöhnlich auf Maultiere geladen, die den Weg von den Grenzen der Gallaländer in zwei bis drei Monaten zurücklegen. Die Karawanen sind aber oft gezwungen an den Ufern des Takkazé zu warten, bis sein Wasser hinreichend gefallen ist, um den Übergang zu gestatten. Da die Regenzeit im Spätfrühling eintritt und das Wasser vor Oktober nicht sinkt, so kann man den Takkazé nur vom Oktober bis April mit Waren passieren. Dies bestimmt den Zug der Karawanen, die im Winter bis ins Godjam gehen, im Frühling zurückkehrend den Takkazé passieren und sich in Adua aufhalten, so daß sie im Juni in Massua ankommen.

Wäre Handel und Ackerbau gesicherter in Abessinien, als sie es jetzt sind, dann würden die Soldaten, die jetzt das Land verwüsten, auch wieder dem Ackerbau zurückgegeben, und es würde sich die Bevölkerung eines Landes, das die Größe Frankreichs hat und nur vier Millionen Einwohner zählt, bald verdoppeln, während sie jetzt infolge der Bürgerkriege abnimmt.

Als ein Volk haben sich die verschiedenen Völkerschaften, die Abessinien bewohnen, nie betrachtet; doch wurden sie bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts von einer Kaiserfamilie regiert, deren Gewalt sich ziemlich regelmäßig vom Vater auf den Sohn forterbte. Der Volksglaube, der sie vom König Salomo und der Königin von Saba abstammen ließ, verlieh ihr die religiöse Weihe. Wenn sich auch die Kinder dieser Familie oft um die Herrschaft stritten, so fiel doch keinem Fremden ein, ihnen das Recht auf den Thron streitig zu machen oder sich an ihre Stelle zu setzen. Unter König Joas (1753—1769) wurden die Gallas die mächtigste Hofpartei, sie entzündeten einen Bürgerkrieg, der zur Folge hatte, daß Sussul Michael,

Statthalter von Tigré, die erste Staatswürde eines Ras (Majordomus) erhielt, welchen Titel nachher jeder Statthalter annahm. Wie die Merovingerkönige von ihren Majordomus (Hausmaiern) in Schatten gestellt wurden, so auch die abessinischen von ihren Ras. Die führten erbitterten Krieg gegeneinander und setzten Könige ein und ab, bis es vor 18 Jahren einem kühnen und tapferen Soldaten namens Cassa gelang, ganz Abessinien unter seine Botmäßigkeit zu bringen und unter dem Namen Theodoros sich die Kaiserkrone aufzusetzen.

Unter diesem höchst talentvollen und energischen, aber auch höchst grausamen und launischen Herrscher ist Abessinien aus der Anarchie in die Despotie übergegangen. Mit blutiger Strenge hat Theodoros die Aufstände in den verschiedenen Teilen des Reiches niedergeschlagen; die Fürsten der Provinzen sind teils von ihm hingerichtet, teils gedemütigt worden. In Tigré hatte Fürst Negussin sich festgesetzt, eine mächtige Armee stand ihm zugebote, die Franzosen hatten ihm Hilfe versprochen. Während Theodoros im fernen Süden sich abmühte, ward er als König von halb Abessinien anerkannt und erst die plötzliche Rückkehr des Kaisers kostete ihm Thron und Leben. Die Haufen zerstoben, um sich dem ersten Neuerer wieder anzuschließen.

Gerade der tyrannische Übermut dieses Theodor war jedoch das Mittel in der Hand der Vorsehung, auch diesen Teil Afrikas für europäische Kultur zugänglich zu machen. Die englische Regierung setzte im Herbst 1867 einen großen Feldzug in das abessinische Gebirgsland ins Werk, unter Oberanführung des Lord Napier, und trotz der unermeßlichen Schwierigkeiten, welche namentlich durch den Lebensmitteltransport hervorgerufen wurden, endigte der Feldzug über Erwarten schnell und für die Engländer glücklich. Man hatte gefürchtet, König Theodor werde in seiner befestigten Hauptstadt Magdala nicht Stand halten und seine Gefangenen mit sich schleppend, sich weiter in unwegsame Gegenden des Landes zurückziehen; er hielt aber tapfer Stand, obwohl bereits seine Truppenmacht sehr zusammengeschmolzen war. Am 13. April 1868 ward Magdala von den englischen Truppen erstürmt. Theodor tötete sich selber und 14000 Mann legten die Waffen nieder. Die europäischen Gefangenen hatte der Despot bereits vorher den Engländern ausgeliefert.

Nach dem Tode des Negus verfiel das Land in allgemeine Verwirrung, in welcher es neuerdings dem Fürsten Cassa von Tigré gelang, sich des Thrones zu bemächtigen und den Fürsten von Schoa Menelik zu einem Friedensschlusse zu bringen. Als Johannes II. schlug er 1875 die von Arabel Bey und Munzinger geführten Ägypter, sowie 1876 den ägyptischen Prinzen Hassan.

---

4. Leben und Treiben auf einem abessinischen Wochenmarkte.

Ein lebhaftes Bild der verschiedenen Bewohner Abessiniens erhalten wir, wenn wir uns etwa das Treiben eines Wochenmarktes in einer der südöstlichen Städte jenes Landes vorführen.

Der Gouverneur der Stadt sitzt beaufsichtigend unter einem alten Akazienbaum. Kleidungsstoffe, Lebensmittel, Rohstoffe, Schmucksachen und Haustiere wandern hier im dichtesten Gewühl unter dem entsetzlichsten Lärmen aus einer Hand in die andere. Hier bewegt sich im schmierigen Gewande der Bebauer des Bodens kriechend heran und überreicht mit entblößten Schultern, in den Kot sich niederwerfend, dem Steuerempfänger das Maß Körnerfrucht aus dem Lederbeutel oder höhlt die vorgeschriebene Buttergabe aus dem Kruge aus. Dort schreitet der finsterblickende Adali in übermütiger Gleichgültigkeit durch das Gedränge, und sein mörderisches Säbelmesser sichert ihm von den Umstehenden gewaltige Ehrfurcht. Neben seinen ausländischen Waren und glitzernden Glasperlen kauert der verschlagene Höker aus Hurrur mit seinem Turban und blaugewürfeltem Schurz und feilscht um die Stücke schwarzen Salzes (Amoli), welche er als Kleinmünze einnimmt, mit einem Lärm und Eifer, als ob es sich um Tausende Maria Theresia-Thaler handelte. In kurzem Galopp hinsprengend betritt der wilde Galla den Schauplatz des Marktgewirres, die langen Haarstränge im Winde flatternd und das Gewand blau vom Fettschmutz von Jahren. Ein Honigkrug und ein Butterkorb sind hinten an seinem hochgespitzten Sattel aufgeschnallt. Das Roß ist mager und rauh wie sein Reiter. Durch das Markttreiben huschen Christen=

weiber mit Eiern und Geflügel. Ihre häßlichen Züge werden nicht verschönert durch das Ausrupfen der Augenbrauen, noch durch den kahlgeschorenen, von ranziger Butter triefenden Scheitel oder die große, bienenkorbförmige Haarhaube, und ihre schmutzigen Gestalten sind durchgängig in noch schmutzigere Hüllen gewickelt. Gleich schmierig, aber hellfarbiger und weniger häßlich als die plumpen Damen Schoas, sind die Mohammedanerinnen Argobbas und Ifats. Man erkennt sie sogleich an ihren langen, über die Schulter wallenden Haarflechten und an ihren vielen Rosenkranzkügelchen und Amuletten. Christen und Mohammedaner unterscheiden sich wenig in der Tracht; erst wenn das vermummende Umhängetuch abgenommen ist, zeigt sich der Rosenkranz der Mohammedaner von hellgefleckten Kugeln und die blaue Schnur um den Hals des Christen.

---

5. Der Aufstieg vom Roten Meere aus. Das Taranta-Gebirge.

Es ist keine leichte Arbeit, nach Abessinien einzudringen; wer es aber erreicht, der findet in der Natur auch Belohnung für seine Mühe, wenn auch die Menschen, welche jenes Paradies bewohnen, ihm desselben nicht wert scheinen. Steigen wir nun vom Roten Meere aus hinauf in die Hochlande.

Hinter uns liegt der ungesunde Küstensaum und die Samhara, die wir in wenigen Tagen durchschritten, vor uns aber, am westlichen Rande derselben, steigt jäh in einer Höhe von durchschnittlich 8000 Fuß das Taranta-Gebirge, der natürliche östliche Grenzwall Abessiniens an, über dem zackige Gipfel in die Höhe starren. Im Lichte der südlichen Sonne spielt es in den prächtigsten Farben, die uns in Entzücken versetzen; ein ewiger Wechsel von Licht und Schatten, Helle und Dunkel ist bemerkbar. Es wird einem wohler in der Seele, wenn man dem Gebirge näher und näher kommt; man treibt das Maultier zu schnellerem Laufe an, um bald die Luft der Gebirgsthäler genießen zu können. Die Pässe und Saumwege sind häufig so eng, daß nur ein Lasttier hinter dem andern zu gehen

vermag; stürzt eines, so versperrt es den Weg und die Karawane muß Halt machen. Der am meisten begangene Paß ist jener von Halai, durch den zur Regenzeit ein wild angeschwollenes Gebirgswasser dem Roten Meere zustürzt. Schroffe Bergmassen, welche aus senkrechten Schichten von Schiefer bestehen, begrenzen den Weg. Das Ganze macht den Eindruck einer wilden Einöde: Bergwände mit fast ganz nacktem Gestein ohne frischen Graswuchs erheben sich zu beiden Seiten, während die Thalniederung nur hier und da Baumgruppen zeigt. In Zickzacklinien führt der Weg weiter; es treten nun verschiedene Pflanzen auf: man bemerkt die ersten Tamarisken, dann die Kronleuchter-Euphorbien (Kolqual), die mit der Höhe des Gebirges an Häufigkeit zunehmen und äußerst charakteristisch sind; vorherrschend ist jedoch die Mimose. Jetzt sind wir oben in der erfrischenden Bergeshöhe; in der Nacht ist kalter Tau gefallen und der kühle Wind streicht über die Gipfel, von denen wir noch einen Blick rückwärts auf das Rote Meer — gleichsam zum Abschied — werfen. Der nächste Fluß senkt sich schon westlich ab — er gehört zum Gebiete des Nil. Abessiniens Grenze, die allerdings nicht so scharf gezogen erscheint, wie die Grenze eines europäischen Staates, ist überschritten, und das Dorf Halai, das erste des Landes, ist erreicht. Es schmiegt sich terrassenförmig erbaut an die Kuppe eines Hügels an; die Wohnungen sind kaum mannshoch und mit flachen Dächern versehen. Diese haben einen bodenlosen Topf in der Mitte, durch welchen das Tageslicht in die Hütte dringt und der Rauch hinauszieht.

---

6. Das Küstenland und seine Bewohner.

Die Beduan, Schoho und Danakil. — Die Wüste Samhara.

Die Bewohner der Samhara und des schönen Thales von Modat, in welchem die heißen Mineralquellen von Ailet liegend, nennt man zusammenfassend Beduan. Sie sind gleich den Abessiniern Semiten und reden die Tigrésprache. Alle bekennen sich zum Islam, doch vor einem Menschenalter waren sie noch Christen, wie es ihre

nächsten Nachbarn im Nordwesten, die Mensa und Bogos, noch heute — wenigstens dem Namen nach — sind. Sie sind alle Nomaden, die besonders Viehzucht treiben und Kamele, Rindvieh, Ziegen und Schafe halten. Letztere sind verschieden von den eigentlichen abessinischen Schafen; sie kommen vielmehr überein mit dem arabischen oder persischen Fettschwanzschafe und zeichnen sich durch einen schwarzen Kopf aus.

In der Umgebung des Golfes von Adulis bis zur eigentlichen Grenze Abessiniens wohnen Hirtenvölker, die Heuglin unter dem Namen Schoho zusammenfaßt, und zu denen er auch die Hasorta oder Saorto rechnet*). Sie reden eine eigene Sprache, haben eine eigentümliche Gesichtsbildung, sind bloß wilde Hirten, haben keine festen Wohnsitze und treiben keinen Ackerbau. Sie bekennen sich der Form nach allerdings zur mohammedanischen Religion, kümmern sich im Grunde genommen jedoch wenig darum. Rüppell sah in Arkiko Schoho, die sich durch einige Eigentümlichkeiten auszeichneten. Ihr Kopfhaar stand rund um den Kopf nach allen Seiten hin sechs Zoll weit steif ab und hatte durch die Menge des eingekneteten Hammelfettes eine graugelbe Farbe erhalten; mehrere bejahrte Männer hatten ihre grauen Bärte ziegelrot gefärbt; andere rochen bis in weite Ferne nach Zibethmoschus; dabei gingen sie in ganz zerlumpten Kleidern. Von den ihr Gebiet durchziehenden Fremden versuchen die Schohos auf alle mögliche Art Geld zu erpressen. So suchten sie Rüppell mehrere Schafe und Milch aufzudrängen; glücklicherweise hatten ihn aber seine Reisegefährten gewarnt, von ihnen anders als gegen bestimmte Zahlung etwas zu nehmen, da solche Schenkungen nur ein Kunstgriff seien, um den zehnfachen Wert dafür zu erzwingen. Uneingedenk dieser Warnung kostete er von

*) W. Schimper (Die geologischen und physikalischen Verhältnisse des Distriktes Arrho und der Salzhandel in Abessinien. „Zeitschr. der Geschichte für Erdkunde zu Berlin" XII, 109 ff.) giebt den Schohos als Wohnsitz den kleinen Landstrich zwischen Harkiko und der abessinischen Provinz Akulloguſſai. Die Schohos sind wie die Tältals, ihre Nachbarn, Diebe und Mörder, die in zügellosester Ungebundenheit leben, von Karawanen hohe Taxen erheben und einzelne Reisenden ausplündern oder ermorden. **V.**

einer freundlich dargebotenen Schale Milch, wofür er einen halben Maria Theresia-Thaler zahlen mußte!

Die Begrüßungsart der Schoho ist das Darreichen der Hand; wenn sie ausruhen, nehmen sie eine Stellung an, die man unter den ostafrikanischen Negern (z. B. bei den Bari am Weißen Nil) wiederfindet. Sie setzen nämlich die linke Fußsohle an das rechte Knie, biegen dann, indem sie sich mit der Achselhöhe der rechten Schulter auf einen Stab stützen, den Körper auf die rechte Seite und stehen so oft viertelstundenlang unbeweglich still, apathisch denselben Gegenstand anstarrend.

Folgt man in südöstlicher Richtung der Küste des Roten Meeres, so trifft man abermals auf ein anderes Volk, auf die ohne ein gesetzliches Band, in kleinen Familien, ohne politisches Oberhaupt lebenden Danakil (in der Einzahl Dankâli), welche bei den Arabern Tehmi oder Hetem heißen. Sie sind in den Küstenplätzen am Roten Meere ansässige Fischer und Schiffer, die auch mit der gegenüberliegenden arabischen Küste Handel treiben *). Obgleich sie kleine, offene Schiffe haben, die hinten und vorn in einen Schnabel auslaufen und gewöhnlich nur durch ein viereckiges, aus Matten verfertigtes Segel in Bewegung gesetzt werden, so wagten sie sich doch von je mutig weit in die See hinaus und waren früher auch zuweilen kühne Seeräuber. In vieler Beziehung gleichen sie den Ostabessiniern, doch sind sie noch kräftiger und heller als diese, tragen aber deren rotgerändertes Umhängetuch und verhüllen sich beim Sprechen damit den Mund; andere bekleiden sich mit der dicken abessinischen Leibbinde, die so breit ist, daß sie fast bis unter die Arme reicht. Sie tragen lange, krause, von Fett triefende Haare, gehen stets bewaffnet mit Lanzen, runden Schilden aus Antilopenfell und einem zweischneidigen Säbelmesser, das aus indischen Eisen geschmiedet und in einer ledernen Scheide an der rechten Seite getragen wird. Die Danakil bekennen sich zum Mohammedanismus; sie werden übrigens von Heuglin, der sie in der Umgebung Eds

*) Nach W. Schimper fahren sie nach den arabischen Küstenplätzen besonders Sklaven nebst abessinischen Erzeugnissen aus und schmuggeln indische Baumwollenzeuge, Eisenwaren ein. B.

kennen lernte, als feiges, diebisches Gesindel voll des schamlosesten Eigennutzes, dabei faul und mißtrauisch im höchsten Grade, beschrieben. In ihrer Sprache heißen sie Afer. Seit alten Zeiten bewohnen sie Ostafrika und beherrschten sogar einige Jahrzehnte hindurch unter dem Eroberer Mohammed Granjé ganz Abessinien. Jetzt sind die Danakil auf ein verhältnismäßig kleines Terrain zurückgedrängt, von der Halbinsel Buri im Osten der Bai von Adulis bis Gubbet-Harab im Süden (11° 30′ n. Br.). Ihre Westgrenze bildet der Abfall der abessinischen Hochlande und ein Salzwüstenland, das sich längs deren Fuß von Norden nach Süden erstreckt und mit der Samhara oder Samher teilweise zusammenfällt.

Diese Samhara, wie der Araber den schmalen Streifen nennt, welcher östlich von den abessinischen Gebirgen zwischen diesen und dem Meere verläuft, ist ein höchst interessantes Wüstenland. Dem Gesetze zufolge, daß die Wüste überall da, wo es regnet, Wüste zu sein aufhört und Steppe zu werden anfängt, sollte auch die Ebene zwischen dem Gebirgswall Abessiniens und dem Roten Meere Steppe sein, weil es dort regnet — allein dies ist nicht der Fall. Gerade da, wo man glauben könnte, daß das Wasser seinen ewigen Kreislauf ununterbrochen ausführen könne, an diesen Küsten nämlich, zeigt sich die Samhara als Ausnahme, die höchstens als Mittelglied zwischen Steppe und Wüste angesehen werden kann. Auf große Strecken erinnert sie noch durchaus an die Wüste, nur in wenigen Thälern ähnelt sie der Steppe, und bloß da, wo das Wasser so recht eigentlich waltet, beweist sie, daß sie innerhalb des Regengürtels liegt. Aber nicht die Lage macht die Samhara zu dem, was sie ist, sondern die Beschaffenheit. Sie ist bloß eine Fortsetzung des Gebirgsstockes selbst, obgleich sie, die Ebene, nur von wenigen und niederen Hügeln unterbrochen wird.

Im Hinterlande von Massawa, Mensa und Bogos.

Jagdzug des Herzogs Ernst von Coburg*).

Afrika hat mehr als ein „Paradies für Jäger": an den Ufern der großen Seeen, an den Schneebergen Kilima-Ndjaro und Kenia, im abessinischen Alpenlande; überall ist zugleich der Genuß der herrlichsten Landschaftsbilder dem Jäger geboten. Es ist daher nicht zu verwundern, daß diese Gegenden immer häufiger das Reiseziel englischer und deutscher Jagdliebhaber werden, die hier nach Herzenslust Elefanten, Löwen, Giraffen, Leoparden, Gazellen und Antilopen schießen können. Einer der ersten Deutschen, welche in Ostafrika dem edlen Waidwerke oblagen, war der Freund und Waffengefährte des Kaisers Friedrich III., der Herzog Ernst von Coburg, dessen Namen und hoher Schutz mit so vielen tüchtigen Bestrebungen in Kunst und Litteratur verbunden ist.

Die Wissenschaft sollte bei diesem Unternehmen keineswegs leer ausgehen, und so versah sich der Herzog mit einem Stabe tüchtiger Männer, die vollkommen geeignet waren, das Erlebte und Gesehene in Wort und Zeichnung aufzubewahren.

Die Reisegesellschaft bestand aus dem Herzoge und seiner Gemahlin, dem Fürsten Hohenlohe und dem Prinzen Eduard Leiningen, dem Major v. Reuter nebst Frau, dem Arzte Dr. Hassenstein, dem

*) Nach der zusammenfassenden Darstellung von R. Andree, Abessinien, das Alpenland unter den Tropen. Leipzig 1889.

Maler Robert Kretschmer, dem Naturforscher Dr. Brehm, Friedrich Gerstäcker und einigen anderen. Dr. Brehm, der Afrika aus eigener Anschauung bereits kannte, wurde als Pionier ausgesandt, um die besten Wege ins Mensagebirge zu erforschen, und am 28. Februar 1862 verließ die Expedition selbst Triest. Nach sechstägiger Fahrt wurde Alexandrien erreicht, Kairo besucht und den Nil stromaufwärts bis zu den Ruinen von Luxor gedampft, endlich mit einem Extrazug durch die Wüste von Suez gefahren, wo die hohen Herrschaften nebst ihrem Gefolge sich am 24. März einschifften. Fünf Tage dauerte die Fahrt durch das Rote Meer, und am 29. warf der Dampfer bei Massaua Anker, wo eine englische Fregatte bereit lag, um der herzoglichen Expedition während ihres Aufenthaltes an der entlegenen Küste Schutz angedeihen zu lassen.

Jener wichtige Hafenplatz wurde der Ausgangspunkt zur Reise in das Hochland, welche die Frau Herzogin jedoch nicht mitzumachen gedachte. Sie blieb vielmehr in dem westlich von Massaua gelegenen Dorfe Monkullo (Umkullu, M'Kullu) zurück, das man als eine Art Vorstadt von Massaua bezeichnen kann, weil viele Massauer Familien hier ihre Hütten und die meisten Geschäftsleute eine Frau mit Kindern und Sklavinnen wohnen haben, von denen sie täglich Milch und Holz sich bringen lassen.

Schnell eilten die Mitglieder der Gesellschaft aus der ungesunden Küstenlandschaft dem Innern zu. Im Anfang war die Gegend der Samhara, welche sie durchschritten, sehr öde und arm; die sandigen, aus grobkörnigem Kies bestehenden Berge glichen ganz jenen der Wüste. Das tierische Leben der Samhara wird zuerst bei den Regenströmen bemerklich, die nach kurzem Lauf hier dem Roten Meere zueilen. Großartig wird die Natur erst da, wo das Labathal mit frisch sprudelndem Flüßchen aus dem Gebirge hervortritt. Im hellsten Grün prangten die Gehänge des Thales bis hoch hinauf zu den Bergen; alle Bäume standen im Blätterschmuck, viele von ihnen waren gerade mit köstlichsten Blüten bedeckt und leuchteten von den Felswänden herunter. Gesicht, Gehör, Geruch schwelgten zu gleicher Zeit. Der Farbenreichtum blendete das Auge, Wohlgeruch erfüllte das Thal, und wie ein Gruß tönte der Flötenruf des äthiopischen Würgers den Fremdlingen ins Ohr. Auf den Zweigen wiegten sich

Vögel aller Art von den kleinsten Honigsaugern (Nectarinia) bis zum riesigen Ohrengeier. Auch sah man Leoparden, Gazellen, Antilopen, Rudel von Affen, namentlich Hamadryaspaviane eilten mit lautem Geschrei die Abhänge hinauf und muntere Klippschliefer belebten die Felsen, die sogar Spuren des riesigen Elefanten trugen, der bis in die hohen Berge hinaufsteigt.

Ganz oben verwandelte sich das Thal in eine enge Felsschlucht, und unter unsagbaren Mühen wurde am 7. April die Hochebene erklommen, welche wiederum von riesigen Alpen umgeben, die Hüttengruppen des Hirtenvolkes der Mensa trägt. Das Gebirge selbst besteht aus einem sehr grobkörnigen Granit, welcher jedoch nur an den höchsten Spitzen durchbricht, und aus Thon und Glimmerschiefer, der sich wie ein Mantel um den inneren Granitkern gelegt hat. In den tieferen Thälern finden sich steile Wände, welche jedoch fast überall zugänglich sind und es noch viel leichter sein würden, wenn nicht die Pflanzenwelt dies verhinderte. Alle Felsen sind grün bis oben hinauf, und wo nur ein geeignetes Plätzchen sich findet, da hat die Pflanzenwelt sicher Fuß gefaßt. Doch bestimmt die Armut an Dammerde das Gepräge der Vegetation. Große gewaltige Bäume giebt es nur im Thale, und hier zeigen sich am Bache die charakteristischen Gewächse der Kollaregion: schirmförmige Mimosen, prächtige Tamarinden, Kigelien mit ihren großen Früchten, Adansonien, Akazien, Ölbäume, die Kronleuchter-Euphorbie und eine niedrige Palme.

Der stattliche Gebirgszug, in dessen Gipfel das Plateau von Mensa gleichsam eingekeilt liegt, mag sich in den Teilen, welche von der herzoglichen Expedition berührt wurden, zu einer Höhe von 8000—9000 Fuß erheben. Die Hochebene selbst soll gegen 6000 Fuß über der Meeresfläche liegen und wird durch einen niedrigen Hügelrücken in zwei Teile geschieden. Der eine bildet eine wilde, mit Büschen bewachsene, sandige Fläche, die oft von Schluchten durchzogen ist. Der andere zeigt besseren Boden und wird bebaut.

Das Dorf Mensa bildet zwei Gruppen von Niederlassungen mit zusammen etwa 100 Hütten, die sich an die beiden Ränder der Hochebene anlehnen. Dicht hinter denselben steigen die bewaldeten Felsgehänge noch kühn empor und tritt zwischen riesigen Granitblöcken

ein klarer Quell hervor, und ringsum entfaltet das Gebirge seine ganze Pracht. Die Stelle war zu Ausflügen gut gewählt, aber leider wurde die Freude teuer bezahlt, denn ein großer Teil der Gesellschaft wurde vom Fieber gepackt. Die Gesunden ließen sich jedoch dadurch nicht abhalten, tüchtig der ergiebigen Jagd nachzuspüren und die Sitten der Eingeborenen zu studieren.

Nirgends wohl in Afrika trifft man auf so elende Behausungen als in Mensa. Die Hütten bestehen aus Stangen oder Zweigen, über die man einfach Reisig wirft, das nicht einmal gegen den strömenden Regen gedichtet wird. Eine kleine, niedrige Thür führt in das Innere des hohlen Reiserhaufens. Dort gewahrt man dieselbe Unfertigkeit: einige aneinander gereihte Stäbe, welche auf Querhölzern ruhen und von gegabelten Pfählen getragen werden, bilden den Schlafplatz. Diese Bettstelle ist außerdem mit einem laubenähnlichen Bau überdacht, der immer noch den Regen durchläßt. Außer einigen irdenen Töpfen, dem unentbehrlichen Reibstein, auf dem das Getreide zerkleinert wird, einem Topfe, in dem man das Korn aufbewahrt, und einigen Schläuchen sieht man keine Gerätschaften im Innern. Eine Dornumzäunung schließt die Wohnung ein, und innerhalb derselben liegt der kleine Tabakgarten, denn das starke Kraut wird von den Männern leidenschaftlich aus großen Wasserpfeifen geraucht, deren Wasserbehälter durch einen Kürbis gebildet wird.

Die Mensa sind schöne, wohlgebaute Menschen von gelblicher bis dunkelbrauner Hautfarbe. Ihre Sprache ist das Tigré. Das Haar ist eigentümlich frisiert und mit einer Nadel versehen, welche die Ruhe unter den lästigen Insassen herzustellen hat. Kurze baumwollene Hosen und weite Umschlagmäntel machen die Kleidung der Männer aus; eine lederne, in viele Steifen zerspaltene Schürze bildet die einzige Bekleidung der unverheirateten Mädchen, welche am Tage der Verheiratung mit einem Umschlagtuche vertauscht wird. Das Leben des Volkes hängt von den Herden ab; Getreidebau wird wenig getrieben. Die Erhaltung und Vermehrung der Herden macht die ganze Wissenschaft ihres Lebens aus. Der Mensa hält sich um so verständiger, je besser er mit dem Vieh umzugehen versteht, und er achtet sich um so glücklicher, je zahlreicher seine Herde von Buckel=

rindern ist. Manche von den Leuten, welche in einer der beschriebenen erbärmlichen Hütten leben, nennen 5000—6000 Rinder ihr Eigentum.

Das Christentum der Mensa ist genau so wie bei ihren Vettern, den Bogos. Das häusliche und eheliche Leben unterscheidet sich kaum von dem der Abessinier. Mit Sonnenuntergang sammeln sich die Mädchen auf den öffentlichen Plätzen und beginnen zu tanzen, wobei die Zuschauer laut brüllen. Dieses Vergnügen währt bis tief in die Nacht, jedoch nur wenn der Mond scheint und die Raubtiere nicht zu fürchten sind. An Festtagen hört man noch eine andere Musik, dann geben die Flötenbläser ihre Künste zum besten. Die abessinischen Flöten sind hohle Röhren mit verschiedenen kleinen Schalllöchern, welche nach Art der Mundharmonika geblasen werden. Einzelne Künstler verstehen auch eine Art Geige zu spielen, d. h. eine Fiedel im Urzustande mit einer Saite von Pferdehaaren, die mit einem einfachen Bogen gestrichen wird. Eine Handtrommel mit Schellen unterstützt gewöhnlich dieses Konzert aufs wirksamste.

Hier nun, unter diesem Volk, schlug man die Zelte auf und verweilte einige Zeit. Als die Gewitterregen nachgelassen, trat der Herzog, von seinen beiden Neffen begleitet, einen Ausflug nach Keren im Bogoslande an. Am 12. April setzte sich der Zug in Bewegung, durcheilte in nordwestlicher Richtung die Mensa-Hochebenen und gelangte am nächsten Tage in eine sehr veränderte Gegend. Die reiche Vegetation des Mensathales war fast ganz verschwunden, die Bergrücken waren kahl und nur an den Abhängen zeigten sich Mimosen und verkrüppelte Ölbäume. In den tieferen Thaleinschnitten wuchsen riesige Adansonien und Euphorbien. Nach einem Ritt von mehreren Stunden wurde das Dorf Gabei Alabu auf einem felsigen Plateau erreicht, wo die Einwohner nach einigem Parlamentieren Milch und eine Kuh zum Geschenk brachten. „In keiner Weise konnten wir“, erzählt Herzog Ernst, „auf der ganzen Reise zwischen diesen Völkerschaften auch nur über geringste Unbill klagen, und ich muß lobend erwähnen, daß uns überall mit aufrichtiger Freundlichkeit und Gastfreundschaft begegnet wurde.“ Nachdem man zwei Stunden weiter geritten, gelangte man an das malerische Ufer des Anseba (Ainsaba). Der Strom hielt noch dritthalb Fuß Wasser und floß silberhell und reißend dahin. In unendlichen Windungen

sendet er seine klare Fluten, die unfern von Tzazega in Hamasién entspringen, durch das Gebirgsland und erquickt mit seinen zweimal im Jahre austretenden Gewässern die durstige Ebene. So weit dies der Fall ist, zeigt auch der Boden die ganze Fülle der Tropen-vegetation; wunderbar geformte Bäume, dicht mit Lianen überzogen, wechseln malerisch mit haushohem Schilf.

Die gehoffte Jagd fand leider hier nicht statt; dafür stattete man dem jenseit des Flusses liegenden Dorfe Keren, dem Haupt-orte von Bogos, einen Besuch ab. Der Herzog schildert Keren als ein elendes, auf einer Hochebene gelegenes Dorf, das außer den Hütten der Eingeborenen nur zwei größere Gebäude, die Wohnung des weit und breit bekannten Missionars Stella, aufweist. „Stella ist ein kleiner untersetzter Mann mit stechenden, klugen Augen, aber sonst wohlwollenden Zügen. Er gehört zum Orden der Lazaristen. Unstreitig ist er, nach allem, was ich über ihn gehört und gelesen, zu den wenigen intelligenten Europäern zu rechnen, welche seit einer Reihe von Jahren das Innere Afrikas bewohnten. Durch seinen Charakter, seinen Mut und sein kluges Benehmen ist er zu einer bedeutenden Person geworden. Er ist nicht nur bei den Bogos höchst angesehen, sondern steht auch in einer gewissen Verbindung mit dem Kaiser Theodor und den ganzen politischen Verhältnissen Abessiniens. Die Ausbreitung der katholischen Religion scheint ihm hier nicht allein am Herzen zu liegen. Er schien vorzugsweise Ratgeber und Vermittler zwischen obwaltenden Streitigkeiten der Stämme zu sein. Ein Gehalt, der ihm regelmäßig ausgezahlt wird, und eine aus-gesuchte Herde machen ihm bei geringen Bedürfnissen ein angenehmes Leben möglich."

Der Boden bei Keren, das 4469 Fuß über dem Meere liegt, ist fruchtbar, aber nur ab und zu mit Durro, etwas Tabak und dem gewöhnlichen Seifenkraut bepflanzt. Nach Osten und Süden steigen rauhe Gebirge in die Höhe, während sich die im Norden liegenden Ketten mehr und mehr abflachen. Nach Westen zu sieht man den Bergen deutlich an, daß sie aus einer Ebene emporsteigen, denn unmittelbar hinter ihnen beginnt die unabsehbare Barka-Steppe. Wasser enthält die Hochebene so gut wie gar nicht.

Keren war der entfernteste Punkt, bis zu welchem der hohe

Reisende gelangte. Er zog nach kurzem Aufenthalte von da nach Mensa zurück, wo er am 16. April wieder anlangte. Schon am zweiten Tage darauf fand eine glückliche Elefantenjagd statt, und mit nicht geringer Anstrengung gelang es, auf den 8000 Fuß hohen Felsenhöhen des Beit-Schakhan einen alten und einen jungen Elefanten zu erlegen.

Mit folgenden Worten schildert der Herzog das Abenteuer selbst: „Es mochte wohl zwischen 2 und 3 Uhr sein, als ein für uns kaum hörbarer Ton das Ohr des uns begleitenden jungen Eingeborenen traf. Wie eine Schlange schnellte die schwarze nackte Gestalt aus dem Grase empor, und die heftigste, sich in den wunderlichsten Gesten kundgebende Aufregung bewies uns, daß ein Zeichen von unten gegeben sei. Wie durch einen Zauberschlag berührt, sprangen wir jetzt auf die Füße und griffen zu unseren Büchsen. Die reizende Aussicht war wie Müdigkeit für uns verschwunden, die Sonnenstrahlen erschienen nicht mehr heiß, und ohne weiter zu überlegen, was eigentlich das Zeichen bedeute, trabte die ganze Gesellschaft über Steinblöcke durch dick und dünn der Tiefe zu, aus der in abwechselnden Zwischenräumen das schon vorher erwähnte Zeichen wiederholt wurde.

„Der junge Mensaer, mit Schild und Speer an der Spitze, führte den Zug, und da ihn weder Kleidung noch Korpulenz am Laufen hinderte, so fiel er in ein wahrhaft gefährliches Tempo, für das nur die jüngsten Beine geschaffen schienen. Erst nach anderthalb Stunden trafen wir die beiden Elefantenjäger. Nur einige hundert Schritt folgten wir ihnen und sahen schon zum allgemeinen Entzücken auf der gegenüberliegenden Bergwand, zwischen dem Gestrüpp und alten Euphorbienbäumen, Elefanten ruhig ihr Diner verspeisen.

„Hier hätte nun ein Kriegsrat gehalten werden müssen, um, wie vorher verabredet, die Jagd zu besprechen. Hierzu ließen uns die aufgeregten Eingeborenen aber keine Zeit. Sagudo ergriff mich beim Arm, schüttelte mich, als ob es gälte, Äpfel vom einem Baume zu schütteln, wies mit grimmigen Geberden auf die unten äsenden Elefanten und riß mich mit sich fort. Vorwärts ging es nun wieder in vollem Laufe durch Aloë, Kaktus und Mimosen. Bald waren die ohnehin defekten Hemden und Beinkleider zerrissen, und die glühende Sonnenhitze badete uns in Schweiß. Mit einem

Male hielt der Jäger an, schnitt mir ein wütendes Gesicht und klopfte mit dem Laufe seiner riesigen Muskete auf meine Schuhe. Sein Wunsch war augenscheinlich der, daß ich von jetzt ab die Pürsche barfuß — wie er ging — fortsetzen sollte. Aus meinen ebenso grimmigen Mienen und bezeichnenden Gestikulationen mochte er jedoch wohl entnehmen, daß die Sohlen unserer Füße nicht, wie die seinen, für Dornen und scharfe Steine geschaffen seien, und weiter ging es, eine Lehne hinab, durch einen ausgetrockneten Sturzbach hindurch und drüben einen steilen Graben hinauf. Wir folgten genau in dem sonst undurchdringlichen Dickicht den Windungen der kleinen Pfade, welche die Ungetüme, sich vor uns äsend, erst im Augenblicke getreten hatten. Noch eine Weile und wiederum ging es einen Strand hinab, und in langen Sätzen wollten wir eben die Felsen eines zweiten Sturzbaches überschreiten, als wir auf 50 Schritt vier Elefanten unter uns denselben Bach kreuzen sahen.

„Atemlos hielt alles still. Ich riß meine Büchse an den Backen und wollte eben den größten Elefanten aufs Korn nehmen. Da hielt mir der Jäger den Arm und machte solche furchtbare Grimassen, daß ich nicht anders glauben konnte, als er halte es noch für zu weit. Die Elefanten, welche schlecht äugen, gingen unter uns vorüber. Kaum waren sie aber auf der entgegengesetzten Wand verschwunden, als das Rennen unmittelbar auf ihrer Fährte wieder begann. Hiernach schien es die Absicht des Jägers zu sein, die Tiere einzuholen und mit den letzteren auf wenige Schritte zusammenzukommen.

„Die Leidenschaft hatte uns alle erfaßt und jeglicher Überlegung der drohenden Gefahr, in der wir uns befanden, beraubt. Kaum mögen acht Minuten vergangen gewesen sein, als wir, der vermeintlichen, abwärts führenden Spur in langen Sprüngen von Fels zu Fels folgend, mit dem vordersten der Elefanten auf drei Schritte zusammentrafen. Die Tiere hatten einen auf uns zurückführenden Pfad eingeschlagen. Noch einen Schritt weiter und wir wären sämtlich verloren und zu Brei getreten gewesen.

„Mit kühner Geistesgegenwart erfaßte der Jäger den Augenblick, und indem er einen gellenden Schrei ausstieß, stürzte er sich — gleich wie der Schwimmer von einem Springbrett in das Wasser — von

dem erhöhten Standpunkte etwa zehn Fuß tief in ein wildes Kaktusdickicht hinein. Zum Besinnen hatten wir auch keine Zeit und ahmten fast instinktmäßig, den sicheren Tod vor Augen, das Manöver nach. Auf das furchtbarste zugerichtet, drückten wir uns wie ein Kitt Hühner unter eine Krautstaude, hinter einen Granitblock. Die Elefanten hatten, durch die wunderbare Erscheinung erschreckt, selber eine Bewegung halb rechts gemacht, dergestalt, daß sie uns schräg abwärts in einer Entfernung von vielleicht 10—15 Schritt, jedoch ohne im geringsten flüchtig zu sein, die Flanken zeigten.

„Der Augenblick zum Handeln war gekommen. Der Jäger, Hermann (Fürst Hohenlohe) und ich waren mit einem Sprunge beinahe zu gleicher Zeit auf dem Felsen, der uns gerettet, die Büchsen flogen in die Höhe und vier Spitzkugeln bohrten sich hinter das riesige Gehör des Ungetüms. Der Elefant war tödlich getroffen. Er hielt an und stieß jenen durch Gordon Cumming so wohl beschriebenen Schmerzenston aus, und wäre unsere Lage nicht so mißlich gewesen, so hätten wir ruhig sein Verenden abwarten können. Hier galt es aber augenblickliche Vernichtung, und mit Büchsen à la Lefaucheux bewaffnet, ward es uns eine Leichtigkeit, in wenigen Minuten gegen 14 Kugeln dem schon wankenden Koloß hinter Blatt und Gehör zu senden. Ein zweiter Elefant, durch das Schießen beunruhigt, kreuzte den Verwundeten. Auch er erhielt von Hermann eine Kugel auf das Blatt, welches ihm jedenfalls jenen Schmerzensschrei entlockte, aber nur dazu zu dienen schien, seine Flucht zu beschleunigen. Unser erstes Opfer schwankte noch einige Male, indem es sich langsam umdrehte, hin und her. Da erhielt es aus der Muskete unseres Jägers den letzten Gnadenschuß durchs Herz. Das Tier stürzte mit einem furchtbaren Getöse und rollte, wie ein Hase auf einem gefrorenen Abhang, die Bergwand wohl 500 Schritt hinunter, Bäume und Felsen vor sich her wälzend. Die Straße, die sein Körper beschrieben hatte, glich einem jener Lawinenstreifen, die man so oft im Hochgebirge auf der Gemsjagd antrifft. Mit einem Freudengeschrei jagten wir dem verendeten riesigen Tiere in den Abgrund nach, wo wir es tief unten, zwischen zwei Granitblöcken eingeklemmt, noch gewaltig mit seinen Füßen arbeitend, liegen sahen."

Noch ein zweiter junger Elefant, der gleichsam, um die Mutter zu rächen, wütend herbeigeschnaubt kam, wurde erlegt, die Jagd war vollendet, und beleuchtet von den Strahlen der glühend untergehenden Sonne standen die Sieger auf den kolossalen Leichen ihrer Jagdbeute. Die Landschaft, in welcher die gefahrvolle Jagd stattfand, schildert der Herzog folgendermaßen: „Ein Panorama lag vor uns, wie ich es nur an wenigen Orten Tirols und der Schweiz getroffen habe. Ein unabsehbares Meer grüner und brauner Berge, hier in den schönsten und reichsten Formen gelagert, dort wieder scharfgezeichnete Felsspitzen in pittoresken Gestalten vorstreckend, bot sich unseren Blicken. In weiter Ferne bezeichnete ein goldener Streif die Fluten des Roten Meeres, nach allen übrigen Himmelsgegenden reihten sich Gebirge an Gebirge. Das schwierige Besteigen jener Alpen wäre schon hinreichend durch die unbeschreibliche Aussicht belohnt gewesen, deren wir uns hier zu erfreuen hatten. Die Sonne war glühend, dennoch erfrischte uns ein kühler Luftzug, und ausgestreckt im hohen Grase schwelgten wir in den Genüssen der Natur."

Bald darauf brach, nach verschiedenen neuen Jagdabenteuern, die Gesellschaft auf und langte am 23. April in Monkullu bei der Frau Herzogin wieder an. Über ihren Aufenthalt daselbst schrieb die hohe Dame folgende Worte in ihr Tagebuch: „Die Tage, welche wir hier verlebten, waren keine Idylle in der Weise der lieben Heimat, es war für uns verwöhnte Kulturkinder manches recht schwer zu überwinden; aber es war doch ein Stillleben voll von großen Eindrücken und die Erinnerung daran möchte wohl keiner von uns missen. Wer einmal im Schein der tropischen Sonne auf Himmel, Land und Meer geblickt hat, der wird die Farbenpracht der Natur und die gehobene Stimmung, welche sie den Menschen verleiht, nie mehr vergessen. Was Licht heißt und glühende Farbenschönheit, das erfährt man erst im Süden. Und die Einwirkung dieser Fülle von Licht und Farbe, die großen Gegensätze, welche ohne Dämmerung, ohne das Nebelgrau der Heimat, wie unvermittelt nebeneinander stehen und doch Bilder von der wundervollen Schönheit geben, werden immer mächtiger, je länger man weilt, und umgeben das Leben des Tages mit einer Poesie, die märchenhaft und fast bewältigend ist. Und in diesem Zauberlichte glänzt eine fremde Erden-

welt, denn Menschen, Tiere, Pflanzenformen, jeder Gegenstand, der an den Reisenden herantritt, trägt dazu bei, die Stimmung, welche die Landschaft hervorruft, zu erhöhen. Ungeachtet der Unsicherheit, welche der Europäer in dieser Wildnis empfindet, ist die Grundstimmung, welche dieses tropische Leben verleiht, doch eine erhebende Ruhe. Alles sieht großartiger und einfacher aus, und ohne Mühe kann man sich hier um Jahrtausende zurückdenken, in denen dasselbe Hirten- und Wanderleben war, dasselbe Geschrei der Tiere, dieselben Pflanzen an derselben Stelle, dasselbe Leuchten der Farben, ebenso der Sand mit den Steintrümmern und dem weißen Gebein der gefallenen Tiere. Der Mensch vermag in der großartigen Beständigkeit dieser Welt nur wenig."

Am 26. April sagte endlich die Reisegesellschaft dem abessinischen Gestade Lebewohl und trat die Fahrt durch das Rote Meer nach Suez an. Leider hielten gefährliche Fieber die Reisenden in Kairo zurück, und erst am 30. Mai wurde in Triest wieder der europäische Boden betreten. Die fürstliche Reise war auch für die Wissenschaft nicht ohne Ergebnisse, denn abgesehen von dem Werke des Dr. Brehm, der die zoologischen Resultate verarbeitete, veröffentlichte der Herzog selbst einen Reisebericht, der mit den herrlichsten Abbildungen in Farbendruck von Robert Kretschmers Meisterhand geschmückt wurde.

Charakteristische Bilder aus dem östlichen Sudan *).

1. Beim braunen Cäsar im Lande der Mombuttu.

Ich führe den Leser mit diesen Zeilen in ein Wunderland, in ein Land voll eigentümlicher Gebräuche, in eine jener noch kaum bekannten Gegenden unseres Weltkörpers, welche auf unseren Karten als die „Region der fernsten Nebelflecke" zu betrachten sind. Dort ist es, wo das Königreich der Mombuttu liegt, 160 gute Wegstunden vom letzten Ausschiffungsplatze am Gazellenflusse entfernt und bereits jenseits des dritten Breitengrades. Meine Erlebnisse in diesem seltsamen Lande sind der abenteuerlichsten Art, doch will ich zunächst nur meinen Einzug in die Residenz des Königs, meinen Empfang und die ersten Eindrücke daselbst mitteilen, da diese doch die bleibendsten sind.

Es war einer jener schönen Märztage, an welchen bei uns der Juli so reich ist; die senkrechten Sonnenstrahlen brannten vom Himmel, als unsere Karawane, über 300 Köpfe stark, durch die endlosen Bananenpflanzungen dahinzog, welche, vermischt mit bezaubernden Hainen von Ölpalmen, das ganze Land zu einem ununterbrochenen Garten, einem wahren Eden gestalteten. Eine Woche bereits schwelgte ich im Genuß dieser verbotenen Früchte, die niemand anrühren durfte, ohne dafür zu zahlen, da wir mit den Bewohnern auf freundschaftlichstem Fuße standen und jeden Grund zur Klage vermeiden mußten. Wir

---

*) Sudan, d. i. Land der Schwarzen, vom arabischen açuad, schwarz.

waren in der Frühe von dem gestern überschifften großen Uëlleflusse aufgebrochen, so wird hier der obere Shari, welcher dem Blauen Nil bei Chartum gleichkommt, genannt; nach fünfstündigem Marsche gelangten wir zu einer breiten Thalsenkung, in deren Mitte, breit und weit von Pflanzungen umgürtet, und von Riesenbäumen, den geschonten Zeugen früherer Wildnis, beschattet, ein spiegelklarer Bach murmelnd sich hinschlängelte. Uns gegenüber zeigte sich ein weitgedehnter, grasfreier Abhang, auf welchem die dunkelrote Erde, wohlgesäubert, mit vielen Reihen der zierlichsten Hütten, teils in Dachbau, teils in Kegelform errichtet, bedeckt war, von einzelnen Prachtbäumen überschattet. Auf der einen Seite erhoben sich, alles übrige überragend, bahnhofähnliche Gebäude in einer Höhe und Größe, wie ich sie seit Kairo nicht gesehen, und verrieten mir sofort den Wohnsitz des Königs Munsa.

Es wurde nun Halt kommandiert, und unsere Träger, ihren täglichen Obliegenheiten nachgehend, sprangen mit Beilen und Messern in die Dschungel (Dickichte) am Bach, um das für die Errichtung von Hütten nötige Material herbeizuschaffen. So war, wie gewöhnlich, in einer Stunde unser großes Feldlager aufgeschlagen im Angesicht der afrikanischen Königsstadt und der sie umgebenden lieblichen Landschaft, im Genusse des Fernblicks auf abwechselnde Grasflächen und Bananenpflanzungen, stolze Palmengruppen und riesige Baumgalerieen an den Ufern der Bäche. Mitten über diesem wirren Knäuel grüner Grashütten leuchtete mein Reisezelt hervor, allerdings nicht mehr wie ehedem in der sauberen Steinwüste durch blende Weiße, — es trug vielmehr die Spuren anhaltenden Lagerlebens nur zu deutlich an sich, — aber im Schmucke der Tricolore, welche heute zum erstenmale zur Feier unserer Ankunft in der Residenz eines so mächtigen Fürsten stolz von seiner Spitze wehte.

Es währte natürlich nicht lange, und von allen Seiten strömten Scharen schaulustiger Eingeborener herbei. Ich entzog mich diesmal im geschlossenen Zelte dieser Zudringlichkeit, denn ich war an diese längst auf meiner Reise gewöhnt worden und war müde, im versammelten Volke meine Kopfbedeckung zu lüften, um zu zeigen, daß dies schlichte Haar wirklich mein eigenes sei, und in einer Positur wie Wallenstein bei seiner Ermordung, meine Brust zu entblößen,

um ihre blendende Weiße bewundern zu lassen. Ich brauchte noch Kraft genug für den folgenden Tag, um vor Munsa selbst das Wunder meiner Existenz an den Tag zu legen. Die Äußerungen der Mombuttu über meine Person gelangten wegen Mangel einer direkten Verdolmetschung selten zu meinen Ohren; indes unter den Niam-Niam, deren Anschauungsweise wohl eine ähnliche sein dürfte, hieß es gewöhnlich: „Nein, dieser Mensch! Wo kommt er her? Ist er vom Himmel herabgefallen?“ Am meisten Erstaunen, weit mehr als meine helle Hautfarbe, erregte stets mein Haar, und ich hörte folgende Urteile der Niam-Niam-Naturforscher: „Nein, das ist kein Mensch, es ist eine andere Art; er hat Haare wie ein Ziegenbock, wie ein Pavian ꝛc.“ Ich hatte mein Haar, um von den Nubiern recht abzustechen, absichtlich lang wachsen lassen. Bei den Mombuttu, welche, wie alle Bewohner des tropischen Afrika, von den Bischarjn am Roten Meere bis zu den Negern des Gabun am Golf von Guinea, alle Eitelkeit in der Pflege ihres Haares konzentrieren, war das natürlich noch weit mehr der Fall. Die Haartracht der Mombuttu ist übrigens an eine feste Norm gebunden; weder Mode noch individueller Geschmack darf da Platz greifen. Männer und Frauen türmen ihr (im Gegensatz zu den Völkern der sogenannten echten Negerrassen) langes, krauses Haar zu einem hohen Chignon auf, welcher am Hinterkopf seinen Ursprung nimmt und unter schwacher Krümmung nach abwärts in die Lüfte hinausstarrt, zum besseren Halt innen von einem aus Rotang geflochtenen, äußerst eleganten und unseren Haarkünstlern zur Nachahmung zu empfehlenden Rohrkorbe getragen. Doch die Sitten führen mich von meiner Erzählung ab. Ich komme zur Audienz.

Am folgenden Tage rückte der Mittag bereits heran, als mir Mohammed Abu Ssamat, der Führer unserer Karawane, sagen ließ, Munsa sei jetzt zu sprechen. Ich warf mich also in ein feierliches Schwarz, raffte die auserwählten Geschenke (bestehend aus schwarzem Tuch, einem Fernrohr, einem silbernen Teller, Porzellangeschirr, Elfenbeinschnitzwerk, einem Buche mit Goldschnitt, einem Doppelspiegel ꝛc.; dann außer großen indischen Glasperlen 30 Halsschnüren der feinsten venetianischen Sorten, aus je 30 verschiedenen Arten zusammengesetzt) zusammen und stieg, gefolgt von meinen Knappen, die

mir nach Landessitte den Stuhl nachtrugen, unter Trommelschlag und Trompetenschall seitens der schwarzen Soldaten Abu Ssamats zum Bache hinab, wo zu Ehren meines Besuches Baumstämme gelegt waren, um trockenen Fußes die sumpfigen Ufer passieren zu können. Bei den Hütten angelangt, wandten wir uns der zweitgrößten der prächtigen Palasthallen zu, an deren Eingange ich von einer Art Zeremonienmeister bei der rechten Hand ergriffen und ins Innere geführt wurde. Er geleitete mich durch die Reihen Hunderter von Trabanten, welche in vollem Waffenschmuck auf ihren zierlichen Bänken dasaßen, in Reih und Glied geordnet wie in einem Konzertsaale. Am anderen Ende der Halle, wo ein freier Platz gelassen war, stand Munsas Bank, nur durch einen Mattenteppich und eine kolossale, mit Kupfer beschlagene, zweiarmige Lehne ausgezeichnet, welche letztere gesondert auf drei Beinen hinter der Bank stand. Ein paar Schritte zur Seite der letzteren ließ ich meinen Stuhl stellen und nahm Platz. Ich erfuhr später, daß Munsa bei meiner Ankunft sich in seinem gewöhnlichen Kostüm zurückgezogen und erst lange nachher in feierlichem Schmuck aus seiner Privatwohnung hervorgekommen sei. Ich saß also und konnte warten. Was konnte ich mehr verlangen, als daß der König mir zu Ehren Toilette machte!

Mittlerweile schallte die geräumige Halle (diese hatte 100 Fuß Länge, 40 Fuß Höhe und 50 Fuß Breite, die andere war aber noch größer) vom endlosen Klange der Pauken und dem Gebrüll der Hörner. Ich hatte Zeit, mich umzusehen und bei der respektvollen Entfernung des Publikums meine Notizen niederzuschreiben. Mit unseren Baumaterialien, es sei denn, man hätte Fischbein angewendet, wäre man nicht imstande gewesen, etwas Ähnliches von gleicher Leichtigkeit und Widerstandsfähigkeit gegen das Toben der tropischen Elemente hinzustellen, wie die Königshallen Munsas. Das einzige verwendete Material außer den hohen, schlanken Säulen, welche das Dach trugen und aus Baumstämmen von dem geraden Wuchse der Fichte bestanden, besteht aus den Blattstielen der Weinpalme (Rhaphia). Diese bilden sowohl die Rippen des Dachstuhls, als das Netzwerk seiner Bedeckung. Auch die schönen Bänke der Mombuttu werden aus diesen prächtigen, klafterlangen, glänzendbraunen Stäben hergestellt. Der Fußboden bestand aus dunkelrotem Eisenthon, fest und

wohlgeglättet wie Asphalt. Eine niedrige Mauer von gleichem Material bildete die Einfassung, indem sie unter dem gewölbten Dache einen Raum freiließ, welcher Licht und Luft in die Halle hineinließ.

In das Anschauen dieser Herrlichkeiten vertieft, hatte ich wohl eine Stunde auf meinem Sitze ausgeharrt, als endlich lauterer Hörnerklang, Volksgeschrei und verdoppelter Donner der Pauken das Nahen des Herrschers verkündeten. Zu gleicher Zeit fand am Eingang der Halle eine großartige Ausstellung von Prunkwaffen statt, indem viele Hunderte ganz aus Kupfer geschmiedete riesige Lanzen von den verschiedensten Formen an ein improvisiertes Gerüst gelehnt wurden, eine wahrhaft königliche Pracht und in Zentralafrika Schätze von unberechenbarem Werte. Doch still — da kommt der König!

Den Blick gleichgültig vor sich hin gerichtet, nahte derben Schrittes, von Mohammed, seinem alten Freunde, der das Land zuerst erschloß, gefolgt, der rotbraune Cäsar, wild, phantastisch, malerisch. Er setzte sich, ohne mich eines Blickes zu würdigen, auf seine Bank und betrachtete seine Füße. Nicht so ich. Meine Augen konnten sich nicht satt sehen an diesem wilden, seltsamen Gesellen, der jeden Tag Menschenfleisch ißt (eine auch unter den Niam-Niam allgemein verbreitete Sitte). Strahlend in roter Kupferpracht wie eine saubere Küche, mit Ringen und fremdartig geformtem Schmuck an Arm und Bein, an Hals und Brust, auf der Stirn einen Halbmond. Alles aus purem, lauterem Kupfer; auf dem Haupte ein hoher Strohcylinder, dicht mit kostbaren roten Schwanzfedern des roten Papageis besetzt und auch oben von riesigen Federbüscheln derselben Art beschattet, saß er da, am ganzen Leibe mit der landesüblichen Schminke aus Farbholz eingerieben, welche seinem ursprünglich hellroten Körper jene Modefarbe von 1862 verlieh, welche so häufig im Hintergrunde antik sein sollender Hallen wiederzufinden ist und eigentlich dem Aussehen einer angeschnittenen frischen Leber gleicht. Seine Kleidung, gleichfalls durch nichts von der allgemeinen Mode des Landes abweichend und nur von ausgesuchter Feinheit, bestand aus einem großen Stücke gleichfalls mit Brasilienholz gefärbter Rocco-(Feigen-)rinde. Diese wird so sorgfältig behandelt, daß sie das Ansehen eines ungewöhnlich starken moiré antique erhält. Aus dem einen sauber gesäumten

Stück war Kniehose und Leibrock zugleich gebildet und der halbe Körper nur durch den äußerst kunstvoll gelegten Faltenwurf verdeckt, welcher von den massiven, mit Kupferbuckeln als Beschlag gezierten Lendenschnüren aus Büffelhaut seinen Ursprung nahm. In der Rechten schwang er einen jener hier gebräuchlichen sichelförmigen, ebenfalls aus Kupfer geschmiedeten Säbel, und rechts und links wurden zur Seite seiner Bank kleine, wohlgeschnitzte Schemel hingestellt, die, mit Servietten von Feigenrinde verdeckt, das beständige Naschbedürfnis des Königs bargen.

Das war also Munsa, so recht ein wilder König, ohne eine Spur europäischen oder orientalischen Schmuckes, nichts Unechtes oder Erborgtes an ihm zu finden.

Eine geraume Zeit verstrich, bis zwanglose Blicke vom Könige zu mir herüberstrahlten; und doch bewunderte er mich sicher in noch höherem Grade, als ich ihn. Nach und nach begannen einige Fragen, welche sein der Niam-Niam-Sprache kundiger Dragoman einem unserer Leute übermittelte, der dieselben mir arabisch wiedergab. Indes waren sie gleichgültiger Natur, denn Munsa hielt ebenfalls auf den Grundsatz der Türken und Slaven, „nil admirari“, sich durch nichts aus der Fassung bringen zu lassen. Nun wurden auch die Geschenke ausgelegt, die er aufmerksam betrachtete, ohne indes viel dabei zu sagen; desto mehr ließen sich aus der nächsten Nähe halbunterdrückte Laute des Staunens vernehmen, wo sich unterdes Munsas Frauen, einige 50 an der Zahl, hinter dem Sitze des Königs auf ihren netten Schemeln in Reihen geordnet hatten und nun im Anblick der tausenderlei verschiedenen Perlen vor Seligkeit vergehen wollten.

Nachdem Munsa so seine Blicke einigermaßen an die fremde Erscheinung gewöhnt, nahmen die Vorstellungen zur Unterhaltung und Belustigung ihren Anfang. Zunächst produzierten sich ein paar Posaunenbläser, die auf Hörnern, aus einem großen Elefantenzahne geschnitzt, welche die Virtuosen kaum zu halten vermochten, durchdringend heftige Brülltöne hervorstießen. Darauf folgte der Hofnarr, ein kleiner, kugelrunder Brummkreisel, welcher, unermüdlich in Späßen und Albernheiten, einen so komischen Eindruck machte, daß ich — zur größten Befriedigung des Königs — in herzhaftes Lachen ausbrechen mußte. Munsa hatte auch seine Eunuchen; ein solcher diente

gleichfalls als Zielscheibe des Witzes; er trug — wie verächtlich für die nubischen Gäste! — einen roten Fez! Auch fehlte es nicht an Solotänzern, welche über und über mit Katzen- und Civettenschwänzen, an Armen und Beinen mit Schweinsschwänzen der buschigsten Art behängt waren; sie bemühten sich mit bestem Erfolge, in ihren Bewegungen und Gebärden die Wildheit grunzender Paviane nachzuahmen.

Das Beste hatte Munsa zum Schluß aufgespart: er hielt eine Rede. Während das Volk in unerschütterlicher Ruhe auf seinen Schemeln und Bänken verharrte (kein Mombuttu sitzt am Boden), erhob sich mit einem Satze Munsa, räusperte sich und begann „das lautschallende Wort". Ich verstand nichts davon, hörte aber so viel, daß er seine Worte wählte und mit Kunst zu sprechen bemüht war. Auch fehlte es nicht an Kraftpausen, in welche der Jubel des Volkes mit wildem I, I, tschupi, tschupi einfiel und Hörner und Pauken einen Höllenlärm machten. Gleichsam zur weiteren Ermunterung dieses Tobens ließ der König ein schnarrendes Brr hören, daß man die Palmenstäbe des Dachstuhls vibrieren sah. Die Pauken, von den Hörnern rhythmisch begleitet, schlugen einen seltsamen Takt an, und Munsa, zu einem neuen Instrumente greifend, einer gestielten Korbkugel, mit Muscheln gefüllt, einer bei uns gebräuchlichen Kinderklapper gleichend, dirigierte mit dem Ernste eines Kapellmeisters das Höllenkonzert.

Die Rede dauerte eine volle halbe Stunde und gewährte mir ausreichende Muße, von dem redenden Könige eine detaillierte Skizze zu entwerfen. Der Hunger zwang mich zuletzt, aufzubrechen und den König König sein zu lassen. Zum Abschiede sprach derselbe noch zu mir: „Ich weiß nicht, was ich dir für deine vielen Gaben bieten soll; ich bin recht betrübt, daß ich nichts habe."

Entzückt über diese Bescheidenheit und in der Erwartung um so größerer Geschenke erwiderte ich: „Was es auch sei, ich bin deshalb nicht gekommen; ich brauche kein Elfenbein, das kauft man sich bei uns selbst; die Türken holen es. Ich bitte nur um zwei Dinge: um ein Schwein (der seltenen gepinselten Art) und um einen Ranja-Affen."

„Daran soll es nicht fehlen!" erwiderte Munsa.

Allein ich war der Getäuschte. Munsa hatte leider zuerst die Wahrheit gesprochen und von Schwein und Gorilla sah man nie eine Spur, trotz meiner täglichen Mahnungen.

Das war mein Besuch bei Munsa. Ich blieb noch 20 Tage am Platze. Von meinen Begegnungen mit untergeordneten Häuptlingen der Niam-Niam schweige ich, wie von dem landreichen Uando (demselben, der uns später feindlich angriff), welcher uns als Gastgeschenk einen großen Topf mit angebranntem, räucherigem Ragout von Kaldaunen eines hundertjährigen Elefanten, sehr zähe und mit sehr viel haut-goût, darbot; wenigstens sagten mir das meine Leute, denen ich diese Delikatesse unberührt überließ. Ich könnte Bände vollschreiben, wollte ich über alles das so ausführlich berichten, wie über den ersten Tag bei Munsa. Es gab dort noch große Feste, wo dieser König in feierlichem Putz von Fellen und Federn, öffentlich vor versammeltem Volke, seinen Weibern und Trabanten tanzte, wie ein besessener Derwisch. Vieles davon ist in großen Zeichnungen verewigt. Kurz — ich habe Völker kennen gelernt, die, noch völlig unberührt von dem Einflusse unserer Kultur, eine eigene, aus sich selbst entwickelte zur Schau trugen, so seltsam und fremdartig bis in die kleinste Einzelheit, daß man unter ihnen sich in eine neue Welt versetzt glaubte. Dr. Schweinfurth (1871).

---

2. Ein Abenteuer im Sudan *).

In den letzten Tagen des Jahres 1884 herrschte zu Korti am Nil reges Leben. Die dunkelhäutigen Bewohner des kleinen Dorfes machten nicht wenig erstaunte Gesichter, als sie immer neue Züge britischer Truppen ankommen sahen; zuerst die schmucken Husaren auf ihren mutigen Pferden, die stattlichen Kamelgardisten, die in langen Reihen aufmarschierten, daneben Infanteristen und etliche Tage später die Marinebrigade, die zur Bemannung der Dordonschen Dampfer bestimmt war.

---

*) Von Ewald Paul, Die Weltpost, 1886, 403 ff.

Das bunte Gewühl, das die engen, schmutzigen, sonst so öden Straßen und den freien Platz erfüllte, auf dem die Engländer ihr Lager aufgeschlagen, hätte einen Maler entzücken mögen. Da sah man neben dem ebenholzfarbenen Mohren aus dem äquatorialen Afrika den gelbgesichtigen Fellah, den dunklergetönten Wüstenaraber, malerisch in Lumpen gehüllt, den wildblickenden Syrier, den koptischen Strolch und zwischen diesem Gesindel vierschrötige Matrosen von Ihrer Majestät Flotte mit Bullenbeißergesichtern; übermütige Infanteristen in vom langen Wüstenmarsche arg mitgenommenen Uniformen; britische Kavalleristen in den ihnen eigentümlichen lächerlich kurzen Jacken, die die Symmetrie der ganzen Erscheinung stören, ein Stöckchen in der Hand und die Kappe keck auf einem Ohr oder zum besseren Schutz gegen den Sonnenbrand den leichten indischen Helm aufgestülpt, der tief ins Gesicht und den Nacken hineinragt.

Trotzdem die Hitze unter Mittag auf 38 ° R. im Schatten gestiegen war und kein Lüftchen sich regte, obschon die Soldaten eine erschlaffende und entbehrungsvolle Tour durch die afrikanische Einöde hinter sich und eine neue, nicht minder gefährliche und qualvolle nach dem am anderen Ende der großen Nilbeuge gelegenen, an 300 km entfernten Shendi in Aussicht hatten, mitten in Feindesland und jeden Augenblick eines Kampfes gewärtig, herrschte doch eitel Lust und Freude unter ihnen. Einige feilschten mit arabischen und nubischen Krämern um allerlei Tand, der für sie eigentlich wertlos und lästig war, und den sie erstanden, für ihre letzten Schillinge vielleicht, um ihre Lieben zuhause damit zu erfreuen, der aber selten sein Ziel erreichte, sondern häufig genug nach wenigen Tagen schon seinen Besitzer wechselte. Hier ließ sich ein Sohn des grünen Erin eine in Böhmen gefertigte „arabische" Pfeife anschwatzen; dort schwur ein Rotrock bei der Distel von Schottland, ein wirklich echt orientalisches Schmuckstück — einen perlenbesetzten Mädchengürtel — aufgegabelt zu haben, während ein dritter mit einem plump gearbeiteten Negerdolch prahlte. Die anderen drängten sich zur Kantine, lagerten im Schatten der Zelte, Karten spielend und rauchend, oder frequentierten die griechischen Hausierer, die ihren greulichen Absynth und andere schandbare Spirituosen ausboten. Viele fanden auch am Sudanbier Gefallen und hockten in der primitiven Dorfkneipe um die Marissa-

bottiche, die Zigarrette zwischen den Zähnen oder die kurze Pfeife, schwatzten und tranken und lebten so leichtsinnig, wie es der englische Soldat durch seine abenteuerlichen Wanderfahrten in drei Erdteilen gewohnt wird. Er genießt jeden Tag, so sich ihm die Gelegenheit dazu bietet, in vollen Zügen, denn er weiß nicht, ob er morgen noch lebt. Gestern ist er dem Tode glücklich entronnen, wird dies auch morgen so sein? Darum genießen, so lange das Leben sich beut — das ist die Devise des britischen Söldners und ihr bleibt er allezeit treu. Abgestumpft gegen alle Gefahren durch hundertfache Kämpfe, bewahrt er sich diesen genußsüchtigen, leichtsinnigen Zug auch in den ernstesten Situationen und macht dadurch sein sonst nicht gerade beneidenswertes Leben erträglich. Freilich zeigt sich diese Eigenart von Ihrer Majestät Armee nicht immer harmlos. Die Rauheit und Roheit des britischen Charakters versteigt sich häufig zu Exzessen, die unangenehme Folgen haben. Die Polizei in Alexandria und Kairo weiß genug zu erzählen von den Ausschreitungen, die die britische Besatzung gegen die Eingeborenen verübte, zu einer Zeit, da das ganze Land in Gärung gegen die Europäer war; wie Matrosen und Soldaten Droschken gemietet und den schwarzen Kutscher mit Prügeln bezahlt; wie sie in die Läden drangen und kauften, ohne zu bezahlen, und wie sie allabendlich zu Dutzenden trunken, wie Schweine von den Gassen aufgelesen werden mußten, nachdem sie all' ihren Lüsten gefröhnt auf Kosten derer, die „zu befreien" sie gekommen waren. Wir wollen schweigen von den Vergewaltigungen, die sie sich gegenüber ägyptischen Frauen und Mädchen erlaubt, von den Mißhandlungen, mit denen sie die Männer überhäuft — solche Freuden englischer „Zivilisation" sind aber dem einen wie dem andern von Verderb, und ähnliche Rücksichtslosigkeiten britischen Regimes waren die Ursachen zu dem blutigen indischen Aufstande der fünfziger Jahre, der das Mutterland beinahe um seine Weltherrschaft gebracht hätte.

Anderseits haben Englands Soldaten und Seeleute auch ihre guten Seiten. Ihre tollkühne, zähe Tapferkeit verdient Lob und ebenso ihre Opferwilligkeit, mit der sie einem Mitmenschen, der sich in Not befindet, zu helfen bereit sind. Die Fälle zählen nach hunderten und tausenden, in denen ein Brite freiwillig für die gute

Sache, für seine Kameraden, ja oft für einen Wildfremden sein Leben geopfert hat. — —

In der Kantine der Matrosen war soeben die Hauptmahlzeit beendet worden und die schwarzen Aufwärter räumten die Näpfe von den Brettertischen, während sich die Mannschaft, soweit sie nicht ins Dorf gegangen war, der Siesta hingab. Die breitschultrigen Gestalten streckten sich mit Wohlbehagen auf die Bänke oder die den Fußboden deckenden Matten und sogen mit Behagen an ihren kurzen Pfeifen, deren feines Aroma den köstlichen ägyptischen Tabak erkennen ließ. Die äußerste Ecke des ziemlich großen Raumes nahm eine kleine Gruppe von drei Personen ein, die ein eifriges, wenn schon halblautes Gespräch führte. Die roten Haare und das sommersprossige, aufgedunsene aber gutmütige Gesicht verrieten den einen als Irländer, während sein kleiner, schmächtiger Nachbar ein junger Engländer war, den Abzeichen nach Marineaspirant und offenbar — der kecke Zug im Gesichte deutete darauf hin — ein toller, verwegener Bursche, zu jedem Streich bereit und keine Gefahr scheuend. Der, dessen Erzählung die beiden lauschten, war ein schöngewachsener Schillukneger mit nicht gerade häßlichen Zügen. Der Schwarze, der etliche Jahre als Diener bei dem Statthalter einer Äquatorialprovinz des Pharaonenlandes zugebracht und in dieser Eigenschaft manchem Kampf gegen die Sklavenhändler beigewohnt hatte, war schließlich bei einer dieser Affairen selbst gefangen genommen und als Sklave nach Dongola verhandelt worden, von wo es ihm gelungen war, im englischen Troß nach Korti zu entkommen, an welchem Orte er seiner Heimat schon wieder ein gutes Stück näher gerückt war. Er versah nun Hilfsdienste in der Kantine, und als echter Neger sehr mitteilsam, wurde er nicht müde, von dem Leben der Seinen daheim zu plaudern und dabei mit rührenden Worten das Los der Unglücklichen zu beschreiben, die die Hand des Sklavenkrämers packt. Kurz vor seiner Gefangennahme war auch seine Schwester bei einem Überfall davongeführt worden, und der Arme, der selbst erst eben entflohen, hätte willig alles aufgeboten, sie zu befreien, wenn er nur gewußt hätte, wo sie sich befand. So war denn seine Hoffnung auf ein Wiedersehen nur gering, wohl aber glaubte er die Heimat bald wieder zu erreichen.

Dem Midshipman waren diese Mitteilungen über das Los der Sklaven sehr interessant. Er hatte in England mancherlei davon gehört, um nun aufmerksam den Darstellungen des Dunkelhäutigen zu folgen, und als er erfuhr, daß in der Nähe Ambukols, in den südlich davon belegenen Bergen am frühen Morgen eine Sklavenkarawane aus Darfur angekommen sei, was der Schilluk von einem Dschellab — einem wandernden Handelsmann — in Erfahrung gebracht hatte, kam ihm sofort der Wunsch, dieselbe zu sehen. So ein armer Mid — wie man Midshipman abzukürzen pflegt — hat ohnedem wenig Gelegenheit, dergleichen zu schauen. Sein Leben verbringt er auf dem Wasser, und wenn er einmal das feste Land betritt, dann ist es nur für kurze Zeit. Daher kommt es denn, daß Seeleute, die sich jahrelang in den entferntesten Gewässern herumgetrieben haben, doch sehr wenig von dem Leben und Treiben jener Zone erfahren, das sie sozusagen nur per distance und allenfalls flüchtig an der Küste beobachtet haben können. Nun bot die Sudancompagnie allerlei Gelegenheit zu Abenteuern, von denen man nachher seinen Angehörigen und Kameraden erzählen konnte. Er war schon genug um das „Glück" beneidet worden, das ihn in den Sudan warf. Was scheut denn ein junger Mensch und obendrein ein Engländer die Strapazen einer Tropenreise, wenn er monatelang in den asiatischen Gewässern gekreuzt hat und also an die Sonnenstrahlen zur Genüge gewöhnt ist! Wenn er Wochen und Monde hindurch keinen festen Boden betreten und nun die Aussicht hat, die auf die Dauer langweiligen Planken verlassen und das eintönige Schiffsleben mit einer romantischen Wüstenreise vertauschen zu können. Unter solchen Umständen nimmt man allerlei Entbehrungen und Gefahren gern in den Kauf.

Aber das Reglement für Ihrer britische Majestät Unterthanen war streng. Keiner derselben durfte ohne Erlaubnis das Lager verlassen, und daß man zur Kriegszeit und in einer Gegend, die man nur oberflächlich kannte, umringt von fanatischen Horden und immer kampfbereit, dem Ansuchen eines hierorts unerfahrenen jungen Menschen zu einem Ausfluge mehrere Meilen fort vom Bivouac nicht nachgeben werde, war vorauszusehen. Und wenn Fred recht kommen wollte, mußte er sich eilen, denn es hieß, daß die Karawane schon am andern Tage weiterreisen werde.

„Sehr leichte Sache, Effendi Fred“, meinte verschmitzt der Schilluk, „nehmen Herr mit Gefährten ein Boot und sagen Pascha wollen rudern und fischen in große Strom heute Abend. Pascha nicht sagen nein zu Effendi; wenn versprechen bald wieder zurück, wir führen sein Freund schnell hin und wenn alles gut, können sein morgen früh hier. Pascha zanken, Effendi aber sagen, können nicht dafür, seien vom Strom gerissen weit weg und haben gerudert viele Stunden, um kommen zurück.“

„Der Gedanke ist gut, Homed, und ich will sehen, ob ich unseren Alten kirre kriege. Der alte Seebär wird ja wohl ein Einsehen haben und meinem Wunsche, mich ein paar Stunden auf dem Wasser herumzutreiben, keinen Stein in den Weg legen. Übrigens, Sullivan, du bist doch von der Partie?“

„So wahr mein Vater der beste Zecher in O'Kirty war und seinem Sohne auch nicht einen Schilling zum Vertrinken übrig ließ, will ich froh sein, anstatt unter dieser Horde brauner und schwarzer Hallunken zu verfaulen, wieder ein paar Stunden meine Knochen mit Rudern und Laufen anstrengen zu können.“

„Gut, Sullivan, sei also nach dem Supper vor unserem Zelt, und du, Homed, sorge für ein gutes Boot, während ich unseren Urlaub erwirke.“ — —

Etliche Stunden vor Mitternacht verließ ein kleines Segelboot mit drei Insassen das Nilufer bei Korti und nahm seinen Lauf flußabwärts nach dem nicht ganz zwei deutsche Meilen entfernten Ambukol. Der Mond, der in diesen Gegenden riesig groß und außerordentlich feurig erscheint, warf sein helles Licht über die Lehmhütten des links immer mehr und mehr verschwindenden Dorfes und das nun stille Bivouac der Briten. Einzelne Gestalten, stumm und unbeweglich gleich Bildsäulen, warfen ihre Schatten auf das Sandfeld — es waren die Schildwachen, die, das Gewehr im Arm, in weitem Kreise das Lager umgaben. Eine, die am Ufer postiert war, hatte den Kahn erblickt.

„Who is there?“ — Wer ist da — erschallte ihr Ruf. „Good friend“ — gut Freund —, klang es herüber und weiter ging die Fahrt. Anfänglich hielt der Mid, der das Steuer führte, auf das gegenüberliegende Ufer, dann aber ließ er das Boot, vom günstigen

Winde unterstützt, ruhig stromab treiben. Der Zauber der Nacht hielt die Dahingleitenden im Banne, auch den Schwarzen, der wie so viele seiner Stammesgenossen sich im Heimweh verzehrte.

Ab und zu erblickte man ein Sakki, eines der größten Wasserschöpfräder, nach deren Zahl man den Reichtum der Landschaften am „heiligen Strom" bemißt. Die Gestade waren mit üppigen Durrofeldern besetzt, durch deren hohe, blätterreiche Stengel der laue Nachtwind wogte. Daneben strebte Binsengras in die Höhe und wucherten Mimosen und langstachelige Akazien. Der Nil trug das Boot auf üppig schaukelnden Wellen schnell vorwärts und nach Verlauf von etwa einer Stunde tauchten die von den Mondstrahlen versilberten Lehmhütten Ambukols auf, zwischen der blauen Flut und dem gelbgrauen Wüstensande gelagert und von einer prächtig grünen Vegetation umkränzt.

Einige hundert Schritte diesseits des Ortes machte man Halt. Homed zog den Kahn in eine unter Binsen versteckte kleine Bucht, befestigte ihn an einem schnell eingerammten Pfahl und schweigend, um die Aufmerksamkeit der Dorfwächter nicht unnütz zu erregen, klomm die kleine Gesellschaft die Hügelkette hinan, die hier das Ufer begrenzt.

Vor ihnen lag die Ebene im Schmucke der Nacht. Gespenstige Palmengruppen wiegten ihre Häupter, hellgrüne Haine lagen da neben herrlichen Getreidefeldern, und gen Südosten — etliche Kilometer abgelegen — ragten Berge in die Höhe, die Ausläufer des Wady Mokattem. Das war das Ziel der Reise, und rüstig ging es durch die Felder und über Geröll und Felsblöcke darauf zu.

Mitternacht war vorüber und der Mond stand hoch oben am Himmelsdom, wunderbare Klarheit ringsum verbreitend. Die Nacht war kühl und erfrischend, nur Homed hüllte sich fröstelnd in seinen weiten Burnus. Seltsame Felsengebilde ringsum, die die geschäftige Phantasie belebt und umgestaltet — hier ein betender Derwisch, dort eine alte Felsenburg, kämpfende Giganten mit Teufelsfratzen daneben und Drachen und Gorgonenhäupter auf allen Seiten.

Der Kamm des Höhenzuges war jetzt erklommen und tief unten lag das mit Geröll und Wucherpflanzen bedeckte Thal, auf dessen Boden das Gebüsch der Abhänge seine Schatten warf.

Weithin aber nach rechts zeichnete sich ein unabsehbares Sand-

meer — die Kababisch-Wüste — durch die Klippen hindurch, die von großen Lücken durchbrochen wurden. Man erkannte sogar die regelmäßig nebeneinander hinlaufenden frischen Fußspuren einer Karawane, offenbar jener, die zu suchen die kleine Gesellschaft ausgezogen war.

Der Schilluk verschwand mit aalgleicher Gewandtheit hinter einem Felsblock, glitt das Thal hinab und durch eine Felsspalte nach Westen. Wenige Minuten später stand er im tiefen und mahlenden Sande und verfolgte die scharfgezeichneten, unverwehten Spuren, die sich teils in der freien Ebene, teils zwischen Hügeln und Gestrüpp hinzogen. Plötzlich machte er Halt. Der bei den Afrikanern so scharf ausgebildete Spürsinn hatte ihm verraten, daß in einer Seitenschlucht, deren Eingang an dieser Stelle hohes Gestrüpp verdeckte, Menschen lagerten. Mit fliegender Hast kehrte er zu seinen Gefährten zurück, die nun hinter ihm drein schlichen, über Stock und Stein, dabei aber vorsichtig, denn es galt, das Lager zu überraschen, wenn man überhaupt etwas sehen wollte. So war denn beschlossen worden, bis zum Aufbruch der Karawane, der binnen kurzem erfolgen mußte, sich versteckt zu halten und danach schleunigst heimzukehren.

Fred und Sullivan hatten ihre Uniformen sorgfältig unter einem weiten arabischen Mantel verborgen, da eine Erkennung ihrer Person leicht verhängnisvoll und gefährlich werden, zunächst aber ihre Absicht, die Sklavenkarawane in ihrem Thun und Treiben zu beobachten, vereiteln konnte.

Am geratensten erschien es, den oberen Rand der Schlucht zu umgehen und hinter einem Felsvorsprung Posto zu fassen, von dem sich ein trefflicher Ausblick auf das Lager bot, ohne daß man selbst gesehen werden konnte. Bereits war das Schwierigste überwunden, da beugte sich der neugierige Sullivan vor, um über die Klippen hinweg auf die im tiefsten Schlaf liegende und der nächtigen Frische wegen eng zusammengedrängte Karawane, die mancher im erbleichenden Mondschein eher für bizarr geformtes Gestein denn für Menschen gehalten hätte, zu schauen, zu unvorsichtig und hastig vielleicht, denn etliches vom auflagernden Geröll wich seinen Bewegungen und stürzte unter mehrfachem Aufschlagen hinab in die Tiefe. — —

Ein gellender Schrei — wilder Alarmruf, und im Nu war das Lager auf den Beinen. Die Männer griffen nach ihren Waffen

und machten sich kampfbereit, während die Weiber und Kinder sich zitternd und wehklagend zwischen die schnell emporgerissenen Esel und Kamele flüchteten.

Bestürzt blickten sich die Abenteurer an. Schon klaschten einige Kugeln gegen den Felsblock, hinter dem sie sich verborgen gedacht — man hatte sie entdeckt, und etliche vom Gefolge des Sklavenkrämers — kräftige Schwarze, fast nackt, bis an die Zähne bewaffnet — schickten sich an, den Schlupfwinkel zu stürmen. Ein Kampf schien unvermeidlich. Doch Homed schaffte wiederum Rat.

„Haben Effendi viel Geld bei sich? Wenn ja, sein reicher Mann, haben gehört von Karawane und sein gekommen sehen seine Ware. Wünschen kaufen schöne Mädchen für Harem. Aber Effendi müssen zeigen Gold, viel Gold, sonst nicht erlauben, daß sehen Leute."

Mittlerweile war der Anführer der Schwarzen herangekommen — eine weite blaue Bluse stellte ihn eine Stufe höher als seine Gefährten, die nur einen schmalen Leibgürtel trugen, während ein Turban und Sandalen allen gemeinsam war. Hinter dichtem Buschwerk hielt er an und mit drohender, lauter Stimme rief er die verdächtigen Fremden an, wer sie wären und was sie wollten.

„Licht meiner Augen", begann der geschmeidige Schwarze, der die Rolle des Vermittlers übernommen, in arabischer Sprache, „wir sein friedliche Leute und wollen nicht rauben. Homed führen reichen jungen Effendi, der kommen sehen eure Schätze und der nehmen einen Diener mit sich. Sehen selbst, o Herr und Gebieter, ob Homed haben gesagt die Wahrheit und lassen Effendi suchen unter den schönen Mädchen, die Euer Mut und Geschick zusammengebracht, ob er finden, was sein Auge erfreuen. Eure mächtigen Krieger brauchen nicht nehmen Schild und Schwert, um kämpfen gegen uns. Warum so viele wollen fürchten drei einfache Männer!"

„Was das schwarze Biest für Verstand hat!" brummte der grobe Irländer, der auch in diesem bedenklichen Augenblick seine Laune nicht verloren hatte, während Fred, den Revolver in der Faust, gespannt auf den weiteren Verlauf der Dinge harrte.

Die Auseinandersetzungen Homeds schienen Glauben zu erwecken. Nach kurzer Beratung schickte der Lieutenant des Sklavenhändlers zwei seiner Leute von dannen, um sich zu überzeugen, ob außer den

bezeichneten drei niemand sich in der Nähe verborgen halte. Fünf Minuten vergingen, die den Gefährdeten eine Ewigkeit dünkten. Die übrigen Schwarzen waren derweilen in einem den Felsblock umspannenden Halbkreise näher gerückt, dabei nach Möglichkeit hinter Steinen und Gestrüpp sich verbergend. Das Schwert in der Faust und das Schild über dem Haupte hielten sie in gebückter Stellung und warteten auf das Zeichen zum Angriff. Aber es kam nicht. Die Ausgesandten hatten ringsum nach weiteren Menschenspuren vergebens gesucht. Die geschickten Schmeicheleien des Schilluk waren nicht ohne Wirkung geblieben und der schwarze Offizier entschloß sich, die Fremdlinge zu seinem Herrn zu führen.

Dieser war jedoch nicht gerade sehr erbaut vom Besuch der „Ungläubigen", die er schnell als solche erkannt hatte. Nicht am Gesicht, denn das war braun genug, um als das eines Arabers zu gelten, aber eine geringe Verschiebung von Freds Burnus zeigte ihm die darunter befindliche englische Uniform und machte ihn mißtrauisch. Aber der Fremdling bewies Ernst zum Handel, und ein Goldstück als Aufgeld, sowie das Bewußtsein, genug Schutz gegen jeden Gewaltstreich um sich zu haben, besänftigte des Sklavenkrämers Bedenken.

Im Lager wurden die Neuankömmlinge mit scheuen Blicken empfangen. Die Sklaven, etwa hundert an der Zahl, waren in mehreren Gruppen getrennt. Während die Männer stumpfsinnig dastanden, drängten sich die Kinder — kleine, nicht gerade hübsche Wesen mit in jenen Gegenden so häufig anzutreffenden abscheulich aufgetriebenen Bäuchen, die sich aber in späteren Jahren durchweg verlieren — ängstlich zusammen. Auch die Weiber waren wenig zutraulich, ausgenommen etliche blutjunge Negerinnen, die von zierlicher Gestalt und mit niedlicher Haartracht lustig sich herumjagten und den Verlust ihrer sonstigen Freiheit nicht gerade sehr empfanden. Sie trugen kleine riemengeflochtene Schürzen und nahmen erfreut die Geldmünzen, die ihnen Fred bot. Durch das Beispiel angelockt, kamen auch einige der reiferen Mädchen heran, ebenfalls völlig nackt, bis auf den Gürtel, den die Mädchen im Sudan so lange tragen, bis sie Frauen geworden sind. Schamgefühl in unserem Sinne war ihnen offenbar fremd. Hatten sie sich an=

fänglich zu verstecken gesucht, so war das Angst gewesen und nicht Scham, denn nun ließen sie sich ruhig in aller Nähe bewundern. Übrigens waren sie nicht allzu schön. Der Körper, beinahe fingerdick fettbeschmiert von oben bis unten — auch das Haar war nicht verschont — glänzte zwar wie poliertes Ebenholz, duftete aber dank der Öleinreibung nicht gerade lieblich. Viele besaßen schöne Formen, manche aber litten an jener Überfülle, die die Negerin so schnell häßlich macht. Einfache Halsketten von blauen und gelben Perlen, Ohr= und Nasenringe, seltener schon eine Armspange dienten als Schmuck.

Der Händler verriet Fred, daß er die schönste Ware noch verborgen halte, und nötigte ihn in sein Zelt, das, unter Klippen versteckt, von den Fremdlingen gar nicht bemerkt worden war, und in dessen hinterem Raume sich die wertvolleren Sklavinnen — etliche Abessinierinnen — befanden, während im vorderen Teile der Gastgeber ein Mahl herrichten ließ, wovon der schlaue Orientale einen ihm günstigen Einfluß für die darauf folgenden geschäftlichen Verhandlungen erhoffte. Fred war die Einladung nach den nächtlichen Strapazen nicht unangenehm. Er labte sich an Kaffee, Scherbet und aß zwischendurch die vortrefflichen Feigen= und Melonenkompotts, in deren Bereitung die mohammedanische Welt groß ist. Aprikosen, dongolesischen Bilbil= und Dattelkuchen, eine Delikatesse, die der nie vergißt, der sie einmal gekostet.

Im Laufe des Gespräches hatte sich Homed als überflüssig erwiesen, denn der Sklavenschah verstand etwas englisch, und so kauderwelschten nun Gast und Gastgeber bei einer Pfeife köstlichen Tabaks, die ein reichgekleideter Negerknabe herbeigebracht und die nebst einem Schälchen Mokka die erste Notwendigkeit bildet bei einer orientalischen Konversation. Selbst das Essen stellt man — und sei auch der Hunger noch so groß — gegen die Pfeife und den Kaffee zurück. Der genügsame Araber findet an diesen beiden Dingen schon seine Labung. Sullivan, der als Diener angesehen wurde, durfte das Zelt nicht betreten und belustigte sich, selber ärgerlich, damit, die nahebei lagernden Kamele mit Steinwürfen zu ärgern. Machen diese häßlichen Tiere schon so einen höchst melancholischen und lächerlichen Eindruck, noch mehr ist dies der Fall, wenn sie gereizt werden.

Ihr Geschrei, das täuschend dem ungezogener kleiner Kinder gleicht, ist drollig, dazu ihr empörter Blick und dann wieder die Gleichgültigkeit, mit der sie zwischendurch kauen, eine Arbeit, bei welcher allein die untere Kinnlade und zwar wunderbar regelmäßig hin- und hergeschoben wird und somit annähernd das Bild eines Geschöpfes zustande bringt, das aus Altersschwäche nicht mehr ordentlich die Speise zu zermalmen vermag — alles das muß den nicht daran gewöhnten Beschauer zum Lachen reizen.

Der Schilluk trieb sich indessen im Lager herum und schwatzte unermüdlich bald hier, bald da mit einem von seiner Farbe. Aus einer Seitenthür des Zeltes kam ihm ein schwarzes Mädchen entgegen von schlanker Gestalt und anmutigen Bewegungen. Das zierliche Gesichtchen mit den herrlichen in dunklem Feuer schwimmenden Augen paßte gut zu der junonischen Figur und schuf eine jener Schönheiten, die der Krämer im Menschenfleisch hochschätzt, die er aber bei den Stämmen am oberen Nil selten trifft. Und doch lag da ihre Heimat, ihre Hautfarbe bewies es deutlich. Jetzt — Homeds Augen vergrößerten sich — zeigte sich eine schwache Narbe auf ihrer linken Wange. Er tritt auf sie zu und blickt auf die Schulter und zerrt an dem leichten Gewande, in das sie sich frostschauernd gehüllt. Ihr bleiches Gesicht zeigt, daß sie leidet. Aber da — da ist das Mal, mit dem die Mutter daheim ihre Kinder gezeichnet — ein Freudenruf hallt durchs Lager — Marian! — Und Homed hat seine Schwester wiedergefunden. Und nun herzen sie sich und küssen sich und haben des Schwatzens gar kein Ende — es ist eine Freude, die übermütigen beiden Geschöpfe zu sehen, denn sie lieben sich, wenn schon sie Wilde heißen. Sie lieben sich, denn auch unter der schwarzen Haut schlägt ein fühlendes Herz. Sie haben sich beweint und verloren geglaubt, und nun hat sie das Schicksal zusammengeführt und niemand soll sie trennen als der Tod.

„Zurück und schont eures Lebens“, donnert der Schilluk auf die Sklavenknechte ein, die ihm entgegentreten, da er die Schwester aus dem Lager entführen will. Und er entreißt dem nächsten das Schwert und bricht sich Bahn durch die scheu zurückweichenden Sklaven. Aber die Söldner des Sklavenschah folgen ihm, und sie werfen sich auf den Unglücklichen, der, die geliebte Schwester im Arm, mit der

andern Hand die blanke Klinge durch die Luft zieht. Ein Weheschrei — dann wütendes Gebrüll — einer der Verfolger ist verwundet. „Haltet den Räuber, haltet ihn", gellt es ihm nach und schon beeifern sich Verschiedene, ihm den Ausgang nach den Klippen abzuschneiden.

Ein Speer saust an seinem Ohr vorüber — jetzt springen ihm zwei schwarze Teufel entgegen. Aber die Hilfe ist nahe. Sullivan hat die Gefahr erkannt und mit dem Opfermute des echten Seemannes trotzt er derselben. Mitten in den Weg stürmt er vor die zum Schlage erhobenen Schwerter — sein Revolver fliegt aus dem Gürtel und der Blitz zuckt und ein Knall dröhnt durch das Lager. Der eine der Feinde stürzt mit zerschossenem Arme zu Boden. Nun wird das Gewühl wilder, der Sklavenschah ist beim ersten Lärm aufgesprungen, auch Fred will hinaus, um zu sehen, was passiert. Aber jener vertritt ihm den Weg.

„Du bleibst, Dschaur, und haftest mit deinem Leben für das, was im Lager geschieht", schnaubt ihn der Araber grimmig an — ein Blick durch die geöffnete Thür hat ihm gezeigt, was der Ire und Homed gethan.

Jetzt wälzt sich der Haufe am Zelt vorüber. „Zuhilfe, Sir, zuhilfe, man will uns morden — laßt meine Beine los, schwarze Schurken — so, wahre deinen Schädel, du Schuft" — und sein Pistolenkolben saust auf den nächsten nieder, der ihn niederzureißen versucht. „Zuhilfe, Sir — rettet Euch und uns, oder wir sind verloren."

Todesangst und Verzweiflung malte sich bei diesen Worten auf dem Gesicht des armen Fred, der den in Not hörte, den er in die Gefahr gelockt. Und nun nicht helfen können — nein, das ging nicht an, und mit der Kraft, die um das Leben ringt, stürzte er sich auf den Araber, der unter dem Anprall des Kadetten wankte, aber nicht stürzte. Und doch! — er fällt! — ein Stöhnen, dann grinst ein Schwarzer hinein in das Zelt, reißt den krummen Säbel aus dem Gürtel des Gefallenen und winkt Fred, ihm zu folgen. Es ist die höchste Zeit — der Helfer in der Not ist ein Schilluk aus dem gleichen Dorfe Homeds —, auch er will frei sein oder fallen, und er ahnt, daß ihm die Briten zu helfen vermögen. — Ein entsetz-

licher gellender Schrei, der nichts Menschliches hatte — hinaus! um Gottes willen.

Draußen lag Homed am Boden und ein breitschultriger tierischer Dinka stand über ihm mit erhobener Klinge, bereit, ihm den Gnadenstoß zu geben. Daneben rangen zwei andere mit Sullivan, der mit den Schimpfworten um sich warf: „Gottvermaledeiter Strolch, möge deine Mutter im Fegefeuer brennen dafür, daß du einen irischen Gentleman belästigst. Nimm das dafür.“ „Auch du, mein Lämmchen, warte, dich will ich beißen lehren — was, du willst einen britischen Unterthan mit deinem Spieße kitzeln?“ Dabei teilte der Wackere, dessen Humor beim Raufen wieder durchbrach, nach allen Seiten Püffe und Schläge aus. Unter den Sklaven begann es bedenklich zu gären — zwei der Menschenjäger waren bereits kampfunfähig, und der Führer selbst war vor den Augen der übrigen durch den braven Schilluk, der ihn mit einem Keulenschlage niedergeschmettert, kampfunfähig.

Nun drängte sich die Herde der Geknechteten zusammen, sie wagt noch nicht offene Empörung, aber die Blicke und das Murmeln der Leute verraten deutlich genug ihre Gefühle. Der Offizier des Schahs erkennt das Gefährliche der Lage und teilt seine Truppen in einen größeren Haufen zur Bekämpfung der Feinde, während sechs Mann wohlbewaffnet und mit unheilverkündenden Blicken die verdächtige, aber wehrlose und gefesselte Sklavenschar bewachen.

Ein Jubelruf wird laut: Freds Kugel hat den Bedränger Homeds hingestreckt, während der schwarze Retter des Midshipman dem Iren Luft schafft.

Zwei herkulische Arme haben Marian, das arme, verschüchterte Geschöpf, umspannt, um sie zurückzuschleppen zu den Gefährtinnen ihres Elends. Ein Hieb mit dem Yatagan löst die eisernen Bande und nun ist der Weg frei zur Flucht. Homed wirft das halbbetäubte Mädchen über die Schulter und ringt, nein, flieht mit ihr die Felsen hinan. Seine Brust keucht unter der gewaltigen Anstrengung, dicker Schaum quillt über die Lippen. Die Augen drängen aus den Höhlen, und das Herz hämmert in der Brust, als wolle es die Wände sprengen. Aber der Riesenleib erlahmt nicht, er leistet Unglaubliches, und nur ein Schwarzer vermag das zu ertragen,

was Homed erträgt. In großen Sätzen, unbekümmert um die nachgesandten Kugeln und Pfeile, springt er von Stein zu Stein. Ihm nach der verwundete Sullivan, während Fred und der andere Schilluk den Rückzug decken.

Unaufhaltsam eilten die Flüchtlinge weiter, im Laufe jede Deckung benutzend, denn von unten schwirrten noch Pfeile empor und etliche Schwarze folgten ihren Fersen. Aber Freds wohlgezielte Kugeln und die kräftigen Säbelhiebe seines dunkelhäutigen Begleiters trieben sie in respektvolle Entfernung zurück. Bald erlahmten die wenigen Verfolger und wandten sich schnell, wie sie gekommen, zum Lager, in dem wüstes Lärmen herrschte und man eifrig bemüht war, den verwundeten Sklavenschah aus seiner Betäubung wachzurufen.

„Hurra für Alt-England! Mut, Mut, Kameraden, dort sind die Hütten von Ambukol!“ — Sullivans Worte belebten die kleine Gesellschaft, die sich unverhofft aus großer Gefahr errettet sah. Das Abenteuer war gut verlaufen, dank dem Umstande, daß durch die Verwundung des Sklavenhändlers Verwirrung unter dessen Leute gebracht worden war. Andernfalls hätte es freilich das Leben der Tollkühnen kosten müssen, denn der wütende Araber hätte alles aufgeboten, um jene zu strafen, die ihn betrogen und beraubt.

Es erübrigt noch, hinzuzufügen, daß Fred sowohl wie Sullivan ihre Abenteuerlust außer mit dem ausgestandenen Schreck und der Verwundung auch noch durch eine entsprechende Strafe vonseiten ihres Vorgesetzten büßten.

---

3. Eine Sklavenjagd in Sennaar.

Versetzen wir uns einmal in die Steppen Sennaars unter einen Stamm Beduinen, dessen Duar oder Zeltenlager eben eine Abteilung Dromedarreiter entsendet, um aus dem benachbarten Territorium der Denkaneger Sklaven zu holen. Unsere Schilderung beruht auf eigenen Anschauungen.

Der Gum, d. h. die Streifpartei, gegen 40—50 Mann stark, besteigt seine großen, klapperdürren, eckig geformten Dromedare.

Manchem Teilnehmer gewährt ein Holzsattel mit gespreizten Sitzbrettern Halt, eine Überlegdecke von Schaf- oder Ziegenfell kann nachts zur Lagerstätte dienen. Andere entbehren dieses Gerätes und halten sich nur durch den Schluß ihrer hageren, aber nervigen Schenkel auf dem blanken Buckel des Reittieres fest. An der Sattelbeuge einiger hängen ein paar Lederschläuche voll Wasser oder voll Lebensmittel, als Christdornfrüchte, Sirchkorn, trockenes Fleisch, vielleicht ein halbes Dutzend Zwiebeln. Selten gönnt man sich die Mitnahme eines Kuhhorns voll Brotwürze, welche letztere, aus Salz, Kümmel und rotem Pfeffer bestehend, dem übrigen Essen beigemengt wird.

Den Gum umdrängen die Mitglieder des Stammes. Die Dromedare brüllen und gurgeln. Weiber heben ihre Kleinen empor zu den Reitern, mancher Vater herzt innig sein Bübchen oder Mägdlein. Dirnen in der Blüte ihres Wachstums, den schlanken Leib mit dem Fransengurte geschmückt, wechseln zärtliche Blicke mit jüngeren Kriegern. Ein greiser Beduine, halb blind, von der Jahre Last gebeugt, streckt die Knochenhände empor und recitiert Koranverse. Tiefernstes „Gefällt's Gott" antwortet aus dem Munde der Mannen. Unter dem schrillen Abschiedsgekreisch der Weiber setzt sich der Gum in Bewegung. Ein Mitglied des letzteren improvisiert in Molltönen ein arabisches melancholisches Liedchen auf irgendeinen berühmten Häuptling, auf Weiberschönheit, Löwenstärke oder auf den bevorstehenden Raubzug. Die übrigen heulen die letzten Strophen als Chor in langsam verschwellenden Kadenzen nach. Ihren Blicken entschwinden allmählich die Mattenzelte des Duar hinter den Riesenhalmen des Steppengrases, den Büschen der Akazien und Kapern.

Ohne Aufhören geht es vorwärts. Die Freibeuter gönnen sich wenig Ruhe, sie vermeiden es sogar, um möglichst wenig Aufmerksamkeit zu erregen, bei Nacht Feuer anzumachen. Die Dromedare werden beim Lagern an den Schenkeln gefesselt. Ein Teil der Krieger bettet sich, das meist einzige Kleidungsstück, eine Ferda oder ein Baumwolltuch um den wohlgefetteten Körper wickelnd, auf die Erde mitten ins Dickicht, andere halten ringsum Wacht. Die Räuber sprechen nur wenig und leise miteinander, in einem selbst dem geübten Kenner arabischer Mundart schwer verständlichen Rotwelsch;

sie essen das Notdürftigste roh und spülen die frugale Speise mit einigen Schluck trüben Lehmwassers hinunter.

Nach angestrengter Reise querlandein in der Richtung nach dem Weißen Flusse zu, haben sie sich einem vereinzelt liegenden Dorfe der Denkaneger genähert. Da erstreckt sich die Niederlassung, ein Bild des Friedens, runde Strohhäuser mit kegelförmigen Dächern, sauber geputzt, von Dornzweigen umzäunt, im Schatten von Feigen- oder Affenbrotbäumen, Akazien und Fächerpalmen. Am Fuße des Örtchens breitet sich die Niederung des gewaltigen Stromes aus. Ist es Frühling, so nistet der niedliche Abdimstorch in den Dorfbäumen und auf den Hüttendächern. Leuchtet noch die Sonne, so bleibt der Gum im Dickicht versteckt. Sobald aber das Tagesgestirn untergeht, entledigen sich ein paar junger Krieger ihrer Ferdas und schleichen sich mit der Vorsicht vollendeter Kundschafter durch das wilde Gestrüpp, um die dem Untergange geweihte Ortschaft auszuspähen.

Die Nacht bricht an. Das Sternenheer funkelt und glitzert in einem uns Nordländern unbekannten Glanze vom Himmel herab. Hyäne und das Windspiel der Neger wetteifern miteinander in Heulen und Bellen. Ziegenmelker schnurren, Fledermäuse zwitschern, Heimchen zirpen. Im Negerdorfe ruht man. Selten noch dringen einzelne menschliche Laute murmelnd aus dieser oder jener Hütte hervor. Dann verstummen auch diese. Die Späher statten Bericht über ihre Wahrnehmungen ab. Der Angriff wird für den kommenden Frühmorgen angesetzt. Man ist übrigens unter den Räubern einstweilen nicht müßig gewesen. Man hat die Ferdas knapp umgegürtet, die Schneiden der langklingigen Schwerter mit Kreuzgriff, die am Ellbogen befestigten kurzen Dolche befühlt, etliche Schebas oder Sklavengabeln sind zurechtgeschnitzt worden. Letztere sind Baumäste mit gabelförmiger Endverzweigung, welche mittelst Lederstricken oder aus Bast, auch Dompalmfasern gedrehter Schnur den Gefangenen um den Hals geschnürt werden sollen.

Eine kurze Rast gönnt sich noch jeder Nomade. Dann wird mit andächtigem „im Namen Gottes, des Gnädigen und Barmherzigen“ aufgesessen. Der Morgen dämmert bereits herein, wenn die Schar gegen das Denkadorf vorreitet.

Die Hunde schlagen an, die Ziegen mit Schlappohren meckern, die zottigbehaarten Schafe blöken, die scheckigen Buckelrinder schauen verdutzt nach der Richtung, in welcher Gras und Gestrüpp unter den Hufen der Dromedare knacken. Von schnalzenden Lauten ihrer Reiter angefeuert, überspringen die „Schiffe der Wüste" die niedrigen Dornenzäune und stürmen in plumpen Sätzen mitten in die unregelmäßigen Dorfgassen hinein. Kreischendes und donnerndes „La illaha ill' Allah u Mohammed Rasul illah, jachu, jachu, jachuje" (Es ist kein Gott außer Gott, und Mohammed sein Prophet, Hallo u. s. w.) ertönt von den Lippen der Angreifer. Entsetzt springen die nackten, spindeldürren Bewohner aus den Hütten heraus, das wuchtige Schwert saust auf ihre kahlgeschorenen Köpfe, ihre eckigen Schultern nieder. Jung und alt fällt anfänglich unter den Streichen der mordgierigen Nomaden; in der wilden Brutalität erster Aufregung schont man selbst des zarten Kindleins nicht. Allmählich aber verfährt man wählerischer und sucht bloß die sich Wehrenden zu vernichten.

Nur einige der Schwarzen haben Besinnung und Zeit gewonnen, nach ihren Lanzen, Keulen oder Stecken zu greifen. Sie leisten wohl mit Wurf, Stoß und Hieb, mit Händen, Zähnen und Fußknöcheln Gegenwehr. Glatt wie Aale und mutig wie Löwen werfen sie sich ihren Angreifern entgegen. Einigen gelingt es, durch lautes Aneinanderklimpern mit ihren eisernen Armreifen das Dromedar eines Räubers scheu zu machen, nun wird dieser umzingelt, vom Wurfe des Speeres erreicht, durchstochen, herabgerissen, erwürgt, zerdrückt, zertreten. Da noch einer, vielleicht noch andere.

Doch nicht lange dauert die Verteidigung. Das Dorf ist binnen wenigen Minuten genommen. Unter dem bestürzt hierhin und dorthin laufenden und flatternden Vieh, unter den zuckenden, bluttriefenden Körpern der zerstochenen und zerhauenen Ihren, beugen die noch überlebenden Neger sich nieder und betteln mit jämmerlich krächzendem „Ben lok lok!" (Herr, Friede!) um ihr armseliges Dasein. Man setzt ab, bindet sie, bindet auch die schreienden Frauen und Kinder. Eine Anzahl der Banditen treibt das Vieh zusammen. Andere dringen in die Hütten, stoßen die Asche der verglimmenden Feuer auseinander, blasen noch glimmende Kohlen an und setzen das Dorf in Brand. Die bisher in den Hütten versteckt gebliebenen Schwarzen

eilen zwar ins Freie, werden aber bald ergriffen, gefangen oder — niedergemetzelt.

Die Sonne geht auf. Ihre Frühstrahlen werden von dem aufsteigenden Qualme der brennenden Niederlassung verdunkelt. Sprühende Flammen züngeln an Dächern und Wänden auf und ab. Knallend zerspringen die luftgefüllten Halme der strohenen Hüttenbekleidung, ängstlich umflattert der Storch sein bedrohtes Nest. —

Die Gefangenen werden zu zwei und zwei mit der Sklavengabel belastet, Stämmigere auch wohl mit Strickwerk unmittelbar an die Dromedare befestigt. Man bricht auf. Ehe noch der Feuerschein, ehe noch die wenigen dem Blutbad Entwischten umliegende Dörfer von dem Überfalle benachrichtigt, hat das Raubgesindel samt seinen Opfern bereits einen beträchtlichen Vorsprung gewonnen. Aus knisternden, zusammengesunkenen und mattglimmenden Kohlenhaufen emporschwellende Rauchsäulen, verstümmelte Leichen und Blutlachen erzählen wenige Stunden später vom Dasein des gestern noch so blühenden Örtchens.

Gebeugten Hauptes, wankenden Schrittes, die blutenden Füße mit schmerzlichen Gesichtsverzerrungen aufhebend und niedersetzend, die trockenen, gesprungenen Lippen mit der noch trockeneren Zunge beleckend, bewegen sich die erwachsenen Gefangenen unter dem Gewicht der Gabeln vorwärts. Junge Mädchen und kleine Kinder hinken, die Hände zusammengebunden, nebenher. Die vom Kamelsattel abgehängte Karbatsche aus Nilpferdhaut klatscht auf die nackten, blutig bestriemten Rücken der Opfer hernieder; grollendes „Marsch, marsch, ihr verdammten Heiden, ihr Söhne von Hunden, ihr Enkel von Hyänen, Ratten und Krokodilen, vorwärts, marsch!“ gellt den Ärmsten in die Ohren, treibt sie zur letzten Kraftanstrengung. Hier und da sinkt der Unglücklichen einer, von Kummer, Müdigkeit, Hunger und Durst überwältigt, zu Boden; höhnend antwortet ihm sein Feind, wenn er in jammernden Gaumenlauten sein: „Wehe, Herr, ich leide Schmerzen!“ von sich stößt. Zuweilen zwar erwärmt sich selbst das Eisenherz eines Nomaden beim Anblick solchen Elendes; dieser nimmt einmal eine Dirne, jener ein Kind zu sich aufs Dromedar oder unterstützt, zu Fuß wandernd, einen Halbohnmächtigen, einen schwachen Greis, wie denn letzterer als Zauberkoch und Hexendoktor schon mit-

gefangen und aufbewahrt wird. Rohes Sirchkorn, vielleicht etwas Waldfrucht und lauliches Schmutzwasser bilden nunmehr die einzige Erquickung des Siegers sowohl, wie auch des Besiegten. Am wohlsten fühlt sich noch das erbeutete Vieh, denn mit dem diesen prächtigen, treuen Hausgenossen des Schwarzen eigenen gemütlichen Humor laufen Hund und Rind, Schaf und Ziege bellend, brüllend, blökend, meckernd und gelegentlich Gras abweidend, ihren Weg mit Freund und Feind.

Endlich wird das Duar erreicht. Laut und freudig erschallt schon aus dem Innern das gellende Willkommen der Weiber, laut ertönen die Segenssprüche, die Willkommenrufe der männlichen Stammgenossen. Nun suchen auch Augen mit wilder Sehnsucht Angehörige, sie erschauen aber nur Kamele, entweder leer oder — wenn der Weg nicht zu lang — große mit blutfleckigen Ferdas umschlungene Pakete tragend, Pakete, aus denen ekler Totengeruch hervordringt und über denen Milane und Aasgeier kreisen. Es sind die Körper der beim Überfall getöteten Nomaden. Da bricht denn lautes Klaggeschrei aus und: „O mein Häuptling, o mein Herr, o Löwe, o Panther, o Stier, o Kamel meines Hauses!" schallt es ohne Aufhören heulend, plärrend und wimmernd in die stille Steppe hinaus, bis das Grab die gefallenen „Helden" umfängt. Die wilden Kriegsleute schwingen sich von den Dromedaren, werfen das Lockenhaar zurück, herzen ihre Kleinen, wechseln Handkuß und traute Reden mit den Eltern, Geschwistern, verliebte Worte mit ihren Mägdelein, welche wohl züchtig errötend die Zipfel eines schmutzigen Umhängetuches vor das Antlitz ziehen. Die vor kurzem noch entmenschten Beduinen werden wieder zu Menschen. Sie lösen die Fesseln ihrer Gefangenen, streichen, ölen oder schröpfen die geschwollenen Glieder derselben, teilen ihnen von ihrer dürftigen Mahlzeit mit und verschachern dann unter sich die ganze schwarze Beute. Entweder nun bleiben die geraubten Denka Knechte ihrer Sieger, oder sie werden an durchziehende Händler verkauft, um vielleicht als Verschnittene, auch als einfache Diener, in die Harems von ägyptischen und türkischen Herren zu wandern oder als Soldaten in die Monturen gesteckt zu werden. Immer erwartet sie dann ein günstigeres Los, als die rohe und rücksichtslose Behandlung bei ihrer Einfangung

und beim Transport zum Duar erwarten ließ. Denn der Sklave ist im Orient mehr ein Kind im Hause, der Soldat in Ägypten ist nicht zum schlimmsten daran.

Laßt nun die Reiter auf abessinischen Pferden sitzen, statt der langen Locken feine Haarzöpfe, statt der Ferdas weitärmelige Hemden tragen, statt des Schwertes eine Lanze führen, so habt ihr die Bagara-Beduinen, welche in ganz ähnlicher Weise die Schillukneger des Weißen Nil bekämpfen und berauben, Neger, die den Denka übrigens sehr nahe stehen. R. Hartmann.

4. Der Markt zu Kassala.

Die Sonne erhob sich schlaftrunken aus weißem, schwellendem Nebelbette und aus Südwesten kam ein leiser, kühler Wind herüber, der bei höher steigender Wärme stärker werdend, Staubwolken in den Straßen der Stadt Kassala aufwirbelte. Auf dem Markte, den ich betrat, gesellten sich zu dieser Unbehaglichkeit die wenig lieblichen Ausdünstungen von Waren, Menschen und Tieren. Ich ging auf dem Platze auf und ab und beobachtete das ganze Getriebe des geselligen Verkehrs.

Ein dichter Haufen von dunkelfarbigen Menschen, meist mit nackten Oberkörpern, zum Teil mit Stöcken oder blinkenden Lanzen bewaffnet, drängte sich mir entgegen, durch sie mußte ich mir mühsam den Weg nach dem Marktplatze bahnen. Dort war es ebenfalls oft nicht möglich, durch die bunte Menge der Marktbesucher hindurchzukommen. Hier boten einige Leute auf alten Strohmatten, die an der Erde ausgebreitet waren, in einzelnen Häufchen aufgestellt etwas Tabak zum Verkaufe dar, daneben hockten vier oder fünf dunkle Gestalten der Wildnis in eifriger Konversation begriffen, ohne sich viel um die sich drängenden Menschenmassen zu kümmern. Andere Händler hatten in Ledersäcken trockene Datteln zu verkaufen und gaben das Stück zu 1, später $1\frac{1}{4}$ Para (1 Piaster = 40 Para oder $1\frac{1}{2}$ Groschen). Auch Salz und Gewürze, meist Pfeffer, waren zu haben; dort standen mehrere Soldaten, um etwas bräunlich aus-

sehendes Salz handelnd. Unter Palmendecken, vor den Sonnenstrahlen geschützt, kauerten einzelne Weiber, die in dunklen thönernen Töpfen sauere Milch, sowie flüssige Butter, desgleichen ordinäres Öl in Flaschen feil hielten. Diese nichts weniger als den Grazien gleichenden alten schwarzen Weiber, erglänzten von Fett und Schmutz, schienen den Gebrauch eines Taschentuches nicht zu kennen und hatten überdies die edle Gewohnheit, den meisten Lärm zu machen. Hin und her laufende Diener oder ambulante Verkäufer, sowie in stiller Ruhe den Markt beschauende, langsam schreitende Beamten, geschäftige Kaufleute, umherschlendernde Offiziere und gemeine Soldaten drängten einander in buntem Gewirre. Hin und wieder bewegten sich auch Kamele oder beladene Esel, hier und da anstoßend, durch das Gewühl. Auch brach nicht selten Streit aus, dann schimpften sich die verschiedenen Parteien tüchtig, jedoch ohne Gebrauch von ihren Lanzen oder Stöcken zu machen. Hatten die Soldaten zufällig in Gold (Napoleonsdor) einen Teil ihrer Löhnung erhalten, dann waren wucherische Geldwechsler an den Ecken des Marktes bereit, ihnen gegen 15 Piaster Gewinn das Gold in Maria Theresia-Thaler umzuwechseln. Der Verkauf von Gemüse, Saat und Früchten, sowie Durro fand auf dem kleinen Markte, nahe dem öffentlichen Brunnen statt. Aus all' dem Gewirre ließ sich von Zeit zu Zeit das laute Geschrei der Ausrufer vernehmen, die Kleidungsstücke, Waffen, Schmucksachen und andere Dinge den Vorübergehenden anpriesen und gegen einen kleinen Gewinn verkauften. An alten und jungen zudringlichen Bettlern fehlte es nicht, aber Taschendiebstahl war den sonst diebischen Leuten nicht geläufig, wenn auch die Entwendung von Marktsachen nicht zu den Seltenheiten gehörte. In überdachten, offenen Kaufläden waren mancherlei Dinge zum Verkauf ausgestellt, Zeuge, Geschirre von Eisen, Blech oder Steingut, lederne Schuhe, Tarbusche, Zucker, Kaffee, Wachs, Elfenbein, seltene Messer, Glasperlen, bunte Tücher, Sandalen, Scheren, kleine Spiegel, Zündhölzchen u. dgl. Die Artikel Zucker, Seife und Liqueure oder Wein waren wenig auf dem Markte vorhanden, wurden aber viel begehrt und kamen deshalb hoch. Doch war diesem Mangel bald abgeholfen, als ein Grieche zehn Kamelladungen von Kairo aus über Sauakin brachte. Der Zucker fiel von 15 auf 11, später sogar auf 8 Piaster pro Pfund.

Während der Marktzeit, besonders aber gegen Abend, waren die drei Kaffeehäuser der Stadt stark besucht. Alle Volksschichten waren hier vertreten, einzelne hockten am Boden, andere lagen auf Angerebs hingestreckt, in mannigfaltigen Gruppen den offenen, schattigen, sehr schmierig aussehenden Raum ausfüllend. Dort trieben hin und wieder auch die Bettler ihr Geschäft und sobald sie fünf Para hatten, um ein Schälchen Kaffee bezahlen zu können, setzten sie sich ohne Rücksicht neben dem reichen, mit schneeweißen oder bunten seidenen Gewändern bekleideten Manne nieder, den sie vielleicht angebettelt hatten, und tranken ihren Kaffee ungeniert wie die anderen Gäste. Auch Frauen, in dünne, bauschige, weite Gewänder gekleidet, mit vielem Gold- oder Silberschmuck behängt, Personen von zweifelhaftem Rufe, lagen umher, rauchten ihr Shîsch (Wasserpfeife) und trieben, ihr unbedecktes Gesicht zeigend, mit den Männern ein lüsternes Augenspiel. Täglich in den Frühstunden findet vor dem östlichen Thore außerdem ein Markt statt, einzelne Tiere, sowie Holz, Durrostroh (Gassap) und Heu werden hier verkauft, doch ist der Umsatz der Ware von keiner Bedeutung. Getümmel und Lärm, welche den ganzen Markt erfüllten, trieben mich wieder in meine Wohnung zurück.

Karl Graf Krockow von Wickerode.
(Reisen und Jagden in Nordostafrika. Berlin 1867.)

---

5. Die Dschellâba, die zentralafrikanischen Hausierer zwischen Nil und Niger.

Unter den von den Arabern unterworfenen Völkerschaften Dâr-Fôrs stehen die Dschellâba ihren Herren am nächsten. Seit Jahrhunderten im Lande ansässig, stammen sie aus den verschiedenen Nilländern, von Sennâr bis über Nubien hinaus nach Oberägypten, und halten sich meist in bestimmten Bezirken zusammen, die nicht selten, wie Kôbê und andere Hauptniederlassungen, 1000 bis 2000 Feuerstellen umfassen. Es dürften alles in allen für Dâr-Fôr wenigstens 5000 Hausstände der Dschellâba zusammenkommen.

Dieselben bieten nun keineswegs ein einheitliches Ganze dar,

denn wenn auch viele von ihnen aus der Gegend vom Nil stammen, welche von den Berbèrn (oder Berâbĕra) bewohnt wird, wie die aus Dongola oder aus dem Târ-en-Nuhâs (das Kupferland) Gebürtigen, so finden wir auch unter ihnen Leute von arabischer Abstammung, aus dem eigentlichen Ägypten oder selbst aus Marrokko. Das Oberhaupt der Dschellâba, der Chabîr par excellence, entstammt einer aus Dongola gebürtigen Familie.

Die Dschellâba ziehen rastlos in großen Mengen nach Westen bis nach Wadâï und einzelne von ihnen sogar über Bornû und Baghirmi hinaus bis zu den Haussastaaten. Zum Niger und nach Wadâï führen sie Handelsartikel aus Kairo, schlechte Baumwollenwaren, Bernstein- und Glasperlen, tauschen diese gegen Straußenfedern um, falls sie auf demselben Wege zurückkehren wollen, oder kaufen Kamele und führen dieselben nach Bornû, wo sie einen weit höheren Preis haben als in Wadâï; den Ertrag gegen bares Geld, Natron u. a. umsetzend, führen sie die eingetauschten Waren nach den Haussastaaten, nach Nîfe und bis nach Illôri. Oft erst nach Jahren kommen sie aus den Nigergegenden zurück mit Gûronüssen, aus den Haussastaaten mit Manufakturwaren und Lederarbeiten, ja selbst mit feineren Baumwollenwaren, welche von englischen und amerikanischen Schiffen dorthin gebracht werden, um schließlich in Wadâï wieder Straußenfedern und S k l a v e n einzutauschen. — In Kriegszeiten kaufen sie Sklaven von beiden Parteien.

Nach Süden gehen sie zur Hofrat en-Nuhâs und darüber hinaus zu den kleinen, früher mehr oder weniger von Wadâï abhängigen Niam-Niam-Heidenfürsten bis zu den Dschur- und Dôrstämmen. Nicht selten sind diese merkwürdigen Leute von ihren Wohnstätten, die sie irgendwo in Dâr-Fôr oder am Nil haben, an zehn Jahre abwesend und erfahren oft jahrelang nichts von ihren Familien, ohne daß man deswegen behaupten könnte, sie hätten keine Anhänglichkeit an ihre Heimat und die Ihrigen.

Die Dschellâba üben eine schrankenlose Gastfreundschaft, die ich auch wieder in El-Fascher Gelegenheit bekam zu bewundern. Unser Haus wurde von zahlreichen Besuchern, die oft monatelang dort blieben, nicht leer; die Gäste nahmen nicht nur von dem Hausherrn Matten, Teppiche, Bettgestelle und anderes in Anspruch, sondern be-

luden bei der Abreise ihre Kamele mit diesem Eigentum des Wirtes, und der letztere erhob in seinem weitgehenden Zartgefühl der Gastfreundschaft keinen Einspruch. Dabei waren die Mittel zu einem solchen Aufwande bei dem Hausherrn durchaus nicht vorhanden. — Die Dschellâba unterscheiden sich in der That in dieser ihre Kräfte übersteigenden Gastfreundschaft wesentlich von den Eingeborenen, welche in der Ausübung dieser Pflicht viel zurückhaltender zuwerke gingen.

Dr. Gustav Nachtigal.
(Sahără und Sûdân. Leipzig 1889. Bd. III, S. 463—464.)

Das Sultanat Wadâï.

Die Abgeschlossenheit von Wadâï und Dar-Fôr. — Die Gebirgsschranken. — Versuche des Eindringens von Europäern: Vogel, Beuermann und Nachtigal. — Charakteristik der Bevölkerung, Industrie, Justiz, Handel.

Dieser alte mohammedanische Staat ist seit Jahrhunderten der stärkste Hort des Islams in Zentralafrika und der Wohnsitz zahlreicher Sklavenhändler. Von der Größe der Pyrenäischen Halbinsel, umfaßt Wadâï mit Dar-Fôr eine arabisch-nigritische Mischbevölkerung, während die umgebenden Länder durchwegs von reinblütigen „Negern" bewohnt werden. Geographisch sind dagegen beide Länder getrennt, da Gebirgszüge zwischen ihnen eine natürliche Grenze bilden. Einerseits sind die Bergländer Dar Tama und Dar Sulla eine zum Teil hohe Schranke zwischen dem mittleren und östlichen Sudân, anderseits bildet der mächtige Wall des Marragebirges in Dar-Fôr die eigentliche Grenzmarke gegen den ägyptischen Sudân, und die Ägypter waren bei ihrer Eroberung Dar-Fôrs nur wenig darüber hinaus nach Westen vorgedrungen. So konnten auch die sudanesischen Bewegungen wenig nach Dar-Fôr, gar nicht nach dem entlegenen, abgeschlossenen Wadâï vordringen, das sich auch bis in die neueste Zeit gegen die Europäer feindselig versperrte. Dr. Eduard Vogel (1856), der zuerst bis zur alten Residenz Wara vordrang, wurde hingerichtet, wahrscheinlich auch der verschollene Moritz v. Beuermann. Barth vermied auf seiner Rückreise vom Tsadsee das ungastliche Land. Erst dem kühnen Dr. Nachtigal gelang es auf seiner 1869—1874 unter unsäglichen Gefahren und Entbehrungen unternommenen Forschungsreise, von Baghirmi aus die

jetzige Hauptstadt Abeschr (Besche) zu erreichen, einen Teil des Landes zu studieren und hierauf nach Fascher, der Hauptstadt Dar-Förs, die bis dahin nur von Browne im Jahre 1793 und von Dr. Cuny 1858 betreten worden war, zu gelangen, wo er sich vier Monate aufhielt, um das soeben von E. Groddeck herausgegebene, außerordentlich bedeutende wissenschaftliche Material über jene fast unbekannten Länder zu sammeln. Einen Teil seiner Forschungen veröffentlichte Dr. Nachtigal in der „Zeitschrift der Gesellschaft für Erdkunde in Berlin 1875". Aus letzterer folgt hier Nachtigals Charakteristik der Bevölkerung:

„Was den Fremden in Wadâï vorzüglich frappiert, ist die Roheit der Einwohner, die Armut des Landes und die Vorzüglichkeit der Regierung Sultan Alys. In Gesittung steht in der That der Einwohner von Wadâï weit hinter dem von Bornu zurück, sowohl durch Roheit des Gemütes, als den Mangel an aller Kunst und Industrie. Die einfachsten Hausgeräte aus Kürbisschalen u. dgl. zeugen von einem Mangel an Geschicklichkeit, an Schönheits- und Kunstsinn, der die Bewohner in dieser Beziehung auf die niedrigste Stufe stellt. Ihre Strohhütten sind bedauerlich weit von praktischer und künstlerischer Vollendung entfernt, und die Heiden südlich von Baghirmi überragen sie in dieser Beziehung weit. Dabei ist der eigentliche Wadâïmann gewaltthätig, streitsüchtig, grausam, besonders unter dem Einflusse der Melissa (gegorenes Duchn- oder Durro-Bier), deren Mißbrauch an der Tagesordnung ist. Diese Eigenschaften, mit seinem Stolze und seinem Hasse gegen Fremde, würden den Handel mit der Küste bald beendigen, wenn nicht die kraftvolle Regierung des jetzigen Herrschers wäre. Und noch jetzt erzeugen die Melissa und die Vorliebe für Liebesintriguen fast täglich Mord und Totschlag. Die Gewebe (Tokaki) sind von entsetzlicher Grobheit, und nur einzelne Stämme zeichnen sich durch ihre Kunst, feinere Gewebe zu machen, aus. Mit diesem Mangel an Kunst und Industrie hängt wohl die Armut des Landes zusammen. Doch leiden viele Teile des Reiches an Wassermangel, und wenn auch überall genug Negerhirse produziert wird, so ist das Land doch weit entfernt, so verschiedenartige und vielfache Produkte zu liefern, als Bornu. Die Pferde sind selten und kümmerliche Repräsentanten ihrer Rasse.

Rindvieh, Schafe und Ziegen sind zahlreich vorhanden, doch gelingt es in Abeschr niemandem, auch nur eine Maß Milch zu kaufen. Das Kamel hat sich hier besser acclimatisiert als in Bornu. Der Markt in Abeschr, der Residenz, hat nicht den zehnten Teil der Bedeutung des täglichen Nachmittagsmarktes in Kuka, gar nicht zu reden vom großen Wochenmarkte ebendaselbst. Vom auswärtigen Handel sind Sklaven, Elfenbein und Straußenfedern zu erwähnen, die jedoch insgesamt nur spärlich vertreten sind. Der Handel mit der Außenwelt ist in den Händen der Modjabra und der Djellabu (Ayal el Bahar); jene führen über Djalo nach Ägypten aus, diese nach Dar-Fôr. In Wadâï kann es, dank dem Herrscher, nicht vorkommen, daß jemand eine Schuld nicht bezahlt oder jemanden um das Seine betrügt. Aly ist von unerbittlicher Strenge. Der Tod ist die Strafe, welche auf den meisten Vergehen steht, denn durch eine geringe Strafe würden sich die Leute nicht abschrecken lassen. Diebstahl, Ehebruch, Feigheit vor dem Feinde &c., wenn sie vor den Sultan kommen, ziehen den Tod nach sich, oder man entmannt die Schuldigen, oder schneidet ihnen Nase, Ohren, Gliedmaßen u. dgl. ab. Erst seit zwei Jahren wagen die Araber in Abeschr frei herum zu gehen."

Der Goldreichtum von Ost-Sudan *).

Das Erdreich von den Bergen in Nubah**) und Taklah nach Norden hin durch ganz Kordofan und nach Westen bis Dar-Für ist mit wenig Ausnahmen ein feiner, rötlicher Sand, das Zerstörungsprodukt der ehemals viel ansehnlicher gewesenen, jetzt nur vereinzelt als Ruinen hervorragenden Berge. Das Grundgestein des ganzen Gebietes scheint Gneis, Granit und Glimmerschiefer zu sein. Außer Sand lagert auf dem Grundgestein, das im Norden tiefer liegt als im Süden, namentlich in den Niederungen, Schutt, Lehm, Thon und Dammerde.

Die Gesteine in den Bergen des Südens um Nubah und Taklah sind goldhaltig; Jahr für Jahr gelangt in der Regenzeit mit den Bergströmen goldführender Gneis- oder Quarzsand in die Niederungen des Hügellandes, oder es wird durch die Regenbäche schon vorhandenes goldreiches Schuttmaterial umgearbeitet und das edle Metall aufgedeckt. Das Gold, welches gediegen meist in der Form eines feinen Staubes, Tibo genannt, seltener in kleinen Stücken bis zur Bohnengröße sich findet, ist von vorzüglicher Reinheit und Schönheit, enthält keine andere Beimengung außer etwas Silber, ist äußerst weich und geschmeidig und daher ohne künstliche Legierung zu eigentlichen Kunstarbeiten nicht wohl verwendbar. Die Schutt- und Geröllablagerungen in der Umgebung des Dschebel Tira und des

*) Aus: Dr. K. Ganzenmüller, Das Gebiet der Schilluk und Bakara, Dar Nubah, Taklah und Kordofan. „Deutsche Rundschau für Geographie und Statistik", Wien 1884—1885.

**) Nubah und Nubien, von Nub = Gold.

Dschebel Scheibun sind die hauptsächlichsten Lagerstätten des kostbaren Metalles; Stellen, wo sich besondere Reichhaltigkeit zeigt, sind allerdings hier seltener als in den Distrikten von Fasokl und Beni Schonkel im südöstlichen Sennaar. Die Bevölkerung gewinnt schon seit undenklichen Zeiten Gold, 1837 beschäftigten sich die Nubah hauptsächlich in den Bergen von Tira und an mehreren Punkten des Gebirges von Taklah nach der Regenzeit mit Goldwaschen. Rußegger überzeugte sich, daß Gold sich überall in den Alluvien, selbst in der Dammerde findet, und daß das goldführende Schuttland sich über einen großen Teil des Landes ausbreitet. Der Goldstaub wird geschmolzen und — ebenso wie auch in der Dschesireh — in Ringe von verschiedener Größe gegossen, von denen die schönsten im Tauschhandel Verwertung finden; von kleineren werden mitunter Stücke abgeschnitten und als eine Art Scheidemünze benutzt. Im nördlichen und nordwestlichen Kordofan findet sich in der obersten Sanddecke in sieben bis acht Fuß Tiefe vielfach Raseneisenstein; 1837 wurde namentlich in den nördlich bis nordöstlich von Kursi gelegenen Ortschaften Eisen gewonnen. Es wurden vier bis fünf Fuß weite Schachte höchstens zehn Fuß tief in die Erde getrieben und die Erze ringsum herausgenommen. Die Eingeborenen machten in den Sand kleine, unten spitz zulaufende Vertiefungen und schütteten in dieselben das zerkleinerte Erz, mit Holzkohlen von Mimosen gemischt, hinein; man zündete die Kohlen an, das Feuer wurde mit einem Blasebalg angefacht, das Erz geschmolzen und das Schmelzen wiederholt, bis man ein ziemlich gutes Eisen erhielt, das im Wege des Tauschhandels an die Schmiede kam, welche es zu Lanzenspitzen, Dolchen, Ackergeräten u. s. w. verarbeiteten. Als Marno 1875 Kordofan bereiste, wurde besonders am Dschebel Sinun Eisen gewonnen; nach dessen Angabe errichten die dortigen Bewohner „aus lehmiger Erde konische Schmelzöfen, von etwa 1 Meter Höhe“; die Raseneisen- oder auch Brauneisensteine werden auf ähnliche Weise, wie dies früher in den Gruben geschehen war, geschmolzen, aber nicht während der tropischen Regen, da die Schmelzöfen vor ihrem Gebrauch gut austrocknen müssen.

Latuka.

Das schönste Volk Ostafrikas. — Die Latuka-Stadt Tarrangole. — Merkwürdiger Kopfputz der Latuka. — Der Leichentanz. — Ein höchst charakteristisches Gespräch mit einem Latukahäuptling über Unsterblichkeit.

Das Latukaland ist ein breites Thal, welches sich zwischen der Dschebel Lafit und den noch bedeutend höheren Madibergen im Süden hinzieht. Wälder und Buschwerk wechseln mit freien Ebenen, und überall finden sich die Higlikbäume, welche hier und da in waldähnlichen Gruppen zusammenstehen.

Die Latukas sind die schönsten Wilden, die ich je gesehen habe. Ich maß eine Anzahl von ihnen, da sie in mein Zelt kamen, und indem ich 2 Zoll für die Decke ihrer Filzhelme abrechnete, betrug die durchschnittliche Höhe 5 Fuß 11½ Zoll. Ihre Arme und Beine sind klassisch geformt, ungewöhnlich muskulös, aber nie feist oder fleischig. Sie zeichnen sich vor den Stämmen des Weißen Nils durch ein hohes Vorderhaupt, große Augen, etwas vortretende Backenknochen und einen gutgestalteten, nicht allzu großen Mund mit vollen Lippen aus. Auf ihren Anzug und Putz verwenden die Männer viel Zeit und Ausdauer; das Wesentlichste davon ist die Frisur; sie durchweben ihr Wollhaar mit Zwirn, bis es einen natürlichen Filz bildet, der in dem Maße erneuert wird, als die Haare nachwachsen, und bis zu

---

*) Tarrangole, Hauptstadt der Landschaft Latuka in der früheren Mudirie Hat-al-Estiva, wurde schon 1884 von Ägypten aufgegeben. Sie liegt 140 km südöstlich von Gondokoro.

mehreren Centimetern Stärke gedeihen kann. Man giebt ihm die Form eines Helmes, befestigt auf der Stirnseite ein blankes Kupferblech und auf dem Scheitel einen Helmkamm aus dem gleichen Metall, von welchem einige Straußenfedern nicken. Je nach dem Reichtum des Inhabers bedeckt sich der Haarfilz nach und nach mit Glasperlen, Kaurimuscheln und sonstigem Tand. —

Die Latuka sind offenherzig, stets guter Dinge, zu Späßen aufgelegt und von Natur tapfer; sie verschmähen Bogen und Pfeile und führen neben Dolch und kurzem Schwert nur einen 1,40 m hohen Schild aus Büffel- oder Giraffenhaut und einen Speer mit starker Eisenklinge; ihre Waffen werden im eigenen Lande verfertigt, denn die Latuka sind kunstgeübte Schmiede, welche auch nach den Nachbargebieten einen nicht unbeträchtlichen Exporthandel mit Eisenwaren treiben.

Ihre gewerbliche Thätigkeit und Geschicklichkeit bewährt sich auch in dem Bau ihrer Wohnstätten, deren Vereinigungen weit mehr als anderwärts in Innerafrika des Namens von Städten würdig gelten können. In der Hauptstadt Tarrangole besitzt jede einzelne Hütte ihre spezielle Befestigung; die Zugänge führen durch enge Thorbogen, zwischen den Palissaden hindurch und werden nachts durch Dornbüsche geschlossen. Um die ganze Stadt läuft überdies ein Pfahlwerk von sogenanntem Eisenholz; dieses stammt von einem Baume, den die Araber Babanus nennen und dessen Holz, eine Art Lignum vitae, von außerordentlicher Härte ist. Die Hütten selbst sind domförmig gebaut und gleichen riesenhaften Löschhüten. Ihr einziger Zugang besteht in einer Öffuung von nur 66 cm lichter Höhe, so daß ihre Bewohner nur auf den Knieen in das Innere gelangen können. Dort herrscht natürlich eine Finsternis wie in einem Bienenkorbe, dabei jedoch die größte Reinlichkeit, welche auch die Höfe vor den Häusern und die Plätze der Stadt auszeichnet.

Die Latuka begraben ihre Toten und führen ihnen zu Ehren groteske Tänze auf in phantastischem Schmucke und unter dem Schall großer Trommeln und Antilopenhörner. Nach einer gewissen Zeit werden jedoch die beerdigten Gebeine wieder ausgegraben, in irdene Krüge gesammelt und an einem gemeinsamen Gebeinplatz aufgestellt.

Um den Ursprung dieser sonderbaren Sitte zu ergründen und

dabei zu erfahren, ob vielleicht in der Gedankenwelt dieses Volkes der Glaube an ein jenseitiges Leben und an die Auferstehung aufgetaucht sei, hielt Baker eines Tages nach einem Leichentanze mit dem Häuptling Commoro durch Vermittelung zweier Dolmetscher, die Bari, Latuka und Arabisch sprachen, ein höchst charakteristisches Gespräch über die Sitten seines Volkes und seine religiösen Anschauungen.

Der Häuptling Commoro (der „Löwe“), berichtet Baker, war einer der gescheitesten und verständigsten Wilden, die ich in diesen Ländern gesehen hatte, und der Stamm erwies gegen seine Befehle weit mehr Achtung, als gegen die seines Bruders „Moy“, obgleich der letztere dem Range nach höher stand.

Commoro war, wie sein ganzes Volk, äußerst schlank. Nachdem er in mein Zelt eingetreten war, nahm er seinen Sitz auf der Erde, da die Latukas sich nicht, wie die anderen Stämme des Weißen Nil, der Schemel bedienen. Ich begann die Unterhaltung damit, daß ich ihm über die vortrefflichen Leistungen seiner Weiber und Töchter im Tanz und über seine eigene Leichtigkeit in der Ausübung dieser Kunst ein Kompliment machte, und erkundigte mich, für wen die Feierlichkeit veranstaltet worden sei?

Er antwortete, sie sei für einen Mann gewesen, der kürzlich getötet worden, der aber keine große Bedeutung gehabt habe, denn dieselbe Feierlichkeit werde für jeden Menschen ohne Unterschied gehalten.

Ich fragte ihn, warum man diejenigen, welche in der Schlacht erschlagen würden, unbeerdigt ließe. Er sagte, es sei stets so Sitte gewesen, aber er könne es nicht erklären.

„Aber“, entgegnete ich, „warum beunruhigen Sie denn die Gebeine derer, welche Sie schon beerdigt haben, und legen sie in der Umgebung der Stadt aus?“

„Es war die Sitte unserer Vorfahren“, antwortete er, „darum halten wir sie noch fest.“

„Glauben Sie nicht an ein zukünftiges Dasein nach dem Tode? Spricht sich in der Handlung des Ausgrabens der Gebeine, nachdem das Fleisch verfallen ist, nicht irgendein Gedanke aus?“

„Ein Dasein nach dem Tode! Wie ist das möglich? Kann

ein toter Mensch aus dem Grabe kommen, wenn wir ihn nicht heraus-graben?"

„Denken Sie denn, der Mensch ist wie ein Tier, das stirbt, und mit dem es dann zu Ende ist?"

„Gewiß; mein Ochse ist stärker als ein Mensch; aber er stirbt und seine Gebeine halten sich länger — sie sind dicker. Die Gebeine eines Menschen zerbrechen rasch — er ist schwach."

„Ist nicht der Mensch an Vernunft über den Ochsen erhaben? Hat er nicht einen Verstand, um seine Handlungen zu leiten?"

„Manche Menschen sind nicht so gescheit wie ein Ochse. Die Menschen müssen erst Getreide säen, um Nahrung zu bekommen; aber der Ochse und die wilden Tiere können sie sich verschaffen, ohne zu säen."

„Wissen Sie nicht, daß es in Ihnen einen Geist giebt, der mehr ist als Fleisch? Träumen und wandern Sie nicht, wenn Sie schlafen, in Gedanken nach entfernten Orten? Und doch bleibt Ihr Körper an einer und derselben Stelle liegen. Wie erklären Sie sich das?"

„Nun, wie erklären S i e es?" entgegnete Commoro lachend. „Es ist etwas, das ich nicht begreifen kann. Es kommt bei mir jede Nacht vor."

„Der Geist ist vom Körper unabhängig; der wirkliche Körper kann gefesselt werden, aber der Geist läßt sich keinem Zwange unterwerfen; der Körper wird sterben und zu Staub oder von Geiern gefressen werden, aber der Geist wird ewig leben."

„Wo wird der Geist leben?"

„Wo lebt das Feuer? Können Sie nicht Feuer erzeugen, indem Sie zwei Stücke aneinander reiben? Und doch s e h e n Sie das Feuer in dem Holze nicht. Hat nicht dies Feuer, das unschädlich und unsichtbar in den Stöcken liegt, die Gewalt, das ganze Land zu verzehren? Was ist stärker, der kleine Stock, der das Feuer zuerst h e r v o r b r i n g t, oder das Feuer selbst? Wie das Element des Feuers im Stocke vorhanden ist, so ist der Geist das Element im Körper; das Element steht aber höher als die Substanz."

„Ha! Können Sie das erklären, was wir so häufig in der Nacht sehen, wenn wir uns in der Wildnis verlaufen haben? Ich

habe mich selbst verlaufen, und indem ich in der Dunkelheit umherirrte, sah ich in der Dunkelheit ein Feuer; als ich mich näherte, verschwand das Feuer, und ich war nicht imstande, der Ursache auf die Spur zu kommen — noch konnte ich die Stelle finden."

„Haben Sie keine Vorstellung von dem Dasein von Geistern, die höher stehen als Mensch und Tier? Fürchten Sie sich vor nichts Bösem, das von körperlichen Ursachen ausgeschlossen ist?"

„Wenn ich des Nachts im Dschungel bin, so fürchte ich mich vor Elefanten und anderen wilden Tieren, sonst aber vor nichts weiter."

„Dann glauben Sie an gar nichts, weder an einen guten, noch an einen bösen Geist! Und Sie glauben, daß, wenn Sie sterben, es mit Leib und Seele ein Ende haben wird, daß Sie anderen Tieren gleich sein werden, und daß zwischen Menschen und Tier kein Unterschied ist, daß beide im Tode verschwinden und aufhören?"

„Natürlich!"

„Sehen Sie keinen Unterschied in guten und bösen Handlungen?"

„Ja, es giebt gute und böse bei Menschen und Tieren."

„Denken Sie, daß ein guter und ein böser Mensch dasselbe Schicksal teilen müsse und auf gleiche Weise sterben und aufhören?"

„Ja, was können sie anders thun? Wie können sie das Sterben umgehen? Gute und Böse, alle sterben."

„Ihre Körper vergehen, aber ihre Geister bleiben, der gute in Glückseligkeit, der böse in Elend. Wenn Sie nicht an ein zukünftiges Dasein glauben, *warum soll ein Mensch gut sein?* Warum soll er nicht böse sein, wenn er durch Bosheit sein Glück machen kann?"

„Die meisten Leute sind böse; wenn sie stark sind, so nehmen sie von den Schwachen. Die guten Leute sind alle schwach; sie sind gut, weil sie nicht stark genug sind, um böse zu sein!"

Aus einem Sacke war für die Pferde einiges Getreide genommen worden, und da einige Körner auf der Erde umher lagen, so versuchte ich es mit dem schönen Gleichnis St. Pauli als Beispiel eines zukünftigen Daseins. Ich machte mit dem Finger ein kleines Loch in die Erde und legte ein Korn in die Erde. „Dies", sagte ich, „stellt Sie vor, wenn Sie sterben." Ich bedeckte es mit Erde und fuhr fort: „Dieses Korn wird vergehen; aber aus ihm wird

die Pflanze auferstehen, welche die Wiedererscheinung der ursprünglichen Gestalt erzeugen wird."

„Ganz richtig, das verstehe ich", bestätigte Commoro. „Aber das ursprüngliche Korn steht nicht wieder auf; es verfault wie der tote Mensch und hört auf; die erzeugte Frucht ist nicht dasselbe Korn, das wir in die Erde legten, sondern das Erzeugnis dieses Kornes. So ist es auch mit dem Menschen, — ich sterbe und vergehe und höre auf; aber meine Kinder wachsen auf wie die Frucht des Kornes. Manche Menschen haben keine Kinder und manche Körner gehen ohne Frucht unter; dann hören sie ganz auf."

Ich sah mich genötigt, das Gespräch auf einen andern Gegenstand zu lenken. Bei diesem ungebildeten, nackten Wilden war nicht einmal ein Aberglaube vorhanden, auf den sich hätte ein religiöses Gefühl gründen lassen; es war in ihm ein Glaube an die Materie und für seinen Verstand war alles materiell. Es war merkwürdig, eine solche Klarheit der Vorstellung in Verbindung mit einer so vollkommenen Stumpfheit für alle Ideale zu finden.

Samuel White Baker.

(Der Albert Nyanza. Aus dem Engl. von Martin. Gera 1876.)

Das Osthorn Afrikas*).

Unbekanntheit des Innern. — Die Hochebene und die beiden Gebirgszüge. — Die Aussicht von Gom Libah, 9000 Fuß hoch. — Die afrikanischen Lawinen.

Das Osthorn Afrikas oder das Land der Somal (im Singular Somâl, im Plural Sómal, der Gebrauch des Wortes Somali läßt sich nicht rechtfertigen), bildet ungefähr das Dreieck Assab — Kap Gardafui — Mündung des Wobi, dessen Westseite noch fast ganz unbekannt ist, da die Entdeckungsreisenden Burton, Speke, Hildebrand, Haggenmacher, von der Decken und Brenner, ferner der General Rigby und der Kapitän Miles nicht weiter als höchstens 150 km von den Küsten in das Innere vorzudringen vermochten und noch 1883 der Italiener Sacioni bei diesem Wagnis ermordet wurde. Der Umfang ist keinenfalls geringer als der des Deutschen Reiches mit Holland und Belgien. Dieses große, der englischen und deutschen Interessensphäre so naheliegende Land, an dessen Küste Franzosen, Deutsche und Italiener Fuß zu fassen suchen, verdient eine genauere Beachtung, wozu Haggenmachers Bericht das beste Material bietet.

Der größte Teil des Somallandes bildet eine Hochebene, deren mittlere Steigung im Süden kaum 1 Grad beträgt. Schroff gegen

---

*) Cf. Miles, On the Somaly Country, London 1872. Cruttendon, Proc. Roy. geogr. Soc., London 1848. Burton, First footsteps in Eastern Africa, London 1856 (bearbeitet von A. Andree). Haggenmacher, Reise in Somalland, 1874. Petermann, Ergänzungsband X, 1876. Revoil, Voyages au Cap des aromates, Paris 1880.

das Tiefland abfallend, aber von vielen Strombetten und Pässen durchfurcht, geht ein niedriger Gebirgszug ziemlich parallel mit der Küste, bald sich derselben nähernd, bald plötzlich wieder weit zurücktretend. Die meisten Spitzen dieser Bergkette sind 1500—2000 Fuß hoch und nur wenige 2500 Fuß über dem Meeresspiegel.. Von Bar Antarre an wird die Kette viel kompakter, weniger geschluchtet, und die einzelnen Gebirgsstöcke erreichen eine Höhe von 4000 bis 5000 Fuß.

Ganz anders verhält es sich auf der entgegengesetzten Seite: dieselbe wird immer reicher an Klüften und Durchbrüchen, bis sie endlich, von Geri aus sich wieder zusammenziehend, nach Dohonkal (sprich Donkal) geht und sich mit anderen Bergzügen kreuzt und vermengt.

Überschreiten wir nun dieses erste Gebirge und wenden den Blick nach Süden, so stoßen wir auf eine zweite Gebirgskette; hoch, mit reicher Vegetation geschmückt, bietet sie dem suchenden Auge keine Kluft, kein Thal. Nur kurze, steile, schwer zu begehende Pässe führen hinüber. Diese zweite Kette steigt bei Bosaso aus dem Golf von Aden, durchbricht dort die erste Kette und geht nach und nach von Süden nach Westen bis oberhalb Dohonkal.

Dieser Teil des Somallandes bietet von dem höchsten Gipfel der zweiten Kette, dem 9000 Fuß hohen Gan Libah aus gesehen, ein wunderbar lebendiges Panorama. Im Norden rollt in blauer Ferne der wildschäumende Ozean seine Wogen gegen die niedrige Küste; trostlos und kahl schlängelt sich das stark zerklüftete Gebirge des Tieflandes dem Meeresufer entlang. Wie kontrastiert damit das herrliche Grün, in dem das Hochgebirge prangt! Wie wohlthuend wirkt die paradiesische Bergluft auf den Beschauer! Hunderte von größeren und kleineren Thälern winden sich durch das fruchtbare, aber unbebaute Hügelland zu unseren Füßen. Der ruhige, friedliche Anblick der ganzen Landschaft steht in schlechtem Einklang mit dem Charakter ihrer blutdürstigen und raubgierigen Bewohner.

Kehren wir diesem Bilde den Rücken, so breitet sich einem Meere gleich die unabsehbare Ebene im Süden vor unseren Blicken aus. Dieses Weideland, anfangs noch von einzelnen Ausläufern der zweiten Gebirgskette durchzogen, hat dann bis zum 5. Breitengrade keine

andere Abwechselung zu bieten als die zahlreichen Nomadenniederlassungen mit ihren Pferde-, Schaf-, Kamel- und Ziegenherden. Erst jenseits des Strombettes des Wobi steigt der Boden zusehends, die Landschaft ändert sich, neue Bergzüge, Ausläufer der Gallaalpen, springen in die Ebene hinein.

Es giebt hier kein Strombett, welches das ganze Jahr hindurch Wasser führte, und nur sehr wenige, die während der Regenzeit beständig fließendes Wasser haben. Die Quellen versickern in den sandigen Betten. Wenn aber die Himmel sich verfinstern, die Mücken und Fliegen sich festklammern an Blättern und Zweigen und jedes lebendige Wesen sein sicheres Versteck aufsucht, wenn Staubwolke auf Staubwolke am Horizonte aufsteigt und sich nach allen Richtungen über die trockene Ebene wälzt — dann ist der tropische Regen nahe. Es rollt, donnert, kracht ohne Unterbrechung, und im Nu, ehe man sich's versieht, ist jeder Steg und Weg dem Wanderer abgeschnitten; Bäche und Ströme umringen ihn; die nun entfesselte Kraft des Wassers reißt alles mit sich fort; Bäume entwurzelnd und mächtige Felsblöcke herabwälzend schwillt der Strom zu unglaublicher Stärke. Da ist keine Hilfe für den, der nicht beizeiten geflohen.

Das sind die Lawinen Afrikas, von kurzer Dauer nur, aber um so furchtbarer.

Nach Verlauf von zwei Stunden ist das tosende und tobende Element zu einem kleinen, bescheidenen Bache herabgesunken. Und wie seines jugendlichen Übermutes sich schämend, schwindet er mehr und mehr und versickert schließlich in seinem eigenen Schlamme. Übrigens tragen die Strombetten hier nicht einen so wilden Charakter wie in Abessinien. Die Thalschluchten am Fuße des Hochgebirges, fast immer beschattet, am Tage angenehm, aber düster, unheimlich des Nachts, erinnern allein an das abessinische Alpenland. Wenn nun der Strom diese Schluchten durcheilt hat, tritt er in ein ruhiges, lichtes Terrain und eilt dem Golf von Aden zu. Seine Ufer sind einladend und lieblich zu nennen wegen ihrer schattenreichen Vegetation; Tamarinden, wilde Feigenbäume, Tamarisken, Akazien drängen sich dort zusammen.

Tritt uns im Tieflande verhältnismäßig Wasserreichtum entgegen, so finden wir im Hochlande große Trockenheit. Die Wasser der

Gebirgsregen sammeln sich in einer sehr geringen Anzahl freilich mächtiger Strombetten; kein Tropfen von dieser Wassermenge erreicht seine Mündung. Nach Süden hin ist der Fall des Bodens gering, und träge und langsam schleichen daher die Gewässer durch die Hochebene. Auch der Wobi, der bedeutendste, viele Nebenflüsse des Innern aufnehmende Fluß, erreicht nicht das Meer; er fließt hinter dem Küstengebirge von Brava in einen See.

Hobok und die Franzosen.

Die Italiener in Ostafrika.

Obok oder richtiger Hobok*), von Napoleon III. 1865 für 10000 Maria Theresia-Thaler dem Häuptling Danakil Abubekr abgekauft, ist eine Handelsstation seit 1882 und hat seit 1884 ein Kohlendepot. Es ist wohl die sicherste Rhede in Ostafrika mit seiner von Korallenriffen geschlossenen kleinen Bucht, die im Norden durch hohe Felsenufer umfaßt wird.

Der Bau des Suezkanals veranlaßte Napoleon III., diesen strategisch wichtigen Punkt, kaum 70 km vom Eingange in das Rote Meer und 100 km demselben näher als Aden, zu besetzen, damit die nach Bourbon, Indien und Cochinchina fahrenden französischen Schiffe einen Hafen hätten, wo sie sich ausbessern und mit Kohlen und Lebensmitteln versehen könnten, was ihnen in Aden, wie im Jahre 1870, nicht immer gestattet wurde. Die Notwendigkeit, unabhängig von England, einen Küstenpunkt zu besetzen, wurde noch dringender, als die Engländer die mitten in der Meerenge Bab el Mandeb gelegene Insel Perin in Besitz nahmen. Obwohl Perin ein nackter, unfruchtbarer, unter entsetzlichem Sonnenbrande liegender Fels, 5 km lang, $1\frac{4}{5}$ km breit, bis 70 m hoch, ist, der des Süßwassers ganz entbehrt, so legten die Engländer nichtsdestoweniger an der Südwestküste einen kleinen befestigten Hafen mit Leuchtturm an, der ihnen in einem Kriege die wichtigsten Dienste leisten würde. Die Deutschen

---

*) Letztere Schreibart ist die richtigere, weil die Eingeborenen das Wort mit einem aspirierten h aussprechen. (Charmettant, p. 61.)

hätten in ähnlicher Lage auf Grund des Wassermangels und mit dem Thermometer in der Hand die Unmöglichkeit, Gefährlichkeit und Aussichtslosigkeit einer solchen Anlage höchst gründlich wissenschaftlich nachgewiesen, und kein Mensch in Deutschland hätte davon sprechen können, ohne sich die Qualifikation eines Ignoranten und Schwindlers zuzuziehen.

Hobok hat nicht geringe Vorzüge vor Aden: einen geschützten Hafen, einen guten Ankerplatz, vorzügliches Wasser in geringer Bodentiefe, einen Fluß in der Nähe, passenden Boden für den Gemüsebau, Zufuhr von Schlachtvieh aus dem Innern, wohin jedoch der Weg außerordentlich mühselig ist. Die Verbindung mit Choa geht von Zeïlah aus, welchen Weg auch die in Assab sitzenden Italiener benutzen. Die Reisen von Zeïlah nach Choa, sagt Soleillet, erfordern stets 40 bis 50 Tage: ich bin dagegen von Ankober nach Sagallo in 19 Tagen, Herr Chefneux, der keine Lasttiere mit sich führte, in 15 Tagen hinabgestiegen. Das Hinterland von Hobok und Zeïlah ist bis zur abessinischen Hochebene eine Wüste, aber kulturfähig.

Choa unterhält schon seit längerer Zeit Beziehungen zu Frankreich. Die Bevölkerung dieses Landes gehört zu den zivilisiertesten in Afrika. Ihre Sprache ist litterarisch bearbeitet, die Bibel und der Codex Justinianus sind in die Ghezsprache übersetzt worden und manche Einrichtungen beruhen auf dem Code Napoléon.

Der König von Choa wollte 1870 die Summe von 1 Million Francs nach Paris schicken, um den Franzosen zu helfen, die Kriegskosten zu bezahlen. Als er mit dem Könige von Gojam Krieg führte, begleiteten ihn Schriftsteller und Zeichner, welche die „Illustrierte Zeitung des Krieges gegen Gojam" herausgaben, von welcher Menelik dem Herrn Soleillet ein Exemplar schenkte.

Die französische Regierung hat sonst gar nichts gethan, um die günstige Lage Hoboks auszunutzen, weshalb auch die großartigen Hoffnungen, welche man an diesen Ort knüpfte, die Träume, hier ein großes Handelsemporium als verknüpfendes Band zwischen Asien und Afrika, ein zweites Singapoor, zu schaffen*), in nichts zerflossen.

*) Denis de Rivoire, Mer rouge et Abyssinie, Paris 1880, und schon früher „Revue du Monde colonial 1865".

Charmettant*) beklagte sich 1881 bitter darüber, daß die Franzosen die Gelegenheit nicht benutzten, den besten Kaffee der Welt aus seinem eigentlichen Heimatlande, der Provinz Kaffa in Abessinien, zu beziehen, ebenso wenig wie den vortrefflichen abessinischen Gummi, welche Produkte jetzt massenhaft über die englischen Niederlassungen Zeïlah, Tadjura und Berberah nach Aden ausgeführt würden, von wo sie unter dem Namen Moka und arabischer Gummi nach Europa gingen.

Es ist in Deutschland und Frankreich wenig beachtet worden, daß seit einigen Jahren eine bedeutende, steigende Handelsbewegung vom Innern nach der Nordküste des Osthorns von Afrika stattfindet. Zahlreiche Karawanen, beladen mit afrikanischen Produkten, ziehen nach den drei oder vier Ortschaften am Golf von Aden, um sie gegen europäische Waren auszutauschen. Die Engländer geben keine Zahlen an, aber man weiß, daß Zeïlah oder Berberah schon vor vier Jahren für 1½ bis 2 Millionen Francs einführten. Rivoire sagt darüber:

„In der Regenzeit, welche auch die der Handelsreisen und Karawanenzüge ist, sehen Zeïlah, Tadjura und Berberah, die sonst das ganze Jahr hindurch nur eine sehr spärliche Bevölkerung haben, unter ihren zerfallenen Mauern mehr als 100 000 Leute und 20 000 Kamele zusammenströmen.

„Was thun sie da? ... Woher kommen sie? ... Was wollen sie?

„Was sie thun? — Sie gehorchen den angeborenen Trieben ihrer Rasse, welche sie dem Meeresufer zutreiben, um dort ein Thor zu suchen, durch welches die Wunderdinge des Abendlandes zu ihnen gelangen können.

„Woher kommen sie? — Sie steigen herab von den Gebirgen Godjams, aus den Ländern der Gallas, aus den Einöden des Somal-Landes, aus Kaffa, Neareah (oder Enareah), 300—400 Stunden weit her.

„Was wollen sie? — Sie wollen austauschen, der eine die Kaffeebohnen, die er im Walde gesammelt, der andere die Goldkörner, die er dem Bergstrom entrissen, jener das Elfenbein der

*) Études et Souvenirs d'Afrique. D'Alger à Zanzibar. Paris 1881.

Elefanten, die er in der Falle gefangen oder die Häute der Tiere, die er auf der Jagd getötet hat; noch andere die Felle und Wolle ihrer Herden, das Wachs und den Honig ihrer Bienen, Moschus und hundert andere Waren. Alles dieses liegt durcheinander neben dem auf dem Boden sich kauernden Kamele, neben dem wiederkäuenden Ochsen oder dem am Pflocke stehenden Maulesel.

Zum Austausche gegen alle diese Güter verlangen sie Stoffe, um sich zu bekleiden, Arbeitswerkzeuge und Waffen; sie begehren alle diese Dinge, die in ihren Sprachen noch keine Namen haben, deren Gebrauch sich jedoch allmählich unter ihnen verbreitet und die ihr noch in der Kindheit stehender Gewerbefleiß als Wunder hochhält. Diese Karawanen werden jedes Jahr zahlreicher und gewöhnen sich bereits daran, die oben genannten Küstenorte aufzusuchen. Hobok liegt ganz in deren Nähe, aber es scheint nicht, daß die Franzosen diese günstige Lage ausnutzen wollen."

Wie Hobok ein elendes Dorf geblieben ist, so haben sich die Franzosen auch nicht um ihre Besitzungen Ed und Zulah auf der Küste zwischen Massauah und Assab bekümmert. Zulah, das alte Adulis, seit 1860 im französischen Besitz, war in Paris vollständig vergessen, bis Italien sich neuerdings anschickte, sich dieses Hafens zu bemächtigen. Die Italiener sind seit 1875 eifrig beschäftigt, den Franzosen in Choah, in Abessinien und am Osthorn Afrikas den Rang abzulaufen; und es wird ihrer Thatkraft und Einsicht wohl gelingen, am Roten Meere auf der von ihnen in Besitz genommenen 500—600 km langen Küste zukunftsreiche Niederlassungen zu gründen, welchen es nicht schwer werden dürfte, den ganzen Handel des nahen Abessiniens und Choas an sich zu reißen und selbst in Beziehungen mit Nubien und dem Nilquellengebiete zu treten. Es wird den Italienern gelingen, weil hinter der Regierung der intelligente Patriotismus des Volkes steht, welches als altes seefahrendes Kulturvolk die Notwendigkeit einer kolonialen Expansion für die wichtigsten nationalen Interessen erkannt hat und alle Opfer dafür zu bringen bereit ist. Es liegen hierfür Thatsachen vor, welche für uns Deutsche wahrhaft beschämend sind.

Als im Jahre 1887 der italienische General Gené gegen den abessinischen Statthalter (Ras) Alula marschierte und Major Boretti

bei Saati die Abessinier mit bedeutendem Verluste geschlagen hatte, bedurfte dieser tapfere Italiener Verstärkung, Lebensmittel und Munition. Eine Kolonne von drei Compagnieen Infanterie nebst einem Zuge Mitrailleusen brach deshalb unter Oberstlieutenant de Christoforis von Monkullo auf. Die kleine Schar wurde beim Dorfe Dogali von einer unendlich überlegenen abessinischen Streitmacht umzingelt und vollständig (500 Mann) niedergemacht.

Man denke sich, die Botschaft eines solchen Unglückes in einer deutschen Kolonie sei aus Südwestafrika oder während des Aufstandes aus Ostafrika in Berlin eingetroffen und vergegenwärtige sich die Reden der Unglückspropheten, die alles schon vorhergesagt und die unvernünftige Kolonialpolitik schon längst verurteilt haben. Und nun halte man daneben das Benehmen des Parlaments und die Äußerungen der Presse in Italien.

Sobald die Unglücksnachricht nach Rom gelangte, verlangte die Regierung einen Kredit von fünf Millionen für Afrika; die Kammer genehmigte ihn am 4. Februar mit 317 gegen 12 Stimmen, der Senat desgleichen Tages darauf einstimmig. Das Volk aber feierte den Tag von Dogali als einen Ehrentag seiner tapferen Söhne, die der König Umberto, der oberste Kriegsherr, durch einen Tagesbefehl ehrte. Ein neues Kriegsschiff erhielt den Namen „Dogali“, und die Überlebenden wurden bei ihrer Heimkehr mit begeisterten Huldigungen empfangen.

Die Kolonialgeschichte eines jeden Volkes ist voll von Fehlern und Mißgriffen, von Wechselfällen des Glückes oder Unglückes. Die Holländer haben Ceylon, Ostindien, Brasilien und die Kapstadt, aber nicht ihr zähes, ausdauerndes Festhalten am Kolonialbesitz verloren und haben jetzt noch eine der reichsten Kolonieen der Welt. Ebenso dürfen die scheinbaren Rückgänge unserer west- und ostafrikanischen Kolonialbestrebungen uns nicht einschüchtern und abschrecken, auf dem einmal betretenen Wege unverdrossen fortzuschreiten. Ja, wenn die Oberdeutschen weniger Zähigkeit, Tapferkeit und Beharrlichkeit hätten als die Niederländer, dann würden jene Unglückspropheten und Banghasen recht haben, und die deutschen Kolonialpolitiker würden nach vier Jahren angestrengter überseeischer Arbeit es machen, um ein treffendes Bild des Fürsten Bismarck zu gebrauchen,

„wie in dem Märchen der Mann, der über Land gehen wollte, und nachdem er vors Dorf gekommen ist, findet er es kalt und windig, und er kehrt um und kriecht wieder bei Muttern unter.“ — Glücklicherweise hat der Kaiserlich-Deutsche es endlich ziemlich allgemein begriffen, daß gegenwärtig eine unabhängige Weltmacht ohne Kolonieen, ohne den Besitz weiter überseeischer Gebiete zur freien Entfaltung der expansionsbedürftigen, überschüssigen Kräfte ganz undenkbar ist, und daß das junge Deutsche Reich seinen jetzigen Kolonialbesitz nicht ohne schwere Schädigung der nationalen Ehre aufgeben kann. Also festgehalten und vorwärts!

Somalland,

das Land Gottes der alten Ägypter *).

Ex oriente lux, vom Osten ging das Licht aus, das Licht der Sterne wie das geistige Licht; der Osten bestimmte den Gang der Weltgeschichte, der Osten ist jenes märchenhafte Land voller Kostbarkeiten und Reichtümer, zu allen Zeiten das Land der Sehnsucht, die schöne Urheimat, auch in unserer Vorstellung das Land der Poesie. Von jeher hatte der Begriff des Morgenlandes etwas Traumhaftes, und als die zunehmende Erkenntnis dahin drängte, das Land kennen zu lernen, da fanden die Ägypter ein solches Wunderland, das „Land Gottes“. Im Morgenlande ist der Ursprung des Göttlichen. Magier aus dem Morgenlande kamen bei der Geburt des Heilandes und opferten Geld und Weihrauch, das Kostbarste, was der Gottheit geweiht wurde. Im Morgenlande wallen nach der Vorstellung der Alten die Götter, hier entstand der Phönix aus einem Nest von Weihrauch, hier im Lande Gottes weilt Ammon in den Feldern des Weihrauchs und ist selig in dessen Genuß. Das „Land Gottes“ besteht noch heute, aber heute ist es eher ein Land des Satans, sorgfältig gemieden von den Reisenden. Es ist das Land der Somal, das fast jedem zum Verderben wurde, der es wagte, in sein Inneres

---

*) Auszug aus einem Vortrage des Legationsrates Prof. Dr. Brugsch Pascha in der gemeinsamen Versammlung des deutschen Kolonialvereins und der Gesellschaft für deutsche Kolonisation zu Berlin am 8. Februar 1888. („Deutsche Kolonial=Zeitung“, 18. Februar 1888.)

vorzudringen, in dem noch jüngst ein englischer Offizier mit 23 Begleitern ermordet wurde. Hier im Lande der Somal fand Haggenmacher, der 1875 auf Veranlassung Ismail Paschas mit einer kleinen Expedition eindrang, aber nur mit drei seiner Leute zurückkehrte, ein Land wie ein Paradies, dessen Pflanzen- und Tierwelt durchaus den alten Beschreibungen entsprach. Auch die drei Arten Weihrauch fand er und lernte die Art und Weise, wie man den Weihrauch gewinnt; er fand in der That ein Land des Weihrauchs.

Die Bevölkerung der Samalländer und der Ostküste Afrikas, überhaupt von Ägypten bis zum Äquator ist kein ureingeborenes Negervolk. Die Somal sind nicht schwarz, sondern rot. Die Menschen haben etwas Anmutendes an sich; es sind fröhliche Leute, und der Ausdruck ihres Gesichtes ist sanft. Aber ihre Natur ist kriegerisch, und niemals trennen sie sich von ihren Waffen, von Speer, Schild, Schwert, Dolch, Bogen und Pfeil. Letzterer ersetzt mitunter auch ein europäisches Gewehr. Diese Völker sind von Osten her eingewandert; ein Teil wandte sich dem Nordrande Afrikas zu, der andere besetzte die Küsten des Roten Meeres. Das geschah um die Mitte des dritten Jahrtausends. Die Neger wurden zurückgedrängt und unterworfen; es entstand das große Kuschitische oder Äthiopenreich. Die Einwanderer eigneten sich die ägyptische Kultur an und wurden in der Kunst der Ägypter, insbesondere in Gold- und Silberarbeiten bewandert. Eine Darstellung an dem Grabe eines hohen thebanischen Beamten (aus dem 17. Jahrhundert v. Chr.) zeigt uns unter Repräsentanten der schwarzen und braunen Völker auch eine kuschitische Gesandtschaft, die dem Pharao huldigt und ihm wertvolle Geschenke bringt, Erzeugnisse der Natur und Kunst, letztere in Kleinigkeiten abweichend von ägyptischen Kunstprodukten. Aus der Darstellung ersehen wir, daß die Kuschiten rot waren, und das führt uns zu einem wichtigen ethnographischen Punkte. Die Ägypter beobachteten scharf und deuteten auf ihren historischen Bildern durch Farben genau die Rassen an. Leute der weißen Rasse, blauäugig, rothaarig, tätowiert, mit ungegerbten Ochsenhäuten bekleidet, finden wir als eine Art Sklavenrasse in Lybien und als Krieger bei den Assyriern und Babyloniern. Die gelbe Rasse sind die Semiten, die schwarze die Neger. Die rote Rasse ist den Ägyptern ebenbürtig, Träger

der Gesittung und Kultur. Zu ihr gehören auch die Kuschiten, die Phönizier und ein Teil der Babylonier, zu ihr die Roten des Landes Gottes, die heutigen Somal. Das Gottesland wurde für die Ägypter bedeutungsvoll. Hier fanden sie Stammesverwandte, und als sie stark genug waren, zogen sie aus und machten sich die roten Leute tributär. Eine Darstellung aus dem Tempel Dar-El-Bahri zeigt uns den Zug der Ägypter, reich an belehrenden Einzelheiten. Hier sehen wir die roten Leute, angesiedelt unter Weihrauchbäumen in Pfahlbauten, die Rinderherden in der Nähe der Wohnungen, alle Erzeugnisse des gehäuften Harzes. Unter den Ptolomäern taucht das Land wieder auf; wieder bringen seine Bewohner Geschenke, Weihrauch und Balsam. Die Verbindung mit Ägypten besteht also noch, mag sie auch etwas locker geworden sein. Es ist merkwürdig, wie diese Roten ihre Stammeseigentümlichkeiten bewahrt haben, und daß sie die Küsten des jetzigen Roten Meeres bewohnen. Aber der Name des Meeres bezieht sich eben auf diese rotfarbigen Völker, wie nach der griechischen Sage der Heros Erythoos, der dort herrschte, dem Meere wie auch seinen Kindern den Namen gab.

Die Somalküste
westlich und südwestlich vom Kap Guardafui.

Über die Somalküste schreibt ein Offizier der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft („Die Weltpost", 13. Febr. 1886):

„Von Woyderia, Daberni bis Guardafui sieht man auf Felsen, denen meist ein fruchtbarer, wenn auch zur Zeit wenig bewachsener, schmaler Landstreifen vorgelagert ist. Die meist tiefen Längsthäler sind mit Busch oder Wald bestanden und deren Gründe mit Kieselstein und Geröll bedeckt. Die Felsenabhänge, auf denen noch Humus liegt, sind mit Harzbäumen bewachsen.

„Denselben Charakter hat durchgängig diese Landschaft die ersten 10—20 Meilen landeinwärts.

„Von Guardafui bis südlich Haifun (etwa 10 Grad n. Br.) bleibt dieselbe Erscheinung oder auch teilweise nur felsige Küste ohne Vorlagerung. Die Somal nennen die Umgebung von Haifun besonders fruchtbar. Hier sind die Berge bedeutend höher und schroffer, doch fallen dieselben nach dem Innern zu gleichfalls steil ab, so daß hier der Boden schon bedeutend näher an der Küste kulturfähig wird. Vom etwa 10. Grad n. Br. bis Obiat treten die Berge mehr und mehr ins Land zurück und zeigt diese Küste dem Meere ein meist bewachsenes, wellig ansteigendes Hügelland. Die Flußmündung des Negro passierte ich leider bei Nacht. Doch soll dieser Fluß sehr viel Wasser haben und durch ein sehr fruchtbares Thal fließen. Von Obiat bis Warrischin sieht man in ein lachendes, welliges Hügelland. Von Warrischin bis zum Äquator gewinnt das Land

mehr und mehr an Fruchtbarkeit, und mit ihr wächst auch die Bevölkerung dem entsprechend. Am Äquator findet sich viel schöner roter Ton. Die Küste südlich Mongudischu ist eigentlich durchweg sehr fruchtbar. Der Boden ist überall üppig bewachsen, Rindvieh, wie ich es kaum schöner gesehen, außerordentlich viel frisches Wasser, Mais, Reis, Bohnen ꝛc.

„Soweit die Somal wohnen, ist die Küste sandig und gesund, von da ab (eigentlich direkt südlich von Kismayo) sumpfig; ebenso wie die Küste ist auch das Hinterland. Die Somal sagen, jeder längere Aufenthalt südlich Kismayo wäre für sie todbringend. Wie Land und Vegetation südlich des Äquator einen vollständig anderen Eindruck machen, so erschien mir derselbe Wechsel auch in der Witterung. Nördlich brennende Hitze, abgekühlt durch frische, wasserreiche Winde, während südlich drückende Schwüle herrscht. Nachts fällt nördlich ein sehr starker Tau, südlich ein bedeutend geringerer."

Aus dem hier Gesagten ergiebt sich leicht die Art der Kultivation des Somallandes. Im Innern giebt es nach Aussage aller gefragten Somal ausgedehnte Weideplätze und zahlreiche Rinderherden. Das Vieh, das in der Nähe der Küste sich zeigt, ist starkknochig, wohl gebaut, kräftig und groß.

Die Küstenstrecke zwischen Makdischu und Merka*).

Die Küstenstrecke zwischen der einst so reichen und bedeutenden Stadt Makdischu (Magadoxo oder Magadoscha) und der früher ebenfalls blühenden Hafenstadt Merka, etwa zehn geographische Meilen lang, hat eine so hohe, selbständige kolonisatorische Bedeutung, daß sie eine besondere eingehendere Darstellung verdient.

Unabhängige Somalstämme haben nicht nur das Hinterland im Besitz, sondern auch das Küstengebiet selbst, auf welches der Sultan von Sansibar vergeblich absurde Ansprüche zu erheben versucht hat. Der nördliche Küstenstrich ist im Besitz der Somal-Abgal, die zugleich die Herren von Makdischu sind, der südliche Küstenstrich ist in Händen der Somal-Bimal, die zugleich die Stadt Merka haben. Wenn die Araber die ganze Küstenstrecke südlich Warscheich bis zum Juba resp. Kismayo die Benadirküste d. h. die „Küste der Häfen“ nennen, so bietet hierzu namentlich der obige Küstenstrich einen genügenden Grund, denn zwischen Makdischu und Merka bildete in früherer Zeit die Küste, namentlich die besondere Strecke Geziret bis Danana, eine ganze Kette kolonisatorischer Ansiedelungen am Rande des Indischen Ozeans, die freilich heutigen Tages samt und sonders in Trümmern liegen, allein selbst in diesen ausgedehnten Trümmerfeldern, die Guillain zu dem Ausspruche veranlaßten: „Das Ufer sei besäet mit Trümmern“ — den früher vorhandenen großen koloni-

*) „Kolonialpolit. Korrespondenz“, 1886, Nr. 33.

satorischen Aufschwung und eine große Dichtigkeit der Bevölkerung darthun, die jetzt vollständig verschwunden sind, aber jederzeit wieder hervorgerufen werden können, da die Hinterländer heutigen Tages genau noch die nämliche Zeugungsfähigkeit besitzen wie vor Jahrhunderten. Einige Meilen südlich von Makdischu liegt Gezireт, von welchem Platze Guillain sagt, daß es ein Trümmerhaufe sei, wie die Stadt Makdischu selbst. Bei dem großartigen Umfang der Trümmer der letztgenannten Stadt liegt also in Guillains Vergleich der Ausspruch, daß auch Gezireт in früherer Zeit eine sehr bedeutende Handelsstadt gebildet hat. Auch die Geschichte des Platzes war dieselbe wie die von Makdischu. Es war wie diese eine alte arabische Ansiedelung, die im Laufe der Zeit von den Eingeborenen erobert wurde und zwar dergestalt, daß die früheren Einwohner ganz verschwanden und heutigen Tages auf den Trümmern der einstigen Steinhäuser nur einfache Somalhütten stehen, in welchen etwa 1000 Eingeborene eines gänzlich unabhängigen Somalstammes wohnen. Ein auf einer Insel befindliches beträchtliches Grabdenkmal eines Scheiks aus der früheren Kolonistenzeit bezeugt noch die ehemalige Bedeutung des Platzes. Ein anderer kolonisatorisch höchst bedeutsamer Ort ist ferner El Hhamba, ganz in der Nähe von Gezireт gelegen; obgleich er jetzt vollständig unbewohnt ist, sind dennoch an diesem Platze noch aus antiker Zeit Brunnen in der enormen Anzahl von etwa hundert vorhanden.

Darauf folgt der ebenfalls verlassene frühere Kolonistenplatz Hhoualo, wo man gleichfalls noch einige Brunnen und Reste von Häusern findet.

Weiter südlich liegt die Trümmerstätte von Au Mekka; eine auf einem Vorgebirge, nämlich einem großen, schwarzen, steilen Fels gelegene, noch heutigen Tages von einzelnen frommen Muselmännern besuchte Moschee mit einigen Grabdenkmälern in Ruinen bezeugt die frühere Bedeutung auch dieser ehemaligen Handelskolonie.

Ähnlich verhält es sich mit dem vier englische Meilen südlich gelegenen Danana; daselbst ist ein steinernes Haus noch erhalten, die übrigen Wohnungen sind Somalhütten, die etwa 1200—1500 Seelen beherbergen. An diesem Platz sah Guillain zahlreiche Viehherden zu Wasserplätzen ziehen.

Drei englische Meilen südlich von Danana liegt der Hafenplatz Gonderscheich, mit etwa 1500 Einwohnern.

Der Ort teilt sich in zwei Gruppen, die durch ein kleines, wohlbewaldetes Thal getrennt sind, in welchem eine sehr gut erhaltene Moschee steht.

Die Osthälfte ist offenbar neuer und größer, sie hat etwa eine Meile im Umfang und befindet sich auf einem mit Wachstum bedeckten Hügel, wie er sonst nirgends an der Küste vorkommt. Die Westhälfte dagegen hat viele antike Steinwerke. Vor letzterer liegt eine felsige Insel, deren Höhe mit vielen Mauern besetzt ist, die man für eine Festung halten könnte, die aber in Wahrheit nur von längst verlassenen Wohnhäusern herrühren. In früheren Zeiten flüchteten die Einwohner vom Festlande öfters hierher. Auch Revoil bemerkt, daß Gonderscheich dem Auge nichts als geschwärzte Mauern biete, hinter denen sich einige armselige Hütten verbergen.

Für die frühere kolonisatorische Besiedelung gerade dieser Gegend mag wohl mit veranlassend gewesen sein, daß, wie Guillain hervorhebt, die Ufer nördlich und südlich Gonderscheich ausnahmsweise ein schönes Wachstum haben, so daß diese Landfläche als eine Oase in dieser sonst trockenen und sandigen Gegend gelten könne.

Einige Meilen südlich von diesem Platz liegt auf einem Felsenriffe noch der Küstenplatz Dschelleb, ebenfalls eine Stadt mit Steinhäusern, die jedoch wiederum samt und sonders in Trümmern liegen. Einige wenige von den früheren kolonisatorischen Ansiedlern abstammende Ureinwohner, im übrigen aber Somal, die ihre bienenkorbartigen Hütten zwischen den Trümmerstätten aufgeschlagen haben, bewohnen den Ort, im ganzen etwa 1500 Seelen.

Einige Meilen weiter im Süden folgt sodann die Stadt Merka, welche der Sultan von Sansibar vergebens unter seine Oberhoheit zu bringen versucht hat. Mehrmals wurden seine Zollbeamten verjagt.

Wir glauben aber heute den doppelten Nachweis geliefert zu haben, einmal für die Vergangenheit, daß an der ganzen Küstenstrecke zwischen Makdischu und Merka früherer Zeit eine Reihe von Kolonieen die unerschöpflichen Schätze der reichen Hinterländer in ähnlicher Weise ausnutzten, wie die genannten Städte in deren Blütezeit, sodann aber für die Gegenwart, daß an die Stelle früherer glück-

licherer und blühender Gemeinwesen fremder Kolonisation heutigen Tages wieder die Herrschaft der ureingeborenen Somalstämme getreten ist, nimmermehr aber eine Gebietshoheitsgewalt des Sultans von Sansibar, ja daß der letztere es an dieser Küste bisher nicht einmal zu einer Zollstätte gebracht hat. Ist dieses der gegenwärtige Zustand der Dinge, so möge auch eine gütige Zukunft diese Länder vor einer dereinstigen Herrschaft des Sultans von Sansibar beschützen und bewahren. Nur eine zivilisatorische europäische Großmacht kann aus den hier so zahlreich vorhandenen von früherem großartigen Kolonistenfleiße und Kolonistenglanze zeugenden Ruinen neues Leben erblühen lassen!

Die Benadirküste und das Innere des Somallandes.

Bar Benadir. — Kismayo. — Jumbo. — Brawa, die Somal und Araber dieser Stadt. — Die Bimal-Somal. — Marka. — Die Abyall-Somal. — Mogodischo und Orschech. — Das Innere des Somallandes. — Die Städte Bardera und Ganane. — Stämme im Innern. — Charakteristik der Somal. — Eingriff der Ägypter. — Handelsverhältnisse. — Wichtigkeit der Somalküste. — Aussichten für Kaufleute.

Das Somalland im Osthorn Afrikas, dessen Inneres noch wenig bekannt ist, erhält durch die Erwerbungen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und steigenden Handelsbeziehungen mit Sansibar eine hohe Bedeutung. Die Küstenbevölkerung hat sich durch ihre Strandräubereien bei allen Seefahrern berüchtigt gemacht und es kann nur im Interesse unserer ganzen ostafrikanischen Kolonie liegen, wenn die gefährliche Küste von Berbara bis an die Mündung der Juba unter deutsche Verwaltung gestellt, vor allem aber auch wenigstens am Kap Guardafui ein Leuchtturm errichtet wird. Die folgende höchst interessante Schilderung, welche auch wenig bekannte Einzelnheiten über die verschiedenen Stämme der Somal umfaßt, stammt aus der Feder eines vielerfahrenen, scharfblickenden Kaufmannes, der die Küste seit sieben Jahren regelmäßig besucht hat *).

Den Namen Bar-Benadir — „Küste der Häfen" — hat

*) Mitgeteilt in der „Deutschen Kolonial-Zeitung" 1886, S. 135 ff. — Nach der Lektüre der folgenden Schilderung wird es jedem klar werden, weshalb sich die Italiener jetzt an der Ostküste von Obia festgesetzt haben. Videant consules!

die von Kismayo nördlich bis zu den Imrutihäfen sich erstreckende Küste *) von den Arabern wahrscheinlich deshalb erhalten, weil ihre Fahrzeuge auf der Reise von Maskat, Makulla und Schihiri nach Sansibar an der öden, unwirtlichen Somalküste entlang hier die ersten einigermaßen geschützten Häfen antrafen, in welche sie einkehren konnten.

Kismayo, das südlich vom Djub liegt, ist erst von den Arabern kurz vor oder nach dem Regierungsantritt des jetzigen Herrschers gegründet worden und besteht nur aus einem Fort und wenigen Dukas (Läden oder Warenhäuser), welche von einigen indischen und arabischen Händlern bewohnt werden. Die Somal der Umgegend wohnen nicht in dem Orte selbst, sondern kommen nur in die Stadt, um ihre Waren zum Verkauf zu bringen resp. ihre Bedürfnisse dort einzukaufen. Sie gehören dem Stamme der Kablalla an, einem wilden, kriegerischen Menschenschlage, der seit vielen Jahren mit den Tuni-Somal, die die Gegend zwischen dem Djubflusse bis nach Terra zu bewohnen, im Kriege befindlich ist und dieselben nicht allein zum Aufgeben und Verlassen der Stadt Jumbo an der Mündung obigen Flusses gezwungen hat, sondern immer weiter nördlich drängend, ihnen nach und nach immer mehr Terrain abnimmt.

Jumbo, welches noch zur Zeit, als der Baron von der Decken daselbst war, bewohnt war, ist jetzt in Ruinen, obgleich die Stämme der Tuni, die um und in Brawa wohnen, die Hoffnung nicht aufgegeben haben, sich dereinst wieder mit Hilfe arabischer Soldaten in der verlassenen Stadt ansiedeln zu können, und mehrfach in Sansibar bei Seyd Bargasch wegen dieser Angelegenheit, wenn auch bisher vergeblich, vorstellig geworden sind.

Die Stadt Brawa ist augenscheinlich eine alte Stadt, die vor langen Jahren bedeutend ausgedehnter war und von Leuten bewohnt gewesen sein muß, die auf einer höheren Stufe der Zivilisation gestanden haben müssen als die der jetzigen Araber. Südlich von der Stadt befindet sich ein verfallener Turm, ganz ins Meer hineingebaut, so daß er bei Flutzeit vom Wasser umgeben ist, der augen-

---

*) Nördlich von den Imrutihäfen nennen die Araber die Somalküste Bar Adjem, d. i. Küste der Fremden.

scheinlich ein Leuchtturm gewesen ist oder zu einem ähnlichen Zwecke gedient hat und jetzt noch den von Süden kommenden Fahrzeugen als Landmarke zum Anlaufen der Stadt dient. Ebenfalls befinden sich mehrere große Brunnen südlich von der Stadt, allerdings ohne Wasser darin, die so solide und großartig angelegt sind, wie es die jetzige Bevölkerung gar nicht mehr versteht. Es soll sich in dem Turme eine persische Inschrift befinden, über welche R. Brenner, der bei seinen Nachforschungen über das Schicksal der Verunglückten von der Deckenschen Expedition sich einige Zeit in Brawa aufhielt, Näheres berichtet hat. Von den jetzigen Einwohnern ist nicht viel über die Vergangenheit der Stadt zu erfahren; sie wissen nur, daß der Iman von Maskat, Seyd-Said, die ganze ostafrikanische Küste erobert hat und daß die Somalstämme durch ihn zuerst die arabische Oberhoheit mehr oder weniger haben anerkennen müssen. Wahrscheinlich ist die Stadt vor Jahrhunderten schon von Arabern oder Persern gegründet und später von den Somal erobert worden, die, nach Vertreibung oder Unterjochung der früheren Herren, an deren Stelle ihre eigene Herrschaft setzten, welche allmählich alles Geschaffene zugrunde gehen ließ. So besteht denn die Stadt Brawa aus steinernen, zum Teil sehr alten, verfallenen Häusern und Lehmhütten, die ersteren von den vornehmeren Somal und den früheren arabischen Abkömmlingen, einem Menschenschlage von schmutzig-gelber Hautfarbe, bewohnt, die zweiten von dem Gros der Somalbevölkerung und deren Sklaven. Diese Abkömmlinge der Araber, worunter sich auch einige Scherifs befinden (direkte Abkömmlinge des Propheten, welche nur unter sich heiraten), waren in sehr gedrückter Lage, so lange die Somal die uneingeschränkten Herren der Stadt waren, und erst seitdem Seyd Bargasch die Stadt mit einer Mauer hat versehen lassen und die Garnison auf etwa 200 Soldaten erhöht hat, ist die Lage dieser Leute eine bedeutend günstigere geworden. Sie hatten früher von ihren Somalmitbürgern für ihr Leben oder ihre Freiheit allerdings nichts zu fürchten; aber dieselben sahen die Braui, so werden sie genannt, für ihre Unterthanen an und hielten sich berechtigt, ihnen alle möglichen Abgaben und Plackereien aufzubürden. Die Tuni-Somal zerfallen in viele Stämme, von denen fünf Stämme, deren spezielle Namen mir leider entfallen sind, um Brawa herum und in Brawa

selbst wohnen. Jeder Stamm hat einen Ältesten (oder Wasé auf Suaheli), so daß sich in Brawa fünf Wasés befinden, welche mit den Wasés der Braui zusammen gewissermaßen den Gemeinderat bilden und die Streitigkeiten zwischen ihren Stammesmitgliedern zu schlichten haben. Seitdem der arabische Gouverneur über genügende militärische Kräfte verfügt, um den Beistand der Wasés entbehren zu können, ist allerdings der Einfluß dieser Leute in der Stadt selbst im Abnehmen begriffen. Außerhalb der Stadt wird ihre Stellung wohl die frühere geblieben sein. Die herrschende Sprache in der Stadt ist die Sprache der Braui, ein korrumpiertes Mixtum Compositum von Suaheli, Arabisch und Somal, welche von allen Bewohnern, seien sie arabischen oder Somal-Ursprungs, gesprochen oder doch verstanden wird. Die Somalsprache ist dagegen unumgänglich notwendig für diejenigen, die mit dem Hinterlande geschäftliche Beziehungen haben. Leute, die nur am Platze selbst oder mit Sansibar, Lamu, Arabien und Indien Geschäfte machen, können, wenn sie Arabisch oder Suaheli verstehen, obige Sprachen entbehren. Jeder besser situierte Somal, der schon einmal aus seinem Lande hinausgekommen ist, sei es, daß er in geschäftlichen oder politischen Angelegenheiten die Hauptstadt Sansibar besucht oder eine Wallfahrt zum Grabe des Propheten in Mekka gemacht hat, um sich den Ehrennamen eines Hadji (Pilger) zu verdienen, spricht etwas Arabisch neben seiner Muttersprache. Die Somal in und um Brawa sind die friedfertigsten Stämme an der ganzen Küste; sie gehen nur widerwillig und wenn sie angegriffen werden in den Krieg, und sieht man sie, als Zeichen ihrer friedlichen Gewohnheit, stets mit langen Stöcken gehen, die sie in derselben Weise tragen wie andere Stämme ihre Speere. Schußwaffen sind bei ihnen, wie bei allen Somal, noch nicht gebräuchlich, und diesem Umstande haben die Araber es hauptsächlich zu danken, daß sie trotz der verhältnismäßig geringen Anzahl ihrer Truppen imstande sind, in den Küstenstädten ihre Autorität ohne Schwierigkeit auszuüben und ihre Zölle unbeanstandet einzutreiben. Der Hafen von Brawa wird durch eine kleine Bucht gebildet, welche durch mehrere kleinere und größere Felseninseln, die vor derselben liegen, einen schwachen Schutz gegen die Wellen des Indischen Ozeans erhält. Zwischen diesen Inseln ist eine schmale

Einfahrt für kleinere Fahrzeuge, welche in dem so gebildeten Hafen hinter einer der größeren Inseln ziemlich sicher liegen. Größere europäische Schiffe müssen außerhalb des Hafens auf offener Rhede bleiben. Der Strand fällt ganz allmählich ab, und eine starke Brandung herrscht ununterbrochen an demselben, so daß zum Löschen und Laden von Waren nur die Böte der Eingeborenen verwendet werden können, welche gar keine Nägel haben und nur durch Kokosgarn zusammengehalten werden. Sie sind daher elastisch genug, um mit voller Ladung ins Wasser resp. auf den Strand heraufgeschoben zu werden, ohne zu zerbrechen. Während der Monate Mai, Juni und Juli ist das Meer infolge des starken Südwestmonsuns so aufgeregt, daß eine haushohe Brandung an der ganzen Küste steht, und hört dann jede Kommunikation mit der Benadirküste auf. Selbst Böte können dann nicht ins Wasser gehen und werden während dieser drei Monate gewöhnlich hoch auf den Strand hinaufgebracht, um repariert zu werden.

Nödlich von dem Flecken Torra bis zu dem Flecken Jesira, etwas südlich von Mogodischo, wohnen die Bimal=Somal, ein sehr kriegerischer Stamm, der seit undenklichen Zeiten mit den hinter ihnen im Innern wohnenden Stämmen in Feindschaft lebt. Zwar kommen jahrelange Waffenstillstände vor, aber an einen dauerhaften Frieden ist kaum zu denken. Diese Bimal=Somal sind nach den mangelhaften Berichten der Eingeborenen eigentlich fremde Eindringlinge. Sie stammen, wie man sagt, von den Somal der „Bar=Adjem"=Küste, die in früheren Jahren nach Süden ihre Kriegszüge unternommen haben sollen, und den dortigen Einwohnern das Land, das sie jetzt bewohnen, abgenommen haben sollen. Es ist schwer zu sagen, was an dieser Legende wahr ist, jedenfalls betrachten die Bimalstämme die Somal des Nordens, die dann und wann vereinzelt von Ras Hasun und Berbera in Geschäften nach der Benadirküste kommen, als Verwandte und Schützlinge, während die übrigen Stämme sie für Räuber und Spitzbuben halten (was sie auch größtenteils sind) und nichts mit ihnen gemein haben wollen. Die Bimal=Somal betrachten Marka als ihren Hafenplatz, und wenn sie auch nichts dagegen hatten, daß der Herrscher von Sansibar seine Zölle in ihrer Stadt erhob, so war es ihnen doch durchaus nicht recht,

daß derselbe auch ein Fort bei Marka bauen ließ und eine genügende Garnison hineinlegte, um auch anderen friedliebenden Leuten den Aufenthalt daselbst erträglich zu machen. Sie selbst wohnen nicht in der Stadt und haben auch nie darin gewohnt. Sie gehen dort nur ein und aus, um ihre Geschäfte zu erledigen, haben auch zum Teil ihr Vermögen in den Häusern und Geschäften der Einwohner stecken; es soll aber kaum vorgekommen sein, daß ein Bimal eine einzige Nacht in Marka zugebracht hat.

Marka (Mörka) ist eine kleine, meist aus steinernen Häusern bestehende, mit einer Mauer versehene Stadt, viel kleiner als Brawa; auch machen die Häuser nicht den Eindruck, daß die Stadt sehr alt sei. Es ist wohl möglich, daß sie von eingewanderten Arabern und Suaheli und von den Begas der Bimal-Somal erbaut worden ist. Beza ist der Somalausdruck für solche Leute, deren Vorfahren Sklaven gewesen sind und die mit der Zeit aus der Sklaverei heraus in eine Art Leibeigenschaft zu ihren früheren Herren geraten sind. Sie sind bis auf einige, aber höchst selten verlangte Frondienste, und zu denen sie überdies kaum gezwungen werden können, ganz frei und nehmen nur eine niedrigere soziale Stellung in den Augen der Somal ein. Die in Marka ansässige Bevölkerung besteht also aus arabischen Abkömmlingen, den sogenannten Marki, einem ähnlichen Menschengeschlechte wie die Braui in Brawa und den schwarzen, dem Äußeren nach den Somal ähnlichen Bezas. Die herrschende Sprache ist der Dialekt der Bimal-Somal. Auch in Marka wohnen einige Scherifs. So kriegerisch die Bimal sind, so friedfertig sind die Stadtbewohner, und hat diese Stadt daher für die arabischen Kaufleute sowie für die wenigen indischen Händler, die nach dem Norden arbeiten, die meiste Anziehungskraft von allen Häfen der Benadirküste. Der Hafen von Marka wird ebenfalls durch eine kleine Bucht gebildet; doch ist dieselbe nach Süden zu fast gar nicht geschützt. Im Südwestmonsum ist daher dieser kleine Hafen selbst für kleinere Fahrzeuge recht ungemütlich. Im Nordostmonsum ist derselbe allerdings für Fahrzeuge, deren Tiefgang gestattet, daß sie dicht ans Ufer anlegen können, ganz sicher, da eine ins Meer gehende kleine Landzunge den Hafen im Norden schützt. Die arabischen Fahrzeuge benutzen hier, abweichend von den Gebräuchen von Brawa und Mo-

godischo, ihre eigenen Schiffsböte beim Laden und Löschen von Waren, da der Strand nicht so allmählich abfällt wie in Brawa und die Brandung daher nicht so stark ist. Größere europäische Segelschiffe müssen weit ab vom Lande bleiben, und für diese ist die Rhede von Marka wohl die ungünstigste von allen Plätzen an der Benadirküste.

Von Jesira bis Orschech oder Warscheich, wie die Engländer sagen, und wahrscheinlich nördlich bis zu den Imrutihäfen wohnen die Abgall-Somal, ebenfalls ein unruhiger, kriegerischer Menschenschlag, die jedoch in viele verschiedene Stämme zerfallen und nicht einig genug unter sich sind, um durch ihre Streitigkeiten dem Handel der Küstenplätze vielen Schaden zufügen zu können. Die Städte Mogodischo und Orschech sind die einzigen Häfen von Bedeutung auf dieser Strecke. Erstere Stadt besteht eigentlich aus zwei Plätzen, der von einer schwarzen Bevölkerung bewohnten Stadt Hamarween und der von einigen Somal, jedoch meistens von Scherifs und deren Sklaven bewohnten Stadt Schangani. Zwischen beiden Orten liegt ein freier Platz, auf welchem jetzt das arabische Fort erbaut ist. Die Bewohner von Hamarween sind größtenteils Bezas, jedoch bin ich nicht imstande, anzugeben, ob ihre früheren Herren dem Abgallstamme angehörten oder anderen im Innern lebenden Stämmen. Sie fühlen sich jedenfalls ganz frei und unabhängig in ihrer Stadt, und die umwohnenden Somal aller Stämme wissen recht gut, daß die Leute von Hamarween sich von ihnen nichts bieten lassen. Ebenso sind die Einwohner von Schangani ein energisches Volk. Die Scherifs, die in der Regel große Schwerter an sich tragen, waren von jeher kriegerisch, ja rachsüchtig gesonnen, so daß schon der frühere sogenannte Sultan von Mogodischo, der in ihrem Stadtteile wohnte, nicht mit ihnen fertig werden konnte. Dem Somalstamme, dem dieser Häuptling angehörte, soll früher Mogodischo unterthan gewesen sein. War seine Autorität jedoch schon vor Besetzung der Stadt durch arabische Soldaten gleich Null, so ist sein Einfluß jetzt so weit gesunken, daß er sein Leben durch Betteln erhalten muß.

In früheren Zeiten pflegten sich die Städte Hamarween und Schangani häufig zu bekriegen, so daß die Kaufleute, die in beiden Städten Geschäfte trieben, keine ruhige Stunde hatten. Diesem Un-

wesen haben die arabischen Gouverneure bald gesteuert. Wer sich bei Streitigkeiten selbst Recht verschaffen wollte, wurde verhaftet und mußte Strafe zahlen, und so wurde allmählich ein vernünftiger, ruhiger Zustand geschaffen, der den Handeltreibenden sowie den Bewohnern selbst am meisten zugute kam.

Mogodischo ist eine sehr große Stadt, die größte an der ganzen Benadirküste. Sie wird auch wohl sehr alt sein, wenigstens der Stadtteil Hamarween. Schangani mag später von arabischen Scherifs gegründet und durch Zuzug von Somal und Arabern vergrößert sein. Von den Einwohnern wurde mir versichert, daß vor Jahrhunderten die Portugiesen dort regiert hätten, und daß noch einige Familien in der Stadt seien, die von denselben abstammen sollen. Auch sollen sich dann und wann fremde Goldmünzen in der Erde vorgefunden haben. Ich fand keine Gelegenheit, mich von den angeführten Thatsachen zu überzeugen. Das Aussehen der meist steinernen Häuser beweist jedenfalls, daß Hamarween eine sehr alte Stadt ist und ähnlich wie Brawa von Leuten höherer Zivilisation als die heutigen Araber und Somal bewohnt gewesen sein muß. Die herrschende Sprache ist der Abgalldialekt, hier sowohl wie auch nördlicher in Orschech. Der Hafen ist demjenigen von Marka ähnlich, doch liegen hier die Dhows weiter ab vom Lande, und das Beladen und Löschen geschieht wie in Brawa durch Böte der Eingeborenen. Über Orschech und besonders über die Imrutihäfen ist noch nicht viel bekannt. Erstere Stadt soll nur wenige Häuser besitzen, die von Mogodischoleuten erbaut sein sollen. Nur vorübergehend sind Europäer daselbst gewesen, und was die Imrutihäfen anbelangt, so ist noch nie ein Weißer dort gewesen; es sollen nach den Beschreibungen von Marka- und Mogodischoleuten, die regelmäßig während der Monate Oktober und November mit kleinen Fahrzeugen hinaufgehen, um dort Geschäfte zu machen, daselbst überhaupt keine feste Niederlassungen existieren. In dem erwähnten Zeitraume kommen die in der Umgegend der Imrutihäfen wohnenden Abgall-Somal an den Strand, um gegen ihre Produkte, hauptsächlich nur Orseille, andere Waren einzutauschen. Diese kleinen Orte machen wahrscheinlich jetzt denselben Entwickelungsgang durch, den vor Jahrhunderten die südlicheren Plätze durchgemacht haben. Nach

und nach werden sich vereinzelt, dann in größerer Anzahl, Leute von Marka, Mogodischo oder aus dem Innern dort fest ansiedeln, und so werden kleine Städte entstehen, die mit der Zeit den Handel des Hinterlandes entwickeln werden.

Nach dieser Skizze von den Zuständen und der Bevölkerung der Küstenplätze der Benadirküste möchte ich das wenige, das ich über das Innere des Somallandes erfahren konnte, hier folgen lassen.

Am Djubflusse liegen die Städte Bardera und Ganane. Der erstere Platz, der eine traurige Berühmtheit durch die dort stattgefundene Ermordung des Baron von der Decken erlangt hat, scheint kein Handelsplatz zu sein, dagegen ist Ganane der Hauptplatz für Elfenbein an diesem Teil der Küste, und haben die Markaleute dort ihre Agenten, gehen auch häufig selbst dorthin. Die Bevölkerung dieses Platzes soll eine sehr friedfertige sein, ich vermute daher, daß sie nicht aus Somal besteht, sondern aus Bezas oder vielleicht gar aus Leuten arabischer Abkunft, ähnlich den Braui und den Marki. Wenn die Bimal-Somal mit ihren Gegnern im Innern, deren Häuptlinge in Gulwien und in Gelede ihren Sitz haben, nicht im Kriege sind, so daß die Wege aus dem Innern nach Marka offen sind, so geht das Elfenbein von Ganane nach Marka, welcher Platz der nächste Hafenplatz für Ganane ist. Sind die Wege aber unsicher, so geht das Elfenbein von Ganane nach Mogodischo. Die Karawanenstraßen nach Marka können leider leicht unterbrochen werden, da sie sämtlich in den Händen eines einzigen Stammes, der Bimal-Somal sind. Die Wege nach Mogodischo können nie abgeschnitten werden, da sie in den Händen von so vielen verschiedenen Stämmen liegen, deren Interessen selten dieselben sind, daß ein einheitliches Vorgehen derselben ganz undenkbar ist.

Gulwien liegt ganz nahe bei Marka, und in friedlichen Zeiten herrscht ein sehr reger Geschäftsverkehr zwischen diesen beiden Plätzen. Sind die Bimal auf dem Kriegspfade, so müssen alle Produkte aus Gulwien, den viel weiteren, aber stets sicheren Weg durch das Gebiet der Tuni-Somal nach Brawa einschlagen.

Gelede, nicht weit von Mogodischo, ist der Sitz eines Häuptlings von hohem Ansehen aus der Familie, aus welcher die Häupt-

linge Achmed und Jusuf stammten, welche beide durch ihre fortwährenden Kämpfe mit den Bimal-Somal, in welchen sie auch schließlich ihr Leben verloren, eine gewisse Berühmtheit im Somallande erlangt haben. Man vermutet, daß diese Familie arabischen Ursprungs ist. Der Häuptling Jusuf sowie sein Sohn Achmed waren die einzigen Häuptlinge bisher im Somalland, welche wirklich eine Art Regierung ausübten. Ihre Macht reichte bis nach Brawa und nach Mogodischo hinein, und bevor arabische Garnisonen in beiden Plätzen lagen, ließen sie durch ihre Sklaven sich oft Tribut ausbitten. Nur die Bimal-Somal wollten sich ihnen nicht unterwerfen und daher die ewigen Kriege. Mit der Regierung in Sansibar standen die Geledehäuptlinge stets auf gutem Fuße und schickten häufig Geschenke an Seyd Mayid und Seyd Bargasch. Während Gulwien, wo ein dem Geledehäuptling untergebener kleiner Häuptling regiert, ein bedeutender Handelsplatz ist, ist über Geledes Handel nichts bekannt. Die Nähe des Häuptlings und seiner Krieger wird wohl keinen rechten Handel daselbst aufkommen lassen, denn derartige halbwilde Herrscher pflegen unter Regierung nur eine Art privilegiertes Raubsystem zu verstehen.

Von den weiter nach dem Innern zu wohnenden Stämmen sind mir nur die Elai und Rahawina bekannt, welche dann und wann in kleineren und größeren Karawanen in die Küstenplätze kommen, jedoch hauptsächlich nach Marka und Mogodischo. Brawa, obgleich die friedlichste Stadt von allen Städten an der Küste, liegt für Karawanen, die aus weiter Entfernung kommen, zu weit ab vom Wege, und sollen die zu ihr führenden Straßen infolge von Überschwemmungen leicht unpassierbar werden.

Die Somal sind eifrige Mohammedaner und zwar Sunniten, wie die Araber. Sie sind ein schöner, kräftiger Menschenschlag und haben mit dem Neger nichts als die Hautfarbe gemein. Sie sind lang und hager, haben scharfe Gesichtszüge und ihre Frauen sind zum Teil zart und anmutig mit kleinen Händen und Füßen. Diejenigen Stämme, die nicht in den Städten wohnen, sind sehr sittenrein. Mit Ausnahme der Häuptlinge und Reichen, die es für eine Ehrensache halten, vier Frauen zu haben, wie es der Koran gestattet und empfiehlt, haben sie nur eine Frau. Ehebruch soll bei den

Somal im Innern ganz unbekannt sein; dieselben kennen auch die Sitte, sich neben ihrer rechtmäßigen Frau noch Konkubinen zu halten, nicht, trotzdem der Koran es gestattet. Um diese Sitte einzuführen, fehlt es ihnen auch allerdings an Sklavinnen. Nur die Brawa-Somal haben von den Arabern diese, sowie manche andere Unsitte angenommen. Bei den ärmeren Somal besorgt die Frau die Feld- und Hausarbeit. Sklaven soll es nicht viel im Innern geben. Nur die vornehmeren und wohlhabenderen Somal, welche dicht bei den ihre Häfen wohnen, besitzen eine größere Anzahl von Sklaven, welche Felder bestellen. Seitdem Seyd Bargasch den Sklavenhandel verboten hat, hat die Einfuhr von Sklaven aus dem Süden natürlich aufgehört, und die Entwickelung des Landes sehr darunter gelitten. Die Somal sind gerade in der Übergangsperiode vom Nomadenleben zum Ackerbau begriffen, und die Einwanderung von Arbeitskräften hätte diesen Entwickelungsgang unzweifelhaft beschleunigt und schneller, als es jetzt möglich sein dürfte, aus Wilden friedliche Menschen gemacht. Seitdem die Hafenplätze genügend starke Garnisonen haben, um dort die Somal im Zaume zu halten, hat sich mit der zunehmenden Sicherheit von Leben und Eigentum auch der Handel gehoben.

Es war von jeher das Prinzip der englischen Regierung, die Autorität des Sultans von Sansibar überall in seinem Gebiete zu unterstützen, und so wurden die an der Küste kreuzenden englischen Kriegsschiffe angewiesen, von Zeit zu Zeit auch die Plätze an der Benadirküste anzulaufen. Die Gouverneure des Sultans, sowie die verschiedenen Häuptlinge der Somal gewöhnten sich daran, die Engländer als Bundesgenossen von Seyd Bargasch anzusehen. Was immer die Beweggründe für die englische Politik sein mögen, so ist es zweifellos, daß das häufige Erscheinen ihrer Kriegsschiffe den an der Küste handeltreibenden Suaheli, Arabern, Indiern und Europäern zugute gekommen ist, indem es die sehr selbstbewußten und stolzen Somal darauf hinwies, daß hinter der arabischen Macht noch eine größere und stärkere Macht steht. Im Jahre 1874 erschienen ganz plötzlich mehrere ägyptische Kriegsschiffe an der Benadirküste und ergriffen Besitz von Kismayo und Brawa, indem sie die Truppen landeten und die arabischen Soldaten verjagten. Auch das südlichere Lamu wollten sie auf diese Weise annektieren. Es befand sich aber

gerade vor der Insel ein kleines englisches Kriegsschiff, dessen Kapitän schnell entschlossen, den Ägyptern seinen festen Entschluß mitteilte, sofort zu schießen, wenn der Versuch einer Landung gemacht werden sollte. Der Höchstkommandierende der ägyptischen Expedition wollte es auf einen Konflikt mit England nicht ankommen lassen und segelte mit seinen Schiffen wieder fort. Während die englische Regierung sofort Schritte in Kairo that, um die Zurückberufung der ägyptischen Truppen aus dem Gebiete von Seyd Bargasch zu veranlassen, begab sich der englische Generalkonsul mit einem Kriegsschiffe nach Brawa, landete dort trotz des Protestes des ägyptischen Kommandanten, und beruhigte die wenigen englischen Unterthanen darüber, daß die Besatzung bald abziehen würde. Nach einigen Monaten wurden die ägyptischen Truppen aus Kismayo und Brawa zurückgezogen. Es ist begreiflich, daß die Somal seit der Zeit großen Respekt vor den Engländern bekommen haben.

Es würde den Deutschen, die an der Benadirküste wichtige Interessen haben, gewiß eine große Genugthuung sein, wenn die Somal auch vor unserer Kriegsmarine Respekt bekämen, und wenn die arabischen Gouverneure sich daran gewöhnten, auch in unseren Kriegsschiffen die mächtigen Bundesgenossen ihres Herrschers zu sehen. Wollen wir einen wirklichen Einfluß bei dem Sultan und der Bevölkerung gewinnen, so muß neben der englischen Flagge die unsrige regelmäßig an allen Küstenplätzen gezeigt werden.

Trotz der bisherigen unsicheren Verhältnisse an dieser Küste wird doch ein nicht unbedeutendes Exportgeschäft von hier aus nach der Insel Sansibar betrieben. Fast sämtliche getrocknete Häute und der größte Teil der Orseille (eine Moosart, aus welcher der Farbestoff Persio gewonnen wird), welche von der Insel Sansibar verschifft werden, stammen von der Benadirküste. Diese beiden Artikel kommen in großen Quantitäten aus den Benadirhäfen, aus welchen außerdem folgende Artikel in bescheidenen Quantitäten exportiert werden: Elfenbein schönster Qualität, Gummi arabikum, Talg, Butter, Straußenfedern und Ambra (zum Räuchern in Moscheen und Kirchen), Rindvieh, Kamele und Ziegen. In Jahren, wo viel Regen gefallen ist, werden auch Mais und Kaffernkorn nach Arabien exportiert. Importiert werden hauptsächlich amerikanische ungebleichte Baumwollen-

waren, welche die englischen ähnlichen Fabrikate wie überall so auch hier verdrängt haben, außerdem einige Sorten Perlen und etwas Maskatzeug. Letzteres wird bisher nur in den Städten konsumiert, da die Somal im Innern, soweit sie nicht ihre eigenen Baumwollenstoffe tragen (denn auch Baumwolle wächst im Innern, vorläufig aber zu wenig, um exportiert zu werden), nur die amerikanischen oder englischen Baumwollenstoffe als Kleidung benutzen. Von Arabien wird Salz und Kaffee importiert, von anderen Teilen der Sansibarküste Melasse (Sirup), Essig, Zucker, Tabak und andere Produkte, von Indien Reis, ebenfalls Zucker und eine Art dünnes Gewebe, welche zur Kopfbedeckung der Frauen in den Städten dient. Auch sogen. Maria Theresia-Thaler werden in großer Menge importiert, indem die Benadirküste bisher bedeutend mehr Waren exportierte als importierte, woraus man mit Recht schließen kann, daß der Wohlstand der Bevölkerung von Jahr zu Jahr zunimmt. Die meisten Firmen auf der Insel Sansibar, welche zur Beladung ihrer Schiffe die Hauptprodukte der Benadirküste, Häute und Orseille, kaum entbehren können, haben Agenten in den dortigen Städten. Unter diesen Agenten sind nur vorübergehend Europäer gewesen, da das Leben in den Benadirstädten, bevor dieselben arabische Garnisonen erhielten, für Europäer mit vielen Plackereien verbunden war und auch später sich selten Leute fanden, die das angenehme Leben in der Hauptstadt Sansibar mit einem längeren Aufenthalte an diesen einsamen, von aller Kommunikation abgeschnittenen Nestern vertauschen mochten. Die indischen Götzenanbeter, die sogen. **Banians**, welche an der ganzen Suahheliküste bis Lamu hinauf den Handel in Händen haben, sind an der Benadirküste nur ganz vereinzelt anzutreffen und werden sich in diesen durch und durch mohammedanischen Distrikten auch schwerlich stärker ansiedeln. Selbst die indischen Mohammedaner haben bisher kein nennenswertes Kontingent zu den hier ansässigen Sansibarhändlern geliefert, hauptsächlich wohl aus dem Grunde, weil die indischen Frauen bisher keine große Neigung verspürten, ihren Männern in diese Wildnis zu folgen, und diese Leute, wenn sie sich irgendwo niederlassen, stets ihre Familie bei sich haben. Übrigens ist es wohl nur eine Frage der Zeit, und wenn die Europäer sich nicht selber an diesen Plätzen niederlassen, so wird

mit der Zeit auch hier der Handel in indische Hände übergehen. Die Agenten der Sansibar-Kaufleute sind daher bis jetzt noch überwiegend Schihiri-Araber oder Eingeborene der Küste selbst, mit welchen beiden Klassen von Leuten Geschäfte in größerem Maßstabe natürlich nicht gemacht werden können.

Hinter den Küstenstädten zieht sich eine aus rötlichem Sand bestehende Hügelkette hin. So weit das Auge reichen kann, sieht man nichts als Sand, es sieht aus, als lägen die Städte in der Wüste. Kein Baum und kein Strauch ist in der nächsten Umgebung. Über die Sandhügel hinüber sind nur wenige Araber und einzelne Weiße gekommen, und ist das hinterliegende Land noch so gut wie unbekannt, wenigstens für den Kaufmann. Daß es ein fruchtbares Land sein muß, beweist der Umstand, daß dort Baumwolle wächst, und daß dort die großen Herden von Rindvieh existieren, welche die Häute für den Export liefern. Das Klima in den Städten ist ein sehr gesundes. Obgleich die Hitze dort sehr stark ist, so wird dieselbe doch durch die frischen Seewinde ganz erträglich, und sind besonders die Abende angenehm kühl und durchaus nicht feucht wie in Sansibar und anderen südlicheren Küstenplätzen. Die Abwesenheit aller Sümpfe und Moräste, sowie jeder Vegetation verhindert die Entstehung der das Fieber erzeugenden Miasmen. Fieber kennen an der Benadirküste nur solche, die sich dasselbe jenseits der Sandhügel zugezogen haben, wer ohne Unterbrechung an den Plätzen an der Küste wohnt, bekommt diese Krankheit nie. Die einzige, wenn auch nicht gefährliche, doch lästige Krankheit, die in den Städten auftritt, ist ein starkes Kopfweh, ähnlich unserer Migräne, die sich von Zeit zu Zeit sowohl bei Fremden wie Einheimischen einstellt. Worin diese Krankheit ihren Grund hat, kann ich nicht sagen. Vielleicht liegt es an der eigentümlichen einseitigen Nahrung, welche die Eingeborenen zu sich nehmen und welche nur aus Milch, Fleisch und Mais besteht, oder das Übel wird durch den sonderbaren Geruch erzeugt, der in allen Wohnungen herrscht und der von den aufgestapelten Häuten und der Orseille herrührt, welche sich überall befinden. Als Beförderungsmittel im Innern dient das Kamel, welches so billig ist, daß es auch als Schlachtvieh dient. Auch Esel dienen zur Beförderung von Sachen in der Nähe der Städte. Pferde werden einzeln zur Küste gebracht

und dort zu Spottpreisen verkauft; ob sie in großen Mengen im Innern sind, weiß ich nicht. Würden die Somal sicher sein, daß sie sie immer gut verkaufen würden, würden sie wahrscheinlich bald mehr Pferde an die Küste bringen.

Es würde sich ohne Zweifel für Europäer, welche kaufmännisch gebildet sind und bescheidene Ansprüche machen, lohnen, sich an den Küstenplätzen niederzulassen. Sie müßten sich durch einen kurzen Aufenthalt auf der Insel Sansibar die ersten Anfangsgründe der Suahelisprache erwerben und müßten versuchen mit dortigen größeren europäischen oder indischen Häusern in Verbindung zu treten, daß sie von denselben jährlich eine gewisse Summe von Waren und Kontanten zum Einkauf von Produkten in Kommission erhalten würden. Wenn sie sich als ehrenhafte, nicht ganz mittellose Leute ausweisen würden und bereit wären für eine bescheidene Kommission zu arbeiten, so würden sie gewiß arabischen oder indischen Mitbewerbern vorgezogen werden. Durch eine solche Verbindung würden sie den Grund zu ihrer Existenz gelegt haben und ihre persönlichen Bedürfnisse, ihren Haushalt nebst der unvermeidlichen Bedienung, welche bei der Billigkeit aller Lebensmittel den Betrag von 600 bis 700 Dollars pro Jahr (2200—2500 Mk.) nicht ünersteigen können, reichlich gedeckt haben. In den Plätzen würden sich ihnen viele kleinere Geschäfte bieten, bei denen sie verdienen könnten, und wenn sie nach einigen Jahren die genügenden Erfahrungen gesammelt haben würden, so würden sie ja auch nach und nach Geschäfte in größerem Maßstabe treiben können. — Daß aus einem Lande, wo man die Elefanten noch ohne Feuerwaffe erlegt, das Elfenbein noch in bedeutend größerem Quantitäten exportiert werden kann, wird jedem einleuchten. Ob es möglich sein würde, den Anbau von Baumwolle im großen zu betreiben und auch diesen Artikel zu einem wichtigen Exportartikel zu machen, ist eine Frage, der mit der Zeit näher zu treten sein wird, ebenso ob durch eine bessere Zucht die Quantität sowie die Qualität des Viehstandes nicht zu vermehren, resp. zu verbessern sein würde. Hierin liegt hauptsächlich der Reichtum des Landes und je mehr Häute dort zu exportieren sein werden, je mehr Baumwollenstoffe oder andere Importartikel wird der Somal brauchen resp. bezahlen können. Was den anderen Hauptartikel Orseille an-

betrifft, so würde es von großem Interesse sein, wenn man Versuche anstellen würde, den jetzt in Europa daraus hergestellten Farbestoff schon an Ort und Stelle herzustellen. Orseille ist ein Moos, das sehr viel Platz einnimmt und daher sehr viel Fracht kostet, und wäre schon in Benadir oder in Sansibar der Farbestoff herauszuziehen, so würde sehr viel Geld erspart resp. verdient werden. — So wenig verlockend nun auch meine Beschreibung dieser nördlichen Küstenplätze sein mag, so sind diese doch für den, der als Kaufmann sein Glück in Ostafrika versuchen will, die einzigen von allen Küstenplätzen auf des Sultans von Sansibar Gebiet, wo Europäer eine Chance haben, noch einen Teil des Handels an sich zu reißen. In allen anderen südlichen Plätzen ist gegen die Konkurrenz der indischen Kaufleute gar nicht aufzukommen.

Die Küste von Tunghi bis Sadaani*).

Tunghi. — Mikindanibucht. — Lindi. — Kiswere. — Kilwa-Kivinje und die Karawanenstraße. — Von Kilwa bis nördlich von den Rufidjimündungen. — Die Kirbotos oder Flöhe des Sultans. — Lebens- und Verkehrsmittel.

Von Süden anfangend, ist über einzelne Küstenorte folgendes zu bemerken:

1. Tunghi, südlich von Kap Delgado, gegenüber der kürzlich von den Portugiesen besetzten Insel Tekomaji, ist eine Militärstation. Der Ort liegt hinter Mangroven versteckt und hat ein weithin trockenfallendes Watt, zum Teil Korallenriff, vor sich. Schiffe können sich nur auf 2½ bis 3 Seemeilen nähern. Als ich mit dem Boote landete, sprangen etwa vierzig der sogenannten Soldaten ins Wasser, schwangen ihre geladenen Gewehre mit den brennenden Lunten und schrieen, der Vali müsse erst Erlaubnis zum Landen erteilen, weil sie uns für Portugiesen hielten. Wenn eine Landung einem Feinde gegenüber hier erzwungen werden sollte, so würde es selbst bei starker Übermacht nicht ohne Verluste abgehen. Bei Niedrigwasser ist ein breites Watt zu überschreiten, und bei Hochwasser müssen die Böte im Mangrovengebüsch landen. Rechts von dem Orte gewährt das Korallenriff noch größere Schwierigkeiten, links ist der flache Strand wenigstens insofern günstiger, als keine Mangroven zu passieren sind. Die Halbinsel Kap Delgado ist von einem schwer gangbaren, sehr

*) Aus dem Berichte S. M. Kr. „Möwe“, Kommandant Kapt. z. See Hoffmann, Annalen der Hydrographie, 1886, 7. Heft.

breiten Korallenriff umgeben. Innerhalb des hinter dem Riffe liegenden dichten Gestrüppes führt ein guter Fußpfad vom Kap nach dem Orte Tunghi.

2. Zwischen Tunghi und Mikindani wurde kein Ort der Küste besucht. Keonga, nördlich vom Kap Delgado, wird als Handelsplatz bedeutender sein als Tunghi, aber die Bucht bietet schlechten Ankerplatz und eine Bootsexpedition nach den vorhandenen Beschreibungen Schwierigkeiten wie in Tunghi. Die Rovumamündung gilt für Schiffe als unzugänglich und für Böte als gefährlich und wurde deshalb nicht besucht.

3. Die Mikindanibucht ist offen und ohne Ankerplätze, aber zwischen den umsäumenden Korallenriffen befinden sich schmale und tiefe Eingänge nach drei wohlgeschützten Häfen, von denen der Mikindanihafen besucht wurde. Der Hafen ist zum Teil umgeben von Höhenzügen; der Hauptort Kimburi liegt am Ausgang eines tief eingeschnittenen Thales und unmittelbar am Fuße eines gegen den Strand steil abfallenden 100 m hohen Hügels. Außerdem liegen noch vier Orte um den Hafen am Strande. Der beste Landungsplatz ist da, wo in der Karte „observation spot“ angegeben ist. Noch besser ist an der Innenseite der äußeren Halbinseln bei Pemba und Gunda zu landen; die Kommunikation zu Lande nach dem inneren Ufer des Hafens ist jedoch ausgeschlossen. Die beste Zeit für eine Landung ist bei Hochwasser. In Kimburi befindet sich eine Anzahl von Indiern bewohnter, massiver Häuser. Sie sind an ihrer weißen Tünche kenntlich. Das unbedeutende Fort in Merumba liegt niedrig zwischen Bäumen und ist von einem in 10 m Wasser ankernden Schiffe (600 m Abstand) zu bestreichen. Dasselbe ist nur als eine Kaserne anzusehen und hat keine Geschützverteidigung.

4. Lindi ist ein bedeutender Ort (ca. 500 Häuser), nach Kilwa-Kivinje der größte an dieser Küste und Haltepunkt der Postdampfer. Die äußere Bucht bietet eine vorzügliche Rhede zu jeder Jahreszeit. Der Fluß ist nach Passieren der Barre breit und tief gegenüber der Stadt. Lindi liegt auf einem ganz niedrigen Terrain, umgeben von Sumpf, nur nach Norden durch trockenes Land mit den hier weit zurücktretenden Bergen verbunden. Von einem auf dem Flusse in 20 m Tiefe, nahe bei Ras Rungh verankerten Schiffe

läßt sich die ganze Stadt einsehen; querab von diesem Ankerplatze (450 m Abstand) ist der beste Landungsplatz unmittelbar an der Stadt. Das Fort liegt niedrig am Strande im Norden der Stadt und ist ohne alle Bedeutung. Die Häuser des Ortes liegen alle frei zwischen Kokospalmen, zusammenhängende Straßen giebt es kaum. Am rechten Flußufer steigen die zur Zeit mit dichtem Gestrüpp bewachsenen Hügel 50 m hoch steil an und beherrschen die Stadt. Weiter außerhalb fällt die 10 m hohe, horizontale Felsplatte Ras Rungi steil ab. Dieselbe muß von tiefgehenden Schiffen auf 100 m Abstand passiert werden. Das hohe, hügelige Land in der weiteren Umgegend von Lindi zu beiden Seiten des Flusses ist nur zum verschwindenden Teile bebaut. Nach den von uns besuchten arabischen Pflanzungen zu urteilen, ist das Land, dessen Hafenort Lindi ist, für Bodenkultur und Viehzucht besonders geeignet. Eine Unternehmung, welche in dieser Küstengegend, selbst unter arabischer Herrschaft, Landwirtschaft in größerem Maßstabe einrichtete, mußte jedem Plantagenprojekt im Innern verhängnisvoll werden, sofern hier wie dort Derartiges unternommen werden kann.

5. Kiswere. Von Lindi bis Kiswere und darüber hinaus nach Norden treten die waldigen Höhenzüge nirgends weit von der Küste zurück, welche fast ununterbrochen von einem breiten Korallenriff eingesäumt wird. Die Bucht von Kiswere, welche auf der Karte als ein wichtiger Küsteneinschnitt erscheint, ist zum großen Teil so flach, daß Böte nur bei Hochwasser im inneren Teil landen können, ohne vom Ankerplatz der Schiffe unterstützt werden zu können. Die Gegend scheint gering bevölkert und für den Verkehr zur Zeit von geringer Bedeutung. Die Umgegend ist wildreich, und man behauptet (wohl mit Übertreibung), daß die Orte am Strande nachts vor Löwen und Tigern nicht sicher seien. Die Orte Kiswere und Mtumbo waren erst ganz kürzlich von Lindi aus durch Bewaffnete des Sultans besetzt, ein Steuereinnehmer war schon länger ansässig.

6. Kilwa-Kivinje. Über die Küstenstrecken von Kiswere bis zu diesem Orte liegen eigene Beobachtungen nicht vor. Auf derselben liegt der in früherer Zeit als Hauptort von den Portugiesen benutzte gute Hafen Kilwa-Kisiwani, der jedoch durch das Aufblühen von Kivinje an jeder Bedeutung verloren hat. Kivinje ist die größte

Stadt dieser Küstengegend. Sie liegt an einem flachen Strande, dem sich Schiffe nur auf $1\frac{3}{4}$ Seemeilen nähern können. Bei Niedrigwasser fällt der Strand weithin halb trocken, so daß man etwa 1000 m weit vom Boot aus durch flaches Wasser und Schlamm zu waten hat. Befestigungen sind nicht vorhanden; einige alte bronzene und eiserne Geschützrohre, welche am Strande liegen, können nicht in Betracht kommen. Kilwa-Kivinje ist Ausgangspunkt von Karawanenstraßen, bedeutender Ausfuhrort von Elfenbein, und der umliegende Distrikt reich an Viehzucht und Landesprodukten. Provisionen waren hier so reichlich und billig, daß es sich empfehlen möchte, von einer längeren Reise von Sansibar nach Süden noch Kivinje anzulaufen. (Rindfleisch wurde zum Preise von 52 Pfennigen pro Kilogramm gekauft.)

7. Von Kilwa bis nördlich von den Rufidjimündungen ist der Strand überall flach und schwer zugänglich. Doch findet man hier überall wegen der vorliegenden Korallenriffe glattes Wasser und gute Ankerplätze. Der Archipel von Korallenriffen zwischen Kilwa-Kivinje und Ras Kimbiji, welcher das Rufidjidelta einschließt, ist ein sehr gut zu jeder Jahreszeit für Schiffe jeden Tiefganges wie für Küstenfahrzeuge befahrbarer Meeresteil, für den die Karte trotz des kleinen Maßstabes hinreichenden Anhalt giebt. Was die irregulären Soldaten des Sultans betrifft, die überall auftreten, so kommen dieselben Europäern gegenüber kaum in Betracht, so gut sie ihren Zweck den Eingeborenen gegenüber erfüllen mögen. Der Name Soldat ist mißleitend, man nennt sie hier allgemein Kirbotos (d. h. Flöhe). Ihre Waffe ist in der Regel ein Luntengewehr. Ich forderte in Tunghi einen Kirboto auf, mir den Gebrauch seiner Waffe zu zeigen, worauf er einen Haufen groben Pulvers auf die Pfanne schüttete, die Lunte in den Hahn einklemmte und abdrückte, wobei ihm das Feuer aus der Pfanne das Gesicht verdeckte. Wenn der Mann wirklich anlegt und zielt, verbrennt er sich das Gesicht; in der Regel wird mit dem Kolben unter der Achsel angelegt. Solche Luntengewehre sind teurer als die Steinschloßgewehre, von denen in Sansibar große Mengen vorhanden sind. Aber das Luntengewehr ist die althergebrachte und volkstümliche Waffe des Arabers hier. Diese kaum bekleideten, auch

wenig martialisch aussehenden Kirbotos führen oft schöne Dolche und Schwerter neben ihrem Gewehre, aber sie machen doch einen friedfertigen Eindruck. Ihre Zahl ist für die einzelnen Orte nicht festzustellen, mehr als hundert wurden in Kilwa-Kivinje nicht gesehen, sonst überall erheblich weniger.

An allen besuchten Plätzen war das Trinkwasser abscheulich verunreinigt und für Europäer ekelerregend. Filter- und Kochapparate sind daher überall nötig, wo der Trinkwasserbedarf nicht mitgeführt werden kann. Brennholz ist überall vorhanden. Auf Versorgung mit Lebensmitteln kann man nirgends zuverlässig rechnen. Vieh ist in Herden vorhanden in: Sadaani, Bagamoyo, Dar-es-Salaam (reichlich), auf der Insel Koma, in Kilwa-Kivinje (reichlich), in Lindi und in Mikindani (spärlich). Als überall leicht in Menge zu beschaffendes, dem Europäer zusagendes Erfrischungsmittel ist auf Kokosnüsse besonders hinzuweisen, welche zu allen Jahreszeiten vorhanden sind. Auf einheimische Transportmittel kann nirgends gerechnet werden, weder an See- oder Flußfahrzeugen (erstere nur bei der Stadt Sansibar), noch an Zugtieren oder Lastträgern. Für den Verkehr mit den Küstenbewohnern ist es für jedes Schiff erforderlich, einen Suahelidolmetscher an Bord zu haben. Englisch wird auch von den an der Küste wohnenden Indiern nirgends verstanden. Die Suaheli-Verkehrssprache ist überall gangbar. Als Dolmetscher fungieren meist auf den Missionsstationen erzogene Neger. Fast alle hier lebenden europäischen Kaufleute sind der Suahelisprache mächtig.

Die äquatorialen Schneeberge Kilima Ndscharo und Kenia.

1. Entdeckung des Kilima Ndscharo durch Rebmann und Krapf. — Versuch einer Besteigung des Berges durch Baron von der Decken*).

In das Jahr 1849 fallen Krapfs beide Reisen nach Ukambani, welche für die Erdkunde Afrikas überraschende Resultate hatten. Dieses Land wird von Wakambastämmen bewohnt, die sich vor ihren Stammesgenossen an der Küste durch eine ausgedehnte Handelsthätigkeit vorteilhaft auszeichnen. Der Weg führt in westlicher Richtung zuerst über sandigen Boden, dann aufsteigend durch einen dichten Wald von Akazien, Euphorbien und vielen anderen Bäumen, deren Äste den Weg so verschließen, daß man sich nur in gebückter Haltung durch das Dickicht durchwinden kann. Die ganze Gegend, über welche die Dörfer sehr sparsam verstreut sind, heißt Mdingo. Am 10. November, neun Tage nach seiner Abreise, sah Krapf jenen gewaltigen Schneeberg, welchen die Eingeborenen Kilima Ndscharo nennen. „Der Schneeberg", berichtet er, „ragte über die anderen Berge Ndara und Bura hervor. Sogar in weiter Entfernung konnte ich wahrnehmen, daß die weiße Materie, welche ich sah, Schnee sein müsse. Als der Himmel gegen 10 Uhr umwölkt wurde, entzog sich die weiße Materie meinen Blicken und verschwand hinter Wolken

*) Nach der vortrefflichen Darstellung von R. Zöllner, Der schwarze Erdteil und seine Erforscher. Velhagen & Klasing, Bielefeld u. Leipzig, 1874.

von rötlicher Farbe. Dies ist es, was ich und alle meine Leute gesehen haben und was jeder nachfolgende Reisende sehen wird, vorausgesetzt, daß es klares Wetter ist und der Beobachter nördlich vom Berge Maungu seinen Standpunkt hat.“ In den nächsten beiden Wochen erblickte Krapf das weiße Haupt des Kilima Ndscharo von jedem Orte, der etwas erhöht war und eine Aussicht in die Ferne gestattete. Am Felsenhügel Nsambani, einer weithin sichtbaren Landmarke, begann das Gebiet des Stammes Kitui, dessen Häuptling Kiwoi war. Dieser kam dem Fremdling entgegen, begleitet von seiner Hausfrau, welche einen schwarzen Zauberstab trug, und erzählte Krapf, daß zwischen den Ländern Kikuyu, Mbe und Uimbu ein anderer Schneeberg läge, von welchem der Dana herabfließe. Dies war der Kenia; Krapf konnte ihn jedoch nicht sehen, weil der Horizont im Norden und Nordwesten nicht hell war. Erst bei seiner Abreise erblickte er ihn von einer hochgelegenen Stelle: „Er erschien wie eine ungeheure Mauer, auf deren Spitze ich zwei große Türme oder Hörner erblickte, welche nicht weit voneinander stehen und dem Berg ein imposantes Ansehen gaben. Der Kilima Ndscharo hat einen kuppelähnlichen Gipfel, der Kenia ist dagegen dachstuhlartig.“ Am 21. Dezember erreichte Krapf glücklich wieder seine Missionsstation.

Krapfs Mitarbeiter, Rebmann, hatte schon im Jahre 1848 eine Reise in das Dschaggaland unternommen und am 11. Mai dort Berge gesehen, „welche mit einer auffallend weißen Wolke bedeckt waren“. Seine Führer nannten das Weiße schlechthin „Beredi“, d. i. Kälte, und Rebmann schloß schon damals auf Schnee; einer der Führer hatte den glänzend weißen Stoff für Silber gehalten und einige Dschaggaleute hinaufgeschickt, die ihm gegen eine geringe Belohnung soviel als möglich von dem edlen Metalle holen sollten. Wie enttäuscht war er gewesen, als sie Wasser zurückbrachten, denn von der Existenz des Schnees hatte er keine Ahnung. Auf der zweiten Reise nach Dschagga (14. November 1848 bis 16. Februar 1849) kam Rebmann dem Fuß des Kilima Ndscharo sehr nahe. Die Berge waren jetzt nicht mehr wie in der Regenzeit in Wolken gehüllt, sondern es grenzten sich scharf die himmelhohen Gipfel der Dschagga-Bergmasse von dem tiefblauen Himmel ab. Rebmann unterschied zwei durch einen Sattel verbundene Gipfel, von denen der

östliche niedriger ist und spitze Formen hat, der westliche eine prächtige Kuppe bildet und auch in der heißen Jahreszeit mit Schnee bedeckt ist. Der Schnee des Kilima Ndscharo ist eine Quelle für wenigstens 20 Flüsse, die von ihm herabkommen und besonders auch in der heißen Jahreszeit ein beständiger Erzeuger von Regen. In der Nacht ist der Berg gewöhnlich ganz frei vom Gewölk; sobald aber die Sonne heiß zu scheinen anfängt, sieht man wie ein dünner Nebel sich bildet, der sich immer mehr verdichtet, und um Mittag umhüllt eine mächtige Wolkenmasse den Berg mit seinem Schnee gänzlich. Dann fängt es an zu donnern; Regen fällt aber nur in Zwischenräumen von durchschnittlich vier bis fünf Tagen. Der Name Kilima Ndscharo bedeutet in der Suahelisprache: Berg der Größe.

Eine zweite Reise, welche der deutsche Missionar am 11. Juli 1851 begann, brachte ihn wieder in die Nähe des Kenia. Räuber überfielen seine Karawane, er mußte im Freien übernachten, nur von seinem Regenschirm bedeckt. Der Schmutz der Bevölkerung und der Mangel an Anstand, welchen selbst die Familie der Häuptlinge zur Schau trug, war ekelhaft. Das waren die Freuden seiner Wanderung zu seinem alten Freunde Kiwoi. Mit diesem machte Krapf einen Ausflug zum Danaflusse und wurde mitten im Walde abermals von Räubern überfallen. Sein Gewehr nützte ihm nichts, weil seine christliche Gesinnung verbot, Menschenblut zu vergießen, sondern hinderte ihn an der Flucht. So lief er in den Wald, während die Feinde sein Gepäck untersuchten und teilten; er war von Kiwoi und seiner Bedeckung getrennt worden und stand allein in der Wildnis. Da raschelte es in den Zweigen, und plötzlich standen zwei Nashörner vor ihm, die von dem unerwarteten Anblick aber ebenso erschreckt wurden wie er, denn sie trollten wieder seitwärts in die Büsche. Unter den größten Lebensgefahren erreichte Krapf endlich am 28. September matt und müde seine Hütte in Rabbai, wo man ihn schon tot gesagt hatte.

Rebmann und Krapf hatten die äquatorialen Schneeberge Afrikas entdeckt. Als die Kunde von dieser glänzenden Erweiterung der geographischen Kenntnisse von dem schwarzen Erdteile nach Europa kam, da schüttelten auch Männer der Wissenschaft ihr Haupt und wollten nicht glauben, daß das, was in Amerika möglich sei, auch

in Afrika möglich sein könnte. Die Engländer erklärten das, was Rebmann und Krapf unabhängig voneinander mit eigenen Augen gesehen hatten, für Phantasiegebilde und wiesen darauf hin, daß das, was jene deutschen Missionare für Schnee gehalten, weißer, in der Sonne glänzender Quarz sein könne. Es war einem Deutschen vorbehalten, diese große Entdeckung Rebmanns und Krapfs zu bestätigen und den Engländern den Ungrund ihres Zweifels an die Glaubwürdigkeit unserer Landsleute nachzuweisen.

Dieser Deutsche war Baron von der Decken, welcher im Februar 1861 in Mombas eintraf, um von hier die Wanderung nach den Schneebergen anzutreten. Es mußte für ihn wichtig sein, mit Rebmann über die Gegenden, welche zwischen dem Daggagebirge und der Küste liegen, zu sprechen, auch drängte es ihn, diesen mutigen Glaubensboten persönlich kennen zu lernen. Krapf war 1853 nach Europa zurückgekehrt und Rebmann stand allein. Als von der Decken ihn in seiner Missionsstation aufsuchte, hatte er Gelegenheit, einem Gottesdienste beizuwohnen, den jener mit den Wanika in ihrer eigenen Sprache abhielt. Die kleine Gemeinde, welcher biblische Geschichte vorgelesen und erklärt wurde, bestand aus zwei Christen, vier unbekehrten Erwachsenen und drei Kindern. Dies waren die Erfolge vierzehnjähriger Missionsarbeit!

Am 28. Juni erfolgte der Aufbruch; die Reisegesellschaft bestand aus drei Europäern, Baron von der Decken, dem englischen Geologen Mr. Thornten, einem Italiener Koralli, fünf Dienern, zwei Führern und 47 Trägern, zählte also im ganzen 58 Menschen. Es ward beschlossen, über die Schimbakette, welche von Süden her bis an die Bucht von Mombas reicht, nach Westen vorzudringen. Der Weg führte zuerst nach Südwest durch einige Wanikadörfer, die von Dornhecken umgeben und mit einem Thore verwahrt waren. Die Bewohner befanden sich auf den Feldern und suchten hier von den Bäumen herab durch entsetzliches Geschrei die Feuerfinken und Webervögel aus dem reifenden Getreide zu vertreiben. Hinter dem Sandsteingebirge, das mit der Küste parallel läuft, dehnt sich eine weite Grasebene aus. Da fast jede Nacht Regengüsse gebracht hatte, stand die ausgedehnte Fläche im üppigsten Grün, stellenweise unterbrochen von Gebüsch oder Wäldchen von schönen Bäumen, welche

das Bild eines ungeheuren Parkes vervollständigten. Antilopenherden und Strauße belebten die Landschaft, und nur selten zeigte sich ein Wanikadorf, umgeben von Getreidefeldern. Als Wegweiser diente der spitze Gipfel des Kilibassiberges, der steil aus der Ebene emporsteigt und dann weiter im Westen der Kadiaro, ein ähnlicher isolierter Berg, an dessen Fuße das Land mit Zuckerrohr, Bananen und Kokospalmen bebaut war. Im Westen lag eine große Ebene. Man sollte meinen, daß eine solche Wildnis von Gras und Dornen einen traurigen Eindruck auf das Gemüt des Reisenden hervorbringen müßte. Doch auch sie hat ihre Reize. Eine wunderbare Luft macht das Wandern in der Hochebene so angenehm und erfrischend, daß man sich nirgends wohler fühlen kann als hier, und in dieser reinen, trockenen Luft färben die Berge sich schon in geringer Entfernung mit dem zartesten, duftigen Azurblau, welches immer dunkler wird, je mehr man sich nähert und sich wunderbar abhebt von dem Schwarzgrün der Laubmassen an ihrem Fuße; im Frühling aber, nach der Regenzeit, bedecken sich die vorher blattlosen Akazien mit Gelaub und herrlich duftenden Blüten, die köstlichsten Honiggruben für summende Käfer und Schmetterlinge, und das grobe, mehr als manneshohe Gras hat, dank der Fürsorge wandernder Hirtenstämme, welche es angezündet, einer jungen Rasendecke Platz gemacht.

Die Ebene selbst ist unbewohnt, wochenlang kann man das Land durchwandern, ohne einen Menschen anzutreffen. Will man Leute sehen, so muß man sie suchen, wo sie wohnen — auf den Bergen, wohin sie sich geflüchtet haben vor den räuberischen Masai und Wakuasi. Diese Nomadenstämme, welche viele Meilen weit westwärts von den riesigen Schneebergen Kilima Ndscharo und Kenia sitzen, unternehmen Raubzüge oft bis an die Küste hin und schleppen namentlich das Vieh mit sich fort. Ihre kriegs- und beutelustigen, den Tod verachtenden Scharen sind der Schrecken friedlicher Leute, der ansässigen Ackerbauer, wie der wandernden Kaufleute, und bringen durch das Ungestüm ihres wilden Anpralles und durch ihren Todesmut den besser bewaffneten Arabern nicht selten empfindliche Verluste bei.

Vier Tage lang, vom 6. bis 10. Juli, lagerte die Karawane am Berge Kasigao, der als eine natürliche Festung von den

Wateita bewohnt wird. Dieses Volk, welches die Reisenden durch Betteln sehr belästigt, ist den Wanika verwandt, macht aber einen viel besseren Eindruck, weil die Leute nicht wie diese Gewohnheitstrinker sind. Männer und Weiber sind mit Zierraten der verschiedensten Art, namentlich mit Spangen und Ringen aus Messing und Zinn, Halsbändern und Kettchen aus Eisendraht, Glasperlen, Muscheln und kleinen Gazellenhörnern förmlich bedeckt. Gegen die Zudringlichkeit, Habsucht und Räubereien der Eingeborenen mußte von den Reisenden mehrmals Gewalt angewendet werden; zu wirklichen Kämpfen kam es jedoch nicht, weil die Feuerwaffen Respekt einflößten. Am 14. Juli bekam von der Decken zum erstenmale den Kilima Ndscharo zu Gesichte: „So hoch wie vier Vollmonde übereinander ragt der Riesenberg empor, einem mächtigen Dome gleich, bedeckt von blendend weißem Schnee, welcher den hellen Sonnenschein noch heller zurückstrahlt."

Um diesem Berge sich zu nähern, mußte die Karawane vom Kisuani-Berglande, das in gerader Entfernung etwa 25 Meilen westlich von Mombas liegt, sich direkt nach Norden wenden. Das Land erhebt sich bis zu 800 m; der Charakter der Gegend bleibt derselbe, nur mit dem Unterschiede, daß die weite Grasebene häufiger von isolierten Bergen und Bergtruppen unterbrochen wird. Ein Teil der Flüsse, welche von dem Schnee des Kilima Ndscharo genährt nach Süden fließen, speist den See Jipe, den die Karawane am 21. Juli erreichte. Ein dicker Kranz riesiger Papyrus entzog aber die Seeküste selbst den Blicken der Reisenden; bis zur Höhe von 5 m erhebt sich hier das berühmte Riedgras, gekrönt von einem federigen, den Blüten des Schnittlauches ähnlichen Kopfe von 1 m Durchmesser. Der Weg führte am Ostufer hin über eine dünnbewaldete Ebene, welche an einigen Stellen mit einer leichten, nach Salpeter und Kochsalz schmeckenden Ausblühung bedeckt war. Zahlreich war das Wild am sumpfigen Seegestade. Am ersten Tage schon erlegte von der Decken ein schwarzes Nashorn, vor dem seine Träger die Flucht ergriffen hatten; an einem anderen Tage wurden von ihm nicht weniger als drei dieser Dickhäuter geschossen; Flußpferde, Gazellen, Schweine und eine unzählige Menge von Sumpfvögeln wurden gesehen, und ein Trupp von acht Löwen zeigte sich einmal

den erstaunten Blicken der Reisenden. Nördlich vom See liegt die Landschaft Daseta, durchströmt von vielen Flüssen, welche dem Jipe zueilen und auf Brücken von zusammengebundenen Palmenblattrippen überschritten werden müssen.

Überragt wird dieses Land von der ungeheuren Masse des Dschaggagebirges, dessen Krone der weiße Gipfel des Kilima Ndscharo bildet. Aus einer zehn deutsche Meilen breiten Grundfläche erhebt sich der „Berg der Größe“ 5200 m hoch über die Ebene, 5800 m über die Meeresfläche. Zwei Gipfel krönen ihn, im Westen ein prachtvoller, mit blendend weißer Schneekappe bedeckter Dom, im Osten eine 800 m niedrigere, schroffe Masse jäh abfallender Riesenpfeiler und Säulen, beide durch einen langgeschweiften Sattel verbunden. An den die Schneelinie wenig überragenden Abstürzen des Ostgipfels vermag nur wenig von den Staubkrystallen des Wassers zu haften, und wie auf der westlichen Kuppel ein schwarzer Stein die schimmernde Decke durchbricht, so liegen hier nur vereinzelte weiße Felder auf den sanfteren Abhängen des dunklen Felsstockes. Nicht jederzeit giebt der Kilima Ndscharo seine Schöne dem Auge des Bewunderers preis; für gewöhnlich hüllt er sich schon einige Stunden nach Aufgang der Sonne in ein Nebelgewand, und oft legt er tagelang den undurchdringlichen Schleier nicht ab. Der Kilima Ndscharo ist der Vorposten einer Anzahl ähnlicher, vielleicht noch höherer Schneeberge, welche sich bis jenseits des Äquators hinziehen — das schneebedeckte Mondgebirge des Ptolemäus, von welchem die Quellseeen des Nil gespeist werden sollen. Den Kenia hat Krapf gesehen, von den anderen haben wir nur Berichte erhalten; sie alle scheinen vulkanischen Ursprunges zu sein, wenn schon, nach den Aussagen der Eingeborenen, nur einer noch Feuer und Lava speit.

„Am Fuße breiten sich die Bananenpflanzungen der Eingeborenen aus; ihre Früchte haben den lieblichsten Geschmack von allen Bananen der Welt. Wer einmal in den Bananenhainen Dschaggas gewandelt und in ihrer Kühle, in dem sanften, das dichte blaßgrüne Blätterdach durchdringenden Lichte die heißen Mittagsstunden verbracht hat, wird stets nach ihnen sich zurücksehnen und die Eingeborenen beneiden, denen so herrliche Pflanzen fast ohne alles Zuthun erwachsen. Auf gleich großer Bodenfläche bringt die Banane etwa vierzigmal mehr

Nahrungswert hervor als die Kartoffel und zwanzigmal mehr als der Weizen, sie ersetzt Brot, Kartoffeln und Obst, abgesehen von dem Weine, den sie liefert; sie kleidet, nährt und ergötzt den Menschen! Wo immer auch unsere Stammeltern ihre ersten Tage verlebt haben mögen, wir können uns nicht vorstellen, daß es an einem Orte gewesen sei, welcher keine Bananen hervorbringt!"

Die Landschaft Dschagga ist ein wahres Paradies. In einer Höhe von 1200—1600 m über dem Meeresspiegel ist die Luft kühl und gesund; der reich bewässerte Boden bringt vielfältige Frucht und wird bebaut von einem fleißigen, intelligenten und schönen Volke. Die Wadschagga stehen hoch über den benachbarten Negerstämmen; sie lassen sich nicht durch die Ergiebigkeit des Bodens zu trägem Müßiggange verleiten, sondern bauen mehr Feldfrüchte, als sie zu ihrem eigenen Unterhalte bedürfen; ihre Felder werden gedüngt und, was nur die Bewohner dicht bevölkerter und vorgeschrittener Länder Europas thun, ihr Vieh in Ställen gefüttert. Wasserleitungen befeuchten die Äcker, Schanzgräben umschließen die Dörfer zum Schutz gegen die Überfälle der Feinde, sogar die Vögel werden geschont, wegen ihres Nutzens im Haushalte der Natur. Unter den 14 bis 15 Reichen, welche den Fuß des Kilima Ndscharo umgeben, sind die bedeutendsten Kilema und Madschame am südlichen Abhange. Baron von der Decken fand bei den Sultanen derselben nicht gerade unfreundliche Aufnahme, wurde aber außerordentlich durch die Bettelei belästigt und mehrmals gezwungen, selbst gegen Würdenträger dieser Negerstaaten seinen Rohrstock in Anwendung zu bringen. Um alles wird gebettelt von allen, vom Sultan bis zum Kinde der ärmsten Frau. Deckens Grundsatz war, seine Glasperlen, Tücher, Armspangen, Messer u. s. w. nur als Gegengabe für Lebensmittel und geleistete Dienste zu verwenden und Zudringlichkeit mit dem Stock zu züchtigen. Durch seine Charakterstärke und seine Menschenkenntnis hat er sich vor mancher Widerwärtigkeit und Gefahr bewahrt. In besonders unangenehmen Lagen ließ er aber vor den Augen der Negerfürsten eine Rakete in die Luft steigen, und selbst der dickköpfigste Sultan kroch dann vor dem europäischen Zauberer, welcher Sterne vom Himmel schießen konnte, zu Kreuz. Sein größter Wunsch, den Kilima Ndscharo zu besteigen, wurde aber auf der ersten

Reise nicht erfüllt; es gab nur wenige Führer, die bis an die Schneegrenze vorgedrungen waren, und diese wollten das Wagnis nicht zum zweitenmale unternehmen aus Furcht vor den bösen Geistern, welche dort oben das flüssige Silber bewachen. Glücklicher war er auf der zweiten, im folgenden Jahre unternommenen Wanderung zu den Dschaggabergen.

Der Sultan von Moschi hatte nach langen Unterhandlungen endlich Führer gestellt, und so konnte am 27. November 1862 der Aufbruch erfolgen. „Kurz nach Sonnenuntergang“, erzählte Otto Kersten, der Begleiter von der Deckens, „kamen wir fort. Der Mond erhellte unseren Weg. Voran leuchteten uns die Führer, seltsam in das ihnen zum Schutz gegen die Kälte gegebene Baumwollenzeug gewickelt. An dem tiefen, steilwandigen, das ganze Land umgebenden Wallgraben angelangt, zauderten sie lange, ehe sie uns den geheimen Weg zeigten, welcher hinüber in das freie obere Land führt. Auf einer offenen, mit dünnem Grase bedeckten Ebene breiteten wir, nachdem wir Thee und Abendessen eingenommen, unsere Gummidecken über den vom Tau benetzten Boden, legten unsere Gewehre und Instrumente darauf und streckten, durch weitere Decken gegen Kälte und Nässe geschützt, unsere Glieder zur Ruhe aus. Sobald die Helligkeit des anderen Morgen uns weckte, erhoben wir uns. Es war merklich kühl, wie nach der Höhe des Platzes (2000 m) nicht anders zu erwarten. Zitternd vor Frost setzten wir nach einem dürftigen Frühstück unsere Reise fort. Bald erhob sich die Sonne, unsere vom abgestreiften Tau durchnäßten Kleider trocknend und die durchfrorenen Glieder wärmend.

„Zunächst kamen wir durch ein Wäldchen von nicht sehr hohen Bäumen, untermischt mit Unterholz und buschartigen, steifblätterigen Farren, dann durch Wald von immergrünen, mit ellenlangen Bartflechten behangenen Bäumen, endlich auf eine allerliebste Grasfläche, die uns mit ihren violetten Glockenblumen und ihren Erd-Orchideen lebhaft an die sommerlichen Wiesen der Heimat erinnerte. In der Nähe des Felsens, an dessen Fuß ein klares Wasser rann, rasteten wir gegen Mittag, um unsere Mahlzeit bereiten zu lassen. Nach einem mehrstündigen Nachmittagsmarsch machten wir gegen 5 Uhr Halt in der Nähe einer mit Regenwasser gefüllten Bodenvertiefung.

Um der Kälte der Nacht besser begegnen zu können, schlugen wir ein kleines, für zwei Mann ausreichendes Zelt auf. Die Leute suchten Holz für die Nacht zusammen, und ich selbst begab mich einige hundert Schritte seitwärts, stellte mein Meßgerät auf und nahm zahlreiche Winkel nach beiden Kilima Ndscharogipfeln und nach der Sonne. Finger und Zehen erstarrten bei der Arbeit vor Frost, ich war derartig durchfroren, daß ich mich nicht einmal durch Umherspringen und durch die kräftigsten Hand- und Armbewegungen wieder erwärmen konnte, und erst als ich den Thee eingenommen und mich in dickes Winterzeug gekleidet unter meine wollene Decke verkrochen hatte, fühlte ich mich behaglich.

„Am folgenden Morgen, den 29. November, brachen wir zeitig auf und stiegen drei Stunden ohne Unterbrechung weiter. Wir kamen nur langsam vorwärts, weil wir uns von der anstrengenden Bewegung in der verdünnten Luft angegriffen fühlten. Um unsere Gesellschaft beweglicher zu machen, ließen wir den Troß der Träger sowie unsere ohnedies überflüssig gewordenen Führer zurück und wanderten, begleitet von einigen mit den Instrumenten und Gewehren belasteten Leuten, dem Westgipfel des Kilima Ndscharo zu. Das Steigen wurde immer beschwerlicher; immer öfterer mußte gehalten werden. Sämtliche Träger klagten über Schwäche und Kopfschmerz; auch ich fühlte mich unbehaglich, und sogar der allen Strapazen gewachsene Baron ging nicht frei aus. Eine Bodenwelle nach der anderen erklommen wir, und noch sahen wir, als wir den nächsten Kamm erreicht hatten, immer neue Thäler und Landrücken aufsteigen. Dazu verhüllte ein dichter werdender Nebel die Aussicht. Das Holz wurde spärlicher und hörte endlich ganz auf; Wasser fand sich gar nicht mehr, vermutlich weil die vom Schnee genährten Rinnsale infolge einer eigentümlichen Bodenbildung nach einer anderen Seite hin Abfluß fanden. Was sollten wir unter diesen Umständen thun? Die Grenze des Schnees lag nur noch 700—1000 m über uns und diese wenigstens zu erreichen, schien uns im höchsten Grade wünschenswert. Aber zur Rückkehr mahnte mit Dringlichkeit die Rücksicht auf unsere Schwarzen, welche ernstlich litten und bei längerem Verweilen, ohne Mittel sich zu erwärmen, wahrscheinlich den ungewohnten Verhältnissen erlegen wären. Der Entschluß, so nahe dem Ziele um-

zukehren, wurde uns nicht leicht; aber die Erwägung, daß bei unserer mangelhaften Ausrüstung eine vollständige Besteigung des schneebedeckten Gipfels ohnehin unmöglich sein würde, gewährte uns einen Trost. — Nach mancherlei vergeblichen Versuchen gelang es uns, ein schwach glimmendes Feuer anzuzünden; wir nährten es mit zarten Haidekräutern und bestimmten aus dem Siedepunkt des Wassers und mit dem Barometer die Höhe auf 4280,5 m (5 m höher als der Gipfel des Finsterahorns). Daß bei einer solchen Verdünnung der Luft unsere Glieder, welche bekanntlich nicht von uns, sondern vom Druck der Atmosphäre zusammengehalten werden, uns im eigentlichsten Sinne des Wortes schwer wurden, kann nicht verwundern. Schließlich begaben wir uns auf den Rückweg, da das Wetter sich inzwischen nicht aufgeklärt hatte und überhaupt nicht aufhellen zu wollen schien."

2. Der Kilima Ndscharo und der Kenia, bestiegen und beschrieben von Joseph Thomson*) und dem Grafen Teleki.

a) Der Kilima Ndscharo.

Dem jungen schottischen Geologen Joseph Thomson, 1879 Teilnehmer an Johnstons Reise nach dem Nyassasee, dann Leiter dieser Forschungsreise, gelang es 1882—1883 durch das Land der gefürchteten Massai die ostafrikanischen Schneeberge zu erreichen.

Vom Kilima Ndscharo ist zu bemerken, berichtet Thomson, daß das Wort nach der gewöhnlichen Auffassung den Berg (Kilima) der

*) Nach Fr. v. Hellwald, Die weite Welt. Berlin und Stuttgart, Verlag von Spemann, o. J. — S. 103 dieses sonst gediegenen und interessanten Werkes ist irrtümlich gesagt, das Hochland des Kilima Ndscharo und Kenia sei vor Thomson noch von niemandem betreten worden. Im Gegenteil hat Rebmann 1849, von der Decken 1861 den Kilima Ndscharo erreicht, 1862 denselben bis zur Höhe von 4236 m erstiegen; ebenso kam 1872 der Missionar New bis zur Schneelinie; 1877 sah Hildebrandt diesen Berg; erst 1883 erstieg ihn Thomson, dessen Angaben von denen des Baron von der Decken wenig abweichen. Nur den Kenia erreichte Thomson zuerst.

Größe (Ndscharo) bedeutet. Diese Ableitung mag so gut sein wie jede andere, obgleich es wahrscheinlich den „weißen“ Berg bedeutet, weil nach meiner Ansicht in früheren Zeiten das Wort „ndscharo“ weiß bedeutete, was jetzt freilich veraltet, bei verschiedenen Stämmen des Innern indessen noch erhalten geblieben ist. Jede Übersetzung ist gleich gut. Die Wadschagga bezeichnen nur die beiden Spitzen Kibo und Kimawensi besonders. Bei den Massai heißt er der Doenje (Berg) Ebor (weiß).

Den Kilima Ndscharo darf man sich in seiner horizontalen und vertikalen Ausbreitung als eine große, unregelmäßige birnenartige Masse vorstellen, deren große Achse von Südost nach Nordwest streicht und in das Herz von Massailand spitz ausläuft. In dieser Richtung ist die Achse beinahe 100 km lang. Die kleine Achse, die senkrecht zur großen läuft, mißt nur etwa 50 km. Wie schon bemerkt, zerfällt der Berg in die große zentrale Masse des Kibo und die kleinere kegelförmige Spitze des Kimawensi. Gegen Nordwesten läuft er in einen langen Bergrücken aus, welcher allmählich horizontal und vertikal zusammenschwindet und sich zur Ebene des Massailandes abflacht.

Die südliche Abdachung des gewaltigen Berges (dessen höchste Spitze, den Kibo, von der Decken durch Triangulierung zu nahezu 5800 m bestimmte) bildet die Landschaft Dschagga, einer großen Plattform, Hochfläche oder Terrasse vergleichbar, aus welcher der Dom und der Pick schroff aufsteigen. Diese Hochfläche steigt auf einer Strecke von 16 km von 1220 m bis zu 1830 m an und besteht aus abgerundeten Bergrücken, die an ihren breitesten Stellen tiefe Thäler enthalten. Obwohl der Charakter dieses Landes an sich äußerst reich und wohlthuend ist und seine mannigfaltigen, angebauten Stellen den Reisenden anheimeln, so mindert er doch den Eindruck der imposanten Größe des Berges ab, weil das Auge über 25 km weit schweifen muß, bevor der Kibo zu einer Höhe von 3600 m sich steil himmelwärts erhebt. Die niedere Landschaft ist trostlos eben und einförmig.

Den großartigsten Anblick des Berges gewinnt man von der großen Ndschiriebene aus. Man überschaut aus geringer Entfernung den ganzen Berg in horizontaler wie vertikaler Erstreckung.

Hier erhebt er sich aus einer fast ebenen, sandigen Fläche von ungefähr 800 m Meereshöhe zu einer reinen Höhe von fast 5000 m, welche von keiner Unregelmäßigkeit oder vortretenden Bergmasse verdeckt wird, und der wolkenfreie Anblick seines Gipfels ist höchst erhaben.

Der einzige bewohnte Teil des Berges ist das Hochland von Dschagga, welches mit seinem fruchtbaren Boden und der reichlichen Bewässerung durch zahllose Flüßchen, die das Land charakterisieren, alle Vorbedingungen für gedeihlichen Ackerbau auf seiner vorspringenden Terrasse bietet. Doch sind bloß die Mitte und die niedrigen Abhänge der Terrasse angebaut, weil die Luft in Höhen von über 1500 m für die Eingeborenen zu kalt und angreifend ist. Obgleich die Terrasse sich nicht bis zur Ostseite des Kimawensi ausgedehnt, so wird sie doch von den Wadschagga von Rombo, Useri und Kimangelia bewohnt, welche die niederen Hänge bebauen und sehr zahlreich sind. Dschagga teilt sich nämlich in eine Menge kleiner Staaten, welche oft kaum so groß sind als das Landgut eines Edelmannes in Europa. Die Einwohner kriegen beständig untereinander, doch verhungern sie lieber, als daß sie sich unterwerfen.

Der Ursprung des Kilima Ndscharo ist ein vulkanischer. Das interessanteste Überbleibsel aus der Zeit der Herrschaft des Feuers ist der schöne Kratersee von Dschalla, welcher etwas östlich vom Fuße des Kimawensi und nur einige Kilometer nördlich von Taweta liegt. Er repräsentiert wahrscheinlich die letzte Kundgebung der sich noch in historischen Zeiten geltend machenden Kraft, weil bei den Eingeborenen eine Überlieferung dahin lautet, daß einstmals hier ein großes Massaidorf gestanden habe und in die Luft gesprengt sei, und sie erzählen noch jetzt, daß man zuweilen aus seinen flüssigen Tiefen das Brüllen der Rinder und das Blöken der Schafe herausschallen höre, sowie sonstige wie aus einem Dorfe kommenden Töne. Der See hat die Gestalt eines unregelmäßigen Vielecks, einen Durchmesser von etwa 3 km und einen Umfang von wenig unter 10 km. Er bildet die Mitte eines kleinen Berges und hat eine unregelmäßige Einfassung, welche sich 120 m über der östlichen Hochfläche an ihrer niedrigsten und wohl 250 m an ihrer höchsten Stelle erhebt, wo sie in einer Spitze ausläuft. An das Wasser habe ich nicht herankommen können. Eine reiche Vegetation breitet sich ringsum aus.

b) Der Kenia.

Der erste Europäer, welcher den Kenia erblickte, war Dr. Krapf (1849); die Versuche des Barons von der Decken, des Missionars New und Hildebrandts (1877), bis zu diesem Berge vorzudringen, mißlangen.

Dagegen erstiegen ihn Graf Teleki und Lieutenant v. Höhnel am 17. Oktober 1887. Thomson unternahm 1882—1883 das Wagnis, mit nur 30 Mann das merkwürdige Land zwischen dem Kilima Ndscharo und Kenia das 8000 Fuß hohe Leikipiaplateau, den Wohnsitz der wilden Wa-Kwati, zu durchziehen und den letzteren geheimnisvollen Schneeberg zu erreichen. Wir lassen den kühnen Reisenden selbst sprechen:

„Da nach Erreichung des Sees Naiwascha (1830 m ü. d. M.) der Berg Kenia uns zur rechten lag, so beschloß ich, trotz aller Abmachungen, koste es, was es wolle, dahin einen Streifzug zu unternehmen. Am 4. Oktober kreuzten wir den Murundat, welcher hier in einem tiefen Einschnitte durch Seeschlamm fließt. Wenig weiter erreichten wir den Guaso-Giligili und hielten uns in gleichem Abstande von ihm. Es ging gemach in die Höhe, bis wir einen Höhenkamm von trachytischem Gestein erreichten, der quer durch die Bodensenkung lief, vielleicht ein Lavastrom vom Buru. Der Giligili hat sich in einem sehr tiefen Durchschnitt einen Weg durch diesen Kamm gebahnt. Das Bett des Flusses wurde erreicht mittelst einer langen, geneigten Ebene, von Myriaden von Vieh ausgetreten. Am folgenden Tage marschierten wir weiter nordwärts durch eine angenehme Landschaft, welche mit einem silberblätterigen Busche, ‚Leleschwa‘ genannt, bedeckt war. Am meisten auffällig war indessen die wunderbare Menge abgestorbener Bäume, welche das ganze Land erfüllten, so daß die Massai es Angatâ-Elgek (Brennholzebene) genannt haben. Nach einem beträchtlichen Marsche an einem Massaikraal von 3000 Kriegern (Kinangop) vorbei kamen wir an eine Spaltlinie, welche quer durch die Bodenmulde sich zog und wie eine Treppenstufe aussah. Wir stiegen sie hinab und lagerten dann in einer malerischen Nische des Hochlandes von Leikipia, durch welche ein schöner Bach, Ngare-Kekupe; von der Höhe zum Salzsee Elmeteita herunter-

floß. Die trachytischen Gesteine, über welche der Kekupe fließt, sind durch einen chemischen Vorgang in einen weißen und weichen Fels verwandelt, der nach Farbe, Gewicht und Härte durchaus dem Kalke entspringt. Die Massai benutzen ihn zur Bemalung ihrer Körper und zu den heraldischen Devisen auf ihren Schilden. Von Kekupe aus schwenkte ich nach Leikipia und dem Berge Kenia mit etwa 60 Mann ab.

„Am 6. Oktober marschierten wir durch die steinigen, waldigen Abhänge der Schlucht des Kekupe und kreuzten diesen Bach, dessen warmes Wasser geradezu dampfte. Weiter aufwärts entdeckte ich einen köstlichen Winkel, welcher von malerischen Abhängen und Felsen umgeben und mit dem reichlichsten Pflanzenwuchse bedeckt war. Mitten in dem Ganzen lag ein großartig rauhes Felsbecken, in welchem der Kekupe in lebendigem Wasserstrahle hervorquoll, indem er silberhellen Dampf emporsandte, welcher sich an den überhängenden Blättern verdichtete, daß sie erglänzten wie diamantene Tropfen. Mit Hilfe des Thermometers bestimmte ich die Wärme der Quelle zu 40,6 ^{0}. Wegen der Abhänge konnten wir nicht gleich östlich durch, sondern mußten uns nördlich halten bis zu einem verlassenen Dorfe der Andorobbo, des Jägerstammes im Massailande. Die Gegend, 2560 m über dem Meere, heißt Dondole, d. h. ‚jedermanns (d. h. niemandes) Land‘ wegen der Streitigkeiten um den Besitz zwischen den Massai von Kinangop und den Massai (Wakwafi) von Leikipia.

„Nach einem Zusammentreffen von Massaikriegern, unter deren Rinderherden eine Pest wütete, so daß alles mit Kadavern bedeckt war, führte uns unser Weg über Hügelland und die wohlgerundeten Umrisse dieser Bodenerhebungen. Die steileren Abhänge waren mit dunkelgrünem Walde, die Hügelkämme und die Thäler von einem reichen Grasteppiche bedeckt, dem herrlichsten Weidegrunde. Die das Hochland durchsetzende Bergkette vermehrte die malerische Größe der Landschaft, indem sie ihre imposanten Massen bis zum Himmel erhob. Diese Bergkette führt bei den Eingeborenen nicht einen einzigen allgemeinen Namen, sondern die verschiedenen auffälligen Teile werden besonders unterschieden. So wird ein schöner Berg im Süden der Doenje-Kinangop genannt, nach der westlich von ihm gelegenen Landschaft. Weiter nördlich erhebt sich eine große, gleich-

mäßig gerundete Masse, bedeckt mit dunklem Wald, und wird Su-bugu (waldbedeckt) la Poron genannt. Der niedrige nördliche Ausläufer ist unter dem Namen Stettima schon lange den Geographen bekannt, während nach Westen hin ein Berg, namens Gojito, vorspringt. Unter diesen Umständen habe ich diese Bergkette Aberdare-kette genannt, zu Ehren des Vorsitzenden der Gesellschaft, welche mich nach diesen Ländern ausschickte. Die Aberdarekette erhebt sich zu einer Höhe von 3660 bis zu 4270 m, streicht Nord-Süd und hat eine Länge von etwa 100 km.

„Als ich bei einem Ausfluge den Kamm eines Hügels hinanlief, lag plötzlich überraschend im Vordergrunde im prächtigen Wechsel von Wald und Lichtung, von Hain und Ebene ein Hügelland vor mir, welches in wellenförmigen Strecken bis zu dem Sumpfe von Kope-Kope sich ausdehnte. Jenseits desselben erhoben sich steil und jäh die schwarzen, unbewohnten Berge der Aberdarekette. Was mich aber geradezu blendete, lag weiter entfernt. Durch eine zerklüftete und malerische Einsattelung der Bergkette erhob sich ein schimmernder, schneeweißer Pik mit glitzernden Facetten, welche in der stolzen Schönheit eines riesigen Diamanten funkelten. Es war in der That das leibhaftige Bild eines einzigen großen Krystalls oder Zuckerhutes. Am Grunde dieser schönen Spitze sah man zwei kleine Auswüchse, wie am Fuße eines Denkmals. Von ihnen zog sich unter sehr flachem Winkel eine lange, weiße, glitzernde Linie hin, welche, über die schwarzen Massen der Aberdarekette hinweggesehen, wie die silberne Grenzlinie einer dunklen Sturmwolke aussah. Dieser Pik und diese silberne Linie bildeten den mittleren leuchtenden Punkt des Berges Kenia. Binnen wenigen Minuten aber war alles wolkenumhüllt. Weiter durch einen schönen Tannenwald schreitend, traten wir auf die große Angata-Bus, eine schöne baumlose Ebene, welche sich in ununterbrochener Einförmigkeit an der Westseite der Aberdarekette bis zu den Schilfwäldern von Kikuju hinzieht. Nach mehreren höchst gefährlichen Zwischenfällen mit den Kriegern erreichten wir bald den Ururu (so benannt von dem donnernden Geräusche, welches einige Meilen weiter nördlich ein prächtiger Wasserfall erzeugt), der hier eigentlich ein großer Sumpf (Kope-Kope) war, durch welchen eine Menge rascher Wasserläufe in steinigen Betten daherrauschen. Sie

waren schwer genug zu passieren, aber wir fühlten uns verhältnismäßig sicher, weil die Massai auf beiden Seiten des Kope-Kope sich nicht gut miteinander stehen.

Nach einer aufregenden Büffeljagd ging ich, während meine Leute das Land vor uns auskundschafteten, den Ururu hinunter, seine Fälle zu besuchen. Als ich vor ihnen stand, machte das furchtbare Donnern der in mächtigen Bogen wohl 100 m ohne Zerteilung in eine furchtbar düstere Schlucht herunterstürzenden Gewässer einen gewaltigen Eindruck auf mich. Der Fels besteht aus sehr fester Lava, welche eine Neigung zu säulenartiger Anordnung hat und bildet in der Nähe des Falles imposante Abstürze. Die Risse geben einem prächtigen Behange von Schling- und Kriechpflanzen Halt. Unter anderen Pflanzen bemerkte ich auch wilde Bananen dort. Etwas weiter unterhalb werden die Wände der Schlucht weniger steil, wenn auch der Böschungswinkel noch immer groß bleibt. Die Schlucht und der Fall sind durch das allmähliche Abnagen der Lava von Stettima entstanden, welche eine Strecke nördlich und dann westlich streichen. Der Anblick der großen Angata (Ebene) -Bus bestätigt in schlagender Weise die Annahme, daß in früheren Zeiten sie einen See bildete, welcher allmählich trocken lief, wie der Überschuß an Wasser nach und nach den quervorliegenden Felsrücken wegfraß. Die Sümpfe von Kope-Kope bilden ohne Zweifel den letzten Rest dieses Sees. Nachdem ich den Fall photographiert und ihm den Namen ‚Thomsonfall‘ gegeben hatte, ging ich durch den Wald zurück.

„Auf dem ferneren Marsche hielten wir uns so nahe als möglich in dem Schutze des Waldes und erreichten gegen Mittag die Umgebungen der Weidegründe von Massai. Auch hier herrschte die Viehseuche, und die Kerle benahmen sich höchst gefährlich. Nach vier Tagen konnten wir weiterziehen. Wir folgten dem Ngare-Gobit von Poron, dem wir bis in eine äußerst tiefe Schlucht folgten. Hier sahen wir den ‚Murju‘, den Giftbaum dieser Gegend. Vom Suguroi her waren wir wieder in eine Gegend jüngerer vulkanischer Thätigkeit gekommen, denn wohlgemerkt sind die Laven, welche die Masse von Kapte und Leikipia bilden, älteren Datums als die der unteren Landschaft, auf welcher die Bergriesen Kilima Ndscharo,

Doenje-Longonot, Doenje-La-Ndschuki und Buru liegen. Als wir uns aber dem Kenia näherten, erkannten wir an den trachytischen Laven und anderen Anzeichen, daß die vulkanischen Kräfte an der Ostseite von Leikipia, geologisch gesprochen, fast zu derselben Zeit thätig gewesen waren wie im Kilima Ndscharo, in der Wüstenebene von Dogilani und in der meridionalen Bodensenkung, in welcher der Naiwascha, der Elmeteita, Nakuro und der Baringosee liegen. Am Ngare-Gobit war auch bemerkenswert, daß das Erdreich leichter, zerreiblicher und trockener wurde. Wir waren zu einer Meereshöhe von unter 1800 m heruntergestiegen, während sich der Pflanzenwuchs fortwährend änderte, von den Wachholdern, Podokarpus, Schilf und Heide der Landschaft Dondole bis zu den Kalodendren, blühenden Gebüschen und anderen Ngongo-a-Bagas eigentümlichen Pflanzen.

„Den Ngare-Gobit unseren Weg hinunter fortsetzend, übernahmen die mich begleitenden Suaheli mit der Koma in der Hand die Führung, um durch ihren Zauber zu erfahren, ob Gefahr oder Verrat von den Massai oder Andorobbo zu befürchten sei. Bevor sie noch weit gekommen waren, blieben sie erfreut und entzückt stehen, weil der ‚Mtembera' (eine Art Eisvogel) in lustigen Tönen uns ein herzliches Willkommen herüberschmetterte. Dies legten die Leute als eine Versicherung aus, daß alles in Ordnung sei, und ihre Herzen hüpften vor Freude, als rechts von uns ein anderer dieser Vögel den Gesang erwiderte und uns auch Frieden und Sicherheit versprach. Als die Schlucht des Gobit in der Ebene des Guaso-Ndschiro sich öffnete, lagerten wir in der Nähe der Andorobbo. Einen Tag mußten wir hier bleiben, und darauf lagerten wir mit von Dank und Stolz geschwellten Herzen in einer Biegung des Guaso-Ndschiro. Hier waren wir endlich am Fuße des wunderbaren Berges und erblickten unter günstigen Umständen seine funkelnden weißen Zinnen in überirdischer Schönheit. Wir waren jetzt in einer Höhe von 1740 m, welche als die Meereshöhe der Hochebene anzusehen ist, aus welcher der Kenia sich erhebt. Der Kenia selbst ist offenbar vulkanischen Ursprungs und das Gegenstück der Kimawensispitze des Kilima Ndscharo. Ungleich dem Kilima Ndscharo haben seine vulkanischen Kräfte den Brennpunkt ihrer Thätigkeit nicht verlegt, und

darum steht er jetzt als ein einzelner Kegel da. Bis zu einer Höhe von 4600 m (2860 m über der Hochebene) ist der Böschungswinkel außerordentlich gering, zwischen 10 und 12°, woraus ziemlich deutlich hervorgeht, daß die ausgeworfenen Lavamassen in einem viel flüssigeren Zustande gewesen sein müssen als die des Kilima Ndscharo. Der Böschungswinkel des letzteren ist viel größer und deutet an, daß die Auswurfsmassen viel zäher waren und deshalb nicht so weit von der Mündung des Kraters wegflossen.

„In einer Höhe von über 6400 m erhebt sich der Berg plötzlich unter einem starken Neigungswinkel zu einer zuckerhutartigen Spitze, welche seiner Höhe noch 1040 m zufügt. Am Fuße dieser Spitze bemerkt man zwei kleine Auswüchse und in einiger Entfernung nach Norden erhebt sich ein dickerer Höcker. Diese Spitze stellt, wie auch beim Kimawensi, ohne Zweifel diejenige Lavasäule vor, welche das vulkanische Leben des Berges abschloß. Der Krater ist dann allmählich weggewaschen, da er ohne Zweifel aus loser Asche und Lavaschichten bestand, und jetzt ragt der Kern allein heraus. Wie beim Kilima Ndscharo, so hat auch hier die Natur für das greise Haupt eine weiße Krone ewigen Schnees geschaffen. Die Seitenwände dieser oberen Spitze sind so jäh und steil, daß an vielen Stellen der Schnee nicht liegen bleiben kann und deshalb die Felsen hier und da als schwarze Flecken auf dem weißen Mantel erscheinen. Daher stammt sein Name bei den Massai, Doenje-Egere (der gefleckte oder graue Berg). Der Schnee bedeckt die ganze obere Spitze und dehnt sich noch eine Strecke weit nach allen Seiten hin aus, indem er die höckerige Masse im Norden auch noch erreicht und umschließt. Die Spitze gleicht höchst auffällig einem ungeheuern weiten Krystall oder Stalagmit, der auf ein rußartig schwarzes Postament gestellt ist, welches sich allmählich zu dem dunkeln Smaragdgrün der Waldregion um den Fuß des Berges herabsenkt.

„An der Seite, wo wir uns befanden, der Westseite, wohnen keine Menschen außer den Andorobbo, welche nahe am Fuße des Berges leben. Auf dem südlichen Abhange des Berges wohnen die Wakikuju; die Bewohner der Osthälfte, die Wadaischo, sind eine sehr schwierige und gefährliche Rasse, wenn man mit ihnen in ihren unendlichen Wäldern zu thun bekommt; — die schlimmsten

Charakterzüge der Wakikuju haben sich bei ihnen noch weiter entwickelt.

„Im Norden des Kenia streicht eine niedrige Bergkette in nördlicher Richtung, ist aber von ihm durch den Guaso-Ndschiro getrennt. Diese Bergkette ist bekannt unter dem Namen Doenje-Endika, welcher Name in freier Übersetzung so viel als der ‚Zopfberg‘ bedeutet, in Anspielung auf die Weise, wie er sich nach Art des aufgebundenen Haares der Massaikrieger vom Kenia aus erstreckt. Der Berg ist am Tage von Wolken verhüllt. Bäche in großer Menge fließen nach Süden zum Tanaflusse hinab. Von einer Besteigung des Berges mußte ich wegen der immer drohenderen Haltung der Massai und meiner fast aufgebrauchten Vorräte halber abstehen. Wir mußten sogar schleunigst in der Nacht unter Beihilfe eines befreundeten Wilden entfliehen, der uns verließ, nachdem wir uns der Richtung nach dem Baringosee vergewissert hatten.

„Mit dem dritten Tagemarsche erreichten wir den Guaso-n'Erok (schwarzer Fluß), der seinen Namen von der scheinbaren Farbe des Wassers hat, welches über schwarze, vulkanische Trümmer dahinfließt. Dieser Fluß ist die Fortsetzung des Ururu, unterhalb der Schlucht vom Thomson-Wasserfall. Er fließt hier auch durch eine tiefe Spalte oder Schlucht, wird aber nach Osten von einem hohen Berglande begleitet, welches sich an das Hochland von Dondole anschließt. Auf scheußlichen Wegen erreichten wir das kleine morastige Thal des Marmoset. Dann begann der Abstieg von dem westlichen Abhange des Hochlandes von Leikipia, und unsere Aussichten besserten sich sehr, als wir einen kleinen Bach und ein Thal fanden, die offenbar zum Baringosee führten. Der Bach war der Guaso-Tien. Nun mußten wir eine enge Schlucht hinunter, durch welche der Tien thalabwärts stürzt. Bald darauf ging es durch eine zu der vorigen rechtwinkelig laufende Querschlucht, in die sich der Tien 120 m tief in vielen schönen Fällen herabstürzt. Endlich fanden wir uns am Rande jener meridionalen Bodensenkung wieder, welche wir in Kekupe verlassen hatten. Der geheimnisvolle Baringosee blickte wohl 1000 m unter uns hervor.

„Ich habe in meinem Leben auf viele wunderbare und packende Seelandschaften in Afrika heruntergesehen, aber keine dieser Ansichten

kann an Schönheit, Großartigkeit und Mannigfaltigkeit auch nur annähernd mit der Landschaft wetteifern, welche sich jetzt vor mir auf dem Rande des Hochlandes von Leikipia ausbreitete. Man stelle sich eine Mulde oder Bodensenkung von etwa 1200 m Meereshöhe und 30 km Breite vor, an deren beiden Seiten zwei Bergwände in sehr großer Steilheit zu einer Höhe von 2700 m aufragen. In der Mitte dieser Bodensenkung liegt eine funkelnde Wasserfläche, strahlend gleich einem Spiegel in den kräftigen Strahlen der tropischen Sonne. Fast in ihrer Mitte erhebt sich eine malerische Insel, umgeben von vier kleineren Inseln — gleich einer Gruppe von natürlichen Smaragden in einer glitzernden Schale polierten Silbers. Um den unregelmäßig geformten See blickt ein Streifen blassen Grases hervor, welches ein morastiges Ufer verrät, und in dem äußeren sich zu den Bergen erhebenden Kreise hebt sich eine sehr dunkelgrüne Fläche ab, in welcher wir die Akazienbäume mit ihren tischartig flachen Baumkronen erkennen. Viele gerade Linien durchziehen wie Mauern und Winkelvorsprünge die Landschaft. Alles verrät in beredtester Weise den feurigen Ursprung."

Ersteigung des Kenia durch den Grafen Teleki und Lieutenant v. Höhnel*).

Diese beiden Reisenden, welche Sansibar im Januar 1887 verließen, erreichten mit 250 Trägern am 9. Juni den Kilima Ndscharo, dessen Sattel sie bestiegen. Die Karawane zog alsdann nordwestlich zum Djallasee und von dort nach Ngoro, einem gewöhnlichen Halteplatz der Karawanen, wo sich die Bewohner sehr freundlich zeigten. Trotz aller Warnungen beschlossen sie, die gefürchtete Landschaft Kikuju zu durchwandern, welche sie als schönes, wohlbebautes Land mit dichter Bevölkerung fanden.

Hier erschien endlich in der Ferne die in Wolken gehüllte Spitze des Keniaberges im Nordwesten des Aberdaregebirges. Infolge der

*) „Deutsche Kolonial-Zeitung" 29. Juni 1889. S. 207.

äußerst zudringlichen Haltung der Eingeborenen kam es schließlich zum Kampfe, welcher der Karawane reiche Beute brachte und zum Ergebnis hatte, daß die Wilden um Frieden baten.

Je weiter nach Norden man sich dem Kenia näherte, desto höher wurden die östlich verlaufenden Rücken. Die sehr zahlreichen Wasser laufen nach Osten ab. Kikuju war früher ganz bewaldet, während jetzt der Feldbau fast alles beherrscht, so daß Wald nur in der Umgebung der Dörfer und längs der Grenze geblieben. Man baut Bohnen, Mais, Bataten, Yams, Hirse, Zuckerrohr, Bananen, Whymbi, Tabak, Mtama. Das Zuckerrohr wird teils gekaut, teils zur Bereitung der beliebten, aber stark berauschenden Pomba benutzt, deren Wirkung nur zu augenscheinlich ist. Kikuju gilt als die Kornkammer für die Karawanen. An Haustieren werden Ochsen, Kühe, Ziegen, Schafe und Hühner gehalten. Die reichlich vorhandenen Lebensmittel werden gern gegen Perlen, Draht und Stoffe ohne viel Handeln hergegeben.

Nun ging es durch die Landschaft Leikipia, wo Lager für längere Zeit bezogen wurde, um von hier aus den Kenia zu besteigen. Am 17. Oktober brach Teleki dahin auf. In einer Höhe von 4000 m fand er mit seinen zwei Begleitern ewigen Schnee und stieg im Bette des Keniabaches weiter aufwärts. Auf dem höchsten Punkte der Kraterwand, etwa 1000 m unter der Spitze, zeigte das Thermometer 7 ° C.

Aus dem Lager von Ndoro am Westfuße des Kenia brach die Karawane nach dem Baringosee auf, wo man Hungersnot fand, so daß der Jagdertrag aushelfen mußte. Die hier wohnenden Wakuafi sind durch die Raubzüge der Massai verarmt. Nördlich vom Baringosee liegen noch zwei andere Seeen, der Basso Ebor (weiße See) und der Basso Narok (schwarzer See).

Die Rückreise ging über Mau und Ngoroini.

3. Besteigung des Kilima Ndscharo durch Dr. Hans Meyer und Lieutenant v. Eberstein*) (im Juli 1887).

Dr. Hans Meyer und Lieutenant v. Eberstein landeten am 8. Juni in Mombassa, wohin ihnen ihre Karawane (73 Träger und 10 Soldaten) von Sansibar vorausgegangen war. Nach Überwindung vieler Hindernisse erreichten sie am 27. Juni Taweta. Unterwegs begegnete ihnen die große Karawane der Harveyschen Jagdexpedition (175 Träger). Diese englischen Jäger (die zwei Mrs. Harvey, Mr. Martin und Mr. Jackson) hatten die Taweta- und Jipeseewaldungen während einer sechsmonatlichen Jagdzeit fast ganz ausgeschossen und außer mehreren hundert Antilopen, Giraffen, Straußen, siebenzig Rhinocerosse, einen Elefanten und einen Löwen erlegt. Sie schlugen ihr Lager am linken Ufer des Lumi auf, das rechte Ufer ist deutsch. Dort trafen sie den Grafen Teleki und Herrn v. Höhnel, welche mit ihrer sehr großen Karawane, 400 Mann, alle mit Gewehren bewaffnet (zwanzig Somal mit Repetiergewehren, hundert mit Werndlkarabinern, die übrigen mit Vorderladern) durch das Massaigebiet nördlich nach dem Kenia und nach Samburuh gehen wollten **).

„Am 2. Juli", berichtet Herr v. Eberstein, „passierten wir den Lumi und traten damit in deutsches Gebiet über; mit uns waren 72 Mann mit Askaris — außerdem hatten wir 20 Leute mit Gewehren bewaffnet —, die übrigen Leute wurden mit unserem Hauptgepäck und vielen Tauschartikeln in Mr. Martins Lager zurückgelassen, dazu der zweite headman, unser recht thörichter Vizefeldwebel; wir ärgerten uns immer über den Kerl, wenn wir ihn sahen, darum ließen wir ihn bei den Sachen zurück, da er keine diebische Ader besitzen soll. Unser Weg führte im allgemeinen nach Nordwesten in eine Baumsteppe, deren Boden, außer mit dürrem Gras, mit großen, mächtigen Lavatrümmern bedeckt war. Außer Straußen habe ich auf

*) Aus einem von der „Kolonialpolit. Korrespondenz" 3. Dez. 1887 mitgeteilten Privatbriefe des Herrn v. Eberstein.

**) Die Expedition erreichte glücklich Samburuh. Einen Bericht darüber brachten die „Mitteilungen der k. k. geographischen Gesellschaft zu Wien". 1888. Heft 7 u. 8.

dem Wege kein Wild gesehen. — Wir hatten schöne Durchblicke auf den Jipesee und die Uguenoberge. Kurz vor 2 Uhr nachmittags passierten wir den sehr kalten Mambufluß und schlugen unser Lager auf einem Höhenrücken auf. Lagerplatz 1000 m hoch; 6 Uhr morgens Thermometer 16 ° C., 6½ Uhr abends 17 ° C. Am 3. Juli marschierten wir in derselben, vielleicht etwas mehr nördlichen Richtung durch den Habarifluß (Abmarsch 7 Uhr 40 Minuten vormittags) und kamen bald aus der Baumsteppe in einen Buschwald mit mächtig hohem Gras (2 — 3 m). — Stark steigend überschritten wir gut erhaltene Fährten und Trollbahnen großen Wildes (Rhinoceros und Elefant) und gingen durch den Unafluß, nachdem wir die sehr steile Uferwand herabgeklettert waren. Sofort, als wir das andere ebenfalls sehr steile Ufer erklommen hatten, traten wir in üppige Shambas voll Bananen, Zuckerrohr, Mais, Bohnen, Hirse sowie auch Tabak ein, aus denen uns unsere heimatlich bekannten Tierstimmen der Ochsen, des Schafes und der Ziege entgegentönten. Die Gärten waren mit gutgepflegten Hecken umgeben. Bald wurden wir von den Eingeborenen mit ‚Rukafu‘ (guten Tag) begrüßt. Gegen 11 Uhr kamen wir am Fuße des Hügels an, auf dessen Höhe der Kraal des Sultans von Marangu, Mariale, liegt; wir hatten demselben unsere Ankunft schon angezeigt. Mariale, ein sehr manierlicher, angenehmer Mann von 25 — 28 Jahren, empfing uns im Kreise seiner lieben Frauen und führte uns dann selbst zum Lagerplatz des Grafen Teleki, wo wir um 12 Uhr unser Zelt, von der gaffenden Menge umstanden, aufgeschlagen hatten. Zum Frühstück sandte Mariale uns einen Teil eines Ochsen und kam nach dem Frühstück selbst, um uns seine Häuser, seinen Garten und Schmiede zu zeigen. Seine Hütten hatten zum Teil die Form, wie ich sie in dem ganzen, mir jetzt bekannten Dschaggaland angetroffen habe: einen runden Grundrißaufbau, spitz, oben in einem kugelartigen Knopf endigend, während sein eigentliches Wohnhaus länglich ist mit Giebel wie unsere Dorfhäuser, von welchen es sich nur dadurch unterscheidet, daß es bedeutend niedriger ist, gar keine Fenster oder Lichtlöcher besitzt, sondern nur an den Giebelseiten kleine Thüren von 1 m Höhe, welche Schornstein, Fenster und Thür zugleich sind. Sein Haus war aus Lehmpatzen aufgebaut, während die anderen Häuser über einem Holz-

gestell, Bananenblätter und Grasbedeckung haben. Die Ställe sehen ebenso aus; man kann den Hütten von außen nicht ansehen, ob sie Menschen, Ziegen, Esel oder Rindvieh enthalten! Alles Vieh halten sie jahraus, jahrein in Stallungen, durch welche in kleinen Kanälen das Wasser aus den Bächen geleitet wird. Im Innern der Wohnhäuser herrscht absolute Finsterheit; in dem einen großen Raume brennt ein Feuer, bei dessen düsterem Scheine man nichts erkennen kann; man hält es in dem qualmigen Raume auch nicht so lange aus, daß man ein helleres Aufflackern des Feuers abwarten könnte. Das ganze Dschaggaland ist bekannt seiner Schmiedekunst wegen; Dr. Meyer hat mit großen Kosten Ankäufe gemacht, um die von der Deckensche Sammlung zu vermehren. — Wir freuten uns daher sehr, daß Mariale am ersten Tage uns gleich seine besonders vorzügliche Schmiede zeigte. Unter einem Dache flackerte ein Feuer von Holzkohlen; die zwei Blasebälge bestanden aus zwei Ziegenhäuten (je einer), welche beide mit einem kurzen Rohre in Verbindung stehen; Blasebälge, welche von einem Manne regiert werden, sind mit Holzpflöckchen festgestellt. Die Schmiedewerkzeuge sind sehr primitiv und bestehen aus einem Hammer, der im Vergleich zu unserem heimatlichen sehr groß ist; einer Zange, ähnlich der unsrigen; als Amboß dient ein großer Stein. Man verarbeitet zu Scheren und Messern (Schwertern) nur Eisendraht, während Spaten und Hacken u. s. w. aus dem nur zwei Tagereisen entfernt gefundenen Uguenoeisen gemacht werden. Aus den Uguenobergen von den dort wohnenden Wapares ist die Schmiedekunst zu den Wadschaggas gekommen und von diesen zu der erstaunlichen Fertigkeit und Kunst gefördert. — An seinem Hause schenkte uns Mariale einen Ochsen, der am Nachmittage noch geschlachtet wurde.

„Am 3. Juli, dem Tage unserer Ankunft, in der Dunkelheit wurden große Spiele aufgeführt, deren Charakteristisches ist, daß viel geschossen wird — gegen 8 Uhr wurde uns ein Mann gebracht, dem ein anderer quer durch die Brust geschossen hatte —, die Kugel war unter dem Herzen hineingegangen und rechts vom Rückgrat wieder heraus. Bei einer solchen Verletzung war natürlich unsere Kunst vorbei. — Dr. Meyer ließ der Vorsicht halber dem Sultan sagen, nachdem er einen Verband angelegt hatte, daß er an

einem Durchkommen des Menschen zweifeln müßte, am nächsten Nachmittage war er auch schon tot. — Mariales Niederlassung liegt 1460 m hoch. Temperatur morgens 7 Uhr $13\frac{1}{2}^{0}$ C., mittags 21^{0} C., abends 6 Uhr 17^{0} C. Wir blieben den 4., 5. und 6. Juli hier und hatten Gelegenheit, die Sultane von Mamba und Moïka, zweier Nachbarstaaten, kennen zu lernen. Am Hofe der Dschagga-sultane wohnen einige Suahelis (meistens Sklavenhändler), welche Schreiber und Ratgeber der sonst ungebildeten Dschagganeger sind. Wir benutzten diese Tage, um uns auf unsere Besteigung vorzubereiten — Anfertigung von Bergstöcken, Beschlagen von Stiefeln u. dgl. Dr. Meyer hatte auch noch einen Briefwechsel mit dem sieben Stunden westlich von Marangu wohnenden Mandara von Moschi, welcher ärgerlich darüber war, daß wir nicht zu ihm gekommen seien, um von Moschi aus den Berg zu besteigen.

„Am 7. Juli um 9 Uhr gingen wir mit 30 Mann ab in nördlicher Richtung; den Rest ließen wir mit Gepäck unter dem ersten headman zurück. Mariale schenkte uns zum Abschied noch eine Ziege, welche einer seiner drei mitgegebenen Führer trieb. Unser Weg durchschnitt, stark steigend, mehrere vom Kimawensi, welcher genau nördlich von Mariales Dorf liegt, kommende Fluß- und Bachläufe — zuerst gingen wir innerhalb von Bananenwäldchen dahin, welche aber bei 1800 m Höhe aufhörten. Wir kamen in Buschwald und gelangten mit 2000 m Höhe in den mächtigen Kilima Ndscharo-Urwald; wir machten bald darauf auf dem rechten Ufer des vom Kimawensi kommenden Mulalabaches Halt und schlugen um $1\frac{1}{2}$ Uhr nachmittags unser Zelt auf. Mulalabach-Lager, hoch 2080 m. Temperatur morgens 7 Uhr $9\frac{1}{2}^{0}$ C., mittags $1\frac{1}{2}$ Uhr $15\frac{1}{2}^{0}$ C, abends 6 Uhr 9^{0} C. Unser Marsch hatte uns mitten in den Urwald geführt mit häufigen Elefantenspuren, Bäume mit Moos bewachsen, Bäche und Rinnsale über Lavagestein mit großer Schnelligkeit hinflutend. Abends kamen Eingeborene, welche bei Regen und 9^{0} C. nichts weiter wie die kleine Hüftschnur trugen mit Bananen und Mehl.

„Am 8. Juli marschierten wir um 8 Uhr ab auf dem sich im hochbäumigen Urwald schlängelnden Weg; über Wurzelwucherungen auf lehmglatten Boden glitten wir unter den mit langem Moos

bewachsenen Bäumen dahin, welche beständig tropften, da der ganze Urwald in einen andauernden Nebelschleier gehüllt ist. Häufig wurde der Weg von Elefantenspuren gekreuzt, welche Zeugnis gaben von der alles zertretenden Kraft und Gewalt des mächtigen Körpers — das ganze Unterholz lag zertreten am Boden, Äste und Schlingpflanzen, welche den Weg versperrten, waren herabgerissen und in den Boden getreten. Wir mußten unseren ganzen Marsch leider in dichtem Nebel machen, so daß wir, als wir aus dem Urwald heraustraten, nichts von den Hochbergen sehen konnten. Der Urwald ist nur wenige (2—3) Kilometer breit, liegt zwischen 2000 und 3000 m Höhe und ragt nur in den Flußläufen höher hinauf. Gegen 2 Uhr schlugen wir unser Lager an einem Bache auf, den Dr. Meyer später der vielen Senecios wegen, welche auf seinen Rändern wuchsen, ‚Seneciobach‘ taufte. Bald hatten wir unser Lager eingerichtet. Es lag 3000 m hoch. Temperatur 7 Uhr morgens $2\frac{3}{4}{}^{0}$ C., mittags $17\frac{1}{2}{}^{0}$ C., abends 6^{0} C. Der Lagerplatz war mit mittelhohem Gras bewachsen, außerdem noch mit vereinzelten Bäumen und buschigen Eriken, welche uns Feuerholz lieferten. Nachmittags verzogen sich die Nebel, die schneebedeckten Hochberge traten ganz dicht hervor, was ängstliche Leute unter unseren Trägern veranlaßte, sich auf die Erde zu werfen, als wären sie von dem hellen Schein geblendet. An Blumen kamen außer der mächtigen, wohl 2—3 m hohen Senecio-Johnstoni, die bis 36 cm Stammumfang zeigt, in der Hauptsache nur Strohblumen vor, — von Vögeln habe ich nur langschnabelige Raben und einen mir unbekannten Vogel gesehen, Haarwild sahen wir gar nicht, aber desto mehr Spuren. Leider hatten wir den Verlust eines tüchtigen Askari zu beklagen, der sich wohl bei dem Nebel verlaufen haben muß und trotz aller Bemühungen nicht wieder aufzufinden war.

„Am 9. Juli früh ließ Dr. Meyer durch den Dolmetscher die Leute fragen, wer uns freiwillig noch weiter hinauf begleiten wolle; jeder, der mitkommen werde, solle Wollenzeug von uns bekommen. Es meldeten sich außer dem Dolmetscher elf Leute, welche mit wollenem Hemde und Anzug, auch Stiefeln, versehen wurden. Um $9\frac{1}{2}$ Uhr traten wir den Aufstieg an. Mit uns führten wir das große Zelt (zwei Lasten), ein kleines Zelt, drei Feldstühle, verschie-

bene wollene Decken, einen photographischen Apparat, Lebensmittel, Kochgeschirr und eine Instrumentenkiste. Um 2 Uhr 40 Minuten nachmittags trafen Dr. Meyer und ich nach anstrengendem Steigen mit nur drei Leuten bei den ersten Schneeflecken an einem Bache ein, der dort entsprang. Dr. Meyer taufte den Lagerplatz ‚Schneequelle'; die übrigen Leute kamen erst eine Stunde später an. Lagerplatz ‚Schneequelle' liegt 4600 m hoch. Temperatur morgens 7 Uhr 5° C., abends 6 Uhr + 0° C. (Maximalthermometer + 17½° C., Minimalthermometer — 6° C.). Vor Kälte gingen wir schon um 6 Uhr zur Ruhe, nachdem wir ein Feuer zur Erwärmung unserer Leute angezündet hatten. Gutes trockenes Feuerholz fanden wir viel an Büschen, trotz des Schnees.

„Am 10. Juli brachen wir mit sich meldenden fünf Leuten um 7 Uhr 40 Minuten vormittags vom großen Zelt auf, dieses zurücklassend; wir nahmen nur das kleine Zelt, wollene Decken, Unterzeug, Instrumente, photographischen Apparat, Theekanne, eine Flasche Cognak mit und gingen in nördlicher Richtung vor. Vegetation: Strohblumen, Moos, Gras und Disteln. Unser Aufstieg war sehr steil, unsere Leute folgten nur langsam über den nassen Fels, und so langten wir um 12½ Uhr nachmittags an einen innerhalb großer Felsen für ein Lager günstigen Platz. Hoch 4900 m. Temperatur morgens 6 Uhr + 5½° C., mittags + 2½° C., abends 6 Uhr + 0° C. Das Aufstellen des Zeltes an dieser Stelle des Sattels kostete große Schwierigkeiten, wir mußten das Zelt, da wir in den Fels keine Pflöcke eintreiben konnten, an Felsstücken festbinden und die Leinewand unten mit Steinen beschweren. Nachdem alles fertig war, entließen wir unsere Leute mit der Instruktion, übermorgen wieder zu kommen. Dr. Meyer und ich gingen nachmittags über die Lavaströme bei schönstem Wetter spazieren.

„Zwischen Kibo und Kimawensi erhebt sich in einer Höhe von 4700 m die Sattelhochfläche, welche 7000 m breit ist und im allgemeinen vom Kibo sich dem Kimawensi zuneigt, welche über 10 km voneinander entfernt sind. Die Sattelhochfläche wird durch eine Hügelreihe von sechs Hügeln in zwei Teile geteilt, der südliche ca. 3 km, der nördliche 4 km breit. Die Hügelreihe streicht in einem nach Norden geöffneten Bogen von der Mitte des Kibo nach dem

südlichen Kimawensi. — Der südliche Teil wird von mehreren Hügelrücken durchzogen, zwei setzen an dem Kibo an und gehen nach Südosten, die übrigen gehen von den Hauptflügeln aus und fallen nach Süden ab, zwischen sich tiefe Thäler bildend. Der nördliche breitere Teil der Hochfläche zeigte nur die geneigte Fläche, welche gebildet wird durch zwei mächtige Lavaströme, von denen der eine vom Kibo, der andere vom Kimawensi ausgeht — beide haben nach Nordosten ihren Abfluß. — Kibo, Kimawensi mit allen Hügeln der Hochfläche, diese selbst sind auf der Nordseite frei von Schnee, während die Südseite stark beschneit ist — auch sind die Gletscher an der Nordseite lange nicht so mächtig wie an der Südseite. Wir gingen früh, bald nach 6 Uhr, zur Ruhe, da die Kälte sehr zunahm. Am 11. Juli standen wir um 6 Uhr auf, hatten beide starke Kopfschmerzen und gar nicht geschlafen — auch der Kälte wegen. Auch Graf Teleki hatte etwas weiter südlich 14 Tage früher 11° C. nachts gemessen. Wir konnten kein Feuer machen, aßen schnell ein Stück Schokolade und gingen jeder mit einem mächtigen Bergstock bewaffnet los — sehr steil bergan, auf steinhart gefrorenem Schnee hatten wir große Felsblöcke zu überwinden. Das Wetter, welches anfangs sehr gut gewesen war, verschlechterte sich immer mehr — es wurde schließlich so nebelig und schneite, daß man kaum 50 Schritte weit sehen konnte. Um 11 Uhr konnte ich nicht mehr weiter — meine Glieder waren bleischwer, und wurde ich auch unwohl —, ich blieb sitzen und stellte Dr. Meyers Kochthermometer auf. (Dr. Meyer war noch vielleicht 250 m höher hinaufgeklettert, mußte aber dann umdrehen, da er durch die ca. 30 m schroff aufsteigende Gletscherwand und den starken Nebel am Weiterklettern gehindert wurde.) Als Dr. Meyer zurückkehrte, war ich mit dem Kochen fertig, das Quecksilber blieb unterhalb der Skala stehen (wir waren höher wie die Berghöhe bis jetzt gemessen resp. geschätzt war); unsere Barometer reichten nicht mehr aus — wir schätzten die Höhe, wo ich kochte, auf 5700 m. — Genaueres wird wohl von der geographischen Gesellschaft in Berlin ermittelt werden, der Dr. Meyer alle Beobachtungen zusenden will. Graf Teleki und Herr v. Höhnel, welche schon bei 5000 m umkehren mußten, halten den Kibo wie Kimawensi für über 20000′ hoch (nicht 18000′,

wie anderseits Johnston angiebt). Graf Teleki, Herr v. Höhnel, Dr. Meyer und ich sind der festen Überzeugung, daß Mr. Johnston sein Buch über den Kilima Ndscharo, soweit er über Sachen schreibt, welche über 4500 m liegen, erfunden hat oder nur nach Beobachtungen aus der Ferne berichtet.

„Wir hofften noch immer auf Besserwerden des Wetters, um dann noch einmal weitergehen zu können, als bei — 4° C. der Schnee so dicht wurde, daß wir uns, um unsere Fußspuren wiederzufinden, zu einem fluchtähnlichen Rückzuge wandten. Nur mit äußerster Anstrengung fanden wir den Weg zurück und langten ziemlich tot an unserem Lagerplatze an."

---

4. Eine Kaiser-Geburtstagsfeier am Kilima Ndscharo*).

Der Geburtstag des deutschen Kaisers ist hier in einer Weise gefeiert worden, die jedenfalls als echt afrikanisch bezeichnet werden darf. Mandara, der Fürst des Staates Moschi am Kilima Ndscharo, hat die Gelegenheit benutzt, mir an genanntem Tage einen neuen Beweis seines königlichen Anstandes und seiner freundschaftlichen Gesinnungen zu geben. Dieser Negerfürst, der nie sich mehr als wenige Meilen von seinem Lande entfernt hat, den 14 Tagemärsche von der Küste trennen und der im ganzen mit einem Dutzend Europäern nur vorübergehend in Berührung gekommen ist, muß als eine der eigenartigsten Erscheinungen unter den ostafrikanischen Herrschern gelten. Mit Recht ist er durchdrungen von seiner königlichen Würde, denn er übt in seinem Lande eine unumschränkte Macht aus, seine Unterthanen erfüllen blindlings seine Befehle, und sein Name wird überall in den Nachbarstaaten als der des mächtigsten Herrschers am Kilima Ndscharo genannt. Während unseres nunmehr viermonatlichen Verkehrs hat mir Mandara vielfache Beweise seiner Macht über sein Volk, seiner Klugheit und seines Taktgefühls geliefert, mir Aufmerk-

---

*) Aus einem Schreiben des Afrikareisenden Ehlers aus Moschi vom 29. Januar 1889 („Köln. Ztg.").

samkeiten aller Art erwiesen und mich — was das Wunderbarste bei einem Negerfürsten ist — nie in zudringlicher Weise mit Bitten um Geschenke belästigt.

Von der bevorstehenden Feier des Geburtstages meines Kaisers hatte ich ihm einige Tage zuvor Kenntnis gegeben und ihm mitgeteilt, ich würde in der Frühe des betreffenden Tages 33 Salutschüsse abfeuern. Ich machte diese Ankündigung, um durch unerwartetes Schießen nicht unnötigen Kriegslärm heraufzubeschwören, zumal täglich ein Überfall vonseiten der benachbarten Wakibosho befürchtet wird, und das gesamte Volk bei dem geringsten Anlaß in Aufregung geraten würde.

Am Vorabend des Festes sandte Mandara einen prächtigen silbergrauen mit Bananen gemästeten Buckelochsen, der auf jeder Mastviehausstellung berechtigtes Aufsehen erregt haben würde, als Geschenk. Sein erster Minister brachte ferner im Auftrage seines Fürsten zehn Pakete Stearinkerzen, mit der Weisung, ich möge mein Haus damit festlich erleuchten.

Am folgenden Morgen wurde die schwarz=weiß=rote Flagge an hohem, freistehendem Maste vor meiner Wohnung gehißt, und 33 Schüsse donnerten in die zu beiden Seiten der Station gähnenden Schluchten, überall lautes, mehrfaches Echo weckend. Kaum war der letzte Widerhall des letzten Schusses verklungen, so begann ein wahres Bombardement in der etwa 800 Fuß tiefer am Berge liegenden Residenz Mandaras. Der Fürst von Moschi salutierte zu Ehren Sr. Majestät des Kaisers Wilhelm. Bald darauf erschien ein Bote und meldete, Mandara würde gegen Mittag persönlich seine Glückwünsche überbringen und von den ihn begleitenden Kriegern militärische Evolutionen und Tänze aufführen lassen. Wohltönender Gesang verkündete zur festgesetzten Zeit schon von weitem das Nahen des Zuges, der sich von der Residenz aus auf schmalen, verschlungenen Pfaden, an den Abhängen der Schluchten entlang, auf die Station zu bewegte. Mit Hilfe meines Fernglases erkannte ich die Hünengestalt Mandaras, der an der Spitze seiner Soldaten marschierte, angethan mit einem weißen, von mir verehrten Tropenhelm. Nachdem die Krieger die letzte steile Anhöhe erklommen und sich gesammelt hatten, wurde unter betäubenden Lärm ein Scheinangriff

auf die Station ausgeführt. Meine Soldaten, von der Küste mitgebrachte Suahelineger, waren vor dem auf einer kleinen Bodenerhebung erbauten Wohnhause aufgestellt und eröffneten aus ihren Mauserbüchsen ein lebhaftes Feuer mit Platzpatronen auf die Angreifer. Es war ein Bild von wunderbarem Reize, die nackten schwarzen Gestalten der wild heranstürmenden Wadschagga, in ihrem vollen Kriegsschmucke, heraldisch bemalte Schilde und in der Sonne blitzende Speere schwingend, dazu das üppige Grün der an den Schluchtabhängen sich ausdehnenden Bananenhaine, der lichtblaue Tropenhimmel und im Hintergrunde die beiden Spitzen des Kilima Ndscharo, der ewig schneebedeckte, über 20 000 Fuß hohe Kilia und der in wildzerklüfteten Formen aufragende Kimawensi.

Nach Beendigung des Angriffes wurde das Thor eines hohen, die Station einfriedigenden Holzzaunes geöffnet, und die Sieger erschienen, um ihre Tänze aufzuführen; voran Mandaras Bruder, als Commandeur der Truppe und als Stellvertreter des Fürsten, der bei der letzten starken Steigung niedergebrochen war und das Rennen hatte aufgeben müssen, was mich in Anbetracht seiner Beleibtheit und seiner sitzenden Lebensweise nicht weiter Wunder nahm aber mit lebhaftem Bedauern erfüllte, da Mandara ein liebenswürdiger, sehr unterhaltender Gesellschafter ist. Weder von seinem Bruder, noch von den verschiedenen ebenfalls erschienenen Ministern und Großen des Landes kann man ein Gleiches behaupten; auch sind sie nicht der Suahelisprache mächtig, in der ich mich mit Mandara leidlich verständige. Die Vornehmsten nötigte ich in einen verandaartigen Vorbau des von mir bewohnten Holzhäuschens, ließ ihnen einige Erfrischungen reichen und nahm dann die Vorstellung einer vor einigen Tagen am Mandarahofe angelangten Abordnung der gefürchteten Massai entgegen, eines wilden, nomadisierenden Räubervolkes, welches mit Recht der Schrecken Ostafrikas genannt wird. Dann begann der Tanz, ausgeführt auf einem weiten ebenen Platze der Station von mehr als 200 Kriegern. Hunderte von Eingeborenen waren von den umliegenden Höhen herbeigeströmt und lagerten in malerischem Durcheinander auf dem terrassenförmig vor dem Wohnhause abfallenden Gelände oder auf den die einzelnen Bodenerhebungen miteinander verbindenden Treppen. Unter einem

schattenspendenden Baume hockten abgesondert von den übrigen Gästen die Massai, mit vornehmer Blasiertheit dem bunten Gewirre zuschauend. Das einzige, was scheinbar ihre Beachtung erregte, war eine Hängematte, in der ich dem Schauspiele beiwohnte.

Die Tänzer trugen eine Kopfbedeckung aus schwarz-weißem Affenfell oder aus aufrecht stehenden Straußenfedern, einen kleinen, dreieckigen Lederschurz aus Ziegenfell am untersten Rücken, in der Linken einen riesigen Schild aus Büffelhaut, ein lanzettförmiges Schwert in roter Lederscheide mit einem Riemen um die Hüfte befestigt, in welch letzterem auch eine hölzerne Keule mit kugelförmigem Knauf steckte, und in der Rechten einen mächtigen Speer mit einer vier Fuß langen Klinge. Das ist das Bild des Dschaggakriegers. Etwa zwanzig der erschienenen Tänzer trugen noch einen besonderen, äußerst kleidsamen Schmuck in Gestalt von Kragen aus auf Leder genähten Habichtsfedern, in Form und Größe den im Winter von herrschaftlichen Kutschern in Deutschland getragenen Bärenfellkragen gleichend; andere hatten Mäntelchen aus zusammengenähten Affenfellen um die Schulter geworfen oder sich mit kleinen Fetzen roten Baumwollenzeuges geschmückt. Es waren durchweg schöne, wohlgebaute jugendliche Gestalten, und ihre Tänze führten sie mit größter Genauigkeit aus. Die verschiedenen Tänze, die alle von angenehmem Gesang begleitet wurden, zu beschreiben, wäre eine schwierige Aufgabe, an die ich mich nicht heranwage; im Gegensatze zu den Tänzen der Küstenstämme zeichnete sich dieser Tanz durch vollste Wahrung des Anstandes aus. Der Bruder Mandaras, der sich durch einen grauen europäischen Filzhut unvorteilhaft von den übrigen Kriegern unterschied, leitete die ganze Aufführung in vorzüglicher Weise und scheint das Amt eines Taglioni am Hofe von Moschi zu bekleiden.

Wenn ich irgendetwas an der ganzen, wohlgemeinten und auch zweifellos gelungenen Huldigung auszusetzen hatte, so war es die Dauer derselben. Acht geschlagene Stunden lang zwischen zweihundert tanzenden und singenden Wilden den liebenswürdigen Schwerenöter spielen, das hält der stärkste Mann nicht aus, ohne seine Nerven zu spüren.

Bat ich die Tanzenden eine Zeit lang zu pausieren und sich auszuruhen — ich that das natürlich in meinem Interesse, in der Ab-

sicht, selber etwas der Ruhe zu pflegen —, so kam ich vom Regen in die Traufe; denn dann erschien der ganze Haufe vor der Veranda und kauerte hinter den an die in den Boden gesteckten Speere gelehnten Schilden nieder, um sich von mir etwas auf meiner Drehorgel vorspielen zu lassen, was ich anfangs, da ich sah, welche Freude ich ihnen damit bereitete, mit großem Vergnügen that. Auf die Dauer wurde meine Geduld aber auf eine ziemlich harte Probe gestellt. Geduld ist überhaupt die Losung für den Verkehr mit afrikanischen Völkern, denn sie sind wie die Kinder und müssen mit der gleichen Geduld behandelt werden wie diese. Die Wadschagga sind nebenbei so liebenswürdige, harmlos nette Menschen, daß man ihnen nur schwer etwas abschlagen kann. Während einer der Pausen kam einer der Großen des Landes zu mir mit der Bitte um ein Mittel gegen Kopfschmerz. Ich ließ ihn an einer Flasche mit Salmiakgeist riechen, was ihm, trotzdem er die seltsamsten Grimassen schnitt, ungemein zu behagen schien. Er muß sich wohl auch günstig über die Wirkung der Arzenei geäußert haben, denn alles drängte sich nun heran, um ebenfalls an der Flasche zu riechen, und ich hatte nicht eher Ruhe, als bis sämtliche Hofchargen, alle 200 Krieger, der größte Teil der anwesenden Zuschauer und sogar die vornehm gelassenen Massai die Wirkung des Salmiakgeistes auf ihre Geruchsnerven gründlich kennen gelernt hatten.

Inzwischen war die Sonne mit jener Farbenpracht untergegangen, die man nur in den Tropen sehen kann. Als meine Gäste sich aber auch dann noch nicht verzogen, ließ ich einige Holzstöße anzünden, und bei dem blutroten Scheine der lodernden Feuer wurde der Tanz fortgesetzt. Erst um 8 Uhr erreichte die Festlichkeit ihr Ende. Beschenkt mit einigen Stücken weißen Baumwollenstoffes zog die fröhliche Schar von dannen. Die Massai hatten rote Glasperlen als Geschenk erhalten, und alle Welt war glücklich und zufrieden, nicht zum mindesten ich selber, als ich nun endlich Zeit fand mich zu Tische zu setzen und als einsamer Europäer inmitten der Wildnis beim stillen Mahle auf die Gesundheit meines Kaisers zu trinken.

5. Das Kilima Ndscharogebiet. Land und Volk (1888)*).

Herr Braun, der im Jahre 1888 das Kilima Ndscharogebiet durchforschte, hatte seinen ständigen Aufenthalt zu Moschi, beim Sultan Mandara im Dschaggaland. Dieses liegt, wie alles dortige Kulturland, in 3000—3500 Fuß Höhe, da tiefer gelegene Strecken von den Massais bedroht werden. Die Sprache der Dschaggas ist die der Bantus, etwas ähnlich den Kisuahili. Das Volk ist hübsch gebaut, ähnlich den Massais, die Leute treten fest auf, doch sind sie im Grunde feig, faul, lügnerisch und diebisch, wenn sie anfangs auch liebenswürdig erscheinen. Die ganze Arbeit lastet auf der Frau; nur das Stehlen besorgt der Mann selber. Arbeiter sind für keine Summe zu haben, auch nicht unter den Weibern. Die Dschaggas sind ohne Religion, doch abergläubisch, glauben an böse Vorzeichen, Regenmacherei u. s. w. Die Bekleidung ist mangelhaft. Die Stämme liegen miteinander in fortwährender Fehde. Der eine überfällt den andern, um Vieh und Weiber wegzuschleppen. Mit dem Morgengrauen stürzen sie sich unter Geheul auf ihre ahnungslosen Gegner, diese fliehen gewöhnlich, und es beginnt die Plünderung. Sind die Feinde aber vorbereitet, und es fällt ein Schuß, so laufen die Angreifer eilig davon. Herr Braun ist Zeuge von zwanzig solchen Raubzügen gewesen und hat dabei nur einmal die Gelegenheit gehabt, einen Mann zu verbinden.

Ein großer Teil des Landes ist völlig unbewohnt und frei, in günstigem Klima gelegen und für deutsche Kolonisten geeignet, und zwar ist dies: das stark entvölkerte Ugonogebiet, ferner Kahe, welches von fünf bis sechs kleinen Flüssen durchströmt wird, Bauholz und gutes Ackerland liefert und, wie alle die Gebiete, völlig fieberfrei ist.

Im Süden des Kilima Ndscharo ist ein großer Urwald, ungefähr sieben Quadratmeilen groß, völlig unbewohnt und mit prachtvollstem jungfräulichen Boden. Klein-Aruscha hat besonders gute Wiesen und Viehzucht. Noch reicher ist Groß-Aruscha, woselbst die

*) Nach den interessanten Mitteilungen des Herrn Braun in der Sitzung des Berliner Kolonialvereins am 11. Februar 1889. („Deutsche Kolonial-Zeitung", 1889, Nr. 8.)

durchziehenden Karawanen sich für 20 Tage verproviantieren. Hiervon sind ungefähr zwölf Quadratmeilen brauchbar für Ackerbau; für Viehzucht finden sich ungemessene Strecken. Die Ansiedler müßten aber leben wie die Buren. Die Jagd ist die beste auf der Welt. Der Weg von Aruscha zum Kilima Ndscharo ist wie ein zoologischer Garten; man sieht immerwährend verschiedene Arten von Antilopen, Elefanten, Nashörner, Büffel, auch Löwen. Herr Braun schoß innerhalb $2\frac{1}{2}$ Stunden einmal 2 Giraffen, 2 Gnus, 1 Elefanten und 1 Büffel.

Völkerschaften zwischen Mombas und dem Kilima Ndscharo*).

1. Die Wanika.

Von Mombas, dem Städtchen auf der Koralleninsel desselben Namens, pflegt man auf einer Fähre nach dem nahen Festland überzusetzen, wo das Land vom Meeresstrande sanft und allmählich aufsteigt. Anfangs trifft man noch zahlreiche Kokospalmen, um welche einzelne Hütten von sehr armseliger Bauart sich lagern; weiter landeinwärts werden sie seltener, und niedriger Buschwald oder hohes Gras fängt an, das Land weit und breit zu bedecken. Die ersten anderthalb bis zwei Stunden befinden wir uns noch unter den mohammedanischen Suahelis; hinter ihnen beginnt das Gebiet der heidnischen Wanika (sing. Mnika oder Emnika)**), deren einziger Reichtum in ihren Viehherden besteht; etwa fünf Stunden weiter aber fängt das Gebiet der Wanika bereits an, in die Grenzen der gleichfalls heidnischen Wakamba überzugehen. Die Wanika sind zugleich die unmittelbaren Nachbarn der Gallas, bis auf 60 englische Meilen weit. Die Dörfer in der unmittelbaren Nachbarschaft von Mombas sind zum Teil abhängig von der Regierung des Imam von Maskat, da die zeitlichen Interessen der Wanika mit denen der Leute

---

*) Nach Dr. G. E. Burkhardt, Die evangelische Mission auf dem Festlande und den Inseln von Ostafrika. Bielefeld 1860.

**) Die Präfixen U, Wa und M bedeuten bei den Ostafrikanern das Land, seine Bewohner und die einzelne Person: Ugogo, das Land, Wagogo, die Bewohner von Ugogo, Mgogo, ein einzelner Mann.

von Mombas in genauer Verbindung stehen. Beide leben friedlich zusammen, nur daß die letzteren nach gewöhnlichem mohammedanischen Hochmut die Wanikas als hartnäckige „Koofar“ (Ungläubige) ansehen. Das Land erhebt sich an einigen Stellen bis zur Höhe von 1000—2000′ über der Meeresfläche; es ist holzreich, schön und fruchtbar, obgleich noch wenig angebaut. Reis, Cassada, Welschkorn, roter Pfeffer, Yams u. s. w. sind die Hauptartikel, welche anzubauen die Wanikas sich einige Mühe geben. Ihre Wälder enthalten schönes Zimmerholz, welches die Eingeborenen von Mombas zum Schiffsbau benutzen; eins der einträglichsten Produkte dieser Küste aber ist der Copal. Der Saft des 50—70′ hohen Baumes, der wie ein Weißdorn aussieht, zieht sich in den Boden und wird von den Eingeborenen zu gewissen Jahreszeiten nahe bei der Wurzel aus der Erde gegraben. Sie verkaufen ihn den Mohammedanern an der Küste um ein Geringes; daher der bedeutende Gewinn der letzteren, die mit diesem und allen anderen Artikeln Alleinhandel treiben, und kaum einem Europäer erlauben würden, um eines Handelszweckes willen hierher zu kommen.

Mitten in den Wäldern haben die Wanika, deren Sprache mit dem Suaheli verwandt ist, ihre „Kayas“, mit einem Zaun und Dornen umgebene Dörfer, zu denen ein schmaler, durch drei aufeinander folgende Pallissadenthore verwahrter Weg führt, durchgängig auf Hügelspitzen erbaut. Die dicht aneinandergereihten Hütten gleichen unseren Heuschobern, indem man bloß Stangen in den Boden steckt und alles, von der Spitze bis zum Boden, bis auf einen ganz niedrigen Eingang, mit Gras bedeckt, so daß Luft und Licht gar nicht hinein können. Doch halten sich die Bewohner mehrenteils auf ihren kleinen Landgütchen (Schambos) auf und kommen nur selten, besonders zu Kriegszeiten, in das feste Dorf. Am Ende desselben steht das Rat- und Trinkhaus, das zur Abhaltung von Versammlungen, die auch wohl unter einem Baume stattfinden und öffentlichen Festlichkeiten benutzt wird, bei denen es ohne tüchtiges Trinken nicht abgeht. Denn die zu einem liederlichen Leben geneigten Wanika lieben leidenschaftlich ein starkes, aus der hier sehr häufigen Kokosnuß bereitetes Getränk, „Tembo“. Jedes Dorf hat seinen eigenen Häuptling und das Volk, dessen Haupt-

waffe in vergifteten Pfeilen besteht, ist im ganzen eher friedliebend als kriegerisch. Das Los der Weiber ist auch hier ein trauriges, da die Männer ihre meiste Zeit mit Trinken, Schmausen und Schwatzen zubringen. Für die Frau wird ein Kaufgeld bezahlt, das der Mann, wenn er aus irgendeinem Grunde, etwa wegen Krankheit, sie verstößt, wieder zurückfordert. Zu gewissen Zeiten des Jahres, wenn die jungen Leute der Wanika volljährig werden, feiern sie ihr „Wagnaro" oder Jugendfest, wobei sie sich die Gesichter mit Kalk anstreichen, um recht geisterhaft auszusehen. Wer bei den komischen Zeremonieen dieses Festes lachen würde, den würden sie schlagen und ausplündern, auch verlangt dasselbe altem Brauche gemäß, daß Menschenblut dabei fließe, wenn es auch nur das eines mit gemeinsamen Beiträgen erkauften Sklaven wäre. Dann erst kommt der Festschluß mit Essen und Trinken. Reisende thun wohl dabei, sich erst nach der Zeit dieses Festes, das nicht überall in demselben Monat gefeiert wird, zu erkundigen, ehe sie sich allein auf die Straße wagen, und die Suaheli vermeiden um diese Zeit sorgfältig das Land zu betreten, weil dann niemand auf der Straße seines Lebens sicher ist. Eine andere Zeremonie ist eine Art „Ritterschlag", wobei denjenigen, die es wünschen und die Ausgaben bestreiten können, unter Saufen, Fressen und Tanzen ein Stück Kuhhaut um den Arm gezogen wird, worauf dann der Besitzer als in den höchsten Ehrenstand erhoben betrachtet wird. Dieser Ritterschlag kostet ihm vier bis fünf Kühe, viel Reis und hauptsächlich Palmwein. Viele aber geben lieber ihr ganzes Vermögen daran, als daß sie ohne diese Ehre und Auszeichnung leben möchten, die sie dann zu mehr Einfluß und zur Teilnahme an allen ähnlichen Saufgelagen berechtigt. Soll eine Streitigkeit gründlich beigelegt werden, so wird die symbolische Handlung des „Schafleckens" vorgenommen. Ein Schaf wird um die im Kreise sitzenden Personen herumgeführt, und dabei um das Aufhören der Beleidigung und alles Streites und Hasses gebeten. Dann wird dem armen Schafe schnell der Bauch aufgeschnitten, das noch lebende Herz herausgenommen und mit dem Blute, den Exkrementen und einigen Kräutern vermischt. An dieser Mischung hat ein jeder zu lecken, und die Aussöhnung ist vollzogen; sie haben sich alle eines neuen unschuldigen Lebens teilhaftig gemacht!

Ihre Toten begraben die Wanika unter entsetzlichem Geheul und Trommeln, unter Fressen und Saufen. Der Verstorbene wird bei seinem Hause in sitzender Stellung, das Angesicht gegen Süden gewendet, in das Grab gelegt. Auf den Gräbern sieht man außer Reis und Mais in der Regel auch leere Kokosschalen, die von Zeit zu Zeit mit „Tembo“ gefüllt werden, weil niemand nach seinem Tode ohne diese Stärkung — ohne die ja der Wanika im Leben nicht ausdauern kann — zu bestehen vermöge. Offenbar liegt in diesem Brauche ein gewisser Glaube an Unsterblichkeit angedeutet, obschon sie zu sagen pflegen, niemand sei je aus dem Grabe zurückgekehrt und habe von jenseits Nachricht gebracht. Dennoch bringen sie den Geistern der Verstorbenen (Kóma) nicht selten Opfer (Sadaka), wobei ein Schaf oder eine Henne geschlachtet und gemeinsam verzehrt wird.

In dem Leben der Wanika spielt das Brummen des Muansa eine große Rolle, und was Krapf darüber schreibt, erinnert an den Mumbo Dschumbo und andere Gaukeleien bei den westafrikanischen Negern. Zweck derselben ist, die Weiber, Kinder und Sklaven in Furcht und Zaum zu halten, indem man sie glauben macht, der Muansa sei ein furchtbares, im Walde schreiendes Tier, das Menschen fresse.

Dieser Muansa ist ein ausgehöhlter und an beiden Enden wieder verschlossener, 5′ langer und 1′ dicker Kokosstamm, an dessen einem Ende ein Strick herausgeht, an dem man ein wenig zieht und ihn dann wieder fahren läßt, wodurch ein furchtbar brummender Ton entsteht, dessen Lärm ganz dem wahnwitzigen Gebahren der Wanika beim Umherziehen mit demselben durch das Dorf angemessen ist*). Nur ältere Leute und Häuptlinge dürfen der schrecklichen Zeremonie beiwohnen, die in Tanz, Schießen und Prozession durch das Dorf besteht und mit einem Schmause schließt, der stets in eine wüste Orgie ausartet. Krapf versuchte vergebens, die Wanika von diesen Greueln abzuhalten.

*) Am Niederrhein und in Belgien war zu Fastnacht ein ähnliches Lärminstrument in verkleinertem Maßstabe, der sogenannte Rummelspott, ein Topf mit darübergebundener Schweinsblase, worin eine Federspule steckt, in den Händen aller Kinder.

Die Ältesten, erzählt er, hörten nicht auf meine Abmahnungen, sondern trieben ihr Werk der Finsternis mit großem Eifer. Zuerst begaben sie sich nach dem Maroni oder Rathaus, wo der Muansa wa Kurri schon brummte. Mit einbrechender Dunkelheit wurde das Schreien, Singen, Tanzen und Jauchzen der Ältesten, und das Brummen des Muansa furchtbar; der wilde Lärm währte die ganze Nacht hindurch, und die rasenden Leute tranken viel Palmwein. „Die Heiden stehen unter besonderem Einfluß böser Geister, und solche Festlichkeiten sind ihre Abendmahle!“ Derartige Stoßseufzer äußert der Missionar öfters. Wenn, fährt er fort, Kinder und Weiber den Muansa sehen würden, so müßten sie, wie man sagt, gleich tot niederfallen.

Zuerst wird der Muansa im Walde gespielt, wo man ihn in einer besonderen Hülle aufbewahrt. Sobald man ihn von ferne kommen hört, muß jeder Nichteingeweihete sich verbergen. Es ist klar, daß die Ältesten ihn gebrauchen, um das Volk in Schrecken und Unterwürfigkeit erhalten zu wollen. Sie lassen den Muansa allemal spielen, wenn eine neue Verordnung gegeben wird, und überhaupt bildet der Muansa den Mittelpunkt ihres bürgerlichen und religiösen Lebens; er wird auch in Bewegung gesetzt, wenn sie opfern, um Regen beten, oder ein mißgestaltetes Kind im Walde erdrosseln wollen. Nur einzelne sind eingeweiht. Der Muansa wird von einem Zimmermann verfertigt; der Besitzer erhält bei allen Zechgelagen einen Anteil umsonst. Nur die Wanika und ihre nördliche Abteilung, die Wadigo, von welchen eigentlich der Muansa stammt, kennen diese Feierlichkeiten und Einrichtungen; andere Völker haben sie nicht.

Im Frühjahr wird ein besonderes Fest als „Sterbetag des Muansa“ gefeiert, weil er beim Beginn der Feldarbeit etwas in Ruhe gelassen wird, obschon man auch den Sommer über seine dumpfen Töne aus den Wäldern hervor vernimmt.

Es giebt auch einen weiblichen Muansa, den die Frauen am 15. Januar unter Tanz und Gesang die ganze Nacht hindurch in den Straßen umhertragen, wobei sie in jeder Hütte ein Geschenk verlangen. Von diesem Feste sind die Männer ausgeschlossen. Alles endigt mit Schmauserei.

Von einem höchsten Wesen scheinen zwar die Wanika nicht viel zu wissen, indem sie sagen, da man keinen Schöpfer Himmels und der Erden sehe, so gebe es auch keinen; doch hat jedes Dorf sein „Dschumba dscha mulungo" (Gotteshaus), wo die Zauberer ihm Beschwörungen machen, ehe die Wanika zum Krieg ausziehen, und wo man sich versammelt, um Regen und Ähnliches zu erflehen. Denn auch dies Volk hat seine Regenmacher; als Vermittler zwischen dem „Mulungu" aber, dem Himmel oder höchsten Wesen, und den Menschen dienen die „Koma" oder Schatten der Verstorbenen, die deshalb auch in höherem Ansehen stehen, als der Mulungu selbst. Außerdem fürchtet man die „Pepo" oder bösen Geister, denen jegliches Übel zugeschrieben wird, und sucht durch allerlei Zaubermittel „Uganga" sich gegen ihre Einflüsse zu sichern. Wer nach ihrer Meinung von einem bösen Geist oder Teufel besessen ist, geht in zahlreicher Begleitung unter Tanzen, Schreien und Trommeln mit einem weißen Huhn in der Hand nach dem Meeresstrande, wo er nach Tötung des Huhns ein Seebad nimmt, während seine Begleiter den schauerlichsten Lärm machen, um den Teufel auszutreiben. Dann gehen sie, der vorher Besessene auf einem anderen Wege, ganz still wieder heim, in der festen Meinung, der Teufel sei nun zurückgeblieben.

Die erste Mission wurde von Krapf und Rebmann bereits im Jahre 1845 bei den südlich von Mombas, etwa fünf Stunden von der Küste, 1000—1200′ über dem Meeresspiegel wunderschön gelegenen Dorfe Rabbai-Mpia errichtet. Im Westen erblickt man von hier eine Reihe luftiger Berge, davor und im Süden das weite Flachland der Wakamba, im Norden das hügelige Weideland der friedlichen Wanika, und im Osten das weite Meer. Am 16. Oktober wurden die mit Hilfe der Wanika, wobei jedoch die Missionare selbst das meiste thun mußten, erbaute Missionshütte bezogen, und damit war „der erste Schritt zum Vorrücken in das Herz von Afrika" gethan. Im Herbst des folgenden Jahres ward auch eine Hütte zum Gottesdienst für 60—80 Personen gebaut, bei deren Einweihung freilich ein Mann aus dem Nachbardorf Dschembeni an die Missionare die niederschlagende Frage richtete, was sie den Wanika zu essen geben wollten, wenn sie jeden „großen Tag" (Sonn-

tag) hierher kommen sollten. Überhaupt wurden die Missionare bald gewahr, daß die Wanika eben nur das Ihre suchten, als sie die Boten des Evangeliums so willig bei sich aufnahmen. Sie hatten dieselben für reiche Leute gehalten, die eben alles um nichts hergeben würden, und als sie sich in dieser Erwartung getäuscht sahen, war es auch mit ihrer Bereitwilligkeit aus, und sie mochten von himmlischen Dingen kaum eine Viertelstunde hören. Es gab wohl Ausnahmen, aber im Durchschnitt erwiesen sie sich „steinhart"; ja ein Emnika sagte frei heraus: „Ihr Europäer brauchet Christum, wir brauchen ihn nicht." Ein Heide, der das Evangelium gehört hatte, fragte, ob es Christo lieb sein würde, wenn er ihm eine Kuh opferte? und ein anderer meinte, Christus werde wohl ein böser Geist sein, dem man Hühner opfern müsse, um Krankheit und andere Übel abzuwehren. Auch darum war es schwer, einen ernsten Eindruck auf die Wanika zu machen, weil sie die religiösen Dinge ebenso gern in nichtiges Geschwätz verwandelten wie die weltlichen Sachen. Endlich stand das zerstreute Leben der Leute, welche die meiste Zeit auf ihren entlegenen Pflanzungen zubrachten, den Missionaren sehr im Wege. Die Stumpfheit der Wanika verschloß sie leider gegen alle Angriffe der Wahrheit; ihre Trunksucht, schwachsinnige Zerstreutheit und Plauderhaftigkeit ließ keinen tieferen Eindruck aufkommen; den Wanika war selbst die Erziehung und Bildung ihrer Kinder, für die man doch sonst in den Heidenländern, auch wo mit den Erwachsenen nichts anzufangen ist, noch einiges Interesse findet, völlig gleichgültig, und infolgedessen mußten die kleinen Schulanfänge, die Rebmann mit so vieler Mühe und Sorgfalt gepflegt hatte, wieder aufgegeben werden.

(Die englische Kirchenmission nahm in den siebenziger Jahren die Arbeit wieder auf und gründete zunächst Mombas gegenüber in Freretown eine Station, die aufblühte, 1885 mehr als 700 Christen aus verschiedenen Stämmen zählte und bald höchst fördernd auf die nicht ferne Mission unter den Wanjika einwirkte. Da wo sich einst Krapf und Rebmann vergebens bemühten, das stumpfe Volk heranzuziehen, zu Kisulutini, hat sich jetzt eine Gemeinde von 1000 christlichen Eingeborenen gebildet; ebenso hat sich auf einer zweiten

Station Kamlikeni, vier bis fünf deutsche Meilen nördlich eine Gemeinde gesammelt. B.)

2. Die Wakamba.

Während die Wanika für sich die Berge und Wälder behielten, die ihnen zur Festung dienen, haben sie das Flachland den Wakamba (sing. Mkamba oder Enkamba) überlassen, die teils mit den Wanika zusammenleben, teils weiter ins Innere verbreitet sind, und deren nach ihrer eigenen Behauptung von Nordwesten gekommener Stamm durch das Eindringen anderer im Verlauf der Zeit abgeschnitten worden zu sein scheint; ihre Sprache gehört mit dem Suaheli und Wanika zu einer Familie. Ukambani, das Land der Wakamba, das sich sieben Tagereisen von Süden nach Norden und ebenso weit von Osten nach Westen erstreckt, ist an manchen Orten stark bevölkert, obwohl die Bevölkerung noch viel größer sein könnte. Waldungen giebt es wenige im eigentlichen Wakambaland, und sie sind an vielen Stellen ausgerodet für die Zwecke des Landbaues und der Viehzucht. Gegen Norden und Nordosten ist das Land gebirgig, ebenso auch gegen Südwesten, was eine Wohlthat für die Wakamba ist, weil sonst die feindlichen Galla im Osten und die wilden Wakuafi und Wasai im Südwesten sie schon lange aus ihren Wohnsitzen würden vertrieben haben. Das Klima ist nicht besonders heiß, da das Land gewiß 4000′ über der Meeresfläche liegt. Die Wakamba selbst sind im allgemeinen hohe und wohlgebaute Leute von brauner Gesichtsfarbe, schöner und dem Galla ähnlicher als die Wanika, schlank und stark. Aber sie stehen niedriger als jene und sind furchtbare Trunkenbolde. Ihren Körper, namentlich das Haar, reiben sie oft mit Butter und rotem Oker ein, was ihnen eine rötliche Farbe verleiht. Dabei sind sie große Liebhaber von Schmucksachen, namentlich Glasperlen und Kupferdraht, und Hals, Arme, Lenden und Fußknöchel, sowie die Haare, sind mit Glasperlen bedeckt, was ihnen bei ihrer Nacktheit ein seltsames Ansehen giebt. Ihre 4—5′ hohen Hütten gleichen durchaus denen der Wanika. Im Innern derselben haben sie eine aus zwei Pfählen oder

Bambusstäben, die nach dem Kopfende erhöht sind, bestehende und mit einer Kuhhaut überzogene Bettstätte, außerdem kleine, aus einem Stück Holz oft sehr niedlich geschnitzte Stühlchen, die sie beständig mit sich herumtragen. Auch bewahren sie einen Vorrat kleingespaltenes Holz, das sie oft weither holen müssen, für die Regenzeit in ihren Hütten. Sie haben gutes Eisen, wovon sie Beile, Messer, Schwerter und andere Dinge machen. Ihre Ackergeräte sind sehr elend, wie sie denn den Boden mit einem gespitzten Stock umbrechen, da sie keinen Pflug und keine Hacke kennen. Ihre Nahrung besteht hauptsächlich im Genuß von Welschkornmehl, das sie in Wasser zu einem dicken Brei kochen lassen, den sie dann mit der Hand essen; ihre zahlreichen Herden liefern ihnen Milch und Fleisch; aus gestoßenem Zuckerrohr, das mit Wasser vermengt und dann einige Tage der Gärung überlassen wird, bereiten sie berauschendes Getränk, „Uki“, das aber fade und erbärmlich schmeckt; auch den Palmwein lieben sie sehr.

Außer Ackerbau und Viehzucht beschäftigen sich die Wakamba noch viel mit der Jagd und dem Handel. Ihre großen Rindvieh-, Ziegen- und Schafherden gedeihen in dem herrlichen Weidegrunde vortrefflich, und Vieh, Milch und Butter wird an die Mohammedaner von Mombas verkauft, wogegen man hier und bei den Wanika von den moslemischen Küstenansiedlern alle Gerätschaften, Eisen, Kupfer, Schmucksachen, Kleider, Salz u. s. w., einhandelt. Dafür nehmen die Mohammedaner Reis und Mais, Vieh und Butter, Copal, Elfenbein und Rhinoceroshörner, und leider auch Sklaven mit. Die Wakamba streifen oft monatelang in den an ihr Land grenzenden Wäldern umher, um Elefanten und andere Tiere zu erlegen. Elfenbein, Büffelhörner u. s. w. verhandeln sie dann nach der Küste an die Araber und Banianen. Sie töten aber die Elefanten gewöhnlich mit vergifteten Pfeilen oder fangen sie in mit Gras überdeckten Gruben. Die Wakamba sind zugleich die bedeutendsten Handelsleute zwischen dem Innern und der Küste. Sie reisen in Karawanen von 200—500 Personen, und weil sie keine Lasttiere gebrauchen, so sind oft fünf bis sechs Männer nötig, um einen Elefantenzahn der größesten Art zu tragen. Auf diesen Zügen werden sie freilich oft von den räuberischen Gallas angegriffen und ausgeplündert.

Im allgemeinen sind die Wakamba nicht kriegerisch und führen ihre Kriege, in welchen sie die grausame Sitte der Entmannung der Überwundenen mit den Gallas gemein haben, mehr zur Selbstverteidigung als zur Eroberung und Plünderung. Ihre Verfassung ist mehr patriarchalisch, indem der Älteste des Dorfes und der Familie mehr ratet als gebietet. Eine ganze Verwandtschaft tritt zusammen und gründet einen aus 12—15 Hütten bestehenden Weiler oder Dorf. Ihre Streitigkeiten werden unter dem Vorsitz der Ältesten geschlichtet, doch so, daß jeder seine Ansicht aussprechen und somit nur die Majorität entscheiden darf.

Die religiösen Vorstellungen der Wakamba scheinen noch geringer zu sein als diejenigen der Küstenbewohner, doch haben auch sie kleine etwa 4' hohe Strohhütten, wo sie zaubern, fressen und saufen, und die sie „Gotteshaus" nennen. Dabei sind sie voller Aberglauben, den sie namentlich durch ihre Geisterfurcht und Beobachtung des Vogelfluges an den Tag legen. Sie tragen auch beständig Amulette an ihrem Leibe, um sich gegen Bezauberung, Schlangenbisse, Krankheit, böse Geister, auch gegen die Wakuafi und Galla zu schützen, namentlich den „Embingo" (Himmel), ein Ziegenhorn mit einem mohammedanischen Talisman oder zerpulverten Kräutern oder kleinen Hölzchen, denen sie besondere Kräfte beimessen, gefüllt, das sie um den Hals oder über die Schulter hängen. Regenmacher giebt es gleichfalls unter ihnen, und der Hexenwahn fordert auch hier seine Opfer. Das Todesgericht über der Hexerei angeklagte Personen wird durch das „Kignóle", eine Art Femgericht, vollzogen. Das damit verbundene Heiligtum ist ein geheimgehaltenes Instrument, „Mbawáni" genannt, dem Muansa der Wanika ähnlich, mit welchem dumpfe, schreckhafte Töne hervorgebracht werden. Die Zulassung zum Kignóle geschieht durch Bezahlung einer Kuh und durch Gassenjagen; seine furchtbarste Gewalt aber übt es zur Hungerszeit aus, indem es irgendeinen, der reich ist an Vieh, unversehens ermorden läßt, und dann alle seine Habe unter sich teilt.

Dennoch tragen die Wakamba noch einige schwache Spuren von dem verlorenen Adel der Menschheit an sich, darunter die edle Sitte der Gastfreundschaft, hauptsächlich geübt von den Frauen. Der Fremde redet irgendein Weib als Mutter an, und sie nimmt ihn auf als

ihren Sohn. Sonst sind sie, wie die kleinen Kinder, ohne Sinn für etwas Schönes und Großes, schwatzhaft und gänzlich ins Irdische versunken; eine Herde Kühe und Palmwein, das ist ihr Evangelium! Und dennoch dürfte es allein durch dieses Volk, das den Verkehr zwischen der Küste und dem Innern vermittelt, möglich sein, in das Herz von Afrika zu dringen, weshalb sie sehr wichtig sind als Leute, die, wie die Galla, wenn sie einmal vom Evangelium beherrscht werden, den guten Samen weithin tragen können.

---

3. Die Galla, Dahalo und Pokomo.

Die in eine Menge von Stämmen geteilten, auf 8—10 Millionen geschätzten **Galla** oder, wie sie sich selbst nennen, Orma, deren Ursprung und älteste Geschichte noch in Dunkel gehüllt ist, bewohnen den ganzen Strich zwischen dem Dschubfluß im Norden und dem Sabaki im Süden (unsern Melinda) landeinwärts bis nach Schoa, Caffa (Kafa) und Enarea und vielleicht noch weiter. Sie lassen sich auf der genannten Küstenstrecke häufig selbst am Strande sehen, ihre Dörfer liegen ein bis zwei Tagereisen im Binnenlande gegen die Berge zu, die sich hier zu keiner beträchtlichen Höhe erheben. Dort sind sie sicher gegen die plötzlichen Überfälle der Suaheli, die, vor Zeiten auf jenem Küstenstriche ansässig, von den Gallas vertrieben wurden. Die Sprache der Galla ist weich, klangreich und singbar, wie folgende Probe, der Anfang eines Gebetes, beweist: Wacayo laftana, goftako! ati na guba teza, ani zi dyalan taa. Ho haman nati dufe, aka mukni adu narra cabu, ati hama nati cabi, goftako, gadiza na tai d. i. Gott dieser Erde, mein Herr! Du bist über mir, ich bin unter dir. Wenn Unglück zu mir kommt, wie Bäume die Sonne von mir abhalten, halt du das Unglück von mir; mein Herr, sei du mein Schatten! — Die Galla bilden einen der schönsten und stärksten Volksstämme Afrikas, mit starkem Haupt und breiten Schultern, glattem und dichtem Haarwuchs, gerader oder etwas adlerhafter Nase auf einem etwas abgeplatteten Gesichte; ihre Hautfarbe ist oft sehr hell, wie denn

„Galla“ in ihrer eigenen Sprache „rot“ bedeutet; die unteren Extremitäten sind durch die Breite des Kniees und durch eine leichte Krümmung der Beine bemerkenswert, indem dies eine gewisse kriegerische Haltung zuwege bringt. Die Schönheit der Frauen ist — in Rücksicht der Formen — sprichwörtlich geworden. Sie sind ein zum Teil nomadisches und sehr kriegerisches Volk, das den Acker zu bauen verschmäht, und den Ackerbauern selbst „beständig ein Schrecken“; denn sie lassen keinen Suaheli, den sie treffen, am Leben, und ein Galla selbst sagte zu Missionar Rebmann, sie seien „Menschen und auch (wegen ihrer Grausamkeit) keine Menschen“. Roh und wild in ihren Sitten, „leben sie von der Beute des Augenblicks“, wie sie denn besonders den Wakambakarawanen am Wege auflauern in einer großen Wildnis, die zum Wakambaland führt, wo drei Flüsse, der Zaro, der Entuku und der Adi zusammenlaufen, die dann unter dem Gallanamen Sabaki durchs Gallaland bis an die Küste fortfließen. Den Erschlagenen schneiden sie die Haupthaare ab, flechten sie und stecken sie auf ihr eigenes Haupt. Auch der Sklavenhandel wird in großer Ausdehnung betrieben, besonders unter den Gurageanen und aus den Galländern jährlich 15000—20000 Sklaven ausgeführt.

Im Lande der Gurageanen stehen die Häuser einzeln, weit voneinander, man sagt, um der Feindschaft willen, in der sie untereinander leben, und wegen des gänzlichen Mangels an aller bürgerlichen Ordnung. Wiewohl die Kinder an der Seite der Eltern schlafen, so wird dennoch jährlich eine große Zahl derselben von den Menschendieben gestohlen. Diese durchbrechen des Nachts die Wände des Hauses, werfen den Eltern ein großes Stück Holz auf den Rücken und nehmen schnell ihre Kinder weg, und wenn diese einen Schrei thun, so stecken sie ihnen einen Lappen in den Mund. In vielen Häusern schlafen die Kinder auf kreuzweis gelegten Balken in dem obersten Teil des Hauses; aber die Menschendiebe dringen auch bis dorthin. Wenn die Wände des Hauses zu dick sind, so machen die Räuber bei Nacht eine Grube um das Haus, welches sie in Brand stecken. Wenn nun die Bewohner herausspringen, so fallen sie in den Graben und werden samt ihren Kindern ergriffen. Ja ein Bruder verkauft die Kinder seines Bruders, und die Leute

werden gestohlen, wenn sie von einem Dorf zum andern gehen. — Unter den unglücklichen Dokos aber, den Buschmännern der Galla, im Süden von Abessinien werden alljährlich von den Eingeborenen aus der Nachbarschaft förmliche Sklavenjagden gehalten.

So stehen die Galla da, zum Schrecken nicht nur für ihre mohammedanischen Nachbarn an der Küste (wodurch die Vorsehung Gottes allerdings die Ausbreitung des Islams von Ostafrika abgehalten hat), sondern auch zum Schrecken für andere um sie her wohnende Volksstämme. Dieses Jagen und Wagen aber und der damit notwendig verbundene stete Ortswechsel hat einen so unwiderstehlichen Reiz für sie, daß sie sich nicht bequemen wollen, auch nur den einträglichen Copal, daran ihre Wälder so reich sind, zu graben, geschweige denn den Acker zu bauen. Dazu kommt, daß sie einem berauschenden Getränk aus Honig leidenschaftlich ergeben sind, und von dieser Seite her der abendländischen Handelsspekulation mit ihren sittenverderblichen Einflüssen eine Blöße bieten.

Die Religion der Galla ist ein mit etwas Fetischismus vermischtes Heidentum. Sie glauben zwar an „Waka" (Gott, Himmel), als ein höchstes Wesen; die Schoa-Gallas verehren aber daneben noch eine männliche und weibliche Gottheit „Oglia" und „Atalion", reden viel von guten und bösen Geistern und treiben Schlangendienst, was bei denen in Takongo weniger der Fall ist. Alle Stämme haben ihre „Watos" oder „Kallischa" (Priester), die zugleich Zauberer und Wahrsager sind. Unter Bäumen halten sie ihr Regengebet, und zu Wodanabi am Hawasch im Süden von Schoa sowie in der Stadt Sabaki versammeln sie sich alljährlich zu wichtigen Stammberatungen, und mancher verwüstende Kriegszug ist dort verabredet worden, nachdem der furchtbare „Moru" (Oberpriester) die Eingeweide der Opfertiere beschaut hatte. Eine Ahnung der Unsterblichkeit haben sie auch, doch leben die Menschen nach ihrer Ansicht im künftigen Zustande in eben den Verhältnissen, wie jetzt auf Erden. — Die Galla sind bildungsfähig; „sie haben die Gaben der Nachahmung und Verstellung, aber ihr Hang reißt sie unwiderstehlich zur Sinnlichkeit". Die Trägheit des Leibes und des Geistes nähert sie dem Neger, obgleich sich ihre Formen sehr von ihm entfernen.

Es möge hier eine Ergänzung der vorstehenden Charakteristik der Galla aus der Feder R. Hartmanns, eines der gründlichsten Kenner Ostafrikas Platz finden, der auch persönlich im Sennaar bedeutendes ethnographisches Material sammelte *).

Die Galla sind ungemein stolz, heroisch, im Kampfe mutig, dabei aber furchtbar grausam. Sie hassen und verfolgen ihre Feinde mit wilder Energie. Außerordentliche Freiheitsliebe ist ein hervorstechender Charakterzug dieser Nation. Man hat Männer, die in die Sklaverei geführt werden sollten, sich lieber zutode hungern sehen, ehe sie ihren stolzen Nacken dem Joche beugend gemacht. Gallasklavinnen befleißigen sich, sobald sie bei ihren Herren nur irgend Vertrauen finden und im Hause Oberwasser gewinnen, eines befehlshaberischen Tones. Sie verraten meistens Anwartschaft darauf, als anerkannte Gattinnen auch vollendete Hausdrachen abzugeben.

Brenner hat die Galla entschieden in einem allzu rosigen Lichte geschildert. Wenn ich noch bedenke, welche Abgötterei zu Ende der 1860er Jahre mit dem von jenem Reisenden nach Europa gebrachten Knaben Djilo Ware Feisomakka getrieben wurde, wie man damals allerorts bald den Djido, bald seine Station zu lobhudeln unternahm, so muß man das einer ledigen Narretei zugute halten, die sich bei uns dem Fremden gegenüber leicht einzunisten pflegt. Fischer schreibt, daß die Sympathie, welche die Berichte Krapfs und Brenners für die Galla zu erwecken gewußt hätten, verloren gehe, wenn man die jetzige Generation jenes Volkes kennen lerne. Vor den Somal hätten sie eine kindische Furcht, und sie würden nicht kämpfen, son-

*) Vgl. Prof. Dr. Robert Hartmann, Abessinien und die übrigen Gebiete Ostafrikas. Leipzig u. Prag 1883. S. 161—163. — Robert Hartmann, geb. 8. Oktober 1832 zu Blankenburg i. H., 1865 Lehrer der Zoologie und vergleichenden Physiologie an der landwirtschaftlichen Akademie zu Proskau, seit 1867 Professor der Anatomie an der Universität zu Berlin, war 1859—1860 Begleiter des Freiherrn v. Barin auf seiner Reise nach Nordostafrika, die er 1863 in einem an Ergebnissen der geographischen und ethnographischen Wissenschaft reichen Werke beschrieb. Er schrieb ferner: „Naturgeschichtlich-medizinische Skizze der Nilländer", 1865—1866; „Die Nigritier", 1876; „Die Völker Afrikas", 1879; „Abessinien", 1883. Zahlreiche Abhandlungen über mikroskopische Anatomie sowie über Morphologie der anthropoiden Affen.

dern fliehen, wenn die Somal nochmals anrückten. Wie hätten — so fragt Fischer — ihre Feinde es jemals wagen können, ihre Rinder ungestört bis zum Odziflusse zu treiben, um sie den Suahel zum Kaufe anzubieten? vielmehr trieben die Galla selbst ihre Herden von 200—300 Stück Vieh zum Verkauf an die Küste. Jetzt könne man täglich die Somal ihre Herden am linken Odziufer ungestört weiden und abends auf den Weideplätzen ihre Gebete verrichten sehen, während wenige Stunden entfernt ein großes Gallalager sich befinde.

Diese durch den Einfall der Somal geschwächten Galla, die niemals einig gewesen sind, niemals ein geschlossenes Ganze gebildet haben, mögen in der That sehr herabgekommen sein. Dasselbe wird sich für die hart im Süden Schoas gelegenen, von dem mächtigen Amharastaat alljährlich mit verheerenden Raubkriegen heimgesuchten Distrikte bewähren. Die anderen nördlichen Stämme jedoch, die Wollo, die Wolamo, Tulema u. s. w. sowie die Borani, stehen auch jetzt noch immer als ungeschwächte Kriegervölker da, deren einzelne Glieder ihren alten Ruf als tapfere Kämpen für lange Zeit aufrechterhalten können.

Von der Bucht von Kellesi bis an die Mündungen der Flüsse Pamamba und Pokomoni wohnen an der niedrigen und sandigen Küste die den Galla tributpflichtigen **Dahalo** als Vermittler des Verkehrs zwischen diesen und den Suaheli. Sie sind gleichfalls ein Jägervolk und leben nicht in Dörfern, sondern nur in etlichen ärmlichen Hütten beisammen, die sie nicht verlassen, bis der Hunger sie in den Wald treibt, durch den sie den Weg finden, indem sie die Bäume zeichnen. Wo die Nacht sie überfällt, da lagern sie sich mit der Familie, schlafen und setzen am andern Tag ihr Geschäft fort. Frauen und Kinder sind ebenso gute Treiber, als die starken Männer Jäger, die sich auf die Handhabung des vergifteten Pfeils und Speers verstehen. Doch giebt es einige Dörfer, wo sich die Dahalo eine Zeit lang aufhalten. Sie sprechen unter sich eine eigene Sprache, verstehen aber alle Galla, manche auch Sawahili. Sie waren einst furchtbare Feinde der Küstenbewohner, sind aber jetzt durch Geschenke gezähmt, wodurch die Suaheli von Takaongo (Takonga) im Norden von Mombas auch das erreicht haben,

daß sie ihre Pflanzungen landeinwärts ausdehnen und selbst Copal im Gallalande graben dürfen. Einen anderen Zugang zu den Galla, außer dem Wanikadorfe Emberria (etwa 54 englische Meilen nordwestlich von Mombas), von wo es bis zu den Gallastämmen der Worrambes und Makoffires nicht gar fern ist, bietet der Pokomoni oder Maro, der bei Emtotoma in die Formosabucht sich ergießen und an zwei Stunden breit sein soll, in der Regenzeit aber stark austritt und das weite Land, worauf dann Reis gesäet wird und eine reichliche Ernte liefert, unter Wasser setzt. An seinem nördlichen Ufer wohnen die Pokomo, welche viele Städte bis auf zwölf Tagereisen landeinwärts haben, als friedliche Ackerbauer, die mit den am Flusse häufig als Handelsleute verkehrenden Galla gut stehen sollen. Sie sind nicht schwarz, aber sonst in Sprache und Sitten den Wanika sehr ähnlich, die nach einer Sage sogar von ihnen abstammen sollen. Vor Jahrhunderten sollen sie von den Galla fast ganz aufgerieben worden, diese aber dann zur Einsicht gekommen sein, daß das Aussterben der Pokomo ihnen sebst Schaden brächte, von wo ab sie gute Nachbarschaft mit ihnen hielten. „Gott hat diesem Strome (dem Pokomi) seinen Lauf gewiesen; Er weiß auch dessen Bestimmung, und sie wird erreicht werden, sobald es Ihm gefällt.“

---

4. Das Gebirgsvolk der Taita.

Das wilde Gebirgsvolk der Taita halbwegs zwischen Mombas und dem Kilima Ndscharo ist erst durch die im Jahre 1884 von der englisch-kirchlichen Missionsgesellschaft zu Sagalla durch den Missionar Wray gegründeten Mission näher bekannt geworden, und wir geben hier die interessante Schilderung, welche dieser Missionar von Land und Leuten entwirft („Allgem. Missions-Zeitschrift“ 1885, 2. Anhang, S. 29 ff.):

„Es ist ungefähr ein Jahr vergangen, seitdem ich hier angekommen bin. In dieser Zeit habe ich Land und Leute, ihren Charakter und ihre Sitten kennen gelernt. Ich besuche die Leute und kann schon ein wenig in ihrer Landessprache mit ihnen verkehren.

„Die äußere Erscheinung der Wa-Taita*) ist sehr auffallend. Sie haben hervorstehende Backenknochen, eine schmale, zurücktretende Stirne und sehr kleine Augen; sie sind von mittlerer Größe. Die Frauen sind in der Regel etwas kleiner als die Männer, sehr fleißig, aber häßlich; Männer und Weiber sind spärlich bekleidet, aber übermäßig mit Perlenkragen und Perlengewinden von 6—12 Pfund Schwere geschmückt. Um den Kopf tragen sie eine Binde von roten und weißen Perlen um die Stirn und das Hinterhaupt gebunden. Ihre Ohren sind voller Löcher, aus welchen lange Perlen heraushängen; ich habe gesehen, daß sie acht Ohrringe in jedem Ohr hatten. Außerdem schmücken sie ihren Körper durch Tätowieren; manchmal geschmacklos, manchmal sehr hübsch. Das Fleisch unter den Augen wird auch tätowiert, die Augenwimpern werden ausgezogen, infolge davon leiden viele an schlimmen Augen. Ihre Zähne feilen sie zu nagelscharfen Spitzen ab. Armbänder von Kupfer und Felle tragen alle. Diese und eine Menge Amulette, die sie um den Hals, an den Handgelenken und Knöcheln tragen, vervollständigen ihren Schmuck. Von Kopf bis zu den Füßen sind sie mit Öl beschmiert und dann mit rotem Thon bestreut. Sie scheren ihr Haupt mit Ausnahme eines runden Fleckes auf dem Scheitel. Dieser wird tüchtig eingeölt und mit Thon in Knoten geklebt, was wie ein großes Bündel Weintrauben aussieht. Hierin erzeugen sich Läuse, aber sie verspeisen sie und sagen: sie schmecken sehr süß. Ihre Waffen sind Pfeil und Bogen und ein sehr breites, zweischneidiges Schwert. Von Pfeilen haben sie zwei Arten: mit hölzernen Spitzen und mit eisernen Widerhaken, letztere sind in Gift getaucht. Sie sind sehr zahlreich; in meinem letzten Briefe gab ich ihre Zahl auf (dem Hügel) Ndara — wie der Ort von den Swahilis genannt wird; die Einwohner selbst nennen ihn Sagalla — auf 5000 an; nachdem ich den Ort selbst besucht habe, muß ich ihre Zahl auf 10000 bis 12000 schätzen; Kasigau hat, soviel ich höre, 8000 und Teta 30000.

„Jeder Hügel hat seinen Häuptling; aber dieser hat keine Macht, ein jeder thut, was ihm recht dünkt. Makitsutso ist der hiesige

*) Wa ist im Suaheli die Pluralbezeichnung.

Häuptling, er ist ebenso arm wie jeder seiner Unterthanen. Als wir hierher kamen, besaß er kaum einen Lumpen, um seinen nackten Körper zu bedecken.

„Die Wa-Taita treiben Viehzucht, auch etwas Ackerbau. Alle ihre Felder sind am Fuße der Hügel, während die Menschen auf den Hügeln wohnen, aus Furcht vor den Masai, welche so nahe wohnen. In einigen Gegenden verbergen sie ihre Dörfer unter Bäumen, wo es in sechs Monaten von zwölf keinen Tropfen Wasser giebt. Während dieser langen Zeit holen sie es vom Fuß der Hügel. Der Hinweg kostet zwei, der Rückweg zwei und eine halbe Stunde Zeit. Dies mag ungeheuerlich und unglaublich scheinen; aber noch mehr wird es überraschen, wenn ich hinzufüge, daß manche vier Stunden klettern müssen, um von ihren Feldern zu ihrer Wohnung zu gelangen. Fast alle ihre Nahrung schleppen sie soweit herauf. Zu meiner Wohnung muß man auch eine Stunde lang weit auf Händen und Knieen hinaufklimmen. Das Brennholz ist noch zwei (englische) Meilen jenseits der Felder. Wenn das Weib nachhause kommt, muß es Wasser holen, Mehl mahlen und die Speisen kochen; inzwischen ist es 9—10 Uhr geworden. Vieh kaufen oder verkaufen sie selten; etwas wie einen Markt giebt es nicht. So viel Vieh, so viel Weiber. Wenn ein Mann ein Weib braucht, so handelt er mit dem Vater des Mädchens um so und so viel Kühe u. s. w.; dann nimmt er das Mädchen mit nachhause. Der gewöhnliche Preis ist: fünf Kühe, zehn Ziegen und etwas Bier. Ihr Vieh stehlen sie meist von benachbarten Stämmen. Sie unternehmen Streifzüge nach Usambara, Pare und Ugona, um Vieh und Mädchen zu rauben. Sie sind ungastlich gegen Fremde; kein Fremder darf es wagen, allein durch ihr Land zu ziehen; er wird entweder getötet oder verkauft. Wenn sie einem anderen Stamme zwischen hier und der Küste begegnen, so findet ein Kampf statt. Natürlich sind infolge dessen den Wa-Taita alle Wege versperrt, nur bei Nacht können sie durch einige andere Dörfer ziehen, es sei denn, daß einige der Unseren dabei sind.

„Ihre Häuser haben eine rundliche Form. Sie bestehen aus einer ungefähr drei Fuß hohen Umzäunung von Holzstäben mit einem kegelförmigen gut mit Gras gedeckten Dache.“

Obgleich die Eingeborenen anfangs sich gleichgültig gegen alles, was der Missionar Wray ihnen sagte, zeigten, so kamen doch jeden Sonntag einige zum Gottesdienst. Auch die Einrichtung einer Schule fand große Hindernisse: Erwachsene und Kinder wollten für die Mühe, etwas zu lernen, mit Kleidung oder Perlen bezahlt sein. Es hatte sich allmählich über den Missionar, der mit großer Geduld und Milde seines Amtes waltete, eine feststehende Meinung gebildet, welche sie folgendermaßen ausdrückten:

„Der Mzungu (Fremde)", sagten sie, „ist nicht wie wir, noch ist er wie die Swahilis. In seinem Hause ist nie Zank. Er spielt mit unseren Kindern. Er erlaubt den fettigen Leuten bei ihm zu sitzen. Leute mit Geschwüren werden nicht von ihm fortgetrieben, wie bei den Swahilis. Der Mann hat keine Sünde. Er hat auch die Raubvögel getötet, welche unsere Hühner rauben. Er ist ein guter Mann."

Haedford von Oxeretown, der seinen einsamen Kollegen in den Taitabergen besuchte, fügt dieser Schilderung noch die interessante Mitteilung hinzu, daß die Wa-Taita an ein höchstes Wesen glauben und höchst sonderbare Ideeen von einer Seelenwanderung haben.

„Allgem. Missions-Zeitschrift" 1885, Beiblatt, S. 29.

Der Ukerewesee oder Viktoria Nyanza.

Umfang. — Entdeckung durch Speke. — Schilderung des ersten Anblickes. — Das Landschaftsbild am Ausflusse des Nils.

Der von Kapitän John Henning Speke am 30. Juli 1858 entdeckte Ukerewesee ist der größte zentralafrikanische See; er umfaßt 75 000 Quadratkilometer oder fast 1400 geographische Quadratmeilen, fast die Größe von Bayern mit Salzburg, er ist 40 Meilen lang (die Entfernung von Basel bis Köln) und liegt nach Stanleys Messungen 1160,5 m über dem Indischen Ozean. Er ist der Hauptquellsee des Nils, der als Viktoria- oder Somerset-Nil weiter unten nach einem Laufe von ca. 200 km noch die Abflußwasser eines zweiten Quellsees, des Mwutan Nzige oder Albert Nyanza (ca. 22 000 Quadratkilometer), aufnimmt. Auf einer zweiten mit Kapitän James Augustus Grant unternommenen Reise versuchte Speke, um die Einwürfe und Herabsetzungen seines früheren Reisegefährten Richard Burton zu widerlegen, den Zusammenhang dieses Sees mit dem Nil zu erweisen, was ihm jedoch nicht vollständig gelang. Es blieb Stanley vorbehalten, Speke zu rechtfertigen, indem er 1875 eine vollständige Umschiffung in 80 Tagen bewerkstelligte.

Die Ufer sind flach oder hügelig, doch hat man neuerdings an der Ostseite höhere Ränder entdeckt, die sich im Madahitagebirge bis zu 2500 m erheben. Das Wasser des lichtblauen Sees zeichnet sich wie das Nilwasser durch ungewöhnlichen Wohlgeschmack aus.

Interessant ist die Schilderung, welche Speke vom Anblick des Sees giebt, nachdem er am 3. August einen Höhenzug erstiegen hatte und sich vor seinen Blicken dessen hellblau schimmernden Wasser in unabsehbaren Fernen, mehr als einen vollen Viertelbogen des Horizontes umspannend, ausdehnten; hatten doch die Eingeborenen ihm gesagt, der Nyanza, d. h. See, reiche bis ans Ende der Welt und kein Mensch sei jemals hinübergefahren.

„Von Norden bis Westen bildete die Wasserlinie des Sees die Aussichtsgrenze am Horizont; links drängte sich in den Gesichtskreis ein Archipel von Inseln mit Bergen, welche 60—100 m über die Seefläche emporragen mochten. Jede dieser Inseln erhob sich sanft zu einer runden Kuppe; die Falten zwischen den rauhen Kanten der Granitwände waren mit Wald bekleidet, und in lieblicher Ruhe fiel das Bild in den Spiegel des Sees, auf welchem hier und da ein winziges Fleckchen schwamm, die Nußschale eines Muanzafischers. Das Ziel der Reise, die Landschaft Muanza, lag jetzt dicht zu Füßen des Entdeckers, — in der sanft geneigten Ebene verrieten blaugekräuselte Rauchsäulen über den Bäumen halbversteckte Dörfer und Weiler; ihre braunen Dächer bildeten einen günstigen Gegensatz zu dem smaragdnen Grün des Milchbaumes, dessen korallenartige Zweige sich im reichsten Blütenschmucke um die Hütten drängten oder sich zu Laubgängen um die Dörfer vereinigten. Nordwärts, 5—6 Meilen weit im See, lagen zwei große geschwisterliche Inseln, Kerewe und Mzite; ein nordöstlich vortretendes Horn verwehrte den weiteren Ausblick auf die nach jener Richtung sich vorstreckende Wasserfläche.“

Nicht minder schön ist seine Schilderung des Nilausflusses, den er auf seiner zweiten Reise am 27. Juli 1862 entdeckte:

„Ich sah, daß der alte Vater Nil ohne Zweifel aus dem Viktoriasee entspringe, und daß, wie ich vorhergesagt, jener See die große Quelle des heiligen Flusses sei. In 4 m hohen und 130 bis 160 m breitem Falle trat er aus dem See. Es war ein Anblick, der stundenlang fesseln konnte; das Getöse des Wasser, die Tausende von wandernden Fischen, die mit aller Gewalt aus den Fällen herausssprangen; die Fischer, die mit Böten herauskamen und sich auf den Felsen im Strombett mit Ruten und Haken postierten;

die Krokodile, die schläfrig auf dem Sande lagen; die Fähre, die oberhalb der Fälle im Gange war; Rinder, die zum Trinken an den Rand des Sees getrieben wurden: dies alles machte das Bild zu einem so interessanten, wie man nur zu sehen wünschen konnte. Ich taufte die Fälle Riponfälle nach dem Vorsitzenden der geographischen Gesellschaft in London und den Seearm, aus dem der Nil entspringt, Napoleonskanal. Mir war es, als fehle mir nur eine Frau und Familie, ein Garten, eine Yacht, Büchse und Angelrute, um mich hier zeitlebens glücklich zu fühlen; so reizend war der Platz. Jagend marschierten wir in dem hohen Ufergrase an dem herrlichen Strome abwärts bis Urondogani. In fünf Böten brach ich mit zwölf Wangwana und dem Gefolge aus Mtesas Lande auf, um Kamrasis Palast in Unjoro zu erreichen, wohin Grant bereits aufgebrochen. Ruderer bewegten die Fahrzeuge; die faule Mannschaft brauchte sie aber nur langsam; zuweilen fuhren sie um die Wette, ruhten sich aber dann gelassen aus, während uns die leise Strömung weiter trieb. Der Fluß trug gleichzeitig den Charakter eines Flusses und Sees, in der Mitte klar, an den meisten Stellen aber mit hohen Binsen eingefaßt, über welchen die grünen Ufer wie Parkländer in die Höhe stiegen."

Die Ufer begrenzt ein breiter Saum von Papyrusdickicht, aus welchem das heisere Gebrüll der Hippopotamen herüberdröhnt. Bewaldete Landzungen teilen es in reizende Buchten und dehnen sich oft weit in den See hinein, ein Inselchen an ihrer Spitze. Gruppen niedriger Eilande, die Sesseinseln, beleben den westlichen Rand des Sees. Große Böte von Eingeborenen durchfurchen die Wasserfläche und vermitteln den Verkehr zwischen dem Festlande und den Inseln.

Stanley hatte den See in einem mitgebrachten, zerlegbaren Segelboote „Lady Alice" befahren, welches später der 1877 zu Rubaga in Uganda angelegten evangelischen Mission gute Dienste leistete. Der König Mtesa, der den Europäern freundlich war, starb inzwischen 1885; sein Sohn Muanga, geängstigt durch das Gerücht von den „ländereessenden" Deutschen und von den Arabern aufgehetzt, begann die bereits zahlreich gewordenen Christen auf das grausamste zu verfolgen und ließ den edlen Bischof von Mombas,

Hannington, der auf einer Inspektionsreise auch Rubaga besuchen wollte, zwei Tagereisen von seiner Hauptstadt gefangen nehmen und hinrichten. In England meldeten sich sofort 53 Männer der kirchlichen Missionsgesellschaft, um den heldenmütigen Bischof zu ersetzen; es wurde Bischof Parker, früher Missionar in Indien, in das gefahrvolle Arbeitsfeld gesandt.

Uganda und die Waganda am Ukerewe.

Die Waganda sind große Jäger und fangen die kleineren Antilopen nach einem regelrechten System. Viele treiben die Elefantenjagd gewohnheitsmäßig und greifen die Tiere kühn und kaltblütig mit ihren Speeren an. Zu diesem Zwecke vereinigen sich immer drei oder vier Jäger, welche zu gleicher Zeit angreifen, wodurch die Aufmerksamkeit des Tieres auf verschiedene Punkte verteilt und die Gefahr für den einzelnen vermindert wird; doch fordert diese gefahrvolle Jagd trotz aller Vorsichtsmaßregeln zahlreiche Opfer. Man fängt den Elefanten auch in Gruben, nahe an den Teichen, zu welchen er kommt, oder an Stellen, wo er sich sonst oft aufhält. Diese sind ungefähr 2 m tief und verengen sich trichterförmig nach unten, so daß dem armen Tier, das eine dieser künstlich verborgenen Fallgruben betritt, die Füße in dem engen Loche zusammengedrückt werden, und es hilflos der Gewalt der Jäger preisgegeben ist, die es rasch mit ihren Speeren erlegen.

Büffel werden mit einem Kranz von dornigen Zweigen, deren Dornen nach innen gerichtet sind, gefangen. Dieser wird mit einem Seil an einen schweren Holzklotz befestigt und an eine Stelle gelegt, wo die Büffel vorüberkommen. Wenn das Tier auf den Ring tritt, so bricht es mit dem Fuß durch, und da die Dornen als Widerhaken wirken, kann es ihn nicht abschütteln und der schwere Klotz, an dem jener befestigt ist, hindert seine Bewegungen, so daß es dem Jäger nicht zu entrinnen vermag.

Die kleineren Antilopen werden mit Hilfe von Netzen gefangen. Diese sind gegen $1\frac{1}{2}$ m hoch und aus dicker Schnur verfertigt. Sie

werden von starken Stangen gehalten und in den offenen Gängen im Walde angebracht. Oft vereinigt sich ein ganzes Dorf zu einem derartigen Jagdvergnügen, wobei jede Familie ein oder zwei Netze stellt; Wächter verbergen sich in der Nähe, um die Tiere dagegen zu treiben und sie zu töten, wenn sie in die Maschen verstrickt sind, während die übrige Gesellschaft mit ihren Hunden das Wild in die Falle jagt.

Löwen und Leoparden werden in Fallen aus schweren Holzstämmen gefangen. Das Tier verschiebt, um zur Lockspeise zu gelangen, die Balken, welche es im Herabfallen totschlagen.

Der Fischfang wird von den Inselbewohnern und den Waganda, die nahe an den Seeufern leben, eifrig betrieben. Sie fischen gewöhnlich mit der Angel. Die Haken sind klein, ohne Widerhaken, aus einheimischem Eisen verfertigt. Die sehr feinen und festen Angelschnüre bestehen aus den Fasern einer Aloeart. Die Waganda gebrauchen auch Fischkörbe von der Art unserer Hummerfallen und in derselben Weise.

Fast alle speziell afrikanischen Tiere finden sich in Uganda, und in manchen Gegenden ist dieses Land ein wahres Paradies für den Jäger. Elefanten halten sich viel in den weiten Wäldern des Nordens auf und gelegentlich machen sie herdenweise Einfälle in die Bananenwälder, wo sie schreckliche Zerstörungen anrichten. In manchen Gegenden giebt es Büffel in Menge, von den Einwohnern gefürchtet und selten angegriffen. Wie die Elefanten verheeren sie oft die Bananenpflanzungen. Rhinoceros und Zebra sind ziemlich häufig; die Haut des letzteren wird sehr geschätzt. In den Wäldern trifft man sehr viele Antilopenarten, vom mächtigen, gestreiften Elentier (Oreas Livingstonii) bis zu dem kleinen Ntallanganya, ungefähr so groß wie unser Hase. Es giebt im ganzen wohl ein Dutzend Arten. Löwen giebt es ebenfalls in beträchtlicher Menge, wenn man sie auch selten zu Gesicht bekommt. Leoparden kommen häufig vor und wagen sich, vom Geflügel angelockt, oft bis in die Dörfer. Schimpansen und andere Affenarten findet man in den Wäldern, ebenso Schakale, Füchse und Hyänen, den Hasen jedoch selten. Im Nyanza giebt es sehr viele Flußpferde und eine große Otter, die wegen ihres schönen Pelzes hoch im Preise steht und an

seinen Ufern lebt. Ratten giebt es in Masse, und im See leben zum Schrecken der Eingeborenen viele Krokodile, die jedoch einen unerbittlichen Feind besitzen in Gestalt einer großen Wassereidechse, welche ihre Eier herausgräbt und zerstört. Schlangen sind häufig in Uganda, viele darunter sind giftig. Der Name einer unschuldigen Art von leuchtendem Grün dient zur Bezeichnung dieser Farbe. Nicht selten findet man die Boa constrictor; in meinem Garten zu Rubaga schoß ich eine von fast 5 m Länge.

Unter den Vögeln sind vor allem die Papageien, Geier, Habichte und Fischadler zu nennen. Von den ersteren existieren zwei Arten, der graue Papagei, berühmt wegen seiner Sprechfähigkeit, und eine kleine gelb und grüne Art. Die erste ist in den Wäldern am Seeufer sehr gewöhnlich und oft in Schwärmen von 200—300 zu sehen. Die Geier sorgen für Straßenreinigung in den Städten und größeren Dörfern und halten sich massenhaft um die Hauptstadt auf, wo sie sich von den Opfern der Scharfrichter nähren.

Moskitos schwärmen in Uganda und verursachen zeitweise wahre Seuchen. Die zahlreichen weißen Ameisen richten durch das Zerstören der Balken, welche die Hütten der Eingeborenen stützen, großen Schaden an. Einige Holzarten jedoch greifen sie nicht an, besonders den Stamm der wilden Dattelpalme, welcher infolge dessen vielfach zum Häuserbau verwendet wird.

Die Waganda essen auch Heuschrecken, welche zubereitet den gebackenen Krabben gleichen.

Die Wanderameise kommt gelegentlich in Schwärmen in die Häuser, treibt alles hinaus und bemächtigt sich vollständig des Platzes. Ihr Biß schmerzt wie der Stich einer glühenden Nadel und wer einmal von ihr angegriffen worden, vermeidet gern jede Möglichkeit einer zweiten Heimsuchung.

Im allgemeinen beschäftigen sich die Waganda mit Landwirtschaft, Häuserbau und Kriegsführung. Die Bearbeitung des Bodens wird hauptsächlich von den Weibern besorgt, nur das Bauen und den Kampf halten die Männer für ihrer Würde angemessen. Die Gärten von Uganda sind in der Regel außerordentlich sauber und durch hohe Zäune von Tigergras oder Hecken von Euphorbia und anderen Büschen untereinander und von der Straße abgegrenzt.

Die Hacke dient allgemein sowohl zum Umgraben der Erde, als zum Unkrautausjäten. Die einzelnen Pflanzen, süße Kartoffeln, Bohnen, Sesam ꝛc. werden in verschiedene Beete gesäet und letztere durch Gänge getrennt und aufs sorgfältigste frei von Unkraut gehalten. Wenn frische Beete zum Anbau einer neuen Pflanze hergerichtet werden sollen, so gräbt man den Boden ungefähr 2½ cm tief um. Außer den bei den Lebensmitteln bereits erwähnten Bodenerzeugnissen wird hauptsächtlich noch Tabak und der Flaschenkürbis gezogen. Der Tabak wird meist ziemlich eng in kleinen Beeten gesäet, und wenn die Setzlinge groß genug geworden sind, versetzt man sie und pflanzt sie reihenweise. Der Flaschenkürbis wird gewöhnlich an Holzspalieren oder an den Hüttenwänden gezogen, damit die Frucht frei hängt und ihre Form behält, denn wenn sie aufliegt, plattet sich die untere Seite ab. Die Bananen oder der Pisang werden in der Regel in Wäldern für sich allein gepflanzt, weil sie, näher beisammen wachsend, einen so tiefen Schatten werfen, daß keine anderen Pflanzen darin gedeihen. Diese Wälder werden gut gehalten und von Zeit zu Zeit von den welken Blättern und anderen Resten gesäubert, welche die Waganda dann mit dem Unkraut aus den übrigen Teilen des Gartens zusammen um die Wurzeln der Bananen aufhäufen, die einzig übliche Art von Düngung. Unmittelbar um ihre Häuser haben die Waganda kleine Gärten, die mit hohen Grasmatten eingehegt sind und ein paar große Bananen und verschiedenartige Gemüse enthalten.

Im Häuserbau sind die Waganda allen Negerstämmen Afrikas, die ich gesehen habe, überlegen; denn die Häuser der oberen Klassen sind hübsch, rein und geräumig. Die Wohnungen der ersten Häuptlinge sind sehr groß, sie bedecken oft mehrere Morgen Landes und bestehen aus vielen Hütten. Das ganze Anwesen ist von einem hohen, grasgeflochtenen Zaun umgeben, welchen statt der Stangen Bäume stützen, meist eine Art Feigenbaum, aus welchem der Rindenstoff, Mbugu, verfertigt wird. Diese Bäume entfalten eine laubreiche Krone, die angenehmen Schatten giebt. Gewöhnlich hat der Zaun nur ein Thor, durch welches man von der großen Straße in einen kleinen, von hohen Zäunen umschlossenen Hof tritt, worin sich eine kleine Hütte oder Pförtnerwohnung befindet. Das ganze Grund-

stück wird durch Zäune in eine Reihe von Höfen oder Gärten geteilt, welche Bananen oder Feigenbäume beschatten. In jedem dieser Höfe stehen ein oder mehrere Häuser; in den inneren Höfen die des Eigentümers und seiner Frauen, in den äußeren die der Sklaven. Alle Häuptlinge von hohem Rang besitzen solche Anwesen auf dem Lande neben ihren Stadthäusern in der Hauptstadt. Die Häuser der Bakozi oder Bauern in den Dörfern haben in der Regel nur einen Hof vor dem Hause, manche stehen einzeln da und dort in den weiten Bananenwäldern, welche jedes Dorf umgeben. Die Häuser sind gewöhnlich rund und kuppelförmig gebaut und bis zum Boden mit Stroh gedeckt, so daß sie wie ungeheure Bienenkörbe aussehen. Sie verwenden dazu die starken Stengel des hohen Tigergrases, die eine Länge von 5—7 m erreichen.

Die Könige ändern oft die Lage ihres Palastes, und damit verschwinden auch die Städte, die jedesmal um einen solchen entstehen. So ist die alte Hauptstadt Banda, in welcher Speke und Grant den König Mtesa sahen, vollständig verschwunden; auch nicht ein Haus bezeichnet mehr ihre Stelle.

Wilson u. Falkin.

(Uganda und der ägyptische Sudan. Stuttgart, Cotta, 1883.)

Von der Küste zum Tanganyika*).

Land- und Völkerschaften.

Den 15. Juni 1882 fuhr Hauptmann Storms mit 126 Mann von Sansibar nach Sâadani ab, um von dort nach dem Tanganyika zu gehen, an dessen Ufer eine Station errichtet werden sollte. Aus dem anziehenden und lehrreichen Vortrage, den er zu Brüssel über seine Reise hielt, heben wir folgendes hervor:

„Deutschland besitzt nun u. a. Usagara und mehr im Norden das Kilima Ndscharogebiet. Diese beiden Provinzen, die im Inneren des Kontinents liegen — der Küstenstrich ist nicht so gesund und hat weniger Wert —, müssen mit guten Verschiffungsplätzen an der Küste in Verbindung gesetzt werden. Die Straßen, welche nach Usagara führen, sind die von Bagamoyo und Sâadani. Aber keine dieser Ortschaften besitzt einen Hafen oder auch nur eine gute Rhede. Dar-es-Salaam, zwei Tagemärsche im Süden von Bagamoyo gelegen, besitzt einen prächtigen Hafen, dessen Einfahrt aber ziemlich schwierig ist. Nach Dar-es-Salaam müssen also jetzt die Deutschen die Hauptwege leiten. Um das Kilima Ndscharogebiet mit der Küste in Verbindung zu setzen, hat man verschiedene Ankerplätze, besonders Mombas und Lamu eignen sich dazu. Alle genannten Orte haben bereits eine sichere Wichtigkeit für den Handel. Viele Indier und einige Araber wohnen und handeln da mit den Eingeborenen. Die Europäer von Sansibar erhalten dann die Waren aus zweiter Hand.

*) Von Professor Dr. A. Berlage nach einem Vortrage des Hauptmanns Storms zu Brüssel im August 1881. „Die Weltpost", Nr. 21.

Usagara ist eine bergige Gegend und stark bevölkert. Sie wird von mehreren Flüssen bewässert. Das Thal, welches ich besucht habe und wo die deutschen Stationen von Munie=Msagara sich befinden, ist sehr fruchtbar. Alles Ackerland wird da sorgfältig bebaut. In der Nachbarschaft gewisser Flüsse von Usagara ackert man das ganze Jahr hindurch. In Mrogoro besteht eine Station der Väter vom heiligen Geiste, die da Ackerbauversuche vermittelst künstlicher Bewässerung anstellen. Diese Versuche versprechen ein gutes Resultat. Meines Erachtens werden da Vanillepflanzen und Kaffeebäume gedeihen.

„Man sollte denken, daß der Aberglaube in der Nähe der Küste verschwinden müßte. Aber dem ist nicht so. Vor einiger Zeit starb der Häuptling von Usagara in einem vorgerückten Alter. Einige Tage vor dem Tode holte man den Fetischmann, der aussagte, des Häuptlings Verwandte, welche die Berge bewohnen, verursachten durch Zauberkünste die Krankheit. Was that man? Man holte die vorgeblichen Zauberer und stach sie ohne Mitleid nieder. Der Sultan starb aber doch. — Von Usagara kam ich nach Ugogo, dem Lande des Kongo, ein Wort, das sehr unangenehm in den Ohren der Reisenden klingt. Den Tribut des Durchzugs kann man nun einmal nicht vermeiden. (Der Weg nach Tabora geht durch Ugogo.)

„Von Ugogo trat ich in die Wüste, welche man Mgunda nennt und die vor einigen Jahren noch bevölkert war. Damals stritten sich mehrere benachbarte Häuptlinge um den Besitz dieses Landes, wo man die Karawanen am besten ausplündern konnte. Die Folge dieses Streites war die Entvölkerung dieser Gegend. In einigen Tagen erreicht man von hier Tabora. Seit Mirambos Tode herrscht Sikke über diesen Handelsplatz. Dieser Sultan verfügt über 15000 bis 20000 Gewehre. Tabora liefert nämlich jedes Jahr viele Träger für die Küste, welche alle als Lohn Feuerwaffen verlangen. Man glaube nur ja nicht, daß Tabora ein Mittelpunkt der Zivilisation und guter Sitten sei. Am hellen Tage und auf vollem Markte stiehlt man da Frauen und Kinder. So lange die Träger noch ein Stückchen Tuch zu verzehren haben, wollen sie Tabora nicht verlassen, sondern setzen ihr liederliches Leben in dem halbzivilisierten Orte fort. Ich konnte daher auch nur am 27. August 1882 von da abreisen.

Ich zog nun durch Ugunda nach Karéma. Diese Gegend wird von der Königin Ndisia regiert, welche zu Igonda hauset.

„Ich kam nun in ein Gebiet, welches Mirambo früher erobert hatte. Seit dem Tode des schwarzen Napoleon suchen die Einwohner ihre frühere Unabhängigkeit wiederzuerlangen. Der Krieg besteht da fortwährend, die Ruga=Ruga der beiden feindlichen Parteien befehden sich täglich und rauben Frauen und Kinder, sobald sie sich nur vom Dorfe entfernen. Vier Tagemärsche vom Tanganyika konnte ich die Ebene von Katawi bewundern, die meines Erachtens das schönste Jagdgebiet von Mittelafrika ist. So weit das Auge nur schweifen konnte, sah man auf der ungeheueren Ebene Herden von Zebrapferden, Büffelochsen, Hirschziegen und Giraffen, deren Füße dicke Staubwolken emporwirbelten. Der geringste Morast wird von Flußpferden bewohnt und Federwild ist da im Überfluß.

„Ich hatte den Auftrag erhalten, am westlichen Ufer des Tanganyika eine Station zu errichten. Nachdem ich das Ufer ausgeforscht hatte, wählte ich einen Ort in der Nähe des Dorfes Mpala. Ich ließ den Häuptling rufen und ihm meine Absicht mitteilen. Von einer starken Bedeckung umgeben kam er aus dem Dorfe und nahm vor einem Zelte Platz. ‚Weißer Mann‘, sagte er, ‚ich sehe an den Gegenständen, die du mitgebracht hast, daß du hier bauen willst. Da du stärker bist als ich, so wirst du doch bauen, wenn ich's auch verweigerte. Es ist also besser, daß wir ein Übereinkommen treffen.‘ — Nach einer allgemeinen Versammlung der Hauptpersönlichkeiten der Gegend, in welcher ich viel Tabak verschenken mußte und wo man stark rauchte, konnte ich meine Bauten beginnen. Der Häuptling Mpala ward bald für mich ein wirklicher Freund, mit dem ich selbstverständlich Blutsverwandtschaft schloß. Als sein Bruder an den Blattern gestorben war, wurde seine Zuneigung zu mir noch größer, und er besuchte mich täglich. ‚Was wird aus mir werden, mein Bruder‘, sagte er oft, ‚wenn du fort sein wirst? Ich werde keinen Verwandten mehr haben.‘ Einen Monat vor meiner Abreise wurde Mpala von derselben Krankheit befallen, welcher sein Bruder erlegen war. Als er den Tod nahen fühlte, ließ er die Dorfältesten kommen und sagte ihnen: ‚Der weiße Mann, mein Bruder, wird euch einen andern Häuptling geben. Mein Nachfolger muß meinem weißen

Freunde gehorchen, wie ich's gethan habe, denn er hat immer alles zu unserem Besten angeordnet. Wenn mein Stellvertreter meinem Beispiele nicht folgen will, so verlasset dieses Dorf und gehet zu meiner Schwester.'

„Einige Tage nach Mpalas Tode stellte ich des Verstorbenen Vetter als Häuptling ein und teilte Mpalas Vermögen. Es bestand in einigen Gewehren, die ich den Eingeborenen ließ; die eine Hälfte des Harems sprach ich dem Thronfolger und der Schwester des Verschiedenen zu, die andere Hälfte gehörte von Rechts wegen mir. Ich beeilte mich, die mir zugefallenen Frauen in Freiheit zu setzen.

„Es ist jetzt an der Zeit, von Gebräuchen und Sitten der Völkerschaft Marungus, der Gegend, wo meine Station liegt, zu sprechen. Inbezug auf Sitten und Gewohnheiten unterscheidet sich Marungu bedeutend von den Gegenden im Osten des Sees. Wenn man da große bewohnte Mittelpunkte und starke Selbstherrscher findet, so sieht man hier nur kleinere, aber zahlreiche Ortschaften. Überall herrscht diesseits des Tanganyika ein patriarchalisches Regierungssystem. Alle diese kleinen Dörfer halten große Stücke auf ihre Selbständigkeit. Jede schwebende Frage wird da von den Ältesten und dem Häuptlinge der Gemeinde entschieden. Eine Angelegenheit, welche die ganze Gegend betrifft, wird in der Versammlung der Dorfhäuptlinge besprochen, wo das Haupt des Stammes den Vorsitz führt.

„Die Gesellschaft besteht aus Adeligen, freien Leuten und Sklaven. Überall herrscht Vielweiberei. Die Adeligen, welche von freien Frauen abstammen, haben allein ein Anrecht auf die Krone. Der größte Reichtum Marungus sind die Produkte des Bodens, den die Frauen meistens allein bebauen.

„In der Mitte des Dorfes wohnt der Häuptling in einem umzäunten Raume, worin jede seiner Frauen eine besondere Hütte hat. Der Mann wohnt bald bei der einen, bald bei der andern Gattin, und während seines Aufenthalts muß die jedesmalige Gattin ihn verpflegen. In jeder Hütte sind zwei Feuer, da die Frau ihr Essen nicht auf dem Feuer des Mannes zubereiten darf. Der Häuptling trinkt nicht wie die anderen Sterblichen. An seiner Seite sitzen zwei Knaben, von denen der eine eine kleine Trommel rührt und der andere ein an einem Riemen befestigtes Brettchen in der Luft herum-

säuseln läßt, wenn der Herr trinkt. Danach schiebt ihm eine Frau den hölzernen Teil eines Bogens zwischen die Zähne, dessen Sehne sie in Schwingung versetzt. Das erleichtert das Herunterschlucken. Ein achtbarer Marungu schrickt täglich nicht vor 50 Litern Pommbe zurück. Dieses Bier wird aus Moorhirse und türkischem Weizen gebraut. Man trinkt es vorzugsweise während der Gärung und man verschmäht die Träber gar nicht.

„Die Marungu haben Fetische, aber keine Götzenbilder; diese kleinen Standbilder stellen entweder verstorbene Persönlichkeiten oder die höchsten Voreltern dar. Nach ihrer Meinung beruht die Macht eines Fetisches auf einem Talisman, den der Fetischmann in den Fetisch gesteckt hat. Dieser Talisman besteht aus tierischen und pflanzlichen Stoffen, die mit Erde und Fett vermischt worden sind. Die Eingeborenen richten wahrscheinlich keine Gebete an ihre Standbilder, wohl aber gießen sie vor ihnen bei jedem neuen Gebräu eine Kürbisflasche voll Bier aus. Nach gewissen Gebräuchen zu schließen, sollte man sagen, daß die Schwarzen an das Dasein eines zukünftigen Lebens glauben. Es ist jedenfalls sicher, daß sie an das Bestehen eines bösen, übelwollenden Geistes glauben. Alle Unglücksfälle werden ihm zugeschrieben und alle gefährlichen Orte besitzen ihre bösen Geister. Der furchtbarste Gott der Gegend ist der Muzammira, der Geist des Tanganyikas. Da auf diesem See viele Unglücksfälle sich ereignen, so werden die Opfergaben nicht gespart, um die Gefahren zu beschwören. Wenn nicht alles trügt, so sind die heutigen religiösen Übungen Überreste einer untergegangenen Religion. Ich glaube es um so mehr, als nach meiner Meinung die Zivilisation dieses Volkes im Verfalle begriffen ist.

„Die Sklaven, deren Handel im Innern noch blüht, sind für den Eigentümer eine Quelle großen Vermögens und der Macht. Da es in jenem Lande kein großes Vieh giebt und das Elfenbein nicht reichlich vorhanden ist, so ist, um mich so auszudrücken, der Sklave die einzige große Münze, wofür man sich Waffen, Pulver und Stoffe erhandelt. Daraus folgt, daß unruhige Häuptlinge immer die Waffen in der Hand haben, um sich die menschliche Ware zu verschaffen, die sie so gut den Arabern verkaufen können. Daher stören auch die Menschenjäger beständig den Frieden und verhindern viele Völker-

schaften durch ihre scheußlichen Jagden am Ackerbau, so daß sie schier vor Hunger umkommen. Die Sklavenfänge werden gewöhnlich des Nachts durch Überrumpelung ausgeführt. Man schlachtet die männlichen Gefangenen ab und führt die Frauen und Kinder weg, welche dann von den Arabern, die zu Udjidji und Kirando wohnen, erstanden werden. Diese schändlichen Händler kommen nun mit ihren Barken an, verweilen einige Zeit am Ufer des Sees und schicken von da ins Innere bewaffnete Züge, welche die Unglücklichen abfangen oder von den mächtigen Häuptlingen erhandeln, die absichtlich zu diesem Zweck ihren Überschuß aufbewahren. Der Wert der Sklaven geht von 10 zu 50 Mark. Zur Zeit der Hungersnot bekommt man leicht einen Sklaven für einen Korb Mehl. Mütter verkaufen sogar ihre eigenen Kinder. Auf der dreimonatlichen Reise nach der Küste, wo sie, zu zehn oder zwölf zusammengekettet, sich einander die Blattern mitteilen und keine ärztliche Pflege oder sonst passende Versorgung haben, kommt die Hälfte der Unglücklichen an moralischen und physischen Leiden um. Nach Sansibar werden sie durch Schleichhandel geschafft. Für den Elfenbeinhändler sind die Sklaven besonders von Nutzen, da er sie als Träger braucht. Nirgends giebt es ‚öffentliche‘ Sklavenmärkte, nicht einmal zu Tabora und Udjidji. Wenn jemand einen Sklaven zu verkaufen hat, so giebt er ihm einen Elefantenzahn oder einen Korb Mehl zu tragen und führt ihn so von Haus zu Haus. In Wirklichkeit wird nicht die Ware, sondern der Träger derselben, bisweilen beides, feilgeboten.“

Der Tanganyikasee.

Größe, Entdeckung, Bedeutung des Sees. — Erster Anblick.

Der Tanganyikasee (Tanganyika bedeutet „Sammelplatz des Wassers"), den die arabischen Händler nach dem Handelsplatz Udschidschi (Ujiji), welchen sie vorzugsweise besuchen, See von Udschidschi nennen, liegt zwischen 3° 8′ und 7° 47′ s. Br. und ist 70 Meilen lang (ungefähr die Entfernung von Stuttgart bis Wien oder von Mannheim bis Berlin), 10—12 Meilen breit, an vielen Stellen mehr als 600 m tief und fast 500 Quadratmeilen groß. Der See wurde 1858 durch Burton und Speke entdeckt, welche von Udschidschi aus den einen Teil des Sees befuhren. Livingstone gelangte 1869 an den See, woselbst ihn der zu seiner Aufsuchung abgesandte Stanley am 18. November 1871 traf und mit ihm das Nordende besuchte. Seit Stanleys Kongoreise bemühten sich besonders die Belgier, den Tanganyika zu durchforschen und an demselben eine Station zu errichten, was nach vielen Mühseligkeiten dem Hauptmann Cambier im August 1878 gelang. Er gründete am Ostufer die erste Station Karéma. Lieutenant Storms errichtete am Westufer die Station Mpala. Hier fand der heldenmütige Paul Reichard, der das Wagnis unternommen hatte, das Quellengebiet des Kongo zu durchforschen und unter entsetzlichen Leiden und Gefahren die wildesten Völker Zentralafrikas kennen zu lernen, auf seinem fluchtähnlichen Rückzuge aus dem Reiche Msiris gastliche Aufnahme und Erholung; auch der kühne Wißmann, der auf seiner Durchquerung Afrikas nach der Trennung von Pogge allein ostwärts nach der Küste zog, konnte sich hier von seinen Strapazen ausruhen.

Seit 1878 haben sich protestantische Missionare der Londoner Missionsgesellschaft am See festgesetzt und die katholischen Missionare haben am Tanganyika und in Uganda nicht weniger als zehn Stationen errichtet. Ein Dampfer vermittelt den Verkehr beider Ufer. Der Lukuga ist nach den neuesten Forschungen unzweifelhaft ein Abfluß des Tanganyika nach dem Lualaba, dem Oberlaufe des Kongo, aber als Quellensee des letzteren kann man nur den südwestlich gelegenen Bangwelosee betrachten, da der Lukuga nur während der Regenzeit bedeutende Wassermassen dem Kongo zuführt, zu anderen Zeiten jedoch durch Pflanzenbarren abgesperrt ist. Durch Gessi ist es festgestellt, daß kein Abfluß des nördlichen Endes nach Moyutan vorhanden ist.

Das Ostufer des Tanganyika ist auf der Luftlinie 540 geographische Meilen von der Sansibarküste (Bagamoyo oder Pangani) entfernt, welche Entfernung nach den Erfahrungen der Forschungsreisenden wegen der Bodenbeschaffenheit, der Krümmungen und Umwege auf 900—950 Meilen steigt, welche die Karawanen in 6½ bis 7½ Monaten zurücklegen*). Hieraus ergiebt sich unwiderleglich, daß ohne eine Eisenbahn von der Sansibarküste nach dem Tanganyika eine wirkliche Aufschließung von Zentralafrika, ebenso wie die Ausrottung des Sklavenhandels, der diesen Teil des Kontinents immer mehr entvölkert, ganz undenkbar ist. Diese Hauptverkehrsstraße des Welthandels wird von Tabora aus, dem bisherigen Zielpunkte aller Karawanen, eine Zweigbahn nach dem Ukerewe senden müssen, um sich mit der von Mombas aus nach dem Sudan führenden, von den Engländern bereits geplanten Eisenbahn zu vereinigen, während die Hauptbahn von Tabora nach dem Tanganyika weitergehen und denselben wahrscheinlich in Udschidschi erreichen wird. Der Bau dieser Eisenbahnen hat wegen der vielen Hochebenen weniger Schwierigkeiten als

*) Man rechnet von der Meeresküste bis Udschidschi 85 lange oder 100 kürzere Stationen. Burton hatte gerade 100 Tagemärsche von zusammen 420 Stunden; er war unterwegs vom 27. Juni 1857 bis 18. Februar 1858, 7½ Monate. Arabische Karawanen gebrauchen durchschnittlich 6 Monate, um bis an den Tanganyika zu gelangen; leicht beladene kommen auch wohl in 2½ bis 3 Monaten nach Unyanyambe und von dort in 25 Stationen nach Udschidschi, so daß sie im ganzen nur etwa 4 Monate Zeit nötig haben.

die Beschaffung von Arbeitskräften. Hierbei könnte jedoch China aushelfen.

Werfen wir jetzt einen Blick auf den Tanganyikasee selbst, der an einigen Stellen eine Großartigkeit und Mannigfaltigkeit der Uferlandschaft zeigt, die von keinem anderen afrikanischen See übertroffen werden. Folgendermaßen schildert Burton die Entdeckung und den ersten Anblick dieses Binnenmeeres:

„Am 13. Februar hatten wir den seichten und schlammigen Ungurewe überschritten und uns durch Gestrüpp, hohes Gras und schließlich durch einen lichten Wald den Weg zu der Spitze eines Hügels gebahnt, wo wir einige Minuten Halt machten.

„Ich frug meinen arabischen Begleiter: ‚Was für ein heller Streifen ist das denn da unten?‘

„„Ich meine“, sagte Sidi Bombay, „das da unten ist das Wasser.“

„Ich stand erschrocken und bestürzt da. Meine Augen waren noch leidend, die Bäume gestatteten keine freie und volle Aussicht; ein heller Sonnenschein fiel nur auf einen Teil des Sees, während der andere im Dunkel blieb. Da begann ich, etwas voreilig, mir Vorwürfe über meine Thorheit zu machen; ich hatte mein Leben aufs Spiel gesetzt und meine Gesundheit verloren, und das eines so unbedeutenden Ergebnisses halber! Die Araber, meinte ich, hätten auch hier wie gewöhnlich übertrieben, und ich dachte daran, umzukehren und sofort den Nyanza, den nördlichen See, zu erforschen. Als ich dann aber einige Schritte weiter vortrat, lag der See in seiner ganzen Pracht vor mir und nun war ich voll Bewunderung und Entzücken.

„In der That läßt sich auch nichts denken, das malerischer wäre als eine Ansicht des Tanganyikasees, wie er sich spiegelte zwischen den Bergen und nun auch ganz und voll im blendenden Schein tropischer Sonnenstrahlen. Vor mir lag ein rauher, steilabfallender Hügel, an welchem der höchst beschwerliche Pfad im Zickzack sich hinabwand; dann folgte ein schmaler Streifen prächtigen Grüns, ungemein fruchtbar und üppig; er dreht sich sanft ab zu dem gelben Sand des Ufers, das teils nackt daliegt und dem Schlage der Wellen freien Zugang gestattet, teils mit Schilf oder Binsen bewachsen ist.

Gerade vor mir dehnte sich der Wasserspiegel aus mit seinem hellen, sanften Blau, 30—35 Meilen breit und vom Ostwinde, der schneeigen Wogenschaum auftrieb, leicht gekräuselt. Den Hintergrund bildete eine hohe, unterbrochene Mauer des stahlfarbenen Gebirges, hier mit perlendem Nebel gleichsam besprenkelt, dort von demselben umhüllt, während an anderen Stellen die Höhen sich auf dem azurnen Himmel scharf abheben. Die gähnenden Schluchten, Abgründe und Bergspalten waren durch eine tiefere braunblaue Färbung bezeichnet und das Hochland fiel zu abgerundeten Hügeln ab, deren Fuß von den Wellen benetzt wurde.

„Nach Süden hin, gegenüber der langen, flachen Landspitze, hinter welcher der Malagarazi sein lehmiges Wasser dem See zuführt, gewahrte ich die Vorgebirge von Uguhha und am Kimm eine Gruppe vorliegender Inseln. Am Strande lagen Dörfer von wohlbebauten Feldern umgeben; Fischerkähne belebten das Wasser, und als ich näher kam, hörte ich, wie die Wellen murmelten. Das Ganze war mannigfaltig und bewegt, es fehlte nur ein wenig Nachhilfe durch die Kunst, etwa Moscheeen und Kioske, Paläste, Landhäuser und Gärten, damit zu der unendlich üppigen Pracht der Natur ein Gegensatz hervorgebracht würde, dann könnte die Landschaft am Tanganyika sich mit den berühmtesten und schönsten Gegenden anderer Länder vollkommen messen. Mir erschienen die lachenden Gestade dieser gewaltigen Vertiefung doppelt schön und anmutig nach den öden, mit Mangrowegebüsch eingesäumten Küstenflüssen, nach der melancholischen Wüstenei und den einförmigen Gestrüppwäldern, braunen Felsen, ausgedörrten Flächen und widerwärtigen Sumpfmorästen. Wahrlich, dieser Anblick erquickte Seele und Auge! Ich vergaß alle Mühseligkeiten und Gefahren, dachte nicht daran, wie zweifelhaft die Heimkehr war, und hätte gern doppelt so viele Beschwerden auf mich genommen. Alle schienen meine Freude zu teilen; mein kurzsichtiger Gefährte fand gar nichts zu tadeln als den Nebel und den Glanz vor seinen Augen. Selbst Selim blickte freudig um sich, denn diese Wonne hatte er mir verschafft!"

Land und Leute am Tanganyika und im Quellengebiet des Kongo*).

Marunga ist ein Hochland mit einem den westlichen Seeufern des Tanganyika parallel ziehenden Gebirgsstocke von etwa 3000 Fuß Höhe und außerordentlich wasserreich. Das Gebirge fällt steil nach nach dem See zu und dacht sich sanft nach Süden, Westen und Norden ab. Die Abhänge nach dem See und in den tiefer einschneidenden Thälern sind mit dünnem Walde bestanden, während die Höhen, welche nach dem Innern zu einen hochplateauartigen Charakter haben, eine an unsere Alpen erinnernde Flora aufweisen und zumeist mit niederem Graswuchse bestanden sind, unter welcher sich hauptsächlich Pandanus, Bombaceen, Baumfarren, Bambus und draceenartige Gewächse neben Lianen bemerkbar machen. Auf einigen hervorragenden Gipfeln und deren Abhängen, z. B. auf dem Msauaberge bei Mpala am Tanganyika, kamen größere Urwaldparzellen vor, mit feuchtem, schlammigen Boden. Diese liefern die Riesenstämme zur Herstellung der aus einem Stücke gehöhlten Böte der schiffahrttreibenden Stämme am See. Das Tierreich ist besonders durch einen merkwürdigen anthropomorphen Affen, eine wahrscheinlich zwischen Schimpanse und Gorilla stehende Art, vertreten, welche Nester bauen, auf welchen die Tiere schlafen. Paviane und Meer=

*) Nach dem höchst interessanten Berichte Paul Reichards in der Sitzung der Gesellschaft zu Berlin den 5. Dezember 1885. Verhandlungen der Gesellschaft für Erdkunde, 1886. Nr. 2.

katzen, sowie eine schwarze Meerkatzenart verwüsten die Felder. Außerdem kommen noch zwei Nachtaffenarten vor. Aus der Vogelwelt sind besonders schöne Pisangfresserarten zu erwähnen. Das Klima ist ein sehr zuträgliches und sind Fiebererkrankungen selten. Die Temperatur beträgt am Tage 30—32° C., während die Nächte sich bedeutend abkühlen, und ich Temperaturen von + 3° C. gemessen habe. Vormittags 11 Uhr maß ich die Temperatur eines Baches zu ebenfalls 3° C. Die Höhen sind morgens oft von dichten Nebeln umwallt, so daß es dann viele Mühle kostete, die Leute von ihren Feuern in die kalte Luft zu bringen. Die Eingeborenen, die Wanjamarungu, sind Ackerbauer, klein, muskulös und sehr häßlich. Die Hauptkulturpflanzen sind Mais und Jam oder Mhogowurzeln.

Nach geschehener Wiedervereinigung in Mpala am Tanganyika brachen wir am 1. September 1883 auf, abwechselnd den Weg aufnehmend mit Uhr und Kompaß.

Zuerst folgten wir in südlicher Richtung dem Lufuko. Böhm schoß im Thale dieses unbedeutenden Flusses einen Elefanten. Ein von mir angeschossenes Exemplar ging leider verloren. Böhm wurde hier durch einen heftigen Fieberanfall vier Tage lang am Weitermarsch gehindert.

Nach Überschreitung der Wasserscheide zwischen dem Tanganyika und dem Luapula berührten wir am Fuße der Katanniaberge die Route Livingstones. Von hier an durchzogen wir in zweitägigem, anstrengendem Marsche ununterbrochen abgestorbene Bambuswälder, deren über den Weg gefallene Stangen, fortwährend zum Übersteigen nötigend, den Wanderer zur Verzweiflung bringen und deren eintöniges Grau außordentlich verstimmend wirkt. Derartige Bestände sollen in größeren Perioden regelmäßig vollständig absterben, um einer neuen Generation Platz zu machen, die hier in Gestalt von ganz feinen Pflanzen wieder vorsprießt. Wir entdeckten den Luwunzobach, der dem Luapula zufließt, und wendeten uns dann im Bogen nach Norden durch das Land Kaubire dem Luapula zu. Wir waren an der ersten Etappe unserer Reise vom Tanganyika aus angelangt.

Freudig begrüßten wir den mächtigen Strom, dessen paradiesische Landschaft jeder Beschreibung spottet. Hunderte von Inseln ragen mit üppiger Tropenflora bestanden aus dem dunklen, klaren Wasser

des mit hehrem Rauschen dahingleitenden Stromes hervor, der umrahmt ist von geheimnisvollem Uferurwalde mit Palmen, Rotang, Pandanus und Riesenstämmen von Lianen zu oft undurchdringlichem Dickicht verflochten. Die schon 20—30 m landeinwärts beginnende Porilandschaft trägt nur dazu bei, die Schönheit des Flusses durch den Kontrast zu erhöhen. Der Luapula durchbricht von seinem Ausflusse aus dem Meru (besser Märu) ein Tafelsandsteingebirge, durchzieht auf kurze Strecke eine Niederung und bricht sich dann bei den Tafelbergen Kivele und Mlováloa seinen Weg durch die Mitumba- oder Vianoberge, um sich nach kurzem Laufe in der Luallabaebene in diesen Fluß zu ergießen oder vielmehr nach seiner Vereinigung mit dem Luallaba den Kongo zu bilden. Der Luapula ist hier im Durchschnitt an den inselfreien Stellen 150 m breit und als Wasserstraße ohne alle Bedeutung, da er von seinem Ausflusse aus dem Merusee bis zu seiner Einmündung in den Luallaba eine ununterbrochene Reihe von Stromschnellen und Katarakten bildet.

Die Regenzeit hatte schon wieder mit aller Macht eingesetzt und fast täglich fanden ziemlich heftige Niederschläge statt. Besonders eigentümlich sind die Gewittererscheinungen. Innerhalb einer halben Stunde gehen zwei bis drei Blitze nieder mit furchtbaren Detonationen, dann folgen Blitze auf Blitze und zwar in so großer Anzahl, daß die einzelnen nicht mehr zu unterscheiden sind, aber ohne Donner, nur ein schwaches Grollen läßt sich zuweilen vernehmen, während man jetzt in den höheren Regionen oft die wunderbarsten Blitzschläge wahrnimmt: ringförmige oder verästelte, oder drei bis vier aus einem Punkte geschleuderte Strahlen durchzucken die tiefschwarze Nacht.

Auf dem rechten Ufer heißt das Land Kaubire und wird von einem den Wawemba verwandten Stamme bewohnt. Die Inseln sind von aus Unjamuesi eingewanderten Wasumboa in Besitz genommen, während das Land am linken Ufer des NNW strömenden Flusses Sära heißt und von den Wasära bewohnt ist. Diese gehören dem großen Stamme der Warua an und sind von kleiner, zarter Gestalt mit weibischen Zügen. Sie verwenden besonders auf ihre Frisur große Sorgfalt. Ihre Waffen bestehen nur aus vergifteten Pfeilen und Bogen, deren Sehnen aus einem Rotangstreifen hergestellt sind.

Sie haben sich aus Furcht vor den kriegerischen Wasumboa ganz in die Berge zurückgezogen und sich an dem Fuße der Terrassen der zahlreichen Tafelberge auf möglichst unzugänglichen Positionen angesiedelt. Ihre kleinen Felder legen sie meilenweit von ihren Dörfern im Walde versteckt an und verbergen die Ernte ebenso weit von diesen in Gruben, alle Spuren sorgfältig verwischend. Sie führen ein kaum menschenwürdiges Dasein.

Hier angelangt, stand unser weiteres Vordringen vollständig auf dem Spiele. Unsere Leute waren in Unjamuesi nur bis Marunga angeworben; denn hätten wir ihnen unsere Absichten dargelegt, wäre keiner mitgegangen, und schon um sie so weit vorzubringen, waren wir oft die größte Überredungsgabe aufzuwenden genötigt. Da wir den Fluß überschreiten mußten, konnte von einem weiteren Verhehlen unseres Endzieles keine Rede mehr sein und erklärten nach gemachter Eröffnung unsere sämtlichen Träger, den Rückzug antreten zu wollen. Durch List, Drohungen und Hunger brachten wir jedoch die notwendige Trägerzahl zusammen, welche mit Verminderung der Lasten auch kleiner sein konnte. Daß die Askari auf unserer Seite waren, hatten wir einfach vorausgesetzt, und so brachten wir die Leute schleunigst auf gemieteten Böten ans andere Ufer, ihnen dort denen bis hierher zukommenden Lohn auszahlend, während die übrigen, ebenfalls abgelohnt, ihren Rückweg antraten.

Unsere Karawane bestand jetzt aus 90 Trägern und 60 Askari und Ruga-Ruga (das sind bewaffnete Banden aus Unjamuesi), und etwa 60 Weibern und Kindern. Im ganzen hatten wir 120 Gewehre.

Nachdem es uns unter großen Schwierigkeiten gelungen war, Nahrungsmittel für einige Tage aufzutreiben, zogen wir, der Niederung der Luwule folgend, welcher kleine Fluß sich dem Luapula zuwendet, in im allgemeinen südwestlicher Richtung durch menschenleere Strecken weiter. Das Land ist abwechselnd von lichtem Walde und Mbuga oder Savanne bestanden. Die zahlreichen kleinen Bäche mit fließendem Wasser waren alle mit Urwald bestanden, dessen Aussehen sehr an unsere Erlenbrüche erinnerte. Die Landschaft zeigte vom Tanganyika an insofern einen entschieden anderen Charakter, als sich überall fließende Wasserrinnen vorfanden, welche in den Ländern

westlich vom See gänzlich fehlen. Auch will ich die heideähnliche Flora der Höhenzüge Marungas bis zum Luapula hin nicht unerwähnt lassen.

Den 27. Oktober erreichten wir an der Wasserscheide des Luapula und Luallaba zunächst die Grenze des Reiches des Msiri bei dem Dorfe Ngera; dasselbe umfaßt die Länder Süd-Urua, Uquäsi, Nord-Iramba, Usanga, Katanga und Unkäa.

Hier wurde uns zunächst Halt geboten, indem wir auf Veranlassung des Dorfobersten Boten mit Geschenken an Msiri, den wegen seiner Grausamkeit und Treulosigkeit gefürchteten Häuptling, der im Quellengebiet des Kongo herrschte, senden mußten. Derselbe befand sich augenblicklich seit einem Zeitraume von vier Jahren am Kikondiasee in einem erfolglosen Kriege gegen die dortigen Waruahäuptlinge. Nach Absendung der Boten gestattete man uns, einige Tagereisen weiter südlich vorzudringen. Wir sollten am Likulweflusse, bei dem Dorfe Kagoma einstweilen Lager beziehen, bis Msiri in seiner Residenz eingetroffen war und uns dann dorthin abholen lassen wollte.

Am 2. Dezember langten wir in Kagoma an und errichteten ein festes Lager in einem Palmenhaine. Unsere Thätigkeit war auf ein Minimum beschränkt, da uns und besonders Böhm alle Apparate zum Sammeln fehlten.

Endlich nach fast dreißigtägigem Aufenthalte in Kagoma erschien Tarasa, der Bruder Msiris, und einige Leute, welche unsern Boten Marema, den Diener Kaisers, zu Msiri begleitet hatte. Marema selbst war von Msiri zurückgehalten worden, ebenfalls aus Mißtrauen. Die Botschaft war für uns fast niederschmetternd. Tarasa erzählte uns, daß er den Auftrag habe, zu bitten, daß wir uns mit hundert Bewaffneten aufmachen möchten, um seinem Bruder beizustehen gegen den Mruahäuptling Katapäna, welcher ihn auf seinem Marsche durch Tributverweigerung aufgehalten hatte. Unser unnützer Aufenthalt wurde auf Monate hinausgezogen, und was das sagen will, kann man nur beurteilen, wenn man in gleicher Lage war, denn unsere Warenvorräte waren auf einen Rest zusammengeschmolzen, und wir befanden uns im Zentrum des Kontinents. Trotzdem begrüßten wir die Aufforderung freudig, denn es kam so einige Abwechselung in unser ein-

förmiges Leben, und hatten wir Hoffnung, durch unsere Thatkraft unserem Ziele näher rücken zu können.

Ungesäumt brachen wir in Begleitung Tarasas und einem Gefolge von hundert Leuten nach dem im Norden gelegenen Katapäna auf, das Lager der Obhut unseres Hauptmanns Kombo anvertrauend. Nach achttägigem anstrengendem Marsche, nachdem wir unterwegs zwei Tage ausgeruht hatten, und Überschreitung des merkwürdigen Viano- oder Mitumbagebirges sahen wir die Luallabaebene vor uns liegen. Die Vianoberge bilden einen hohen von SW—NE streichenden Gebirgsstock, der, wahrscheinlich im Quellengebiet des Luallaba seinen Anfang nehmend, sich wohl bis zum Tanganyika hinzieht, und als dessen letzte Ausläufer ich das Kap Tembue anzunehmen geneigt bin. Nach NW ziemlich steil abfallend, steigen sie eine Strecke weit sanft an, um sich fast unmerkbar mit einer Stufenunterbrechung nach SE abzuflachen. Der Fluß ist mit lichtem Walde überzogen, während der sehr breite Rücken eine ganz eigene Formation zeigt. Vollständig baumlos, steppenartigen Aussehens, ist das Terrain mit zahlreichen kleinen Bächen und Thälern durchzogen, deren Rinnsale mit Urwald bestanden sind, und da sie sich bald thalwärts hinabsenken, so bieten sich dem Auge auf der anscheinend ziemlich ebenen, mit kurzem spärlichen Graswuchse bestandenen Fläche hier und da fast schwarze Baumgruppen dar; dieselben bilden kleine Urwaldparzellen, deren sumpfigem Schoße jene Wasserläufe ihren Ursprung verdanken. Zuweilen schließen sie kleine melancholische Teiche ein mit dunklem Wasser und tiefes Schweigen liegt darüber, welches nur selten von dem lärmenden kullu-kullu-kullu einer Pisangfresserart unterbrochen wird. Während der trockenen, heißen Zeit bergen sich im kühlen Schatten jener sumpfigen Haine zahlreiche Büffel, jetzt sind nur die tiefeingedrückten Fährten der riesigen Tiere zurückgeblieben. Ein kalter, feuchter Wind fegt brausend über die Fläche und macht die spärlich bekleideten Menschen zusammenschauern. Zuweilen sind wir ganz in Nebel eingehüllt. Unwillkürlich hat man oft das Gefühl, als ob es hier oben gesund sein müßte, und angenehm berührt läßt man sich von der Kälte durchschauern, welche die an die Heimat erinnernde Gebirgsluft erzeugt.

Die tiefer liegenden Thäler sind außerordentlich fruchtbar und

mit üppigen Bambuswäldern bestanden, und war das ganze Gebirge stark bevölkert. Msiri hat durch seine Kriege alles in eine menschenleere Wildnis umgewandelt. Beim Abstiege in die Luallabaebene hatten wir eine weite Aussicht bei ausnahmsweise hellem Wetter. Im goldenen Sonnenglanze lag die mächtige Niederung in der Tiefe. Wälder waren von hellgeber Steppe unterbrochen, hier und da von leichtem Morgennebel überwallt, den die schon warmen Sonnenstrahlen in die Höhe treibend, bald auflösten. Weit in der Ferne die blau schimmernden Berge Uruas, hinter denen einst Cameron seinen Weg gezogen war. In der Mitte blinkte stellenweise ein breiter Silberstreifen, es war der Luallaba. Unser Führer deutete mit gekrümmtem Zeigefinger nach einer kurzen, gerade aufsteigenden Rauchsäule weit in der Ebene: „Aliho Msiri mwaue wako!“ (Dort ist Msiri, dein Freund) sagte der hübsche Msange in Kiunjamuesidialekt.

Wir hatten unser Lager dicht neben Msiris Lager aufgeschlagen, doch ließ uns seine schwarze Majestät fünf volle Tage warten, bis sie uns in feierlicher Staatsaudienz, Tentama genannt, empfing.

Wir befanden uns hier mitten in Urua, welches von dem sehr großen Stamme der Warua bewohnt wird. Es sind große, kräftige Menschen, mit auffallend breiter Schulter und Brust, jedoch verhältnismäßig kurzen Beinen, so daß man oft erstaunt, daß irgendeiner, vom Sitzen aufgestanden, nicht viel größer ist. Die Hautfarbe ist dunkelbraun mit einem Schimmer ins Rötliche. Die Züge haben etwas Weibisches, die Augen sind leicht geschlitzt, und sieht man viele schöne Physiognomieen. Die Bewaffnung besteht aus leichten Speeren, welche jedoch eigentlich mehr zum Schmucke getragen werden, Schild und Bogen mit vergifteten Pfeilen. Den großen, breiten Schild halten sie beim Kampf über den Kopf, um gegen die von oben kommenden Pfeile gesichert zu sein.

Die Warua sind Ackerbauer und pflanzen nur Mais und Gemüse, welches sie mit Palmöl zubereiten, das wir aber ungenießbar fanden, denn es schmeckten die Speisen genau so, als ob sie mit Seife zubereitet seien. Hier, in der äußerst fruchtbaren Niederung des Luallaba, fanden wir auch zuerst die Ölpalme vor.

Nach dem Verlaufe von einigen Tagen machte ich Blutsbrüder=

schaft mit Msiri, doch war dieser Akt, wie immer bei den Schwarzen, nur eine leere Zeremonie und diente nur als Vorwand, möglichst viele Geschenke zu erpressen. Msiri eröffnete uns nun, daß er auf uns große Hoffnung inbezug auf den widerspenstigen Katapäna gesetzt habe. Er stellte uns das Ansinnen, denselben, unter dem Vorwande Freundschaft mit ihm schließen zu wollen, in unser Lager zu locken und ihn erschießen zu lassen. Entrüstet wiesen wir diesen Plan zurück, nun wollte er des Katapäne durch List habhaft werden, und behauptete, ihn in seine Gewalt zu bekommen, ohne daß Blut fließen solle. Natürlich hatte er damit gar keinen Erfolg, und so zog sich unser Aufenthalt von einem Tage zum andern hin, ohne Aussicht wegzukommen. Wir benutzten diese Zeit zu einem Ausflug nach dem Upämbasee, der bis dahin noch von niemand besucht worden war. Unsere Leute waren dort genötigt, sich an der Erstürmung eines Dorfes zu beteiligen. Der Hin- und Rückweg führte uns je zwei Tage fast ununterbrochen durch Wasser, welches stellenweise bis zur Brust reichte, während oft strömender Regen auf uns niederklatschte. Todmüde kamen wir wieder im Lager an.

Trotzdem Msiri mit uns Blutsbrüderschaft gemacht hatte, war er bis zum äußersten mißtrauisch, und alle Tage wurde von den Medizinmännern ein Huhn getötet, um aus der Lage und dem Zustande der Eingeweide Schlüsse auf unsere Absichten zu ziehen.

Da unsere Zeit schließlich zu sehr von Msiri für seine Pläne in Anspruch genommen wurde, drängten wir im Vereine mit seinen eigenen Kriegern zu einer Entscheidung, denn auch sie waren des vierjährigen Kriegszuges müde und wollten in die Heimat. Endlich gab er, da er die Aussichtslosigkeit seiner Bemühungen eingesehen hatte, nach, und wurde beschlossen, das gut befestigte Dorf des Katapäna, das den gleichen Namen trägt, im Sturme zu nehmen. Angesichts der Pallisaden jedoch entsank ihnen der Mut, trotzdem eine Streitmacht von 500—600 Gewehren zur Verfügung stand, und wir 700 im Gefolge hatten, und zu unserem großen Ärger begann eine regelrechte Belagerung. Wir versagten dieser Handlungsweise gegenüber zuletzt jede Teilnahme und sahen müßig dem lächerlichen Treiben zu.

Msiri ist ein Msumboa, der aus Usumboa stammt, den nörd-

lichen Ländern in Unjamuesi, welche Mirambo unter seine Herrschaft gebracht hatte. Er war, nachdem sein Vater ihn mehrere Male in seiner Jugend nach Katanga mitgenommen hatte, später allein dorthin aufgebrochen, nachdem ihn sein Vater mit einigen Mitteln ausgestattet hatte. Durch kluges Vorgehen hat er sich allmählich zum mächtigsten Häuptling in jenen Ländern aufgeschwungen und vollständig unabhängig gemacht. Nur zuweilen noch sendet er Geschenke, nicht Tribut, an Muata Yamvo, um sich dessen Freundschaft zu erhalten. Er, Msiri, besitzt jetzt eine Macht von 2000—3000 Feuersteingewehren und vielleicht dreimal soviel Bogenschützen, doch ist deren Vereinigung nicht möglich, und zieht er meist nur mit 400 bis 600 Gewehren aus. Pulver und Stoffe fließen ihm durch Sklavenhandel von der Westküste zu. Er hat einen geradezu niederträchtigen Charakter und leidet an Größenwahn, wie er z. B. eines Tages zu einem unserer Leute sagte, daß er eigentlich der einzige und größte Sultan auf der Welt wäre. Er ist von großer, kräftiger Gestalt, und seine abschreckend häßlichen und boshaften Gesichtszüge sind ein getreues Abbild seiner schwarzen Seele. Er hat 2000—3000 Weiber, von denen ihn immer mindestens 400—500 auf seinen Kriegszügen begleiten, und welche augenblicklich alle Tage in großen Zuzügen aus Unkäa kommen.

Infolge der Strapazen und geistigen Anstrengungen wurde Dr. Böhm von einem heftigen Gallenfieber befallen. Ich mußte Tag und Nacht an seinem Lager weilen, er litt ganz unbeschreiblich. Am 27. März nachmittags hauchte er in meinem Beisein sein zu kurzes Leben aus. Böhm war mein bester Freund gewesen, und was sein Tod mir bedeutete und in der gegenwärtigen Lage, kann man nur beurteilen, wenn man Ähnliches erlebt hat. Ich begrub meinen unglücklichen letzten Gefährten und mußte, um seine sterblichen Reste vor Leichenschändung zu bewahren, alle Spuren aufs sorgfältigste verwischen. Böhm war ein guter Mensch mit eisernem Willen; ein zielbewußter, heldenmütiger Charakter mit den schönsten Talenten und außergewöhnlichen Kenntnissen ausgestattet. Was hätte er nicht alles leisten können! Dabei wurde er von einem ungünstigen Schicksale verfolgt, welches sich mit eiserner Beharrlichkeit an seine Ferse geheftet hatte. Die meisten seiner Werke auf seiner Forschungsreise

sind verloren gegangen. In all' dem Unglück hieß es nun doppelte Energie entwickeln, denn ich befand mich mit einer Bande wenig zuverlässiger Leute einem übelwollenden Schurken gegenüber, im Zentrum Afrikas mit nur außerordentlich wenig Mitteln noch versehen.

Ich ertrotzte mir nun von Msiri die Abreise, ihm die Wahl zwischen Krieg und Frieden lassend. Er stellte mir einen Führer zur Verfügung und erteilte die Erlaubnis, seine Residenz Katanga und die Quellen des Kongo zu besuchen, ich mußte jedoch zwanzig meiner Leute zurücklassen, angeblich zu seiner Verstärkung, in Wahrheit aber als Geißel. Durch die bewaldeten Keniberge im Lande Usanga erreichte ich Katanga mit seinen eigentümlich schönen Wäldern und oft unendlich melancholisch aussehenden Landschaften, deren Charakter ein noch trüberes Aussehen durch die Ärmlichkeit der im Aussterben begriffenen Bevölkerung erhält. Hier habe ich die niedrigsten Temperaturen auf der ganzen Reise konstatiert, + 0,5 ° C., und soll es nach Aussage der Eingeborenen sogar zuweilen gefrieren. Wie meine kaum bekleideten Leute die Kälte ertragen konnten, ist mir unerklärlich geblieben. Europäer würden unter denselben Umständen dem Klima erlegen sein. Weite, baumlose Steppen breiteten sich aus, ehe man die gleichnamige Residenz Katanga erreicht. Die Regenzeit war ganz vorüber, und das dürre, über manneshohe Gras hatte sich teilweise wie todmüde umgelegt. Die Luft zitterte vor Hitze, und im fernen Hintergrunde nahm man nur die blauen Spitzen der Kunde Irundeberge wahr, welche infolge der erhitzten Atmosphäre wie eine Fatamorgana frei in der Luft schwebten. Kein Hauch regte sich, in tiefster Stille lag die Landschaft in der brennenden Sonnenglut, schweigend zog die Karawane über den schmalen Pfad, zuweilen ganz im hohen Grase verschwindend.

Endlich am 25. August kehrte Msiri, nachdem Katapäna entflohen, nach vierundeinhalbjähriger Abwesenheit in seine Hauptstadt zurück und bereitete mir dabei einen schlechten Empfang. Durch eines der Weiber Msiris wurde mir verraten, daß er im Sinne habe, mich zu töten, und mir geraten, auf der Hut zu sein. Jedenfalls dürfte ich mich unter keinen Umständen aus dem Lager locken lassen, welches ich in Gestalt eines Dorfes errichtet hatte. Da die Warnungen immer häufiger wurden und von verschiedenen Seiten kamen,

machte ich meine Vorbereitungen zur Abreise und zerlegte das zu schwere Boot in drei Teile, den mittleren wegwerfend, und richtete es zum Transporte ein.

Jetzt erlag ich dem Ärger, den Enttäuschungen und Anstrengungen, und ein äußerst heftiger Fieberanfall warf mich danieder. Sechs Tage lang war ich, wie man mir erst viel später zufällig mitteilte, bewußtlos, und zitterten meine Leute für mein Leben. Nach der notdürftigsten Wiederherstellung sandte ich Msiri Abschiedsgeschenke, welche zurückgewiesen wurden mit dem Bedeuten, ich müsse ihm mein Boot, ein Elefantengewehr und eine Menge wertvoller Geschenke, welche er in meinen Kisten vermutete, überlassen, andernfalls er das Überschreiten des Lufira mit Gewalt verhindern wolle. Auf diesen Bescheid versammelte ich großen Kriegsrat, hielt meinen Leuten ihre bisherigen Heldenthaten vor und gab ihrer Entscheidung die Erfüllung der unverschämten Wünsche des Msiri anheim. Tosendes Kriegsgeheul und Waffengeklirr waren die Antwort. Ein wütender Kriegstanz wurde aufgeführt, an welchem ich, die Leute zu höchster Begeisterung aufstachelnd, selbst teilnahm. Der nächste Tag war zur Abreise bestimmt. In der Nacht flohen zwanzig meiner Leute mit fünfzehn Gewehren.

Den 25. September 1884, nachdem der Tag angebrochen, zogen wir unter Trommel- und Trompetenklang mit fliegenden Fahnen und unter Kriegsgesängen ab. Ich hatte nur noch Lebensmittel für zehn Tage und Stoffe zum Unterhalt für fünf bis sechs Tage. Am 27. September hatte ich mir nach kurzem Kampfe den Übergang über den Fluß erzwungen, steckte den nächsten Tag ein Dorf in Brand und erstieg, nachdem wir drei weitere Gefechte siegreich bestanden, den Bergzug der Kunde Irunde. Zwanzig Tage irrten wir ohne Führer, nur dem Kompaß folgend, in der menschenleeren Einöde jenes Gebirgszuges umher, ohne Nahrung. Meine Leute lebten nur von Wurzeln und wilden Früchten. Ich selbst litt zuletzt Mangel, da ich meine Lebensmittel in der höchsten Not an die Leute verteilen mußte, wobei freilich jeder nur eine Hand voll Kaffernhirse bekam.

Zuletzt sah ich mich genötigt, ein Dorf der Walomotoa zu überfallen, die Leute gefangen zu nehmen, um sie zu Führerdiensten zu

zwingen. Meine ganze Karawane war dem Hungertode nahe und durch Kälte, Regen — es starben drei Kinder infolge eines sehr heftigen, andauernden Regengusses, und ein Weib wurde vom Blitz erschlagen — und die ewigen Nachtwachen waren sie und ich vollständig aufgerieben. Da, als die Not auf den Höhepunkt gekommen war, gelang es mir einen von drei mir zufällig in den Weg kommenden Büffeln zu erlegen, und so waren die Leute wenigstens für den Moment vor dem Hungertode gerettet. Endlich erreichten wir bei dem zerstörten Dorfe des Mpipi unsere alte Route, und ich entließ meine Gefangenen. Doch auch hier bis zum Luapula und nach dessen Überschreiten waren wenig Lebensmittel vorhanden, und zum zweitenmale zeigte sich der Hunger in seiner schrecklichen Gestalt. Auch diesmal retteten uns drei von mir erlegte sehr große Antilopen. Durch Kaubire gelangte ich nach Nsiwa, wo ich ebenfalls heftige Kämpfe zu bestehen hatte, und begrüßte mich am 26. November Herr Lieutenant Storms in seiner Station, wo ich mich und meine Tapferen einigermaßen erholen konnte.

Ich selbst war geistig und körperlich aufs äußerste erschöpft. Einen Teil meiner Leute ließ ich in gemieteten Böten über den Tanganyika setzen, während ich selbst mit dem größten Teil durch Marunga zog, um bei Kapampa über den See zu gehen. Kapampa unterwarf sich mir hier, indem er mir sieben Sklaven als Tribut übergab.

Den 18. Februar erreichte ich Karema und fand dort die früher so sehnlichst erwartete Karawane vor. Doch waren die meisten Gegenstände durch Nässe und Termitenfraß verdorben. Die Regenzeit setzte diesmal mit ganz ungewöhnlicher Heftigkeit ein, so daß ich auf dem Wege nach Tabora begriffen, in der Katauimbuga elf Tage warten mußte, ehe es möglich war, weiterzureisen. Ich schoß hier viele Antilopen und Zebras, und in der sonst trockenen Niederung, welche noch deutlich die Spuren eines ausgetrockneten Sees an sich trägt, erlegte ich ein Nilpferd. Die Folge der heftigen Niederschläge war, daß selbst die unbedeutendsten Wasserrinnen hoch angeschwollen waren, und wir oft stundenlang im Wasser waten mußten. Am Katuma waren wir genötigt, drei Tage lang auf das Sinken des Wassers zu warten, um dann, eine halbe Stunde bis an den

Hals im Wasser, den Fluß zu passieren. Bei Nsenefu war wieder ein Strauß mit den Ruga Mirambos zu bestehen, welche jetzt, da der große Häuptling gestorben war, alles angriffen. Am Msimaflusse, welchen wir auf dem Hinwege trocknen Fußes passiert hatten, waren wir drei Tage mit Herstellung von Rindencanoes aufgehalten und mußten von hier an drei Tage ununterbrochen bis zum Ugallaflusse im Wasser waten, unser Lager auf erhöhten Punkten aufschlagend. Die Herstellung der Canoes nahm wieder drei Tage in Anspruch, und das Überschreiten des auf 500 m angeschwollenen Flusses dauerte den ganzen Tag über. Der Weg von hier bis Kakomba, den wir sonst bequem in zwei Tagen zurücklegten, nahm ebenfalls drei Tage in Anspruch und mußte wieder im Wasser watend zurückgelegt werden. In der Hauptstadt Igonda unseres Reiches Ugunda wurde ich feierlichst empfangen und hielt, ohne mich dort aufgehalten zu haben, am 13. Mai meinen Einzug in Tabora. Es war ein seit Jahren von meinen Leuten heiß ersehnter Tag, keiner, selbst ich nicht, hatte geglaubt ihn zu erleben. Ich ließ meinen Getreuen vollständig die Zügel schießen; Pulver hatte ich mir entgegenkommen lassen und zog mit den phantastisch aufgeputzten, über und über rot bemalten Leuten unter furchtbarem Schießen, Kriegstänzen und Jubel und dem Zusammenströmen der ganzen Bevölkerung in das für mich von Sed bis Juma gemietete Tembe ein.

Jetzt erst kam mir so recht zum Bewußtsein, was wir alles ausgestanden hatten, und war ich herzlich froh, einige Tage ausruhen zu können. Die neue Zusammenstellung der Karawane erforderte wieder viele Arbeit. Die alten Träger, Askari und Ruga-Ruga mußten ausgezahlt und neue Leute angeworben werden. Tauschwaren kaufte ich bei verschiedenen Arabern gegen Anweisungen auf die Küste, und als alles zum Aufbruche bereit war, boten sich mir ganz unerwartete Schwierigkeiten vonseiten des Häuptlings Sike von Unjanjembe. Er verbot seinen von mir angeworbenen Unterthanen mit mir zu ziehen und wollte uns im Walde auflauern lassen. Erst nach Verabreichung wertvoller Geschenke konnte ich am 23. Juni, also nach über einem Monat, meine Reise nach der Küste antreten. Das Reisen war jetzt sehr angenehm. Wasser war überall in Hülle und Fülle, und das so lästige Gras zum größten Teile schon

abgebrannt. Wir machten Märsche von acht bis zehn Stunden täglich.

Am 8. Juli hatte ich bei Misansa oder Ikase in Ugogo einen heftigen Kampf mit Wagogo, den den Masai verwandten Wahumpa zu bestehen, welcher nur durch ein Mißverständnis entstanden war. Wir hatten den Verlust von 14 Toten zu beklagen und 4 Verwundete. Der Feind hatte, wie wir später erfuhren, 39 Tote und 8 Verwundete. In der Nacht mußten wir rückwärts entfliehen, und teilte man uns später mit, daß unsere Feinde in derselben Nacht ebenfalls das Weite gesucht hatten. Infolge dieses Ereignisses nahm ich meinen Weg durch Norduhähä und erreichte am 5. August Muini Msagara, wo ich fünf Minuten von der neuen deutschen Faktorei entfernt lagerte, ohne eine Ahnung zu haben, daß ich mich auf deutschem Gebiet befand, denn ich hatte 2½ Jahre keine Nachricht von der Heimat empfangen. Den 27. August, also genau nach fünf Jahren und einem Monat, begrüßte ich zum erstenmale wieder den Indischen Ozean und schied am 30. August mit wehmütigen Gefühlen vom afrikanischen Kontinente, den ich lieb gewonnen hatte, trotz des Verlustes zweier mir lieben Kameraden und trotz der ausgestandenen Mühsale und Gefahren.

Mein Aufenthalt in Sansibar dauerte einen Monat, und nach vierzigtägiger Reise über Indien konnte ich die Meinen nach einer Abwesenheit von 5½ Jahren wieder in die Arme schließen.

Der Markt zu Udschidschi am Tanganyika.

1. Nach der Schilderung Camerons.

Auf dem weiten Platze am See, dessen gegenüberliegende Ufer im Hintergrunde sichtbar sind, entwickelt sich ein reges, geschäftliches, lautes Leben. Meist gehen die Verhandlungen der Käufer und Verkäufer im Freien vor sich; nichts weiß man hier von der Bequemlichkeit der Marktbuden, der Verkaufsstände mit Tischen und Bänken, der Erdboden giebt Raum genug zur Niederlegung und zum Ausbreiten von Waren aller Art. Nur hin und wieder ist ein Schutzdach von Rohr oder Schilf und Palmenblättern auf hohen Pfählen errichtet.

Als Großhändler finden wir hier die mohammedanischen Händler von Sansibar, aus Arabien, wohl auch aus den Nilländern oder aus dem ferneren Indien. In der arabischen Tracht einander ähnlich, an Erfahrung und Handelsgewandtheit für den Europäer gefährliche Nebenbuhler, der Landessprache meist kundig, bringen sie ihre Waren zu hohen Preisen an den Mann und kaufen, was sie begehren, billig ein. Daß sie mit ihren Waren auch ihre Religion in den Negerländern ausbreiten und den christlichen Missionären ebenso gefährliche Nebenbuhler sind, als den europäischen Kaufleuten, ist allbekannt.

Unter den Waren, die wir hier sehen, ist nächst den Sklaven — denn der Menschenhandel geht hier noch im Schwange — das Elfenbein sicher die wichtigste. Das Beschaffen dieser Ware greift tief in das Leben des Volkes ein; jeder Zahn ist Zeugnis eines ge-

fährlichen Kampfes mit den Riesen der Tierwelt. Jeder mußte sodann, und zwar oft viele Tagereisen weit, zum Verkaufsplatze getragen werden, jeder einzelne ist ein kleines Kapital (das Gewicht eines Zahnes ist zwischen 50—80 Pfund, steigt auch bis zu 150 Pfund; von Sansibar kommen immer die größten Zähne nach Hamburg und Bremen, weit größere als die von Lagos; der Preis des Elfenbeins ist in Europa auf 15 Mark für das Pfund gestiegen!) und der Umfang dieses Handels wird uns erst klar, wenn wir in den großen Londoner Speichern uns umsehen, wo viele Tausend solcher Zähne zusammengebracht werden und für den Verkauf aufgehäuft liegen, so daß ein König Salomo imstande wäre, sich einen neuen elfenbeinernen Palast zu bauen.

Unter den Waren, welche die arabischen Händler auf den Markt bringen, stehen Bekleidungsstoffe und Waffen obenan. Decken und Teppiche, namentlich aber Baumwollenstoffe werden in den Negerländern gebraucht; sie werden, wenn europäische Kultur sich verbreitet, bald in noch weit größerem Umfange gebraucht werden. Denn wenn auch der Neger in seinem Heimatlande nicht leicht daran gehen wird, für Kopf, Arme, Hände, Füße — für diese gewiß am allerletzten! — eine Decke oder Bekleidung zu suchen, so wird doch mehr Eitelkeit als Bedürfnis ihn zur Verwendung bunter Kleiderstoffe vermögen. Seine Waffen schmiedete sonst der Neger selbst; jetzt werden sie ihm von den Händlern gebracht.

Wie auf jedem naturwüchsigen Markte, bilden Lebensmittel einen unentbehrlichen Verkaufsgegenstand. Die Weiber sind mit dem Mahlen des Hirses auf den höchst naturwüchsigen schweren Mühlsteinen beschäftigt — wie weit ist doch diese „Mühle", die auch unsere Urväter oder ihre Frauen zu handhaben wußten, von der Mechanik einer modernen Dampfmühle verschieden! — und werden das Mehl dann zu irgend einer Speise bereiten. Andere bieten Fische aus dem nahen See feil; wir werden dabei erinnert, daß nicht allein das Auge sondern auch die Nase auf einem solchen Markte manchen unwillkommenen Genuß findet! In großen Kürbisgefäßen oder in Krügen von gebranntem Thon werden die Flüssigkeiten hin und wieder getragen, jedenfalls nicht bloß Wasser, sondern es sind auch die gegorenen und berauschenden Getränke, wie sie der Mensch seit alten

Zeiten und allerorten, mit mehr oder weniger Wohlgeschmack und Erfolg zu brauen verstanden hat: hier Palmwein und eine Art Bier. In fest gearbeiteten, oft auch recht zierlichen Körben werden die Gefäße getragen; die großen Körbe im Vordergrunde zeigen, daß der Neger ein praktischer Mensch ist; doch würde der schwarze Korbmacher eine Stufe in der Kultur höher stehen, wenn er gelernt hätte, die Körbe mit Henkeln zu versehen. Die Kunst der Packer hat hier eine andere Richtung genommen als bei uns: alle Pakete müssen für das Tragen auf dem Kopfe zugerichtet werden. Welche Revolution wird da der erste Ochsenwagen hervorbringen, der mit europäisch verpackten Ballen, Kisten, Fässern in Udschidschi ankommt!

Noch manches berichtet uns Cameron von dem Markte in Udschidschi, zu dessen Besuch die Leute aus Uguhha, Uvira, Urundi und anderen Seeprovinzen auf ihren Kähnen herüberkommen. Die einheimischen Weiber aus Kawele bringen Mehl, Bataten, Yams, Ölpalmfrüchte, Bananen, Tabak, Tomaten, Kürbisse und allerhand andere Erzeugnisse des Feld- und Gartenbaues, Topfwaren und Getränke; die Männer verkaufen Fleisch, Fische, Ziegen, Zuckerrohre Netze, Körbe, Lanzen, Bogen, Stöcke, Korkwaren. Die Urundi bringen aus größerer Entfernung Getreide und geschnitzte Ruder; von der nordwestlich gelegenen Insel Mosima, auf welcher die Mbware wohnen, kommt der Hanf, aus welchem die Fischernetze verfertigt werden; das noch weiter nordwestlich gelegene Uvira liefert Thon- und Eisenwaren, Uwinza das unentbehrliche Salz.

Ein seltsamer Geldverkehr findet hier statt. Herrschende Münze sind die Sofis, mattweiße cylindrische Perlen, die etwa wie Bruchstücke eines thönernen Pfeifenrohrs aussehen. An jedem Markttage wechseln zuerst die Inhaber dieses Geld ihre Sofis gegen andere Perlen um, damit die Käufer mit Münze versehen sind; am Schlusse des Marktes nehmen sie die Sofis wiederum in Empfang und geben dafür andere Perlen zurück; natürlich arbeiten sie mit doppeltem Gewinn.

So wollte Cameron von Saïd Ibe Habib ein großes Segelboot kaufen. Saïd brauchte Elfenbein, welches Cameron nicht hatte. Mohammed Ibe Salib, ein anderer Händler hatte Elfenbein und brauchte Baumwollenzeuge. Ibe Garib, ein dritter Händler, hatte

Baumwollenzeuge und brauchte Kupferdraht. So kaufte Cameron von Ibe Garib für den Kupferdraht, den er von England mitgebracht hatte, die Baumwollenzeuge, tauschte für dieselben bei Ibe Salib Elfenbein ein und hatte nun die Ware, mit der er von Ibe Habib den Kahn kaufen konnte.

---

2. Nach der Schilderung des Missionars Vincke *).

Ich fühle mich unfähig, eine Beschreibung von dieser Stadt zu geben, wie ich sie gesehen, und meine Feder weigert sich, all' die Scheußlichkeiten zu erzählen, die dort begangen werden. Udschidschi ist die bevölkertste Araberstadt des Tanganyikadistrikts. Hier langen auf dem Wege nach Sansibar alle Sklavenkarawanen aus dem Innern an; hier versammeln sich alle Mestizen, um unter sich zu beraten, nach welcher Seite hin und in welchem Lande sie ihre Razzias machen wollen, von hier aus gehen alle Banden, welche jetzt Manyema überschwemmen und dies ehemals so bevölkerte Land vollständig ruinieren. Es ist ein wahres Sodoma, der Schauplatz aller Verbrechen, aller Laster, aller Schrecken. Welcher Unglückstag für Afrika, jener Tag, an welchem die Muselmänner ihren Fuß ins Innere gesetzt haben! Denn mit ihnen sind gleichzeitig sowohl ihre unsittliche Religion, als ihre Verachtung der Neger eingedrungen, ihre Laster und ihre schmachvollen Krankheiten, die bis dahin bei den Schwarzen unbekannt waren.

Ich hatte schon früher wiederholt den Markt von Udschidschi besucht, aber damals waren die Sklaven weniger zahlreich, und ich konnte diesen abscheulichen Handel nicht in seiner ganzen Schrecklichkeit sehen. Bei meiner letzten Anwesenheit aber war die Stadt eben überschwemmt — in der ganzen Bedeutung des Wortes — durch Sklavenkarawanen aus dem Manyema, dem Marunga, dem Ouvira und Oubuari. Bei der großen Zufuhr waren die Sklaven sehr

---

*) Auszug aus einem Briefe desselben, mitgeteilt in: „Der Sklavenhandel und seine Greuel" von Humanus. Münster 1888.

billig, man kam sie mir zu Schleuderpreisen anzubieten, aber fast alle erschienen vollständig erschöpft von Anstrengung und Elend, sterbend vor Hunger; viele würden absolut unfähig gewesen sein, über den See nach der Mission zu gelangen. Ich war so arm, daß ich leider fast alle zurückweisen mußte, ich hatte kaum Geld genug, um jene Gefangenen zu kaufen, wegen welcher ich gekommen war, und denen ich den Vorzug geben mußte, weil sie schon Unterricht von uns erhalten hatten.

Der Platz war ganz bedeckt mit Sklaven, in langen Reihen standen sie gefesselt, Männer, Frauen, Kinder in schrecklichem Durcheinander. Verschiedenen, die vom Manyema kamen, hatte man die Ohren durchlöchert und dünne Stricke hindurchgezogen, an denen sie zusammengehalten wurden. In den Straßen begegnete man auf jeden Schritt lebenden Skeletten, die sich mühsam an einem Stocke weiterschleppten. Sie waren nicht mehr gefesselt, weil sie ohnehin nicht mehr fliehen konnten. Qualen und Entbehrungen standen in diesen fleischlosen Zügen geschrieben, und alles deutete an, daß sie mehr aus Hunger wie durch Krankheit dem Tode nahe waren. An breiten Narben und frischen Wunden auf ihren Rücken sah man sofort, was sie an schlechter Behandlung vonseiten ihrer Herren gelitten, denn um sie zum Marschieren zu zwingen, geizt der Sklaventreiber nicht mit Prügeln. Andere, hingestreckt in den Straßen oder neben dem Hause ihres Herrn, der ihnen keine Nahrung mehr zukommen ließ, weil er ihren Tod voraussah, erwarteten das Ende ihrer elenden Existenz. O, wie blutet das Herz des Missionars beim Anblicke dieser Unglücklichen, die nicht einmal den Trost der Hoffnung auf ein Jenseits haben, wenn er bedenkt, wie viele Seelen verloren gehen, weil es an Arbeitern am Werke der Bekehrung und an Geld zu ihrer Befreiung fehlt!

Aber besser noch als auf dem Markte und in den Straßen sollten wir die schrecklichen Folgen dieses abscheulichen Handels auf einem unbebauten Platze sehen, welcher zwischen dem Markte und dem Ufer des Sees liegt. Dieser Raum ist der Kirchhof von Udschidschi oder, um es richtiger zu sagen, der Platz, wohin man die toten und sterbenden Sklaven wirft. Die Hyänen, sehr zahlreich im Lande, spielen den Totengräber. Ein junger Christ, der

die Stadt noch nicht kannte, wollte bis ans Ufer des Sees vorgehen, aber beim Anblick der zahlreichen, längs des Weges wie gesäet liegenden Leichname, halb gefressen von Hyänen und Raubvögeln, wich er erschrocken zurück, er konnte ein solches Bild nicht ansehen.

Auf meine Frage, die ich an einen Araber richtete, weshalb die Leichname um Udschidschi so zahlreich seien, und weshalb man sie so ganz in der Nähe liegen lasse, antwortete er mir in einem so gleichgültigen Tone, als ob es sich um die einfachste Sache von der Welt gehandelt habe: „Früher waren wir gewohnt, die Leichname unserer toten Sklaven an jenen Ort zu werfen, und jede Nacht schleppten die Hyänen sie fort; aber dieses Jahr ist die Zahl der Toten so groß, daß diese Tiere nicht mehr genügen, um sie zu verspeisen; sie haben sich das Menschenfleisch zuwider gegessen!!“

Auf vorstehenden Brief bezog sich der Kardinal Lavigerie in seinem Schreiben an den Reichskanzler Fürsten v. Bismarck vom 2. August 1888. Die Stelle verdient mitgeteilt zu werden:

„Wenn Ew. Durchlaucht sich den Brief eines meiner Missionare über das gegenwärtige Aussehen des Sklavenmarktes in Udschidschi vorlegen lassen wollen, so werden Sie sich eine Vorstellung von diesen Greueln bilden können. Udschidschi liegt in dem Gebiet, welches zur deutschen Zone gehört. Ich muß hinzufügen, daß in allen Teilen von Unyanyembe und auf den Wegen, welche von Tanganyika durch diese Gegenden nach dem Meere führen, sich täglich in schrecklicherem Umfange das wahrhaft teuflische Schauspiel der Sklavenkarawanen und der namenlosen Grausamkeiten bietet, zu welchen dieselben Anlaß geben. Wenn die Regierung Sr. Majestät des Kaisers will, so kann sie diese Schändlichkeiten leicht beseitigen und so zuerst in der christlichen Welt das Beispiel der wirksamen Unterdrückung des Sklavenhandels zu Lande geben, welcher gegenwärtig in Afrika mehr Verwüstungen anrichtet, als dies ehemals durch den Sklavenhandel zur See geschah. Eine einfache Maßregel, welche ich in meinem Vortrag in Brüssel für den belgischen Kongo angegeben habe, nämlich die Entwaffnung der an der Spitze der sklavenräuberischen Banden stehenden Araber und mohammedanischen Misch=

linge, deren Zahl im Herzen von Afrika nicht mehr als zwei- oder dreihundert beträgt, und welche mit ihren räuberischen Negern die Sklavenjagden im Innern ausführen und Sklaven auf allen Märkten verkaufen, genügt im Verein mit dem Verbot, Kriegswaffen und Pulver von der Küste aus einzuführen und mit Karawanen zu transportieren, um diesen Zweck zu erreichen. Eine kleine deutsche Truppe von 500 Mann, falls sie allein manövriert, oder einige fähige und entschlossene Offiziere, falls ihnen, wie dies in Belgien für die Westküste des Tanganyika geschehen soll, unter den Schwarzen ausgehobene Truppen beigegeben werden, sind ausreichend, um einen solchen Beschluß auszuführen.

„Ich habe soeben in London das Grab des großen Livingstone besucht, welcher alle diese Greuel aus der Nähe angesehen hat.

„Auf sein Grabmal in der Westminsterabtei hat das englische Volk die folgenden Worte, die letzten, welche er mit sterbender Hand aufgezeichnet hat, eingraben lassen: ‚Ich kann jetzt nur bitten, daß die reichsten Segnungen des Himmels allen denen zuteil werden, welche, wer sie auch sein mögen, dazu beitragen, um die schreckliche Plage der Sklaverei aus dieser Welt verschwinden zu lassen.'"

Der Nyassasee.

Livingstones zweite Nyassareise. — Das Land am Schire. — Der Pamalombe. — Der südliche Nyassa. — Größe des Sees. — Ein Seesturm. — Zuflüsse, Küsten, Bevölkerung. — Tierwelt. — Neueste Zustände am See.

Die beiden Livingstone*) und Dr. Kirk brachen am 6. August auf dem Schireflusse in einem vierruderigen Boote nach dem Nyassasee auf: sie waren von einem Matrosen und mehreren Dienern begleitet. Auf dem Wege dahin mieteten sie Eingeborene, welche das Boot über die acht deutsche Meilen lange Strecke der Murchisonkatarakte fortbringen sollten. Da die Reisenden hohen Trägerlohn in Baumwollenstoffen boten, so meldeten sich doppelt so viel Leute, als nötig waren, und große Scharen folgten ihnen den ganzen Weg entlang, die am Abend alle Bezahlung verlangten, auch wenn sie nicht geholfen hatten. Das Boot wurde von einem Dorfe zum andern gebracht und am nächsten Morgen stellte dann der Dorfälteste neue Träger. Alle waren willig, natürlich gegen Bezahlung; die Leute schwatzten und sangen, während sie die große Last trugen, ohne dabei außer Atem zu kommen.

Die Landschaft zeigte sich rauh und felsig, mit wenig fruchtbarem Boden; doch fehlte es nicht an Graswuchs und Wäldern. Zwischen

---

*) Nach: Hermann v. Barth, Ostafrika vom Limpopo bis zum Somallande. Mit 200 Abbildungen, 5 Thonbildern und 2 Karten. Leipzig, Spamer, 1875. Diese mit besonderer Rücksicht auf Livingstones Forschungsreisen sowie auf Speke, Grant und Baker bearbeitete gründliche Werk kann gegenwärtig nicht dringend genug zur Lektüre empfohlen werden.

zwei Nachbardörfern zeigte sich oft ein überraschender Unterschied. Das eine erschien wohlhabend und thätig, mit gutgebauten Hütten, großen Lebensmittelvorräten und freien, offenherzigen Bewohnern, die gern den Reisenden das Nötige verkauften. Im nächsten dagegen fand man das vollständige Gegenteil, ein unwilliges, argwöhnisches, schlechtgekleidetes Volk in elenden Behausungen, das nichts zu verkaufen hatte, obgleich ringsum der Boden weit fruchtbarer als bei dem reicheren Nachbardorfe war. Einen Grund für diesen auffallenden Unterschied führt Livingstone nicht an.

Nachdem man am letzten Wasserfalle vorüber war, wurde das Boot wieder in das breite und tiefe Fahrwasser des oberen Schire gebracht, der hier eine Krümmung nach dem Zumboberge hin macht. Er erscheint schon ganz seeartig und wird in der That als Fortsetzung des Nyassa betrachtet. Am Ufer entwickelte sich ein reges Tierleben. Viele weißbrüstige Kormorane wurden aus ihrer Ruhe aufgestört, die während der Nacht im Strome fischen, am Tage jedoch auf den Bäumen und im Rohre schlafen. Im Flusse selbst schwammen Flußpferde umher und kamen ganz nahe an das Boot heran, welches sie mit einem Schwall Wasser aus ihrem ungeheuren Maule übergossen. Büffelherden und Antilopen zeigten sich in den grasigen Gegenden oder kamen zur Tränke an den Fluß herab.

Da am linken Ufer große Haufen räuberischer Ajawa umherzogen, die man vermeiden wollte, so fuhr man am rechten, westlichen Ufer des Stromes aufwärts in den kleinen Pamalanbesee ein. Dieser ist ungefähr 2—2½ geographische Meilen lang und 1—1¼ breit. Ringsum umgiebt ihn ein so dicker Saum von Papyrusstauden, daß man kaum eine Öffnung darin erblicken kann. Diese Pflanzen standen so dicht und üppig nebeneinander bis zu einer Höhe von 4 m, daß „kaum die Luft durchdringen konnte", und zwischen ihnen entströmte Schwefelwasserstoffgas dem Wasser, das in einer Nacht den (wahrscheinlich mit Bleiweiß angestrichenen) Boden des Bootes gänzlich schwarz färbte. Myriaden von lästigen Moskiten schwebten über der Wasserfläche; diese, welche gewöhnlich anzeigen, daß ein Ort zur Erzeugung des Fiebers besonders geeignet erscheine, veranlaßten die Reisenden, daß sie schleunigst den gefährlichen See verließen, um nach den gesunden Ufern des Nyassa zu gelangen.

Sogleich, als sie am 2. September in diesen einsegelten, fühlten sie die angenehme, kühle Luft, die diesen großen Wasserkörper umweht. —

Das erste, was sie zu erforschen suchten, war die Tiefe des Sees. Ringsum an den Gestaden zeigte sich auf eine deutsche Zehntelmeile Breite ein hellgrüner Saum, auf den nach der Mitte zu eine tief indigoblaue Färbung folgte, wie sie auch der Indische Ozean zeigt. Der obere Schire war 3—5 m tief gefunden worden, doch fortrudernd am westlichen Gestade des Nyassa, fanden die Reisenden den See eine deutsche Fünftelmeile vom Ufer entfernt schon 28¼ m tief; dann, als sie ein großes Vorgebirge — welches sie nach dem Astronomen in der Kapstadt Maclearvorgebirge kauften — umsegelt hatten, konnten sie selbst bei 64 m Tiefe noch keinen Grund erreichen. Man fuhr am westlichen Ufer weiter fort, das eine Reihenfolge sandiger Buchten zeigte. Weiter nördlich fand man in einer Bucht unter 11° 40′ s. Br. bei 187 m Grund, doch außerhalb derselben ließ sich mit einer Fischerleine bei fast 218 m noch kein Boden gewinnen. Meist konnte das Boot nur in der Nähe der Ufer ankern.

Das südöstliche Ende des Nyassasees, aus welchem der Schire abfließt, ist etwa 6½ geographische Meilen lang und 2—2½ Meilen breit. Dieser Arm des Sees und jener, welcher sich jenseits des Vorgebirges Maclear uach Süden erstreckt, geben dem ganzen See eine gabelförmige Gestalt, ähnlich dem italienischen Stiefel, dergestalt, daß die beiden erwähnten Buchten im Süden die Zinken der Gabel, der nach Norden sich erstreckende Hauptteil des Sees jedoch den Griff darstellt. Der engste Teil, 4—4½ geographische Meilen breit, liegt da, wo die beiden Buchten sich abzweigen; von hier aus wird der Nyassa allmählich breiter und erreicht eine Ausdehnung von 7 bis zu 14 Meilen, bei einer Gesamtlänge von 43 geographischen Meilen. Die allgemeine Richtung desselben ist fast genau von Norden nach Süden.

Die Jahreszeit war den Reisenden sehr ungünstig. Die Äquinoktialstürme erlaubten ihnen nicht, nach der östlichen Seite hinüberzufahren, und Rauch und Nebel erfüllten die Luft derart, daß ein freier Blick kaum möglich war. Über den See führen verschiedene

Fähren der Eingeborenen, namentlich im nördlichen Teile, wo die Insel Chisomoro einen Stationspunkt für die Überfahrenden bildet.

Scheinbar ist der Nyassa ganz von Bergen umgeben, allein es stellte sich heraus, daß an der Westseite diese Berge nur der Abfall eines schönbewaldeten Tafellandes waren. Gleich allen von Hochlanden eingefaßten Seeen ist auch der Nyassa starken und plötzlichen Stürmen ausgesetzt. Gerade im September und Oktober, als Livingstone ihn beschiffte, fanden die heftigsten Stürme statt, die seine Reise häufig aufhielten. Manchmal, wenn das Schifflein vor einer angenehmen Brise leicht und lustig über die blaue Flut dahinsegelte, erhob sich ohne vorhergehende Anzeichen ein wütend brüllender Sturm, der gefährliche Wogen in seinem Gefolge hatte. Einmal war man genötigt, mitten im See bei 12½ m Tiefe Anker zu werfen, da die wilde Brandung am Gestade das Boot sicher zum Scheitern gebracht hätte. Unaufhaltsam, eine hinter der andern, kamen die hohen, mit weißem Gischt gekrönten Wellen auf das gebrechliche Fahrzeug schäumend herangestürzt, und schon eine einzige hätte genügt, die Reisenden zu vernichten, wenn das Boot damit gefüllt worden wäre; allein sie entrannen glücklich der Gefahr. Sechs Stunden brachten sie in dieser Not zu, während eine dicke, von den Bergen kommende Wolke über ihrem Haupte hing und Scharen aufgescheuchter Nachtraben (Cometornis vexillarius), die sonst am Tage sich niemals sehen lassen, gleich Unglücksvögeln über ihnen im Sturme dahinschwebten. Die schwarzen Ruderer wurden seekrank und unfähig, das Boot gegen den Sturm anzuhalten, während die mit dem Gepäck am Land marschierenden Träger von den hohen Klippen wehklagend herabschauten und ausriefen: „Alle sind verloren! Sie sind so gut wie tot!“ Als der Sturm endlich nachließ und die Reisenden das Ufer glücklich wiedergewannen, wurden sie von den Trägern glückwünschend begrüßt, als wären sie nach einer langen Abwesenheit heimgekehrt. Von dieser Zeit an richtete man sich nach den Weisungen des mitgenommenen europäischen Matrosen John Neil, der, ein Fischer von der irischen Küste, genau die Küstenschiffahrt an einem stürmischen Gestade kannte. Oft saß man dann tagelang am Ufer und wartete das Vorübergehen des Sturmes ab. Der über viele Meere gereiste Livingstone bezeugt, daß er nirgends solche Wellen gesehen als auf

dem Nyassa. Jede Nacht mußte das Boot in eine sichere Bucht vor Anker gebracht werden, und hätte man nicht gewußt, daß diese Unwetter auf eine bestimmte Zeit im Jahre eingeschränkt waren, man würde den Nyassa „See der Stürme" getauft haben. Übrigens unterscheidet sich der Nyassa hierdurch keineswegs von anderen Binnenlandseeen, die gleich ihm von hohen Bergen umgeben sind. Die Erscheinungen bleiben genau dieselben, und wenn man Raddes Schilderungen der Stürme auf dem Baikal in Sibirien oder jene Bakers auf dem Mwutan mit derjenigen, welche hier Livingstone giebt, vergleicht, so wird man die große Übereinstimmung erkennen.

Der Nyassa empfängt von Westen her keine großen Zuflüsse. Die fünf Flüßchen, welche Livingstone dort einmünden fand, ergießen zusammen nicht so viel Wasser in den See, als der Schire allein abführt. Sie waren 10—20 m breit und einige so flach, daß man sie durchwaten konnte; allein die Verdunstung muß auch sehr stark sein. Diese Flüßchen und einige andere gleich große, von Norden und Osten kommend, genügen, wenn sie durch den Regen angeschwellt werden, um das Steigen des Sees ohne das Vorhandensein eines großen Stromes zu veranlassen, dessen Existenz man wenigstens notwendig glaubte, um den regelmäßigen Abfluß des Schire zu erklären; allein die Eingeborenen am Nordende erklärten ausdrücklich, daß dort kein großer Strom in den Nyassa münde, womit jedoch die Frage keineswegs abgeschlossen erscheint. Vielmehr muß doch ein großer Zufluß da sein. Genau sichtbare Marken an den Felsen zeigten, daß zeitweilig während der Regenperiode das Wasser 1 m höher steht als am Schlusse der trockenen Jahreszeit. Der Regen beginnt hier im November und das anhaltende Steigen des Schire findet nicht vor Januar statt.

Die Westküste des Nyassasees besteht aus einer Reihenfolge einander ähnlicher kleiner Buchten mit sandigem Grunde und steinigem Ufer, die stets durch kleine felsige Vorgebirge voneinander getrennt sind. Die große Südwestbai würde einen guten Hafen abgeben. Das Land an der Küste ist niedrig und fruchtbar, an einigen Stellen marschig und mit großen Scharen von Enten, Gänsen, Reihern, Haubenkranichen und anderen Vögeln bevölkert. Im Süden fand man weite, von Hügelketten eingefaßte Ebenen; nach Norden zu

wurden die Berge höher und boten einen prachtvollen Anblick, da Berg sich auf Berg türmte, bis sie sich, den fernen Horizont noch begrenzend, zu verlieren schienen. Im Nordosten ragen die Felsen jäh aus dem Wasser hervor. Hinter ihnen soll sich ein Tafelland ausdehnen, das für Weide und Ackerbau wohlgeeignet nnd von einem aus dem Süden gekommenen Stamme der Sulu besetzt ist. Diese haben große Herden und nehmen fortwährend an Zahl zu, indem sie sich die Nachbarstämme einverleiben.

Nie zuvor hatten die Reisenden in Afrika eine so dichte Bevölkerung gesehen als an den Ufern des Nyassasees. Am südlichen Ufer zieht sich eine fast ununterbrochene Reihe von Dörfern hin. An den Buchten standen große Haufen Eingeborener, welche den ungewohnten Anblick eines Bootes unter Segel anstaunten und wo die Reisenden auch landeten; in wenigen Minuten waren sie von Hunderten von Menschen, Männern, Weibern und Kindern, umringt, welche die „Tschirambo“ (wilden Tiere) anschauen wollten. Diese Tiere, nämlich die Reisenden, essen zu sehen, war das herrlichste Schauspiel für die Schwarzen, und niemals hatten die Löwen oder Affen eines zoologischen Gartens bei ihrem Mahle aufmerksamere Zuschauer als die Weißen, welche bei ihrem Essen stets von einem dichten Kranze dunkler Gestalten umgeben waren, die sich daran nicht satt sehen konnten. Doch hielten sie sich hinter einer Linie, welche die Reisenden in den Sand gezogen hatten, und benahmen sich im allgemeinen höflich. Nur zweimal kam es vor, daß sie den Rand des Segels, das als Zelt diente, aufhoben, um darunter durchzugucken, wie bei uns vorwitzige Knaben unter dem Vorhange eines Theaters durchschauen; doch den Namen „Tschirambo“ (eßbares wildes Tier), gebrauchten sie in der That für die Fremdlinge, ohne zu ahnen, daß diese es verstanden. Mit Ausnahme eines einzigen Dorfes, dessen Einwohner sich infolge des Biergenusses in berauschtem Zustande befanden, verlangte man nirgends Abgaben oder Durchgangsgelder von den Reisenden.

Der Boden am Nyassa scheint wohlbebaut, namentlich stark mit Reis und süßen Kartoffeln; auch findet man Mais, Mapira und Hirse. Im Norden dagegen bildet Kassava das Hauptnahrungsmittel, zusammen mit faulen Fischen. Während einer bestimmten

Jahreszeit halten die Einwohner am Nordende noch eine ganz eigentümliche Ernte. Als Livingstone in jene Gegend gelangte, sah er dichte Wolken über dem See, wie wenn meilenweit das Gras im Lande abgebrannt würde. Doch am nächsten Morgen segelte man durch eine dieser Wolken und entdeckte nun, daß sie weder aus Rauch, noch aus Nebel, sondern aus Millionen kleiner Mücken bestand, die den Namen Kungo führen. Sie erfüllten die Luft bis zu einer ungeheuren Höhe und schwärmten dicht über dem Wasser, in das sie wegen ihrer Leichtigkeit nicht einsanken. Während man durch diese lebendige Wolke hindurchfuhr, mußte man Augen und Mund geschlossen halten, denn der Inhalt derselben fiel wie Schnee auf das Gesicht herab. Tausende von Mücken lagen im Boote, als dieses sich durch die Wolke hindurchgearbeitet hatte. Die Einwohner sammeln während der Nacht diese Insekten und kochen daraus dicke Kuchen, die Millionen von Mücken enthalten. Ein solcher Mückenkuchen ist 3 cm dick und so groß wie ein Teller; er ist inwendig schwarz und schmeckt ähnlich wie Kaviar oder gesalzene Heuschrecken, also nicht übel.

Auch ausgezeichnete Fische, meist bis dahin unbekannte Arten, kommen im Nyassa vor. Der Mpasa oder Sandschika, eine Art Karpfen, geht, wie bei uns der Lachs, in den Strömen aufwärts, um zu laichen. Er wird bis zwei Fuß lang und schmeckte den Reisenden besser als irgendein anderer afrikanischer Fisch. Im August und September steigt der Mpasa in die Flüsse, und dann beginnen die Fischer ihre Jagd auf ihn. Eine Menge Wehre mit Schleußen werden erbaut, die mit Korbfallen abgeschlossen sind; auch spannt man noch unterhalb der Wehre breite Netze von Ufer zu Ufer, so daß es als Wunder erscheint, wie der schlaue Fisch dennoch entkommen kann. Wahrscheinlich findet er in der Nacht einen Weg stromaufwärts. Die Fische im See fängt man meistens mit Netzen, obgleich man zuweilen auch Männer, Weiber und Kinder angelnd am Ufer sitzen sieht. Zum Fange der jungen Brut einer dem Grashechte ähnlichen silbernen Art benutzt man engmaschige Netze, die oft Tausende der nur 5 cm langen Tierchen auf einen Zug herausholen. Sie schmecken ähnlich, als wenn sie mit Chinin versetzt wären; vielleicht von der mitgekochten Gallenblase. Die Reisenden bemerkten

ganze Flotten von Canoes, die zur Fischerei in den See hinausstachen, selbst wenn derselbe bedeutend bewegt war; dabei ruderten die Schwarzen aufrechtstehend.

Der erste Eindruck, welchen man von den Männern von Nyassa empfängt, ist der, daß sie sehr faul sind. Gruppenweise sieht man sie den Tag über unter schattigen Bäumen schlafen; forscht man jedoch nach dem Grunde, so erfährt man, daß die Schläfer den größeren Teil der Nacht über anstrengend gearbeitet haben. Am Nachmittage ermannen sie sich wieder, bessern ihre Netze aus und bringen sie in die Kanoes. In der Nacht segeln sie dann nach den Fischplätzen und arbeiten im Wasser herum. Obgleich es nicht an großen Krokodilen im Nyassa fehlt, so erzählen die Fischer doch, daß selten einer von ihnen durch dieselben verschlungen werde. Können die Krokodile nur genug Fische, ihre natürliche Nahrung, erlangen, dann greifen sie selten den Menschen an. Doch wenn das Wasser trübe und schlammig ist, werden sie sehr gefährlich, weil sie dann ihre eigentliche Beute nicht sehen können.

Viele Männer und Knaben sind damit beschäftigt, die Buazepflanzen zu sammeln, aus deren Fasern sie Netze bereiten. Aus den vielfach in den südlichen Dörfern getragenen heimischen Baumwollenstoffen geht hervor, daß die Baumwollenkultur manche geduldige Hand beschäftigen muß. Außerdem verfertigt man sehr viel Zeug aus dem Baste eines Baumes, der zur Familie der Cäsalpinien gehört; es ist ein langwieriges Geschäft, dieses Klopfen und Sänftigen des Bastes, bis er endlich zur Kleidung schicklich wird. Nach der Häufigkeit des Stoffes zu schließen, müssen alljährlich viele Bäume zerstört werden, doch die umliegenden Berge erscheinen immer noch stark bewaldet.

Die Umwohner des Sees sind ein keineswegs schönes Volk; die Frauen sind sehr häßlich und machen sich noch abscheulicher dadurch, daß sie in der Oberlippe das Pelele tragen; manche Damen, damit noch nicht zufrieden, tragen auch ein solches Ding in der Unterlippe. Das wertvollste Pelele besteht aus einer runden, tellerförmigen Zinnplatte; auch findet man es aus weißem Quarz hergestellt. Dann sieht die Trägerin aus, als hätte sie ein Stückchen Stearinkerze in die Lippe gesteckt. Andere wieder werden aus blutrotem Pfeifenthon bereitet; diese sind als Modesache besonders in Gunst. Alle Ein=

geborenen sind vom Kopf bis zum Fuß tätowiert mit Figuren, welche als Charakterzeichen der einzelnen Stämme gelten. Die Matumboka oder Atimboka erzeugen kleine Knötchen auf der Gesichtshaut, so daß sie wie mit Warzen überdeckt sind, und die jungen Mädchen, die vorher ganz nett aussehen, dann wie gealtert erscheinen. Die Kleider sind nicht zu beschreiben, da das Material, aus welchen sie geschnitten werden, verschwindend klein ist, und die hübschen Zähne werden wie diejenigen einer Katze zugespitzt.

Im Charakter weichen die Leute am Nyassa nicht von anderen Afrikanern ab. Sie sind ziemlich freigebig und boten nach gelungenem Fischfang den Reisenden stets einen Teil der Beute an, selbst wenn diese es nicht verlangten. Ein Häuptling im Norden, Namens Murengo, ein schöner, schlanker Mann mit einer Adlernase, benahm sich großmütig wie ein Gentleman gegen die Reisenden, schickte ihnen Bier und Lebensmittel und fragte, auf sein eisernes, mit Kupfer verziertes Armband zeigend, ob es in England etwas Ähnliches gebe. Als Livingstone dieses verneinte, zog Marengo seinen Schmuck sogleich vom Arme und schenkte ihn den Reisenden; dasselbe that sein Weib mit ihrem Armband. Doch fehlte auch die Kehrseite zu diesem erfreulichen Charakterzuge der Eingeborenen nicht. Bei Tschitanda wurden die Reisenden zum erstenmale bestohlen und machten die Erfahrung, daß es in Afrika genau so abgefeimte Diebe gebe wie in London. Im allgemeinen hatten sie sich so sicher gefühlt, daß sie niemals, ausgenommen wenn sie Verräterei fürchteten, eine Wache ausstellten. Die begleitenden Makololo hatten sich eines Abends am Biere gütlich gethan, und damit ihre Herren nicht durch ihr lautes Gespräch gestört werden sollten, sich etwas entfernt von diesen niedergelassen. Von den Reisenden waren zwei mit Fieber behaftet; alles schlief fest; nur einer merkte, wie etwas an seinem Kopfkissen zerrte, doch glaubte er, ein Diener lege es ihm zurecht. Das Bootsegel, unter dem man schlief, war ringsherum offen gelassen und somit ein Diebstahl erleichtert. Am nächsten Morgen vermißte beim Erwachen der eine seine Stiefel, der andere sämtliche Kleider, der dritte den Koffer mit allen Habseligkeiten u. s. w. „Ist das Baumwollenzeug fort?“ war die erste Frage. Zum Glück war dieses jedoch nicht der Fall, da einer es als Kissen benutzt hatte, denn sonst wäre

ihnen das einzige Zahlungsmittel verloren gewesen. Den Aneroidbarometer, ein Paar Stiefel, einige getrocknete Pflanzen und Fische hatten die Diebe als unbrauchbar weggeworfen, dagegen manche wertvolle Notizen mitgenommen. Die Reisenden gerieten infolge dieses Schurkenstreiches in nicht geringe Verlegenheit, namentlich bezüglich der Kleidung; doch waren ihnen Flinten und Revolver zum Glück geblieben. Das Volk im Dorfe selbst hatte höchstwahrscheinlich keinen Teil an diesem Diebstahl; der Verdacht fiel auf einige Leute von der Ostküste, die den Reisenden schon seit einigen Tagen gefolgt waren.

Die Begräbnisstätten am See waren hübsch angelegt und sorgfältig gehalten, namentlich am Südufer in der Gegend von Kap Maclear. Durch dieselben führten saubere, breite Wege; ein alter Feigenbaum breitete seine schattigen Äste über die Grabhügel aus, die ganz in der Form wie die unsrigen aufgeworfen sind. Sie verlaufen alle von Norden nach Süden, mit dem Kopfende nach Norden. Die Gräber der Männer und Frauen waren durch die von diesen während der Lebenszeit benutzten Gerätschaften unterschieden, welche zerbrochen auf den Gräbern umherlagen. Ein Stück Netz und ein zerbrochenes Ruder zeigen das Grab eines Fischers an. Ein hölzerner Mörser, zerbrochene Töpfe und Kalabassen oder ein Korb, in dem Mehl gesiebt wurde, deuteten auf ein Frauengrab.

Bot hiernach das Südende des Nyassa ein im ganzen erfreuliches Bild dar, so konnte dies Livingstone vom Norden und Nordwesten keineswegs behaupten, denn dort herrschte Gesetzlosigkeit und Blutvergießen. Dort lebt das räuberische Volk der Mazitu oder Mazite auf den Hochlanden, von denen herab sie gelegentliche Beutezüge in die Dörfer der Ebenen machen. Sie gehören zum Stamme der Sulu, kamen ursprünglich aus dem Süden und sind identisch mit den Ladins, die alljährlich von den Portugiesen am Sambesi Tribut einfordern. Alle Ortschaften nördlich von 11° 44′ waren kürzlich von diesen schrecklichen Räubern zerstört worden und nur die Häuptlinge Mankambira und Marenga hatten nebst ihren Unterthanen, geschützt durch Verpalissadierungen und die Hecken der Euphorbien, sich mit Erfolg zu verteidigen vermocht. Die Euphorbie oder der Wolfsmilchbaum wird hier, wie in den Mangandjalanden

und auch weiter nördlich bis in das Gebiet des Nils sowie überhaupt durch einen großen Teil Afrikas wegen ihrer gefährlichen Stacheln zu schützenden Hecken benutzt, in deren Schatten die Eingeborenen lagern und hinter denen sie sich vor ihren Feinden sicher fühlen. Mankambiras und Marengas Bogenschützen hatten hinter Hecken, ohne selbst einer Gefahr ausgesetzt zu sein, sich ihre Opfer unter den Mazitu auswählen können und diese zurückgeschlagen. Jenseits der beiden Dörfer aber war das Land weit und breit verwüstet, und verwesende, kürzlich getötete Einwohner wurden auf dem Wege der Reisenden oft angetroffen. Die Träger Livingstones am Lande fürchteten sich daher, allein, ohne Begleitung eines Weißen weiter vorzudringen, da noch verschiedene Banden in der Nähe sengend und brennend umherzogen. Livingstone entschloß sich deshalb, an ihrer Spitze den Weg am Lande fortzusetzen und ließ seinen Bruder nebst Dr. Kirk im Boote zurück.

Man bezeichnete eine Bucht als den Ort, an welchem man wieder zusammentreffen wollte, und drang dann beiderseits, die einen auf dem Lande, die anderen zu Wasser weiter nach Norden vor. Das Boot traf auf einer Felseninsel mehrere bewaffnete Mazitu, deren Führer von Mankambira am Fuße verwundet worden war und hier wartete, bis er wieder zu seinem Häuptlinge gehen konnte, der jenseits der Berge wohnte. Sie hatten ihre jungen Frauen und einige große Canoes bei sich, mit denen sie nachts auf Mord und Plünderung ausgingen, so daß sie als „Seeräuber" anzusehen waren. Später traf man dann auf eine neue Bande, die mit lauter Stimme dem Boote befahl, anzuhalten; als jedoch Karl Livingstone und Dr. Kirk ruhig weiter steuerten, ohne auf die Mazitu zu hören, wurde von letzteren eine Anzahl Canoes zur Verfolgung ausgesetzt, die jedoch bald die Jagd aufgeben mußten, da sie trotz ihres eifrigen Ruderns nicht gegen das Segel des Bootes aufkommen konnten. Ohne den am Ufer befindlichen Dr. Livingstone finden zu können, irrte das Boot, oft von heftigen Stürmen bedroht, vier Tage lang an der Küste umher, bis jener endlich mit nur zwei Begleitern wieder erschien.

Der Weg am Ufer war sehr beschwerlich gewesen, so daß sie am ersten Tage nur eine deutsche Meile zurücklegen konnten, und

weiter landeinwärts, um die Berge herum, dehnte sich der Weg zu weit aus, daß sie ihn hätten verfolgen können. Am nächsten Morgen war man gerade damit beschäftigt, eine der vier Ziegen zu schlachten, welche man mitgenommen hatte, als plötzlich zum Schrecken von Livingstones Begleitern sieben mit Federn phantastisch geschmückte und mit Speeren und Schildern bewaffnete Mazitu erschienen. Durch einen Makololo, Namens Moloka, welcher die Zulusprache redete, konnte sich Livingstone mit ihnen verständigen. Als dieser sich den Räubern näherte, geboten sie ihm Stillstand und befahlen ihm, daß er sich in der Sonne niedersetzen sollte, während sie selbst im Schatten lagerten. „Keineswegs", lautete die Antwort, „wenn ihr im Schatten sitzt, will ich auch darin sitzen!" Nun schlugen sie mit ihren Keulen auf die Schilde, um den Reisenden Schrecken einzujagen; allein der Moloka bemerkte ihnen, „daß man dieses Geräusch nicht zum erstenmale gehört habe". Dann saßen alle zusammen nieder. Die Mazitu verlangten nun ein Geschenk, um ihrem Häuptling beweisen zu können, daß sie mit Fremden zusammengetroffen seien, die keine Araber wären.

Als Gegenbewilligung verlangte Livingstone nun, daß sie ihn zum Boote zurückführen sollten, in dem alle seine Waren sich befänden; er selbst besäße nichts bei sich, sagte er, und zum Beweise kehrte er seine Taschen um, aus denen, unter anderen Sachen, auch ein Notizbuch kam, welches die Mazitu jedoch für eine Pistole hielten und ihn deshalb baten, es gleich wieder einzustecken. Die Jüngeren unter ihnen wurden nun zudringlich und verlangten eine Ziege, die ihnen jedoch nicht bewilligt wurde; die Älteren dagegen fürchteten sich und machten schnell, daß sie fortkamen.

Manchmal auf den Händen und Füßen kriechend, mußte man nun steile Bergrücken und bis 3000 m tiefe Schluchten überschreiten. In jeder Schlucht rieselte ein Strom. Das ganze Land, früher bebaut und bevölkert, bot infolge der Zerstörungen der Mazitu einen schauderhaften, doch echt afrikanischen Anblick, der beredtes und betrübendes Zeugnis ablegte von der Nacht der Barbarei im schwarzen Erdteil.

Die Sulu erschlagen nur die alten Leute und die kräftigsten Männer, Frauen und Kinder dagegen werden weggeführt, gütig be=

handelt und dann als freie Sulu betrachtet; auch sollen sie ihre Gefangenen niemals verkaufen.

Livingstones Begleiter konnten sich von ihrem Schrecken noch immer nicht erholen, und als er ihnen erlaubte, nach Mankambiras Dorfe umzukehren, machten sie sich vergnügt auf den Rückweg. Nur mit den beiden Entschlossensten setzte er seine Reise fort und war so glücklich, nachdem er noch einen entsetzlichen Weg zurückgelegt, am vierten Tage wohlbehalten das Boot wieder zu erreichen. Dieses war bis fast zum 11. Grad in nördlicher Richtung auf dem See vorgedrungen, ohne jedoch dessen Ende zu erreichen. Man sah, daß der Nyassa im Norden rings von Bergen umschlossen war, und die zu Lande marschierende Abteilung der Expedition, bei welcher Dr. Livingstone sich befunden hatte, nahm von den mehr als 300 m hohen Berglanden aus, welche sie überschritt, wahr, daß die dunklen Gebirgsmassen der Umrandung des Sees sich allmählich zusammenschlossen. Livingstone folgerte daraus, daß das Nordende des Nyassasees zwischen dem 10. und 11.° s. Br. zu setzen sei.

Während die Reisenden am 17. Oktober durch einen Sturm an der Mündung des Kaombe (nördlich der Kota-Kotabai) festgehalten wurden, erhielten sie Besuch von den Leuten eines arabischen Kaufmannes, welcher 14 Jahre im Innern Katangas, südlich (richtiger südwestlich) von Cazembes Reich sich aufgehalten hatte. Sie brachten Elfenbein, Malachit, kupferne Ringe und Sklaven, um an den Ufern des Nyassasees diese Waren gegen Tuch einzutauschen. Ihren Berichten zufolge war der Malachit aus einer reichen Erzader eines Berges nahe bei Katanga gegraben worden, und wir werden aus den Ergebnissen von Livingstones letzter Reise ersehen, daß die Leute in diesem Punkte wahr sprachen. Den Tanganyikasee kannten diese Araber wohl, vom Sambesi aber hatten sie nie gehört. Mit aller Bestimmtheit behaupteten sie, der Tanganyika habe seinen Abfluß nach dem Nyassasee, eine, wie sich später ergab, totale Unmöglichkeit und ein gutes Probestück arabischer Geographie. Über das Nordende des Nyassasees herrschten auch bei den Einheimischen die verworrensten Begriffe. „Das andere Ende des Sees!“ riefen voll Erstaunen über eine darauf bezügliche Frage sie aus, „wer hat je solcherlei gehört? Wenn jemand als Knabe nach dem andern Ende des Sees

zu wandern begänne, so möchte er wohl ein alter Mann mit grauen Haaren geworden sein, bevor er dort anlangte. Nie hörten wir, daß dergleichen gewagt worden sei!"

In der Umgegend des Nyassasees hält der Sklavenhandel, dessen Ziele Sansibar und die ostafrikanische Küste überhaupt sind, seine häufigsten und reichlichsten Ernten. Von den Hochlanden flüchten die armen, oft halbverhungerten Geschöpfe hinab nach den nahrungsreichen Ufern des Sees. Überall haben die Ajawa und Mazitu ihre verwüstenden Umzüge gehalten; Krieg folgt auf Krieg, Sklavenraub auf Sklavenraub, und die Bevölkerung schwindet dahin. Nach Rowley wurden zur Zeit, als er in jener Gegend weilte, aus den Mangandjahochlanden allein 200 Sklaven allwöchentlich weggeführt, was in einem Jahre die Summe von 10400 ausmacht. Die Eingeborenen selbst sind unfähig, sich zur gegenseitigen Verteidigung zu verbinden; jedes Dorf denkt einzig an seine eigene Sicherheit, und so kommt es, daß eine Hand voll Räuber mit europäischen Waffen mit dem besten Erfolge hier ihre Wirtschaft treiben kann. Livingstone und Young stimmen in der Ansicht überein, daß ein kleiner Kriegsdampfer auf dem Nyassasee und oberen Schire durch Ausübung einer strengen Kontrolle und durch Umtausch von Waren gegen Elfenbein und andere Produkte dem Sklavenhandel in jener Gegend schnell den Nacken zu brechen vermöchte, da fast jede Sklavenkarawane den See oder den Fluß passieren muß. Angesichts der Leichtigkeit jedoch, womit die arabischen Händler längs der ganzen ostafrikanischen Küste Landwege dort auffinden, wo der Wassertransport ihrer Menschenware ihnen erschwert oder unmöglich gemacht wird, müssen jene Erwartungen wohl als etwas zu optimistische gelten.

Die Erforschung des Nyassasees durch Livingstone nahm die Zeit vom 2. September bis 27. Oktober 1861 in Anspruch. Da seine Waren, die ihm das Geld ersetzten, entweder verausgabt oder verloren waren, sah er sich genötigt, nach seinem Dampfer zurückzukehren.

Der vorstehenden Schilderung von Barth fügen wir einige Notizen über die neuesten Verhältnisse hinzu. Bekanntlich giebt es für

die Karawanen der Sklaven- und Elfenbeinhändler in Deutsch-Ostafrika vier Hauptstraßen: 1) die vom Ukerewe zum Teil durch deutsches Gebiet nach Mombas; die vom Tanganyika über Tabora nach der Küste; 3) die vom Bangweolosee nach Kilwa; 4) die vom Nyassasee nach Kilwa und Lindi führende, mit Abzweigungen nach Ibo und Quilimane. Weiter nördlich am Osthorn und im Roten Meer sind Sklaven-Ausfuhrhäfen Kismayu, Makdischu, Zeila, Obok, Suakim. Die Straße von Ukerewe nach Mombas den Sklavenhändlern zu verlegen, ist Sache der Engländer, denen dies nicht sehr schwer fallen dürfte — wenn sie wollten. Die zweite und dritte Hauptstraße werden die Deutschen nach der so glücklich begonnenen Niederwerfung des Aufstandes besetzen, auch ohne daß die Antisklavereibewegung ihnen die Mittel dazu verschafft, weil es eine unabweisbare Naturnotwendigkeit ist, das Ostufer des Tanganyika definitiv in Besitz zu bekommen, um die Kultivation der deutschen Interessensphäre ungestört ins Werk zu setzen und die Verbindung mit dem Kongostaat sicherzustellen.

Am leichtesten läßt sich die südliche Straße vom Nyassa nach Lindi und Kilwa resp. Ibo und Quilimane strategisch anlegen, was schon Livingstone erkannte. Mit kurzer Unterbrechung an den Murchisonfällen führt ein Wasserweg den Zambesi und Schire hinauf und auf dem Nyassasee bis zu der Stevenson-Straße, welche das Nordende dieses Sees zu Lande mit dem Südende des Tanganyika verbindet. Aber eine militärische Besetzung dieses 1200 englische Meilen langen, in das Herz Afrikas führenden Weges ist bis jetzt mit zu geringen Kräften versucht worden, obschon Dampfer auf dem Zambesi, Schire, Nyassa und Tanganyika zirkulieren. Die Araber halten noch immer die Stevenson-Straße besetzt, und die Deutschen scheinen weder ihre Missionen noch ihre Handelsunternehmungen nach diesen von Livingstone, Paul Reichard, Wißmann und Giraud als so vielversprechend geschilderten Gegenden ausdehnen zu wollen, die zum Teil unserer mit Portugal vereinbarten Interessensphäre angehören. Es ist daran die weitverbreitete Unwissenheit und Unternehmungsunlust schuld. Die Engländer sind dagegen schon längst hier thätig. Die African Lakes Company und die Gebrüder Buchanan haben hier eine Anzahl blühender Stationen und Plantagen angelegt, ebenso

einige katholische Missionen, die Free Church of Scotland auf dem westlichen Ufer des Nyassa, die Universities Mission auf dem östlichen. Eine ununterbrochene Kette von Missions- und Handelsstationen zieht sich von dem portugiesischen Fort auf der Schire-Hochebene bis zum Norden des Nyassasees. Im Westen dieser Linie ist eins der reichsten Jagdgebiete in Afrika. Elfenbein und Kautschuk ist in großen Massen vorhanden; auf den Stationen baut man erfolgreich Kaffee, Weizen, Thee und Chinchona. Das Klima ist auf den Höhen im Nordosten des Sees, wo die Livingstone-Berge bis zu 8000 Fuß emporsteigen, ein gesundes; Schotten und Engländer haben auf den etwa 3000 Fuß hohen Hochebenen um den See seit Jahren bei vollkommener Gesundheit gelebt; dagegen sind die Ufer und Inseln desselben sehr heiß und ungesund. Hier hätte schon längst deutsche Thatkraft und deutsches Kapital ein höchst lohnendes Unternehmungsfeld gefunden, wenn unsere Presse, gleich der englischen, energisch und anhaltend die öffentliche Aufmerksamkeit darauf gerichtet hätte. Der Bericht, welchen Henry O'Neill, der englische Konsul für das portugiesische Ostafrika, im „Journal of the Manchester Geographical Society“ (Vol. 4. 1888) über das betreffende Ländergebiet gab, ist von allen größeren englischen Blättern, soweit Handel und Mission daran Interesse hatten, ihren Lesern mitgeteilt worden, und hat sofort, ohne viele Deklamationen in Meetings, die praktischen Erfolge gehabt, welche wir oben angedeutet haben.

Baumgarten.

Der Bangweolosee.

Der Bangweolo oder Bemba, zwischen ungefähr 11. bis 12. Grad s. Br., südwestlich vom Tanganyika, fast 20000 Quadratkilometer groß, nimmt den eigentlichen Quellfluß des Kongo, den Tschambezi, auf und ist daher Hauptquellwasserbehälter dieses Stromes. Sein nordwestlicher Abfluß bildet den Luapula, der nach einem vielfach gewundenen Laufe von ca. 230 km ein kleineres Seebecken, den Mveru oder Moero durchfließt und hierauf den Namen Luwwa führt. Da dieser Luwwa auch noch den Namen Lualaba trägt und nach einem fast 300 km langen Laufe einen anderen ebenfalls Lualaba genannten südwestlichen Quellstrom des Kongo aufnimmt, so findet nicht selten eine Verwechselung dieser beiden Lualaba statt. Livingstone, welcher den Bangweolo 1868 entdeckte, berechnete seine Höhe über dem Meere auf 1220 m, seine größte Länge auf 32 Meilen, seine Breite auf 15 Meilen.

Livingstones Diener Wainwright giebt in seinem Tagebuche, das er 1873 über den Rückmarsch mit der Leiche seines Herrn verfaßte, folgende Beschreibung des Sees *):

„Der Bemba-(Bangweolo-)See liegt in einer Ebene von gewaltiger Ausdehnung und gänzlich von Wald entblößt. Die zahlreichen Inseln sind stark bevölkert und ihre Bewohner verkehren auf Kähnen unter sich und mit den Ufern. Doch sind nur während der

*) Nach H. v. Barth, David Livingstone, der Afrikareisende. Leipzig 1875.

Regenzeit Fahrzeuge notwendig, während der trockenen Jahreszeit dagegen ist die ganze Fläche furtbar. Die Ebenen um den Bembasee werden fleißig bebaut und mit Vieh beweidet, auch giebt es Antilopen, Zebras und andere jagdbare Tiere auf denselben. Dem Auge bieten sie eine ermüdende und traurige Eintönigkeit, und wenn der Morgentau auf den Feldern glänzt, erscheint die ganze Gegend wie ein einziges, unabsehbares Meer."

Einige weitere interessante Notizen über diesen merkwürdigen See Zentralafrikas entnehmen wir den erst in jüngster Zeit bekannt gewordenen Briefen Livingstones. Nach denselben wird die Insel, auf welche er überfuhr, Mpabala genannt, und von dieser aus gesehen grenzt auf eine Strecke von 183 Grad der Horizont an den Wasserspiegel; die Eingeborenen sagten zu Livingstone: „Dies alles ist der Tschambezi"; — denn sie betrachten den Bangweolosee als bloße Erweiterung dieses Flusses. Dieser selbst ergießt sich nebst mehreren Nebenflüssen in das nordöstliche Horn des Sees, nachdem er sumpfige Prairieen durchströmt hat, die einem Schwamme gleich mit Wasser vollgesogen sind. Sie bilden an ihrer Mündung häufig Ästuarien und umgeben so den Seespiegel wie mit einem Kranze oblonger Perlen. Zu anderen Jahreszeiten wieder ist das Bild verschieden, und man kann die Uferlinie des Sees von dem angrenzenden Sumpflande nicht mehr unterscheiden. Die Gegend ist, so weit das Auge reichen kann, von außerordentlicher Flachheit, und Ameisenhügel bilden fast die einzigen Erhebungen, welche auf derselben wahrgenommen werden; die hohe Wasserscheide der Muschingagebirge scheint demnach in beträchtlicher Entfernung südlich vom Bangweolosee sich zu befinden. Die Umwohner des Sees gehören dem Stamme der Babisa an, und große Karawanen aus Babisa, Bazio und Uniamuesi zusammengesetzt, besuchen häufig die Küsten des Bangweolo.

Im Süden des Bangweolosees, aber, wie oben bemerkt, wohl in beträchtlicher Entfernung von seinem Ufer, erhebt sich das breite Hochland der Wasserscheide, welches zusammenhängt mit dem Plateau von Lobisa einerseits, anderseits mit den Bergzügen, welche in das Muata-Janvoreich, in die Flachlande des Kassabi hinaus sich verlaufen und von den Pombeiros bei ihrer großen Afrikareise überstiegen wurden; in die Mitte derselben fällt das Muschingagebirge

der Portugiesen. Livingstone versteht unter der Wasserscheide die nächste Umgebung des Bangweolosees, welchen er, sofern wir eine Stelle in seinem, jedenfalls erst nach der Begegnung mit Stanley an Sir Rawlinson gerichteten Briefe richtig verstehen, mindestens einmal von Westen nach Süden und Osten umgangen haben muß. Daß die eigentlichen Quellgebiete noch beträchtlich weiter im Süden liegen müssen, dürfte wohl daraus hervorgehen, daß Livingstone sechs bedeutende Ströme von Süden in den See münden läßt und deren Ursprung ausdrücklich auf die Wasserscheide gegen das Flußsystem des Loangwa, d. h. auf das Muschingagebirge verlegt. An einer früheren Stelle beschreibt Livingstone die ungeheuren Sumpf- und Morastlandschaften der Umgebung des Bangweolosees mit folgenden Worten: „Die Wasserscheide erstreckt sich über 700 englische (150 deutsche) Meilen von Westen nach Osten. Die auf ihr entspringenden Quellen sind fast unzählbar, d. h. sie zu zählen, würde einen großen Teil eines Menschenlebens in Anspruch nehmen. Aus der Vogelperspektive betrachtet, würden manche Teile der Wasserscheide den Eisblumen an einer Fensterscheibe gleichen. Die Gewässer beginnen alle in einem Sumpfe im oberen Teile eines wenig eingesenkten Thales; wenige hundert Schritte weiter unten bildet das aus dem schwammigen Boden aussickernde Wasser schon einen beständig fließenden Bach, welcher etwas über 1 m breit und tief genug ist, um eine Brücke zu erfordern. Dies sind die letzten und primären Quellen der großen, nach Süden fließenden Ströme. Diese primären vereinigen sich zu sekundären Flüssen, die im allgemeinen die Größe des Isis bei Oxford oder des Avon bei Hamilton haben, niemals austrocknen und sich wieder zu vier großen Abzugslinien verbinden. Auf einer Strecke von 60 englischen (13 deutschen) Meilen geographischer Breite durchwatete ich 32 primäre Quellflüsse, deren Wasser bis zur Wade oder bis zur Taille reichte, und es erforderte 20 Minuten bis 1¼ Stunde, um Fluß und Sumpf zu überschreiten; dies ergiebt ungefähr eine Quelle auf je zwei englische Meilen. Ein mir bekannter Suaheli zählte auf einem sechstägigen Marsche längs eines Teiles des Bangweolo 22 bis zum Schenkel oder bis zur Taille reichende Gewässer. — Die auf der Wasserscheide vorherrschenden Winde kommen aus Südosten, wie man an der

Richtung der Zweige leicht erkennen kann, und die Feuchtigkeit des Klimas ist leicht ersichtlich an der Menge der Flechten, die dem Walde des Hochlandes das Aussehen eines Mangrovesumpfes der Meeresküste geben."

Da Livingstone an einer anderen Stelle sagt: „600 Meilen der Wasserscheide kenne ich, aber leider scheint das siebente Hundert das wichtigste zu sein"; so kann kaum daran gezweifelt werden, daß er im Sommer 1868 einen großen Teil des Südost- und Südufers des Bangweolosees bereist habe. Auf weite Wanderungen in diesen Gegenden deutet auch des Amerikaners Stanley Erzählung, die er natürlich nur als Livingstones eigene berichten kann, daß letzterer vom Beginne des Jahres 1867 (er kreuzte damals, wie bekannt, zum erstenmale den Tschambezi) bis Mitte März 1869 damit zu thun hatte, die Irrtümer der früheren portugiesischen Reisenden zu rektifizieren. „Immer und immer wieder", so heißt es in Stanleys Buch, „durchzog er die gleichen, von den gleichen Flüssen dieses verwickelten hydrographischen Systems bewässerten Gegenden, wie ein ruheloser Geist. Immer und immer wieder stellte er die gleichen Fragen an die ihm begegnenden Leute und ließ nicht ab, bis daß er besorgen mußte, für toll gehalten zu werden; ‚er hat Wasser im Gehirn', meinten die Eingeborenen." **B.**

Die wirtschaftliche Bedeutung von Deutsch-Ostafrika.

Umfang. — Klima. — Gesundheit vieler Landschaften. — Bevölkerung. — Herrliche, waldbedeckte Bergregion. — Bodenerzeugnisse: Reis, Tabak, Baumwolle, Kaffee, Mais nnd Zuckerrohr. — Europäische Gemüse. — Das Tierreich. — Das Mineralreich. — Ansiedelungen von Europäern.

Die folgende interessante, übersichtliche Schilderung der außerordentlichen wirtschaftlichen Bedeutung Deutsch-Ostafrikas, aus zuverlässigen Berichten der Kaufleute, Forschungsreisenden und Missionare von Sachkennern zusammengestellt, gab im Juni 1887 („Kolonial-Zeitung“, Nr. 30) der *Jahresbericht der Handelskammer* zu Münster. Die vor dem jüngsten Aufstande so blühenden und vielversprechenden Plantagen und Stationen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft und der verschiedenen Missionsgesellschaften haben den Beweis geliefert, daß auch die am weitesten gehenden Hoffnungen einen positiven Boden haben.

Deutsch-Ostafrika, ca. 24 000 Quadratmeilen groß, ist unstreitig unsere bedeutendste, auch vom Auslande als solche anerkannte Kolonie. Nicht nur, daß sie dem Mutterlande am nächsten liegt, daß Handel und Plantagenbau in ausgedehntester Weise möglich sind, es ist auch begründete Aussicht vorhanden, daß wir unsere überschüssigen Volkskräfte, wenn vorab auch nur allmählich, dorthin überführen können.

Das ganze Gebiet, nach der Internationalen Konferenz zu London vom 1. November 1886 zwischen 1. und 12. Grad s. Br. und 86. und 57. Grad ö. L., d. h. zwischen den Flüssen Tana und

Rovumna, der Meeresküste und dem Tanganyika liegend, ist in orographischer Beziehung einzuteilen in die Küstenregion, die Bergregion (Durchschnittshöhe 1000—1500 m, Kilima Ndscharo 5700 m) und in die Hochplateaus.

Die Gebirge senden ihr Wasser in tausend und abertausend Läufen gegen Osten, die sich zu kräftigen Strömen verbinden; diese sind wenigstens in ihren Unterläufen schiffbar.

Das Klima, das erste, wonach gewöhnlich gefragt wird, ist in sumpfigen Niederungen der Küstenregion, besonders an den Flußmündungen nicht gesund; die Malaria, das Tropenfieber, zeigt sich häufig. Dagegen hat die höher gelegene Bergregion durchgängig ein gesundes, ja vorzügliches Klima. Hören wir die Äußerungen von Forschern und Missionaren: Pater Horner schreibt 1870 von Ukwera: „Dieses Land, dessen gesundes Klima für niemand ein Zweifel ist, brachte eine glückliche Wirkung auf unseren Gesundheitszustand hervor." Ferner spricht er von der reinen, frischen Luft der Landschaft Ukami. Pater Bauer bestätigt 1886 diese Urteile. Mr. Price lobt 1878 das gesunde Klima von Nguru: „Was die Gesundheit betrifft, so haben hier selbst zerrüttete Konstitutionen nichts zu fürchten." Kapitän Foot meint 1883, daß die Nguruberge noch ein Zufluchtsort der Europäer der tiefer gelegenen Landschaften werden würden. Der Engländer Burton nennt 1857 die Berge von Usagara wahre Sanatorien. Stanley fällt 1871 dasselbe Urteil. Der englische Missionar Last, welcher acht Jahre in Usagara und Nguru weilte, sagt: „Das Klima ist sehr gesund. In den Monaten April bis Juni freuten wir uns, abends ein Feuerchen zu haben. Die Temperatur stieg mittags bis auf 18 Grad, in den heißeren Monaten bis auf 32 Grad, doch ist es niemals so heiß wie in Ostindien." Uhehe und Ubena erfreuen sich auch nach Thomson und Giraud eines fast kühlen Klimas. Usambara nennt Krapf 1852 das ostafrikanische Alpenland, in dem, je höher man steige, die Luft je kühler und angenehmer werde. Missionar Rebmann schreibt 1848 über Teita: „Ich glaubte in den Jurabergen oder in der Gegend von Cannstatt, meinem Vaterlande, zu wandern, so schön war das Land, so lieblich das Klima." Archidiakon Farler lebte elf Jahre in Magila und Usambara; er schildert 1886 das Klima hinauf bis

zum Kilima Ndscharogebiet als überaus gesund. Von der Decken sagt von den reichen Dschaggaländern im genannten Gebiet: „Hier findet der Europäer, komme er als Glaubensbote, Ackerbauer oder Handelsmann, ein herrliches, gesundes Klima in allen Abstufungen von den Bananenregionen bis zu den Gebieten, wo Weizen und nordische Pflanzen gedeihen." Solchen Urteilen braucht kein Wort hinzugefügt zu werden.

Was nun die Hauptmasse der Bevölkerung (Bantuneger) angeht, so ist von ihr für die Weiterentwickelung der Kolonieen nichts zu fürchten, denn sie ist friedlich gesinnt, durchaus geneigt, die Fremden bei sich aufzunehmen, die ihnen Schutz gegen die alles vernichtenden Sklavenzüge der Araber gewähren. Sie ist auch arbeitsam, doch nach der Küste zu nicht immer ausdauernd. Die Küstenvölker sind meist in Trägheit und allerlei Laster versunken. Im allgemeinen sind die Neger wohl zur Arbeit zu erziehen. Erfreuliche Anfänge sind bei den Stationen der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft schon gemacht. Die Neger sind keineswegs so bildungsunfähig, wie man gewöhnlich glaubt, zum Teil sind sie recht geschickt, ja sogar kunstfertig. Fast überall sieht man trefflich gehaltene Pflanzungen, die durch Wasserleitungen gespeist werden. Die Einwohner treiben Viehzucht wie in den fortgeschrittenen Ländern Europas.

Abgesehen von dem unfruchtbaren oder nur wenig fruchtbaren Küstenstreifen, einigen Steppen und Einöden, ist das Land von einer erstaunlichen Fruchtbarkeit. In den Bergregionen zeigt sich fast überall mächtiger Baumwuchs. Treffliches Bauholz findet sich nach Pater Bauer in Nguru, große Mengen von hohen Stämmen des schönsten Zimmerholzes sah Burton in Usagara, Stanley bemerkte dort Stämme von 100 Fuß im Umfange; Cameron lobt seine herrlichen Forsten mit verschiedenen Sorten wertvollen Bauholzes; Rebmann erblickte im Dschaggalande so hohe und herrliche Bäume, wie er sie bisher nicht gesehen.

Für uns sind zunächst folgende Bodenerzeugnisse von Bedeutung: Reis, Tabak, Baumwolle, Kaffee, Mais und Zuckerrohr.

Reis wächst nach Burton und Pater Horner in Usaramo im Überfluß. Dasselbe schreibt Pater Bauer von Ukami. Auch in Chutu wird nach Giraud viel Reis gebaut. In den niedrigen aus-

gedehnten Thälern von Usagara und Nguru wird, wie Missionar Last mitteilt, ebenfalls viel Reis gezogen. Nach seiner Meinung könnte unter europäischer Leitung die gegenwärtige Produktion in enormem Maße gesteigert werden. Kundige behaupten, daß Ostafrika den ganzen Bedarf der in Sansibar anlegenden Dampfer decken könne. Bisher wurde derselbe von Hinterindien beschafft. Bei zweifellos gleicher Güte und einer viel näheren Produktionsstelle muß der ostafrikanische Reis den von Hinterindien in kurzer Zeit verdrängen.

Tabak wird nach Thomson massenhaft in Chutu gebaut; das Land ist für den Plantagenbau wie geschaffen. Wie Krapf berichtet, wird in Usambara Tabak reichlich gepflanzt und in Kuchenform gepreßt, an andere Stämme verkauft. Burton sagt, daß der in Usambara im Überfluß vorkommende Tabak besser sei als der sonst auf dem Festlande erzeugte Tabak, und daß derselbe in Paketen nach Sansibar versendet werde, daß auch in Usambara ausgezeichneter Tabak vorkomme, berichtet von der Decken; nach Johnston auch im Dschaggalande; der ausgeführte zeigte gute Eigenschaften; vor allem hatte er vielen Brennstoff. Die in anbetracht der Verhältnisse immerhin recht günstigen Urteile der Firmen Wolff in Düsseldorf und Gebrüder Rotmann in Burgsteinfurt haben in holländischen Kreisen einige Unruhe hervorgerufen, wie eine Nummer des auf Sumatra erscheinenden „Deli-Courant“ kürzlich verriet. Die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft hat nun vor einiger Zeit Pflanzer, die früher auf Sumatra thätig waren, geworben und hinübergeschickt. Gegen Weihnachten dieses Jahres hofft man die erste größere Masse ostafrikanischen Tabaks auf den europäischen Markt bringen zu können.

Baumwolle kommt nach Stanley in großer Menge in Usagara vor. Baumwolle in guter Qualität ist nach Farler und Krapf auch in Usambara zuhause, wird jedoch wenig kultiviert. Krapf meint, daß die Ostküste von Afrika so viel Baumwolle erzeugen könne, daß das Bedürfnis von England damit befriedigt werden könne. Die vor längerer Zeit von Ostafrika eingeschickte wildgewachsene Baumwolle wurde in London auf über Mittelgüte taxiert. Die Gesellschaft für Spinnerei und Weberei in Ettlingen sprach sich im Februar

dieses Jahrs sehr günstig über eine weitere Probe aus, und Ende März dieses Jahres haben die Klassirer der Bremer Baumwollenbörse die eingesandte Probe ostafrikanischer Baumwolle für ganz vorzüglich erklärt; Herr Wiener, der lange Jahre in Ägypten Baumwollenbau betrieben, hat jüngst im Auftrage der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft bei der Station Madimola 30000 Quadratmeter mit jungen Baumwollenpflanzen besetzt, die prächtig gedeihen sollen.

Kaffee wird nach Farler in Usambara gepflanzt; die Produktion könne noch bedeutend gesteigert werden.

Mais liefert besonders die Landschaft Ukami. Stanley behauptet, daß der Mais von Ukami dem besten Mais von Arkansas in Nordamerika an Güte nichts nachgebe. In gleicher Weise beurteilt er den Mais von Usagara. Nach dem Zeugnis anderer kommt der Mais in reicher Menge auch in Usaramo und Chutu vor, desgleichen in Usambara.

Zuckerrohr findet sich nach Last in Usagara in drei Sorten. Wie Krapf berichtet, bietet auch Usambara vortreffliches Zuckerrohr in reicher Menge. Dasselbe sagt von der Decken von dieser Landschaft, wie auch von Taweta. Außer den genannten Bodenerzeugnissen kommen vor: Kautschuk, Sesam, Indigo, Bananen, Maniok &c., auf die näher einzugehen uns hier zu weit führen würde.

Europäische Gemüse gedeihen an vielen Orten in vorzüglicher Güte und Größe. Es ist das sehr wesentlich, da in den heißen Gegenden der Fleischgenuß bekanntlich eingeschränkt werden muß.

Was nun das Tierreich angeht, so ist zunächst zu erwähnen, daß in fast all' den herrlichen Berglandschaften große Massen Hornvieh sich vorfinden, ein Beweis, daß die Tsetsefliege fehlt. Pater Horner meldet von Häuptlingen in Useguha, daß sie ungeheure Herden von milchreichen Kühen besitzen. Nach Burton sind in Chutu Schafe und Ziegen im Überfluß vorhanden. In Usagara traf Stanley Rinder und Schafe in Menge an. Ebenso sah er in dem schönen, zur Viehzucht geeigneten Becken von Kitangeh weidende Herden schön gestalteten Viehes. Auch in Uhehe und Ubena sahen und bewunderten die Reisenden Burton und Giraud die zahlreichen weidenden Viehherden. Farler traf deren in Menge in

Usambara. Daß auch das Kilima Ndscharogebiet prachtvolle Rinderherden aufweist, wird von Thomson erwähnt.

Pferde und Esel sind selten in Ostafrika zu finden. Geflügel und Wild aller Art ist dagegen in Überfluß vorhanden. Von dem letzteren erwähnen wir besonders die Elefanten. Nach Pater Horner steigen in Ukami die Elefanten in der Regenzeit den Kingani hinab und kommen bis drei Stunden von Bagamoyo. Stanley sah Elfenbein in Usagara. Dasselbe meldet Burton von Usambara und von der Decken vom Kilima Ndscharogebiet. Der Engländer Johnston sagt noch 1884, der größte Reichtum von Ost-Äquatorialafrika sei das Elfenbein, das in seiner Qualität besser sei als irgendeines, das jetzt noch in Sansibar auf den Markt komme. Vergleicht man die Ausfuhrstatistik der letzten beiden Jahrzehnte in Sansibar, so ist von einer Abnahme des Elfenbeines noch nichts zu merken.

Inbezug auf das Mineralreich ist zu erwähnen, daß nach Burton, Krapf, Horner, Last, Giraud, Thomson u. a. besonders Eisen, Kupfer und auch Gold vorkommen. Last führt die Eisengruben der Pumbaberge in der Landschaft Usagara an. Sehr wesentlich ist, daß auch Kohle vorkommt. Der französische Ingenieur Angeloy fand 1884 an den Ufern des Rovuma, unseres südlichen Grenzflusses, ganz ausgezeichnete Kohle, deren Ausbeutung jedoch vorläufig durch die Höhe der Transportkosten unmöglich gemacht ist.

Nach dieser Darstellung des Reichtums und des Klimas jener Landschaften wird der Leser wohl schon zur Überzeugung gekommen sein, daß dort Ansiedlungen von Europäern sehr wohl möglich sind. Wir citieren noch die Aussprüche einiger Forscher. Beim Aufstieg auf das schöne Kongwegebirge in Ukami ruft Stanley 1871 aus: „Dieser prachtvolle Teil Afrikas muß vielen englisch redenden Menschen zur neuen Heimat werden!“ Wir denken, Deutsche werden sich dort auch wohl fühlen! Last sagt Mai 1885 von Usagara und Nguru: „Es giebt hier herrliche Gegenden zu Ansiedelungen. Die Eingeborenen bilden ein eminent friedliebendes Volk. Es heißt, daß die Deutschen daran denken, eine Eisenbahn von der Küste nach dem Gebiet der großen Seeen zu bauen. Ist dem so, dann dürfen wir hoffen, daß dies reiche und schöne Land bald aufgeschlossen wird, und daß viele Ansiedler an seinen lieblichen

Bergabhängen ihr Heim gründen werden.“ Rebmann sagt schon 1848: „Auf dem schönen, gesunden, geräumigen Plateau des Schimbaberges in Usambara ist Land genug für Tausende von Familien.“ Aus dem Kilima Ndscharogebiet berichtet von der Decken 1861: „Für eine europäische Ansiedelung würde kein Tropenland größere Vorteile bieten, als eben Dschagga. Hier findet der Europäer, komme er als Glaubensbote, Ackerbauer oder Handelsmann, ein herrliches, gesundes Klima in allen Abstufungen, eine kräftige, unverdorbene Bevölkerung, welche den Landbau und das Leben verschönernde Künste versteht. Dschagga ist in der That ein Paradies, soweit ein solches denkbar.“ Auch Johnston sagt 1884 von diesem Lande, wenn irgendein Land in ganz Afrika wert und würdig sei, kolonisiert zu werden, so sei es in erster Reihe diese herrliche Landschaft mit ihrem gesunden Klima. Da die Wichtigkeit jenes Landes für die Ansiedlung anerkannt ist, sucht nun die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft ihre Stationen besonders in jener Richtung immer weiter vorzuschieben, um baldmöglichst faktisch Besitz davon nehmen und allmählich Ansiedler hinüberführen zu können.

Werden nun einmal erst die Verkehrsmittel, worauf man sehr bedacht ist, gehoben sein, so werden ohne Zweifel unsere ostafrikanischen Kolonieen in nicht zu ferner Zeit eine Hebung des allgemeinen Wohlstandes in unserem Vaterlande herbeiführen. Die Industrie gewinnt die bei der allgemeinen Überproduktion ihr so notwendigen neuen Absatzgebiete, Rohstoffe können billiger und zwar von Deutschen bezogen werden. Für Kolonialwaren, die sich auch billiger stellen würden, brauchen wir dann nicht mehr Ausländern jährlich ca. 700 Millionen Mark zukommen zu lassen. Gewisse Klassen der Bevölkerung würden mit der Zeit drüben ein behäbigeres Auskommen haben und auch zu Wohlstand gelangen. Viele unserer jungen Leute des Kaufmannsstandes, der technischen und vielleicht auch der anderen gelehrten Berufszweige würden drüben Beschäftigung und Verdienst finden. Daß mit der Hebung der wirtschaftlichen Lage sich auch unsere sozialen Verhältnisse bessern werden, ist wohl zu erwarten.

Bedeutend schneller würde Ostafrika zur Blüte gelangen, wenn die erbetene direkte Dampferlinie nach Sansibar vom Reiche subventioniert würde.

Diltheys Untersuchungen des wirtschaftlichen Wertes von Deutsch-Ostafrika (1888).

Die vorstehende, nach gewissenhafter Untersuchung der von Missionaren und Forschungsreisenden gefundenen Thatsachen, zusammengestellte Darlegung der hohen wirtschaftlichen Bedeutung von Deutsch-Ostafrika, wird in allen ihren Teilen bestätigt und ergänzt durch die vortreffliche Schrift des Amtsgerichtsrates Richard Dilthey, „Der wirtschaftliche Wert von Deutsch-Ostafrika. Düsseldorf, Bagel, 1889", die wohl in der Hand eines jeden Kolonialfreundes sein wird. Es wäre zu wünschen, daß Deutschland noch viele solcher patriotischen Männer wie Dilthey hätte, welche ganz in englischer Weise eine weite Seereise nicht scheuen, um irgendein für die nationale Arbeitskraft neu aufgeschlossenes, vielversprechendes Gebiet an Ort und Stelle zu studieren und das Ergebnis der Untersuchungen zum allgemeinen Besten zu veröffentlichen. Wir heben einige bemerkenswerte Stellen heraus:

„Die Gegner der neueren deutschen Kolonialpolitik", sagt er im Vorwort, „berufen sich mit Vorliebe auf die Autorität des Dr. Fischer, um den Wert unserer afrikanischen Besitzungen herabzusetzen. Durchschlagend erscheint ihnen der Satz, den dieser gründliche Kenner Ostafrikas in seiner sehr lesenswerten Schrift: ‚Mehr Licht im dunklen Weltteil' als für das gesamte tropische Afrika gültig aufstellt: ‚Die gesunden Gebiete sind die unfruchtbaren, und die fruchtbaren sind die ungesunden.' Nach der Deutung, die sie diesen Worten geben, wären die gesunden Gebiete so unfruchtbar, daß sie überhaupt keinen Wert hätten, und die fruchtbaren, also die allein wertvollen, so ungesund, daß ein Europäer vernünftigerweise gar nicht daran denken könnte, sie in Kultur zu setzen.

„Daß dies indessen nicht der Sinn des Verfassers ist, geht schon daraus hervor, daß er in dem Vorwort seiner Schrift sich selbst einen eifrigen Anhänger der Kultivation Afrikas nennt. Auch läßt die Begründung, die er jenem Satze giebt, erkennen, daß derselbe nicht nur für Afrika, sondern ebenso für andere tropische Länder gilt. Er führt nämlich aus, daß Trockenheit, welche die erste Bedingung für die Beseitigung von Miasmen sei, zugleich die Vegetation ver-

nichte, Feuchtigkeit dagegen, welche für die Vegetation erforderlich, auch die Miasmen, also die Fieberkeime, befördere.

„Die besten Teile der Welt, meint er zwar, waren bereits in den Besitz anderer übergegangen, als Deutschland in die Lage kam, sich auf koloniale Unternehmungen einlassen zu können. Aber, fragt er, sollen wir deshalb, weil die afrikanischen Länder weniger wertvoll sind als andere, überhaupt darauf verzichten? und giebt darauf die Antwort: ‚Es heißt in der Thal sehr egoistisch, engherzig und kurzsichtig denken, wollten wir deshalb vor der Kultivation Afrikas zurückschrecken, weil das Land heute noch wenig bietet, und weil es viel Mühe und Geld kostet, ehe etwas Großes und Gewinnbringendes geschaffen wird ..... Afrika ist das Land der Zukunft; was wir jetzt säen, das wird Deutschland dereinst ernten. — Glücklicherweise hat Deutschland die Frage, ob wir kolonisieren sollen, erledigt, es handelt sich jetzt darum nur, wie wir kolonisieren sollen.‘

„Und in der Thal, erwägt man, welche Vorteile tropische Kolonieen gerade unserem Lande, das solche bisher ganz entbehrt hat, bringen können, vergegenwärtigt man sich, daß von den massenhaften Kolonialartikeln, für welche wir zur Zeit ungeheure Summen (400 bis 500 Millionen) an das Ausland zahlen müssen, ein Teil wenigstens in den eigenen Kolonieen zu gewinnen wäre, daß die Kaufkraft der Kolonieen, die mit der Steigerung ihrer Produktion beständig wächst, erfahrungsmäßig vorzugsweise der Industrie des Mutterlandes zugute kommt, daß manchem Landwirte, Gärtner und Techniker, Ingenieur und Geometer aus der überfüllten Heimat auf den Plantagen und in der Landesbauverwaltung der Kolonieen, die noch gar keine Fahrwege, Brücken u. dgl. besitzen, ein neues, lohnendes Arbeitsfeld eröffnet werden könnte, so wird man einräumen müssen, daß man über unsere neuen Kolonieen nicht so leichthin absprechen darf, daß vielmehr eine sorgfältige Prüfung wohl am Platze ist, welchen Wert dieselben an und für sich haben und welcher Entwickelung dieselben noch fähig sind.“

Daß man alles dieses der Mehrzahl der gebildeten, gewerbfleißigen, in hunderten von Wissenszweigen maßgebenden Deutschen zuerst haarklein und vollständig nachweisen muß, ehe sie sich für kolo=

niale Unternehmungen erwärmen, in ihre Taschen greifen oder sonst mit Wort und That dafür eintreten, ist höchst charakteristisch für den Unterschied des kolonialen und weltwirtschaftlichen Verständnisses der Deutschen gegenüber den Engländern und Amerikanern, die unsere Blindheit und durch Parteileidenschaft genährte Borniertheit mitleidig belächeln. Hätten die Amerikaner und Engländer nach deutscher Art verfahren, so würden in Kalifornien hunderte Quadratmeilen Landes, die jetzt mit den herrlichsten Bodenerzeugnissen ganz Nordamerika versorgen, noch kahle, dürre, wenig versprechende Landstriche sein und ebenso Australien noch eine Wüste mit wenigen wilden Bewohnern. Der Grund dieses Unterschiedes liegt größtenteils in dem verschiedenen Bildungsgang der drei Völker.

Besonders erfreulich sind die Erfahrungen, welche Herr Dilthey über die Arbeitslust und Anstelligkeit der Neger gesammelt hat, welche günstiger sind, als man erwartet hatte. Der von Haus aus träge und wegen seiner Bedürfnislosigkeit zur Arbeit auch nicht genötigte Neger, dachte man, sei wenig geneigt, für andere um Lohn zu arbeiten. Allein, was stellt sich heraus? „Da wo den Negern ein angemessener Lohn pünktlich ausbezahlt wurde und ihnen daneben Gelegenheit geboten war, für ihr verdientes Geld Gebrauchsgegenstände, Kleider oder Gerätschaften, Waffen oder Schmucksachen, an Ort und Stelle zu kaufen, arbeiteten sie gern und anhaltend im Dienst von Europäern. So traten auf Lewa, der großen Tabakpflanzung der Deutsch-ostafrikanischen Plantagengesellschaft, täglich 300 bis 400 Schwarze aus den umliegenden Dörfern freiwillig an, und auch in Pugu hatten die ostafrikanische Gesellschaft sowie die Herren Roos, Schmidt & Co. auf ihrer Station bzw. Plantage keinen Mangel an Arbeitern. Die Verwalter dieser Plantagen sind nach Verlauf einiger Zeit auch mit der Anstelligkeit und Gelehrigkeit der Neger ganz zufrieden gewesen, so daß der Schöpfer der Plantage Lewa, Herr Friedrich Schröder, der früher als Beamter der berühmten Deli-Matschappy auf Sumatra thätig war, seinen ursprünglichen Plan, dort wie auf Sumatra Kulis als Arbeiter einzuführen, ganz aufgegeben hat" *).

*) Vgl. über die Arbeiterverhältnisse in Usambara: „Kolonial-Zeitung", 1888, Nr. 28. Der Tagelohn beträgt 27—45 Pfennige.

Es steht außer Zweifel, daß die im vorigen Artikel erwähnten tropischen Gewächse in Ostafrika mit großer Üppigkeit gedeihen. „Tabak wird von jeher von den Negern zum eigenen Bedarf gezogen. Baumwolle wächst wild; die Vanillenhecken, welche von den französischen Missionaren in ihrer Niederlassung bei Bagamoyo vor mehreren Jahren angelegt worden sind, lieferten schon im vorigen Sommer verhältnismäßig große Erträge. Der Versuch, Liberiakaffee zu bauen, den der frühere englische Konsul in Sansibar, Sir John Kirk, auf seinem Landgut in der Nähe der Stadt gemacht hat, ist anscheinend auch gelungen; wenigstens hatten die Kaffeebäume sich gut entwickelt und trugen im vorigen Jahre sehr reichliche und schön aussehende Früchte. Anderer Kaffee, welcher höher gelegene Gegenden verlangt, ist noch nicht angebaut worden; doch halten Sachverständige, die den Kaffeebau auf Java praktisch kennen gelernt haben, das Bergland von Magila in Usambara für besonders geeignet dazu.

„Worauf es aber ankommt, ist, daß diese Kolonialartikel in guter Qualität und mit nicht zu hohen Kosten produziert werden können.

„Nun hat aber die Kultivation Ostafrikas erst im vorigen Jahre durch den Vertrag, welcher die Verwaltung des dem Sultan in dem Londoner Abkommen vorbehaltenen Küstenstreifens der ostafrikanischen Gesellschaft übertrug, eine gesunde Basis gewonnen, von wo aus sie gleichzeitig mit den von der Küste aus zu bauenden Fahrstraßen weiter ins Innere vordringen kann.

„Zur Zeit meines Aufenthaltes im Lande dort hatte man noch nicht lange damit begonnen, unter sachverständiger Leitung — die natürlich Grundbedingung des Gelingens ist — und an geeigneten Orten Plantagen oder landwirtschaftliche Stationen anzulegen. Von diesen waren es besonders zwei, die auf fruchtbaren Boden in der Nähe von guten Einschiffungsstellen, inmitten einer willigen und tüchtigen Arbeiterbevölkerung und im großem Stile, also mit verhältnismäßig geringen Verwaltungskosten angelegt, zu den besten Hoffnungen berechtigten. Es waren dies die bereits mehrfach erwähnte Tabakpflanzung Lewa, nur drei Wegstunden landeinwärts von der Landungsstelle Schogwe am Pangani, an dem großen Karawanenweg gelegen, welcher von der Stadt Pangani nach dem Kilima Ndscharo führt, und sodann die Baumwollpflanzung Kikogwe der Deutsch=

ostafrikanischen Gesellschaft auf dem rechten Ufer der Panganimündung mit einer Landungsstelle an der Küste. Auf Lewa sah man im vorigen Sommer von den Kuppen der beiden Hügel aus, auf denen die Gebäulichkeiten — Wohnhaus mit Nebengebäuden, Trocken- und Fermentierscheune — errichtet waren, zehn Minuten weit nach jeder Richtung auf dem nach Niederbrennung des Waldes urbar gemachten Boden die schönsten Tabakfelder — die einen eben erst mit jungen Pflanzen besetzt, die anderen schon zur Aberntung reif — mit vortrefflich entwickelten großen Blättern von 75 cm Länge und 40 cm Breite. Die Ernte des ersten Jahres, in welchem man nur kurze Zeit hatte arbeiten können, lag beinahe fertig fermentiert in der Scheune. Auf der Plantage Kikogwe, welche von einem deutschen Landwirt, dem ein Baumwollpflanzer aus Texas beigegeben war, verwaltet wurde, waren nach einer Thätigkeit von nur ein paar Monaten, während deren man mit nicht mehr als 30 Schwarzen täglich gearbeitet hatte, schon über 40 Morgen mit Baumwolle, zum Teil aus ägyptischem, zum Teil aus amerikanischem Samen, bestellt. Die Stauden hatten bereits eine Höhe von zwei Fuß und mehr erreicht und gediehen augenscheinlich ganz vortrefflich, obschon das dortige Steppenland nicht so fruchtbar ist wie der Waldboden von Usambara.

„Bei diesen günstigen Anfängen durfte man den Erfolg dieser beiden Anlagen bei ruhigem Fortbetrieb als gesichert betrachten, sofern nur die Qualität der Erzeugnisse entsprechend ausfiel. Daß man über diesen Punkt ein endgültiges Urteil bis jetzt nicht hat gewinnen können, haben die anfangs September vorigen Jahres an der Küste ausgebrochenen Unruhen verschuldet, durch welche die Frucht so vieler Mühe und Arbeit vernichtet worden ist. Von der Baumwolle ist gar nichts zur Aberntung gelangt. Von dem auf Lewa gezogenen Tabak kann ich wenigstens so viel sagen, daß die äußere Beschaffenheit desselben auch im getrockneten und fermentierten Zustand dem Laien vorzüglich vorkam, und die fertigen Proben, welche dem Generalvertreter der Plantagengesellschaft in Sansibar im August vorigen Jahres davon zugegangen waren, nach der Größe, Feinheit und Geschmeidigkeit der Blätter dessen Urteil zu rechtfertigen schienen, daß der Tabak ein gutes, dem

Deli-Tabak ähnliches Deckblatt liefern und hohe Preise erzielen würde *).

„Bei fast gleich günstigen natürlichen Verhältnissen gewährten auch die landwirtschaftlichen Unternehmungen in der Nähe von Dar-es Salaam, die erst zu Anfang vorigen Jahres begonnen worden waren, die besten Aussichten auf ersprießliche Entwickelung.

„Eine halbe Stunde südlich von der Hafeneinfahrt von Dar-es-Salaam, an der im übrigen ziemlich sandigen Küste von Magogoni war eine, wenn auch nicht sehr ausgedehnte Fläche überaus fruchtbaren Landes ausfindig gemacht worden. Dort hatte die Deutsch-ostafrikanische Gesellschaft Tabak gepflanzt, dessen Stauden und Blätter sich zu einer erstaunlichen Höhe und Größe entwickelt hatten. Soviel ich weiß, ist aber auch hier die Ernte nicht eingebracht worden und hat deshalb nicht konstatiert werden können, ob, wie Herr Semmler, der bekannte Verfasser des Werkes: ‚Über tropische Agrikultur‘, meinte, die Brennbarkeit der Tabakblätter durch den Salzhauch des nahen Meeres beeinträchtigt wird. Vielleicht eignet sich das Terrain besser noch zum Baumwollenbau, wie denn auch Missionar Greiner von der Berliner Missionsgesellschaft auf seiner Plantage bei Dar-es-Salaam Baumwolle zu pflanzen beabsichtigte.

„Vier Stunden landeinwärts von Dar-es-Salaam auf einem der Hügel von Pugu war auch von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft Tabak gebaut worden, der sich gut entwickelt hatte. Auf einem benachbarten Hügel, nur eine Viertelstunde von dem ersteren entfernt, befand sich die Niederlassung der schon genannten Herren Roos, Schmidt & Co., die dort einen großen Komplex von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft käuflich erworben hatten, um Kaffee,

*) Wie die ostafrikanische Plantagengesellschaft neuerdings (im März v. J.) mitteilt, sind ihr einige umfangreichere Proben ihres eigenen Tabaks aus Ostafrika zugegangen, deren Qualität von Sachkennern als eine durchaus gute und hoffnungsreiche angesehen werde, obschon der Tabak infolge der durch den Aufstand bedingten schleunigen Bergung weder vollkommen getrocknet und noch richtig habe fermentiert und sortiert werden können. Die Zigarren, die aus diesen Proben im Inlande angefertigt worden sind, haben wegen ihres milden, angenehmen Geschmackes hierorts großen Beifall gefunden.

Tabak und Baumwolle zu bauen. Doch waren die Arbeiten noch nicht über die ersten Anfänge hinausgekommen."

Herr Dilthey tritt lebhaft ein für den Bau einer Eisenbahn von Dar-es-Salaam nach dem Kilima Ndscharo, sowie besonders für eine subventionierte deutsche Dampferlinie nach den Küstenplätzen. Letzteres namentlich ist durch die jüngsten Ereignisse und überhaupt durch die Notwendigkeit, jede größere koloniale Niederlassung mit dem Mutterlande durch eine Dampferlinie in direkte, von fremder Konkurrenz und Willkür unabhängige Verbindung zu setzen, so unabweisbar, daß die Verzögerung dieser Pflichterfüllung im Auslande ebenso viel Verwunderung als Schadenfreude erregt. Inbetreff der Notwendigkeit des Baues von Eisenbahnen in Ostafrika herrschen in Deutschland noch wahrhaft kindische Vorstellungen, denen Graf Pfeil *) jüngst unüberlegte Worte verliehen hat. Man wendet nämlich die in Europa jedem Eisenbahnunternehmen vorausgehenden Berechnungen des künftigen Ertrages auf die afrikanischen Verhältnisse an. Nach seiner Meinung würde eine Eisenbahn in Ostafrika keine Zukunft haben: 1) weil keine genügenden Massen von zu befördernden Produkten vorhanden wären; 2) weil es nicht wie in Europa kommerziell wichtige Punkte gäbe, die man, um den Personen- und Güterverkehr zu erleichtern, mit einer Bahn verbinden könnte; 3) weil es ein Trugschluß wäre, von einer Eisenbahn, wie in Europa, zu erwarten, daß sie in dünn bewohnten Distrikten zur Vermehrung der Produktion und Herbeiziehung einer dichteren Bevölkerung beitrage. Nun haben aber Amerika und Australien gerade das Gegenteil bewiesen, und die Russen beginnen in Zentralasien dieselbe Erfahrung zu machen: Eisenbahnen vermehren mit dem Handel und Wandel auch die Produktion und die Bevölkerung, und in Ostafrika sind solche der bedeutendsten kommerziellen Entwickelung fähige Eisenbahnpunkte schon vorhanden: Dar-es-Salaam, Bagamoyo, Tabora, Udschidschi. — Allerdings wird man nicht in den ersten Jahren Dividenden machen können, nachher aber desto mehr.

---

*) Joachim Graf Pfeil, Vorschläge zur praktischen Kolonisation in Ostafrika. Berlin 1888. Die Schrift enthält sonst manche beachtungswerte praktische Winke.

Die Engländer sind nicht so ängstlich; sie werden von Mombas aus ihre Eisenbahn nach dem Ukerewe und dem Sudan bauen. Ja, Andrew A. Anderson, der sich 25 Jahre lang in den Goldgebieten Südafrikas aufgehalten hat, schlägt in einem 1887 erschienenen Buche der Kapkolonie vor, eine Eisenbahn von Kimberley an den Sambese zu bauen. Der Abstand beträgt 770 englische Meilen, und das Land ist verhältnismäßig eben. „Ich habe", sagt er, „die ganze Strecke Landes von dem Sambese bis Kimberley durchforscht und stehe nicht an zu sagen, daß ein Land, welches sich für den Bau einer Eisenbahn besser eignet, und wo die Anlage mit geringeren Kosten durchgeführt werden kann, nicht zu finden ist." Diese Eisenbahnlinie würde 150 000 (englische) Quadratmeilen wertvollen Landes für die Einwanderung erschließen. Der Boden ist zu einem großen Teile mit Graswuchs bedeckt, der für jede Art von Vieh eine vortreffliche Weide abgiebt; dazwischen eingestreut finden sich weite Strecken schönen Getreidelandes. Anderson betrachtet das Matabeleland, welches von der Eisenbahn durchschnitten werden würde, als den besten Teil der Welt für Baumwollenkultur.

So denken und handeln die Engländer, die doch von den kolonialen Erfordernissen etwas verstehen. Wie weit sind wir noch hinter dieser weit ausschauenden Kolonialpolitik zurück, welche dem britischen Reiche sein ungeheures Übergewicht als Weltmacht gegeben hat!

Baumgarten.

Sansibar (1888).

Sansibar *), den Ausgangspunkt aller Forschungsreisen in Ostafrika, sowie eines sehr bedeutenden Handels, darf man sich nicht als einen halbwilden Ort mit einer Negerbevölkerung in Strohhütten vorstellen. Durch seine fortwährende Berührung mit europäischer Kultur und die Intelligenz seines vorletzten Sultans Saïd Bargasch ist es heute eine halb europäische, halb arabische Stadt von 80 000 bis 85 000 Einwohnern mit prachtvollen Konsulats- und Kaufmannshäusern aller Nationen, einem großen Palaste des Sultans, überragt von einem hohem Turme mit elektrischem Lichte, einem schönen Hotel, einem Zollamte, einer zum Teil gut organisierten Armee. Mit dem Festlande von Afrika, Calcutta und Bombay steht sie mittelst einer Flottille schöner Dampfer in regelmäßiger Verbindung; ein Telegraphenkabel verbindet die Stadt mit der übrigen Welt. Prächtige Landstraßen durchschneiden die Insel und führen zu den herrlichen Landhäusern des Sultans, sowie zu zahlreichen Plantagen. Bei dem großen Interesse, welches diese Stadt unter allen, die heute ihr Augenmerk auf Ostafrika richten, erregen muß, wird man gern

---

*) Sansibar ist die beste deutsche Schreibart. Da beide s des Namens an Ort und Stelle weich gesprochen werden, so haben die Franzosen die Schreibart Zanzibar aufgebracht, die im Deutschen zu einer falschen Aussprache veranlassen muß. Früher wurde die Insel Sangebar (Sanguebar) genannt, „Land der Schwarzen“, vom arabischen seng „schwarz“, bar „Gegend“. Der einheimische Name lautet Unguya, der indische Dschindschibir. B.

eine Skizze über deren jetzige Zustände aus der Feder des Dr. Oskar Baumann („Neue freie Presse“, Okt. 1888) lesen:

„Es ist eine zweifellose und wohl auch allgemein anerkannte Thatsache, daß Sansibar die interessanteste und schönste Stadt der zentralafrikanischen Küste ist. Mögen auch vielleicht einzelne Emporien des Westens die ostafrikanische Kapitale an kommerzieller Bedeutung überragen, so hat doch dort der nivellierende Einfluß Europas sich zu sehr geltend gemacht. Während in den winkeligen, echt orientalischen Straßen Sansibars eine reiche Fülle der verschiedensten Völkertypen wogt, sieht man in den rechtwinkelig angeordneten Städten des Westens Afrikas fast nur europäisch oder halbeuropäisch gekleidete Gestalten neben Eingeborenen im Lendenschurz. Ich selbst hatte nicht nur in Europa viel von Sansibar vernommen, sondern auch tief im Innern Afrikas, wo Tippo Tip und seine Genossen mir in der bilderreichen Sprachweise des Orients von der Pracht und Schönheit ihrer Heimatinsel berichteten. Meine Spannung war daher groß, als am 11. Juni dieses Jahres nach langer stürmischer Seereise durch den Indischen Ozean die Insel Sansibar aus den blauen Fluten aufstieg. Dieselbe ist allerwärts mit üppigster Vegetation bedeckt. Aus dem dunklen Grün der mächtigen Mangobäume ragen die zahlreichen schlanken Kokospalmen hervor und hebt sich das blendend weiße Gemäuer der zierlichen arabischen Landhäuser ab. Die See, an deren Horizont im Westen die fernen Hügel des Festlandes auftauchen, ist von Fischercanoes mit Ausliegern, und arabischen Dhaus mit malerisch geschwungenen Dreiecksegeln und schäumendem Kiel durchfurcht.

„Zuletzt erblickt man die Stadt mit ihrem weißen Häusergewirre, mit dem vierstöckigen, lustig gebauten Sultanspalais mit dem hohen Leuchtturm und auf langem Maste weithin sichtbar die blutrote Flagge von Oman und Sansibar.

„Die Stadt Sansibar zerfällt in zwei gut charakterisierte Teile: in das arabische Viertel, in welchem auch die Europäer wohnen, und in das Negerviertel, welches rings um die Stadt verstreut liegt und gewissermaßen als Vorstadt zu betrachten ist.

„In der arabischen Stadt sind die engen, winkeligen Straßen zu einem förmlichen Irrgarten verschlungen, in welchem die Orien=

tierung gar nicht leicht ist. Manchmal kann man zierliche Bauten maurischen Stils erkennen, im allgemeinen sind die Häuser jedoch recht kahl, und Spuren des Verfalles sowie die bekannten ‚Wohlgerüche' machen sich bemerkbar. Das Negerviertel dagegen besteht aus Lehmhütten mit Blätterdächern und niedrigen Vordächern, die in den ausgedehnten Feldern und Gärten weithin zerstreut sind. Der auffallendste und der Zahl nach bedeutendste Typus in Sansibar sind die Suaheli, Neger mit vielfacher Beimischung arabischen Blutes, welche die weiche, wohlklingende Suahelisprache sprechen. Die Männer kleiden sich meist in schneeweiße, lange Hemden, tragen weiße, kunstvoll gestickte Mützen auf dem kahlrasierten Schädel und ein weißes Tuch mit buntem Rande um die Lenden. Zu der dunklen Hautfarbe, die vom tiefsten Sammetschwarz bis zum lichten, angenehmen Gelbbraun variiert, paßt diese weiße Kleidung ganz vorzüglich, um so mehr, als sie stets mit malerischer Ungezwungenheit getragen wird. Die Weiber, welche ihre Haare kunstvoll zu flechten verstehen, tragen ein blaues Tuch turbanartig um den Kopf geschlungen und bekleiden sich mit Überwürfen von bunten, meist rot und weiß bedruckten Stoffen. Unter den Sansibarnegern trifft man wirklich hübsche Gestalten mit sehr feinen Gesichtszügen. Ihre hervorstechende Charaktereigenschaft, die jedem Fremden auch sofort auffällt, ist die unverwüstliche Heiterkeit. Alles auf der Straße lacht und scherzt, und es ist wirklich schwer, einen ernsten Suaheli zu treffen. Die Weiber an den Ziehbrunnen und mit den schweren Wassertöpfen auf dem Kopfe kichern und lachen von früh bis abends. Die Hamali (Lastträger), welche die unglaublichsten Lasten keuchend schleppen, finden dies höchst komisch und unterhaltend, selbst die Sträflinge, die mit langer Kette am Halse einhergehen, sind immer voll Lust und Vergnügen. Diese Eigenschaft, verbunden mit großer Leistungsfähigkeit als Träger, ist es, welche die Suaheli von jeher zu afrikanischen Expeditionen geeignet machte. Der Karawanendienst, sowohl für Araber, wie für Europäer, ist ihnen daher geradezu zum Berufe geworden.

„Im Gegensatze zu den kindlich heiteren Suahelis stehen die würdigen Gestalten der Herren des Landes, der Araber. Dieselben stammen meist aus Maskat, sie pflegen ihr Haupt mit einem bunten Turban zu umschlingen, tragen meist lange schwarze Mäntel über

dem Sansibarhemde und prächtige krumme Dolche und Säbel im Gürtel. Die Araberinnen tragen leichte Schleier, während die Suaheliweiber unverhüllt gehen. Natürlich gilt diese Beschreibung nur für die Vornehmen, die armen Araber aus Maskat und Hadramaut, die teils als Arbeiter in Sansibar, teils als Soldaten der Karawanen im Innern ihr Brot verdienen, gehen natürlich weit bescheidener einher. Die Hautfarbe der Sansibararaber ist sehr verschieden, da in den Harems neben reinen Araberinnen und Tscherkessinen auch Abessinierinnen und andere dunkelhäutige Frauen gehalten werden. Die erste Rolle unter den Arabern wie überhaupt in Sansibar, spielt natürlich der Sultan, gegenwärtig Seyd Khalifah-ibn-Saïd. Denn wenn auch in den Küstengebieten des Festlandes sich manches geändert hat, auf der Insel ist der Sultan noch unumschränkter Herr. Der neue Herrscher, der ja erst seit wenigen Monaten regiert, hat sich noch nicht recht in seine Rolle hineingefunden und konnte sich noch keine so große Autorität verschaffen, wie sein Vorgänger Seyd Bargasch. Es ist dies nicht zu verwundern, wenn man bedenkt, daß letzterer ihn jahrelang in einem finsteren Kerker gefangen hielt, einfach, weil er aus Erfahrung wußte, daß die Thronerben im Orient es oft recht eilig mit der Nachfolge haben. Übrigens muß man zugeben, daß der Thron von Sansibar immerhin ein recht begehrenswertes Objekt ist. Der Sultan ist nämlich zum Unterschiede von anderen Potentaten des Orients sehr reich. Auf der Insel und dem Festlande besitzt er ausgedehnte Landgüter (Schambas), die reiches Erträgnis liefern und gar keine Spesen verursachen, da sie durch zahlreiche Sklaven bearbeitet werden. Mehrere große Seedampfer mit europäischen (meist deutschen) Kapitänen vermitteln ihm einen recht einträglichen Handel mit Indien und der Somalküste. Außerdem verstand es der verstorbene Sultan vorzüglich, sein Vermögen dadurch zu vermehren, daß er den Besitz verstorbener reicher Araber in ,vorläufige Verwaltung' nahm, d. h. einzog. Seine Auslagen beschränkten sich dabei auf die Bestreitung des Hofhaltes und des Harems, sowie auf die der ,Armee'. Letztere besteht aus einem General, drei Musikbanden, der Beludschen-Leibgarde (drei Compagnieen Infanterie und ca. 20 Kavalleristen), einer Sammlung alter Kanonen, etwa anderhalb Bataillonen Suaheliinfanterie und

den sogen. ‚Kiroboto‘, arabischen Baschibozuks. Weitaus am besten sind jedenfalls die Suahelisoldaten, welche von dem General Mattews, einem ehemaligen englischen Offizier, zu einer recht annehmbaren Truppe herangebildet worden sind. Man darf an dieselben natürlich nicht europäischen Maßstab anlegen; so viel ist jedoch sicher, daß sie wenigstens als Polizeimannschaft ganz Treffliches leisten. Ihnen ist es hauptsächlich zu danken, daß die öffentliche Sicherheit in Sansibar mindestens ebenso gut ist, wie in irgendeiner europäischen Stadt. Hat sich ein Neger gegen einen Europäer etwas zuschulden kommen lassen, hat z. B. ein Hausdiener gestohlen oder seinen Dienst grob vernachlässigt, so braucht der Beschädigte nur den nächsten Polizeiposten anzurufen und der Mann wird einfach eingesperrt, um so lange im Kerker zu bleiben, als es dem Europäer beliebt. Von Behörden ist dabei gar keine Rede, meist jedoch fühlt sich der Europäer veranlaßt, den höchst liebenswürdigen General Mattews aufzusuchen, bei welchem die betreffende Angelegenheit in aller Gemütlichkeit und ohne irgendwelche Formalität erledigt wird. Überhaupt ist der Europäer in Sansibar den amtlichen Plackereien, welche sonst im Orient üblich sind, niemals ausgesetzt.

„In gesellschaftlicher Beziehung sind die Deutschen obenan. Es besteht hier sogar ein deutscher Klub, welcher zwar sehr reizend unter Palmen und Mangos gelegen ist, leider aber eine ganz besonders ungesunde Lage in dem sonst recht gesunden Sansibar hat.“

Eine Parade in Sansibar*).

Die Schönheit der Insel Sansibar ist in den verschiedensten Beschreibungen, die in den letzten Jahren über dieselbe erschienen sind,

---

*) Wilhelm Joest, Um Afrika. Mit 14 Lichtdruckbildern und zahlreichen Illustrationen nach Originalaufnahmen des Verfassers und 1 Karte. Köln, Dumont-Schauberg, 1885. Das Werk dieses scharfen und geistreichen Beobachters, der den Äquator dreizehnmal kreuzte, ist höchst belehrend. Besonders wohlthuend berührt es, daß Joest von allen Franzosen, Konsuln nnd Kaufleuten, mit denen er auf seiner Reise zusammentraf, mit großer Zuvorkommenheit und Gastfreundschaft aufgenommen wurde.

immer gepriesen worden, auch ich muß gestehen, daß ich wenige Punkte der Erde kenne, die in Lieblichkeit und idyllischer Scenerie mit dem kleinen Eiland sich messen können.

Mehr als die landschaftlichen Reize der Insel zogen mich noch die Menschen dort an, zumal die malerischen Gestalten der zentral-afrikanischen, arabischen und indischen Landsknechte, die sich stets in der Nähe des Palastes umhertrieben. Die beste Gelegenheit, dieselben zu beobachten, wurde mir, als ich mich an einem Feiertage, dem arabischen Sonntage, in früher Morgenstunde nach dem vor dem Palaste des Sultans gelegenen freien Platze begab, um der Parade beizuwohnen.

Eine Menge Menschen harrte hier schon des militärischen Schauspiels, das sich kurz nach meiner Ankunft zu entwickeln begann. Aus der den Harem vom Palaste trennenden Straße rückten in raschem, hüpfendem Schritt drei Abteilungen von je ungefähr 100 Mann der irregulären, nicht nach europäischem Sinn gedrillten Truppen heran. Es war die bunteste, zusammengewürfelte Gesellschaft, die ich jemals in meinem Leben gesehen: von Uniformierung war natürlich keine Rede, da marschierte der beinahe nackte Küstenbewohner neben dem in weiße Gewänder bis zu den Augen verhüllten Zentralafrikaner; der weibische Beludsche neben dem fanatischen Sohne Makallas, der Neger neben dem beinahe weißen arabischen Jüngling.

Bewaffnet waren sie sämtlich bis an die Zähne: da sah man vor allem alte arabische Lunten- oder Steinschloßgewehre, oft reich mit Silberbeschlägen verziert, deren dünne, lange Kolben am Ende dick gepolstert oder zur Milderung des Stoßes mit einem Klumpen rohen Kautschuks versehen waren; andere, zumal die Neger und Indier, trugen lange, breite Schwerter, deren nackte (Solinger) Klingen sie bei jedem Schritt vibrieren ließen; beinahe ein jeder hatte im Gürtel den krummen arabischen Dolch, dessen Scheide häufig aus massivem Silber oder aus feinem Filigranwerk besteht; dann waren sie beladen mit Pulverhörnern, Lederbüchsen für Zündhütchen, Kugeltaschen und Messern, auch Tabakbeuteln, Amuletten und Fetischen, kurz, die Bande rasselt ewie eine Herde losgelassener Dämonen. Dabei musizierte, sang, lärmte und brüllte ein jeder wie wahnsinnig; hier bearbeitete ein Neger seine urtümliche Trommel, bei jedem

Schlage aufjauchzend und hoch in die Luft springend, dort pfiff ein anderer auf kleiner Pickelflöte, sich dabei wie in epileptischen Zuckungen verdrehend; hier trampelte einer wie vom Veitstanz besessen; dort verrenkte ein anderer seine Glieder gleich einem von der Tollwut befallenen Schimpansen. Die Kerle, die sich da zu ihrem eigenen Vergnügen in wilde Aufregung hineintanzten und musizierten, machten wirklich mit ihren glühenden, rot unterlaufenen Augen, aus denen Blutdurst und alle tierischen Gelüste sprühten, einen unheimlichen Eindruck, und unwillkürlich kam mir der Gedanke: „So müssen die Krieger eines Mahdi ausschauen!"

Nachdem die Bande vielleicht zwölfmal um den Platz „marschiert" war, bildete eine Abteilung einen Kreis, während die beiden anderen außerhalb desselben zu je einem Gliede rangiert, wie zu einem „Einzelgefecht zu Fuß" gegeneinander Front machten. Musik und Tanz begann von neuem, die Leute der beiden Glieder traten singend oder mit geschlossenen Augen in den Hüften sich wiegend oder den Oberkörper langsam vor- und zurückbeugend auf der Stelle, während aus dem Kreise, wo die Leute teils mit ihren Gewehren die wunderbarsten Jongleurkünste verübten, teils ihre Schwerter mit beiden Händen emporhielten und die Klingen unaufhörlich schwingen ließen, zwei Paar Krieger sich einander näherten, um einen originellen Schwerttanz aufzuführen. Die Hiebe wurden natürlich nur angedeutet, zielte der Gegner nach den Schienbeinen, so sprang der andere hoch auf und versuchte dabei den Kopf seines Gegenüber abzusäbeln, der seinerseits wiederum mit ausgespreizten Beinen sich auf den Boden duckte. Je länger dieser Tanz dauerte, desto aufgeregter wurden die Leute, und desto unangenehmer wurde mir das Schauspiel *).

*) Nach Dr. O. Baumann werden diese Tänze und die übrigen Tollheiten von den Irregulären aufgeführt, welche von den Suaheli Kiroboto d. h. Flöhe genannt werdan, weil sie wie solche hüpfen. Wie in Europa hat die „Armee" bei diesen Paraden eine große Corona von (farbigen) Zuschauern, unter welchen die schwarzen Kindermädchen eine hervorragende Rolle spielen. Die Beludschen-Leibgarde machte auf B. einen heimatlichen Eindruck. „Diese Asiaten mit ihren scharfgeschnittenen Zügen, mit dem glänzenden schwarzen Haar und den grauweißen Anzügen gleichen nämlich aufs Haar unseren Slowaken. Man glaubt ein Bataillon Rastelbinder anrücken zu sehen."

Wohl eine Stunde mochte dieses Tanzen und Scheinfechten gedauert haben, als schmetternde europäische Militärmusik das Nahen der regulären Truppen verkündete. Die Baschibozuks zogen sich zurück und im feschen Tempo, in schmucke, weißleinene Uniformen und unpraktische rotgelbe, cerevisartige kleine Mützen nach englischem Muster gekleidet, marschierte die Besatzung Sansibars, 1200 Mann stark, in Zugkolonne heran.

Der Marsch, den das farbige Musikcorps spielte, kam mir so bekannt vor, immer sagte ich mir: „Den hast du schon einmal gehört oder gesungen" — endlich hatte ich es: „No wat sähst'e no dozo?" lautet der dem Marsch untergelegte Text in heimatlicher Mundart!

Die Armee ist eine Schöpfung eines englischen Offiziers, dem es durch vielen Eifer und Takt gelungen ist, aus allerhand Volk, meist allerdings Suahelis, eine anscheinend recht tüchtige Truppe herauszubilden. Die Leute marschierten mindestens ebenso gut wie die Engländer, und die Griffe waren gar nicht übel. Die Armee zählt jetzt im ganzen etwa 4000 Mann, zu Offiziern werden meistens Leute von den Komoren gewählt; einziger Europäer ist der „General". Schon mehrmals hatte der Sultan Gelegenheit, die Tüchtigkeit seiner Truppe bei kleinen Aufständen an den Küstenbesitzungen zu erproben, und jedesmal sollen die Leute sich recht brav geschlagen haben.

Auf dem Platze wurde aufmarschiert. Der General trat vor, neben ihn zwei Prinzen mit je einer Fahne, die Musik stimmte die Hymne des Sultans an, der in diesem Augenblick auf dem Balkon seines Palastes erschien; Achtung! present arms! Die Fahnen senkten sich, und der General salutierte — wer hätte dieses Schauspiel in Sansibar erwartet!

Eine nächtliche Fahrt auf dem Pangani*).

Den ersten Tagemarsch legt man um diese Zeit gewöhnlich auf dem Fluß mit dem Boote zurück. Denn gerade in den Niederungen der Flußmündungen sind die Wege grundlos. So brachen wir denn am 10. Mai, mittags 1 Uhr in drei Böten auf; ich selbst mit dem in zwei Flußböte verteilten Gepäck, Lieutenant Weiß in einer großen Dhau mit den Leuten. Auf dieser letzteren, das wußte ich, würde der Lärm kein Ende nehmen, ich hielt das indessen für eine ganz gute Übung für meinen Begleiter, gab ihm unseren Dolmetscher Ramasan und überließ ihn der Rotte Korah, damit er sich allmählich in die Negergewohnheiten hineinfinde. Meine Böte flogen während einiger Stunden leicht stromauf, von der Flut und günstigem Wind getrieben, allein von nachmittags 4 Uhr ab etwa mußten die Leute zu den Rudern greifen.

Der Pangani — die Eingeborenen selbst nennen ihn meist Ruvu, auch schon an der Mündung — erweitert sein Bett vor dem Eintritt ins Meer ganz bedeutend und gestattet der Flut, bis weit stromaufwärts zu wirken. Das rechte Ufer ist von sanften Hügeln gebildet, die etwa zur Höhe von 80—100 m aufsteigen; auf dem linken Ufer liegt die eigentliche Stadt Pangani, wie alle diese Orte, von Arabern, Hindu und Negern bewohnt, rings von Kokospflanzungen umgeben. Das alles zieht auf der Fahrt nun noch einmal an uns vorüber, das Zollhaus, dieser Mittelpunkt des Verkehrs, das Haus des Vali, der uns grüßend winkt, die dürftige

*) Karl Jühlke, Meine Wanderung nach dem Kilima Ndscharo. „Kölnische Zeitung", 1886, Nr. 151.

Moschee, von der der Muezzin zum Beten ruft, dann kommen ärmliche Hütten und dann kommt Busch und Wald — die Wildnis stößt unmittelbar an die bewohnte Stadt.

Aber lassen wir die Böte einstweilen treiben und werfen wir einen Blick auf das Völkchen der Karawane. Da ist zunächst Ramasan, das Faktotum, unser Dolmetscher, der seinen schwarzen Brüdern gegenüber eine überlegene Rolle spielt. Er ist der weitgereiste Mann, ist in Kapstadt und Bombay gewesen und spricht englisch. Seine Bedeutung wird von jedem Manne in der Karawane rückhaltlos anerkannt und in richtiger Würdigung der Verhältnisse hat er auch seine Kleidung danach eingerichtet. Er trägt meine alten Stiefel von der ersten Reise, d. h. nur in Pangani, wo er damit besonderes Aufsehen erregt, später werden sie ihm zu unbequem; weiße — wenigstens anfangs weiße — Drillichhosen, darüber einen europäischen braunen Rock, ein Stück, das mir für Sansibar zu heiß geworden, und seinen intelligenten Schädel ziert ein kleiner, kokett auf dem Ohr sitzender Tuchhut. Völlig unzertrennlich von ihm ist das Fernglas, das ihm anvertraut worden ist. Außerdem raucht er eine kurze Stummelpfeife mit besonderem Behagen. Nach ihm kommen die beiden Kirongosi, Seliman und Adjuleddi. Der erste lang aufgeschossen, ernst und gemessen und mit einem scharf geschnittenen martialischen Gesicht, hat eine durchdringende, höchst widerwärtig klingende Stimme, der andere ist ein kleines, schon betagtes Männchen, äußerst nachgiebig und freundlich, an ihm liegt es nur, wenn irgendetwas schief oder überhaupt nicht geht, er hat immer das Richtige gewollt, ungemein dumm; dabei hat der kleine Kerl aber scheinbar Stahldraht statt der Sehnen in den Beinen, denn er ist ein unermüdlicher Läufer. Ferner haben wir da Uleddi, einen massiven, untersetzten Panganimann. Als junger Mann ist er mit dem Baron von der Decken bereits am Kilima Ndscharo gewesen, und er erinnert sich seiner noch sehr gut als eines gewaltig starken Mannes und ausgezeichneten Schützen. Er spricht die Massaisprache und ist für den leicht möglichen Fall einer Begegnung mit diesem Stamme mitgenommen. Ferner Mabruk, der beste, treueste und bescheidenste Neger, den ich während meines Aufenthaltes an der Ostküste kennen gelernt habe, der einzige, den ich einem braven europäischen Diener

gleichstelle. Er ist mit Hildebrandt zusammen gereist, der ihn im Gebrauch des Zündnadelgewehres unterwiesen hat, einmal bis zum Sabaki und dann auf seinen Reisen auf Madagaskar, wo er ihn mit begraben hat. Er hat auch Dr. Fischer auf dessen Reise ins Massailand begleitet, und diesen hat er ganz besonders in sein Herz geschlossen. Er ist nebenbei ein geschickter Jäger und wird, falls uns das Glück lächelt, unsere Tafel mit Wild versorgen. Da sind endlich Brahim und Scheibuet, unsere persönlichen Diener. Brahim ein echter Neger, stark, breitschulterig, mit Stierkopf und Nacken, nicht gerade klug, aber willig und folgsam, dabei unermüdlich; er ist früher Johnstons Begleiter gewesen und hat mit ihm den Berg bestiegen, kennt also den Weg und das Dschaggaland. Scheibuet, ein pfiffiger kleiner Hallunke, hat eine schlanke, elegante Figur, kluge Augen, und wird lügen und betrügen, wo er kann, denn er ist in der richtigen Erziehungsanstalt gewesen, nämlich in der englischen Mission in Sansibar. Das genügt, um zu wissen, daß man ihm mehr als jedem anderen auf die Finger sehen muß. Endlich, daß ich Mohammadi Mote nicht vergesse, den Dandy und Bajazzo der ganzen Karawane. Am Abend vor der Abreise sah ich ihn bei einem betrügerischen Hindu um ein möglichst elegantes Tuch feilschen; somit war denn ein Teil seines Reisegeldes gut untergebracht; den Rest verwandte er zum großen Teil in der Weise, daß er sich unterwegs Leute warb, die sein Bündel trugen, so daß er ledig nebenher gehen und seine Späße machen konnte; und er machte dem Beifall der Neger nach zu urteilen gute Späße. Dabei verzog er seine ohnehin zum Lachen reizende Miene niemals, sondern brachte seine besten Witze vollkommen trocken und gelassen vor, was ein Neger selten kann. Aber zurück zu unseren Fahrzeugen. Die große Dhau meines Begleiters hatte ich bald aus dem Gesichte verloren, und so befand ich mich denn sehr bald allein auf dem ruhig dahinfließenden Strome. Das nördliche Ufer ist zum großen Teil unangebaut und zeigt uns dichtes Urgestrüpp und mächtigen Graswuchs, während auf dem südlichen an den Hügeln hinansteigend Mais-, Reis- und Zuckerrohrpflanzungen mit Bananenfeldern abwechseln. Kokos- und Arecapalmen ragen schlank über den angebauten Feldern empor und aus dem Grün derselben lauschen dunkle Negerhütten, seltener weiß ge-

tünchte arabische Häuschen hervor. Zuweilen begegnet uns ein Canoe der Eingeborenen, und am Ufer zeigen sich neugierige Leute und Ruf und Gegenruf schallt über das Wasser. Abends muß das Rudern eingestellt werden. Die Ebbe war zu stark, als daß die Leute die Strömung hätten überwinden können. So lagen wir denn bis in die Nacht in einer stillen Bucht unter dem Dach der Uferbäume, und schweigend traten die leuchtenden Sterne aus dem Dunkel hervor. Nicht das südliche Kreuz ist es, welches dem tropischen Himmel einen besonderen Reiz verleiht, nein, seine Sterne ragen weder durch besonderen Glanz noch durch Größe der Zahl vor den übrigen hervor. Aber zwei Erscheinungen sind es, die, wenn sie wolkenlos am Himmel auftauchen, das Dunkel der Nacht besiegen und einen genügenden Schein von Helligkeit auch in mondlosen Nächten über die schlafende Erde werfen, das ist einmal das Sternbild des Orion mit seinen Nachbargruppen, dem Stier und den Plejaden, und sodann die Milchstraße. Steht der Orion im Zenith, so ist von eigentlicher Dunkelheit keine Rede, die Pracht und die Klarheit dieser Sterne ist großartig. Vier Stunden lagen wir etwa so, den Wiedereintritt der Flut abwartend, und gegen Ende dieser Zeit lauschte ich aufmerksam, ob sich nichts von dem dritten Fahrzeug hören ließe, aber alles blieb still. Dann führte uns die Flut ohne Ruderschlag wieder stromauf, und jetzt erhielt die nächtliche Fahrt erst ihren eigentlichen Reiz. Herden oder vielmehr Familien von Flußpferden tummelten sich im Wasser oder traten ans Ufer auf die Weide, hier und da wohl auch in die Pflanzungen einbrechend. Ich saß mit der Büchse auf den Knieen am Steuer, um, falls eins der Tiere dem Boote zu nahe kommen sollte, zu feuern. Das eigentümliche Grunzen und Schnaufen schallte weit durch die Einsamkeit der Nacht; aus den Ufergebüschen und den Feldern tönte der Schrei der diebischen Affen, und fernher von den landeinwärts gelegenen Tschambas (Farmen) der Araber klang der eintönige, klagende Gesang der Negersklaven, die auf den Zuckerfabriken die Pressen in Bewegung setzten.

Allmählich wurden alle meine Sinne von den eigentümlichen Eindrücken einer tropischen Nacht befangen; die Morgensonne weckte mich und zeigte mir den erreichten Landungsplatz.

Von Bagamoyo ins Innere.

Marsch- und Lagerscenen.

Ein höchst anschauliches Bild von den heutigen Zuständen und überhaupt von dem Leben und Treiben in Deutsch-Ostafrika geben ein Brief und Tagebuchblätter des französischen Missionars P. Johannes Horne, eines geborenen Nassauers, der bis zum Jahre 1888 in Quitscha am Niger wirkte und dann nach Sansibar resp. Bagamoyo gesandt wurde. Nach der „Kölnischen Volkszeitung" teilten die meisten größeren deutschen Zeitungen diese lebendigen Reiseschilderungen mit:

„Mrogoro*), Weihnachtsfest 1888.

„In meinem letzten Briefe teilte ich meinen Entschluß mit, bald Bagamoyo zu verlassen, um mich auf eine aufkeimende Station im Innern zu begeben, wie es auch am 21. November geschehen. Es war damals wenig Aussicht für eine glückliche Reise vorhanden, weil der Krieg mit den Deutschen alle Negerstämme an der Küste in Aufregung gebracht hat. Der Karawanenweg war und ist noch überall

---

*) Die Missionsstation Mrogoro wurde im Dezember 1882 von P. Karl Gommenginger gegründet und nach einem Brande im Jahre 1884 durch eine vierjährige, mit elsässischer Zähigkeit und Ausdauer durchgeführte Arbeit zu einer der blühendsten Niederlassungen im Seeengebiete gemacht. Der Forschungsreisende Dr. Junker, der sie 1888 besuchte, erklärte sie für die schönste, die er je gesehen, sowohl wegen ihrer wunderschönen Lage und Gebäude, als auch wegen ihrer prächtigen Obst- und Gemüsegärten und ihrer schönen Herden. B.

von kriegerischen, raubsüchtigen Häuptlingen besetzt, so daß niemand durchkam, nicht einmal die Araber, die Hauptführer und Hetzer in diesem allgemeinen Widerstand der Schwarzen gegen die deutsche Kolonisation und Industrie.

„Mehreremale haben es unsere Leute versucht, die feindliche Linie zu durchbrechen, leider vergebens. Die Räuberbanden lassen niemand durch, um durch Hemmung des Handels und jeglichen Verkehrs mit dem Innern den Deutschen die Niederlassung an der Ostküste Afrikas unergiebig und verdrießlich zu machen und so dieselben zum Rückzug zu zwingen. Es fiel uns infolge dessen die Aufgabe zu, einen neuen Weg zu bahnen und die wilden Horden zu umgehen. Dieser beschwerliche Ummweg allein verlangte vier bis fünf Tagereisen und war nichts weniger als sicher. Doch ließ ich mich natürlich von diesem wohl etwas gewagten Unternehmen nicht abschrecken; denn meine Mitbrüder im Innern waren fast ohne Hilfs- und Lebensmittel und in größter Verlegenheit, weil schon lange ohne alle andere Nachrichten von der Küste als die vom Meere her dröhnenden Kanonenschüsse. Dazu war vorauszusehen, daß die Eingeborenen auch diesen Ummweg bald besetzen und so alle Möglichkeit für eine spätere Karawane auf unbestimmte Zeit aufheben würden, wie es auch seither geschehen ist.

„Also am 21. November 1888 frühmorgens begann ich meine vierzehntägige Reise an der Spitze meiner aus 60 Mann bestehenden Karawane. Um eine kleine Vorstellung von diesem ‚Spaziergange‘ zu geben, schreibe ich hier die kurzen Aufzeichnungen aus meinem Tagebuche nieder.

„Mittwoch, 21. November. Um ½6 Uhr morgens rührender Abschied von meinen Mitbrüdern in Bagamoyo. Der hochw. Pater Leroy, mein verehrter Professor der Oberprima in Cellula, und ein wackerer Bruder von Düsseldorf begleiten mich aus Freundschaft eine Tagereise. Jeder Träger hat eine Ladung von 65—70 Pfund und 25 derselben sind außerdem, wie ich, für den Notfall bewaffnet: zum Schutz gegen schädliche Geschöpfe, der Haut halber — und zur Beschaffung nützlicher Geschöpfe, des Fleisches halber.

„Von 8 Uhr an anhaltender Regen, ich fürchte, daß manches Gepäck Schaden leidet.

„Um 4 Uhr nachmittags wird das Zelt aufgeschlagen. Die Träger errichten in der Eile kleine Hütten aus Laubwerk und Gras, um sich und ihre Ladung in Schutz zu bringen. Mein Begleiter und ich sind naß bis auf die Haut. Die Schwarzen im Gegenteil sind naß auf der Haut und haben trockene Kleider. Während des Regens nämlich wickeln sie ihre Lumpen sogar sorgsam zusammen und tragen dieselben unter dem Arm! Zuguterletzt gelingt es, ein Feuer anzuzünden. Die Häute werden getrocknet, die Kleider auch; wir drei Weißen verzehren ein mitgebrachtes, am Vorabend geröstetes Huhn mit einer Tasse Thee von Orangenblättern, und die Schwarzen ihren Mais. Dann legt sich alles zur Ruhe im Kreis um das aufgehäufte Gepäck, die Waffen zur Hand.

„Um 11 Uhr werde ich plötzlich vom Lärm des Bruders aufgeweckt. Schnell greife ich nach meinem Revolver. Da war aber keine Schießwaffe zu gebrauchen. Neue Reisende eigener Art waren plötzlich und unversehens in unser Lager eingebrochen und hatten den Bruder neben mir zuerst angegriffen. Die Kriegsameise! Der furchtbare Name brachte das Lager ebenso schnell in Aufruhr, wie Löwe und Tiger. Wer thatsächlich diese großen bösen Ameisen kennt, wird nicht darüber staunen. Dieselben beißen durch die Kleider hindurch, und wenn man auch eine nach der andern wegreißt, so bleibt noch immer der Kopf in der Haut. Das Insekt läßt nicht los. Das ganze Lager wimmelte von diesen schwarzen Scheusalen, die immer im Glied voranschreiten und nicht einen Schritt zurückweichen. Das erste Regiment, vom Eßwarenkorb angezogen, der dem Bruder zum Kissen diente, hatte dessen Körper als Brücke zum leichten Einzug in den Korb gewählt. Schon ganz von seinen Feinden überschwemmt, setzt sich unser Düsseldorfer in Bewegung, und dann geht das wütende Beißen los, das ihn schreiend aufweckt. Der arme Schelm wußte sich nicht mehr zu helfen. Er rannte aus dem Zelte, um an einem noch sichern Plätzchen die Kleider schnell abzuwerfen und den brennenden Körper abzukühlen. Pater Leroy und ich schliefen auf Feldbetten. Aber auch an uns sollte bald die Reihe kommen. Umsonst vermaledeite der gute Pater Leroy die unverschämten Ameisen, die nichts schonen. Es blieb uns nichts übrig, als dem Beispiele des Bruders Oskar zu folgen. Selbst Feuer und Rauch, anstatt

zu beschützen, verschlimmert die Lage. So verlief die Nacht unangenehm und doch heiter.

„Donnerstag, 22. November. Um 4 Uhr früh ist alles auf den Beinen. Das Zelt wird abgebrochen und die Karawane setzt sich in Bewegung. Nach verrichtetem Morgengebet und der Einnahme einer Tasse Thee folgen wir drei dem Zuge, in der einen Hand ein Stück Brot und in der andern den Rosenkranz. Mehrere Träger sind zu schwach für ihre Last und schleppen sich nur mühsam nach. Die Ladungen müssen umgepackt werden, sonst fallen die Nachzügler in die Hände der Wilden und werden gefangen und geplündert. Um 6 Uhr halten wir vor einem großen Sumpf, der durchwatet werden muß. Pater Leroy und Bruder Oskar nehmen herzlichen Abschied von mir und kehren mit zwei widerspenstigen Trägern nach Bagamoyo zurück. Ich brauche eine halbe Stunde, um mich durch den Sumpf hindurch zu arbeiten. Der Schlamm kommt mir bis an die Hüften. Um ½1 Uhr wird Halt gemacht. Die Hitze ist unerträglich, die Leute sind sehr erschöpft; doch wird die Anstrengung schnell vergessen. Bald lodern lustige Feuer auf. Der Geruch des gerösteten Mais und Manikos erfreut schon den hungrigen Negermagen, die Pfeifen rauchen, die Zungen schnalzen, hier und da lassen sich die bekannten nasenlautigen Melodieen hören; der Tamtam rappelt und die viersaitige Harfe, mit Tanz und Geberden begleitet, jodelt bis in die Nacht hinein.

„Freitag, 23. November. Um 4 Uhr ruft mein Schrillpfeifchen die Träger aus dem Schlafe. In der Dämmerung wird alles zum Aufbruch bereitet; denn nur in der Frühe ist das Gehen angenehm und geht schnell vonstatten. Beim Packen meines Handkoffers gleitet mir ein großer Skorpion unter die Hand und giebt mir einen so gewaltigen Stich, daß es meinen ganzen Körper durchzuckt. Ich habe kein Gegengift bei mir, spüre aber, Gott sei Dank, nicht die geringste Unpäßlichkeit auf diesen gefährlichen Stich, der nur einen blauen Schwulst an meiner Hand verursacht. Auf dem Wege bieten die Eingeborenen meiner Karawane allerlei Gegenstände zum Eintauschen an. Diese Neger, und besonders die Negerinnen, haben ein drolliges Ansehen. Die einen tragen rote Hörner auf dem Kopfe, die andern rote Helme u. s. w. Wenn man sich diese Köpfe näher

betrachtet, merkt man, daß auf denselben die Haare mit roter Lehmerde so gestellt, geglättet oder gepflastert sind.

„Um 12 Uhr gelangen wir an den Fluß Kingomi; derselbe ist vom Regen angeschwollen. Im Sommer hat man an den seichten Stellen nur Wasser bis über die Kniee; jetzt geht's über fünf Fuß. Das Übersetzen ist langweilig, sehr beschwerlich und sehr gefährlich für die schweren Lasten. Zu diesen letztern gehöre ich auch; denn wenn ich überhitzt und ermüdet unter dieser Sonne hinüberschwimme, so holt mich drüben das Fieber ab. Der größte Neger nimmt mich auf seine Schultern; seinen Wollkopf in den Händen und meine gespreizten Beine an seine langen Seiten drückend, reite ich oder vielmehr schwanke ich los. Das geht langsam, aber sanft, nur etwas schief. ‚Das Pferd spürt die seichten Stellen', denke ich bei mir. Da — plums, verschwindet mein Schwarzkopf unter der Strömung. Der plötzliche Fall aus dem Sattel ins Bad bis über die Ohren verscheucht die gemütlichen Gedanken. Schnell fische ich meinen breiten Hut wieder auf, der schon im Begriffe war, seinen Herrn in der Not zu verlassen, und sehe mich nach meinem braven Träger um. Der tauchte glücklicherweise recht bald einige Meter von mir auf und schrie, was er schreien konnte, um Hilfe. Wir waren gerade in der Mitte des Flusses an einer tiefen Stelle. Eiligst schwimme ich zu ihm, halte diesmal den Wollkopf nur mit der Linken und führe ihn, nicht ohne Mühe wegen meiner nassen Kleider, ans andere Ufer, wo er mir, noch außer Atem, seine weißen Zähne zeigt, zum Zeichen der Erkenntlichkeit. Unterdessen steigt ein schweres Gewitter auf, der Himmel wird ganz dunkel und große Regentropfen beginnen zu fallen. Die Hälfte des Gepäcks liegt noch auf dem andern Ufer. In größter Eile muß alles herübergeschafft werden; denn nach dem Gewitter ist infolge Steigens des Wassers die Fährte für wer weiß wie lange abgeschnitten. Das schreckliche Getöse des Donners, das Pfeifen des Sturmes, das Brausen des Flusses und des niederrauschenden Regens, das Schreien der armen Träger, die mit ihrer Last das hohe Ufer herunterrutschen oder mühsam unsicheren Schrittes das Wasser durchwaten — welch ein Wirrwar! Auf dem Ufer selbst wird's Zelt aufgeschlagen. Es regnet ohne Unterlaß.

„Sonnabend, 24. November. Die ganze Nacht hat es geregnet;

es regnet den ganzen Tag. Wir lagern im Morast und können nicht aufbrechen. Zum Zeitvertreib schlägt ein Neger seinem Gefährten den Schädel ein. Die Wunde ist sehr gefährlich. Ich bringe mehrere Stunden in meiner Apotheke zu. Dem Übelthäter werden auf meinen Befehl die gesetzlichen Hiebe von der ganzen Karawane ausgeteilt. Dazu muß er noch 1 Rupie Schmerzensgeld bezahlen. Trotzdem wollen die drei Angehörigen des Verwundeten ihr Gepäck und die Karawane verlassen. Nur durch Versprechen gelingt es mir, die Gemüter zu beschwichtigen.

„Sonntag, 25. November. Heute geht's ohne Weg und Steg, durch Gebüsch und Wald, über Berg und Thal. Von 10 Uhr an regnet es schlimmer wie aus Gießkannen, als ob die Wolken keinen Tropfen Wasser mehr halten könnten. Gegen 5 Uhr Halt.

„Montag, 26. November. Von morgens 5 Uhr bis abends 4 Uhr unterwegs durch die Steppen. Das Land ist fast ganz flach. Das Regenwasser hat nicht genug Abfluß und überschwemmt alles. Sechs Stunden haben wir Wasser bis über die Kniee, manchmal bis an die Brust. So gelangen wir endlich nach Mbiki, ein kleines Dorf auf dem gewöhnlichen Wege der Karawanen. Gott sei Dank! Von hier an kennen alle Träger den Weg. Eben hört es auf zu regnen. Die Sonne brennt gewaltig. Alles Gepäck wird schnell aufgemacht und das nasse Zeug getrocknet, sowie die hungrigen Schwarzen gesättigt. Von heute an führe ich die Lebensweise der Schwarzen. Mein letztes Stück von dem mitgenommenen Brot ist so eingeweicht und getrocknet worden, daß es ganz vermodert und ungenießbar ist.

„Wir sind zwei Stunden im Lager. Eben geht die Sonne unter. Ich rauche meine treue Pfeife zu einer heißen Tasse Thee und überlege, wie ich am besten die nächste Tagereise mit meinem wunden Fuße machen kann. Da erscheint vor meinem Zelt ein bewaffneter riesiger Neger mit der Mitteilung, daß mich der Häuptling der Wadoë im nahen Walde zu einer Unterredung erwartet. Der Name dieses Menschenfressers und Spitzbuben erfüllt meine Träger mit Abscheu, aber nicht mit Schrecken, wie ich es befürchtete. Unsere Karawane ist stark und das giebt den Leuten Mut. Auch ich kenne schon diesen Plünderer der Karawanen und Erzfeind der

Weißen. Meine Antwort ist kurz: ‚Ich habe nichts für deinen Häuptling. Wenn er etwas für mich hat, so mag er zu mir herkommen. Ist seine Gesinnung friedlich, so ist er in meinem Lager außer Gefahr.‘ Der Räuber wagt sich nicht herein. Er schickt seinen würdigen Heerführer, einen schon etwas betagten, recht verschmitzten Hallunken. Der berichtet auf meine Aufforderung die Ursache der Ankunft seines Häuptlings. Vor drei Tagen habe er im Lager der Verschworenen erfahren, daß ein Europäer mit seiner Karawane sie umgehe und an einer unverteidigten Stelle über den Kingani setze. Sogleich beorderten die Hauptführer seinen Herrn, die Karawane mit bewaffneter Mannschaft zu verfolgen und unbedingt einzuholen. Wenn ein Deutscher dieselbe leite, so solle er dessen Kopf, und wenn ein anderer Europäer, so solle er ihn wo möglich lebendig mitbringen. Immerhin müsse alle Ware genommen und ins Hauptquartier gebracht werden. Welch' schöne Aussichten! Nur heißt es erst Beute machen, ehe man sie verteilt.

„‚Ich kenne deinen Häuptling nicht und gelüste auch nicht nach seiner Bekanntschaft‘, sage ich zu dem Galgenstrick. ‚Bringe ihm diese Antwort. Ich bin kein Kaufmann, sondern einer der Missionare von Bagamoyo, die den Schwarzen nur Gutes thun, wie alle wohl wissen und auch du. Ich führe nur Sachen mit mir, die man auf meiner Mission in Mrogoro nötig braucht, und habe kein Recht, sie dir zu schenken. Versuchst du es, meine Karawane zu plündern, so weise ich dich mit blutiger Nase zurück. Wort des Weißen!‘ Ich lasse den Wolf hungrig aus dem Lager führen und stelle Wachen aus. Aber die Wadoë haben mich verstanden und machen sich mit heiler Haut davon. Die Nacht bleibt still und ruhig, wenn auch schlaflos.

„Dienstag, 27. November. Um 5 Uhr Aufbruch. Meine Füße schmerzen sehr. Ich setze meine Wallfahrt barfuß fort, durch Wasser und Schlamm wie gestern. Neue Feinde, schlimmer als die Wadoë, setzen uns hart zu. Wo kein Wasser steht, ist der Pfad ganz schwarz von Kriegsameisen. Die schrecklichen Tiere nötigen uns zum Laufen und beißen so derb in meine Wunden ein, daß ich manchmal laut aufschreie. Um 12 Uhr haben wir die gesetzte Strecke schon zurückgelegt. Die Karawane ist ermattet.

„Mittwoch, 28. November. Heute ruht alles aus. Die Eingeborenen sind gastfreundlich. Ich mache ihnen kleine Geschenke. Tamtam, Pfeife und Flöte lassen sich wieder hören. Der Anstrengung von gestern wird nicht mehr gedacht. In der Nacht brennt noch ein Träger durch, der in der Gegend wohnt; ein Mann aus dem Dorfe ersetzt ihn. Ich bedauere meine gute Pfeife, die auch in der Nacht auf die Schleif gegangen.

„Donnerstag, 29. November. Wieder mutig durch Schlamm und Wasser, durch Wasser und Schlamm. Auch die Wolken triefen, als ob es seit Noah nicht mehr geregnet hätte. Auf sechs Schritte sieht man keinen Gegenstand. So geht's bergauf und bergab. Die Kasten rutschen schneller als die Träger. Die Flaschen tanzen, bis sie den Hals brechen. Gegen Abend Einzug ins Dorf eines Freundes der Mission. Man bringt mir einen großen Krug voll Bier des Landes. Ich finde das Getränk stark, d. h. nahrhaft und angenehm. Es wird gegessen, getrunken, gespielt und getanzt, mir zu Ehren, bis alles einschläft.

„Freitag, 30. November. Weg wie gestern; nur etwas mehr Wasser und Schlamm. Die Sonne sticht außergewöhnlich. Eine große Flasche mit 15 Liter Rum zerspringt auf der Schulter eines Trägers trotz aller Vorsicht. Glücklicherweise kann ich noch den größten Teil des Inhalts retten.

„Sonnabend, 1. Dezember. Heute zieht sich der Weg den Abhang eines langen Hügels entlang und ist weniger schlecht als seither. Ein finsteres Gewitter zieht hinter unserm Rücken herauf und droht uns zu ereilen. Wir erreichen miteinander Koo. Bei unserm Einzug ins Dorf bricht's los. Man errichtet schnell mein Feldbett in einer Hütte. Leider regnet es da schlimmer auf mein Bett als im Freien. Regenschirm, Mantel, Bett, Decke: alles ist durchnäßt. Da ist keine bleibende Stätte. Ich quartiere so schnell als möglich aus und anderswo ein. Das Gepäck wird unter dem Zelt in Schutz gebracht.

„Sonntag, 2. Dezember. Noch einmal, zum letztenmale hoffentlich, durch einen morastigen Wald. Der Schlamm ist so tief, daß niemand den Pfad einhalten kann. Jedermann schlägt sich durchs Gebüsch, wie er kann.

„Montag, 3. Dezember. Doppelte Strecke. Die Leute haben fast ihren Vorrat aufgezehrt und der Weg ist noch weit. Siebenmal führt der Pfad über denselben angeschwollenen Bach. Das letzte Mal fällt mein Träger hinein und ich mit. Der Mensch gewöhnt sich an alles.

„Dienstag, 4. Dezember. Die Leute können nur langsam voran. Der Boden ist steinig und die Gegend bergig. Mehrere Träger sind krank. Wenn zu gleicher Zeit Menschen und Elemente es auf jemanden abgesehen haben, dann geht's hart her und man kommt nicht ungerupft durch.

„Mittwoch, 5. Dezember. Um 10 Uhr liegt die Karawane um einen Hügel. Vor uns eine ungeheuere Ebene. Der Horizont ist von hervorragenden Berggipfeln hier und da begrenzt. Das Panorama erinnert unwillkürlich an das Meer und in der Ferne hervorragende Felsklippen. Die Träger gewahren diese Schönheit der Natur nicht. Aller Augen wenden sich links, wo man in zweistündiger Entfernung das Zinkdach der ersehnten Mission in der Sonne glänzen sieht. Die Erscheinung des nahen Zieles beflügelt die Schritte. Um 11 Uhr sind wir am Fuße des Hügels. Die Träger feuern jubelnd die Waffen ab zur Anmeldung unserer glücklichen Ankunft. Pater und Bruder holen mich ab und führen mich nach herzlichster Bewillkommnung in die schöne Mission ein, wo ich zuerst in der niedlichen Kapelle meinen innigsten Dank darbringe, und den Segen auf mein neues Wirken erflehe.

„Ich bin zuhause!"

Eigentümlicher Gebrauch beim Lagerfeuer.

Auf seiner Reise von Mombassa nach Kitui beobachtete J. M. Hildebrandt fast täglich die folgende Scene.

Abends, als alles im Lager versammelt und der Eingang zum Dorfe mit Dornbäumen verschlossen war, als die großen Lagerfeuer aufloderten und jeder seinen Schlafplatz zurechtgemacht hatte, erhob sich Budani, der älteste der Träger; er stieß dreimal ins Horn und rief dann mit lauter Stimme:

„Heu! heu! heu! Höret, was ich euch sage; höret ihr Leute von Sansibar, ihr von Yomoo, ihr von den Comoren, ihr, die ihr Sklaven, ihr, die ihr Freie seid, höret, was ich euch sage: Ihr habet Weib und Kind, Freunde und Freundinnen, Haus und Schamba verlassen, um dem Europäer zu folgen durch Wildnis und Feindesland, dem Europäer, der euch Geld gab. Ist dies nicht also?"

„Hm!" brummte zustimmend der Chorus, „hm."

„Haltet bei ihm, wenn es gut geht, haltet bei ihm, wenn es schlecht geht!"

„Hm!"

„Eine Karawane ist wie ein Schiff, ihr seid die Matrosen. Nach der ‚Sitte' ist es euch nicht erlaubt, eine Cofia (roter Fez) aufzusetzen. Dies kommt dem zu, der ein neues Handelsgebiet eröffnet hat. Songorro (der Karawanenführer) ist der Kapitän, der Europäer ist der Besitzer, die Tauschwaren das Kargo."

„Hm!"

„Die Wildnis ist gefährlich, die Tiere darin sind gefährlich, die Menschen darin sind gefährlich."

„Hm!"

„Bleibet nicht auf dem Marsche zurück, auf daß ihr nicht getötet oder zu Sklaven gemacht werdet!"

„Hm!"

„Auch darf niemand, der Waren trägt, der Flagge vorausschreiten!"

„Hm!"

„Habt keinen Umgang mit den Weibern der Waschenzi (Wilden), denn ihr seid Mohammedaner!"

„Hm!"

„Nachts sollt ihr kein Feuerholz zerbrechen (was die Feinde anlocken könnte), denn das ist ‚Sitte' von altersher."

Solche Befehle und Ermahnungen wurden während des ganzen Verlaufs der Reise fast jeden Abend erteilt.

Die Küstenplätze

Dar-es-Salaam, Pangani, Kilwa und Lindi

in ihrem heutigen Zustande (April 1889).

Nach Hugo Zöller*) mit Ergänzungen von Freiin v. Bülow**) u. a.

1.

Während in früheren Sultanszeiten bloß am Ufer aufgestellte rote Fähnchen die bei der Einfahrt in die flußartige Seebucht von Dar-es-Salaam innezuhaltende Fahrstraße bezeichneten, sind dort neuerdings von unseren Kriegsschiffen Bojen verankert worden. Die Scenerie der Umgebung von Dar-es-Salaam, das landschaftlich viel schöner als Bagamoyo gelegen ist, gehört zu den lieblichsten, die man sich vorzustellen vermag. Obwohl sich ziemlich weit landeinwärts bis zu 1200 und 1500 Fuß ansteigende Höhenzüge erheben und die nähere Umgebung der Küste, ebenso wie bei Bagamoyo, vollkommen flach ist, tritt vor der Anmut dieser mit Baobabs und Kokospflanzungen umsäumten Buchten der vollständige Mangel alles dessen, was man großartig nennen könnte, in den Hintergrund. —

---

*) Von dem bekannten Berichterstatter der „Kölnischen Zeitung" (Juli 1889); wir werden diese interessante Darstellung aus einem Privatbriefe der Freiin v. Bülow ergänzen, da Z. nur vorübergehend hier verweilte.

**) Privatbrief mitgeteilt in der „Kolonialpolit. Korrespondenz", 1887, Nr. 32. Dar-es-Salaam lassen wir besonders eingehend schildern, weil es heute als strategischer Punkt und als künftiger Ausgangspunkt der ersten und wichtigsten Eisenbahn die Aufmerksamkeit auf sich zieht.

„Von der Schönheit des Hafens“, sagt ein Beamter der ostafrikanischen Gesellschaft, „haben Sie keinen Begriff. Der Hafen selbst ist ein beinahe rundes Becken mit einem schmalen, gewundenen Eingang nach dem Meere zu. Umgeben ist er zum größten Teil von Gebüsch, nach Norden von der Stadt, und einem Palmenhain. Wenn ich des Abends durch diesen Palmenhain gehe, welcher übrigens auch Granatbäume, Mandarinen, Orangen, Mangos, Bananen und alle sonstigen Tropenpflanzen enthält, so kann ich mir nicht verhehlen, daß das Paradies nicht schöner sein kann. Vor allem hat die köstliche Ruhe, die darüber liegt, etwas unendlich Packendes. Außerdem ist bei schönem Wetter der Himmel vom Abendrot in einer so herrlichen Weise gefärbt, daß es Wahnwitz wäre, dies beschreiben zu wollen. Wenn Sie einen kleinen Begriff davon haben wollen, wie es hier aussieht, so gehen Sie ins Palmenhaus resp. in den Wintergarten der Flora zu Charlottenburg, und stellen Sie sich vor, das wäre die Umgebung unseres Gartens hinter dem Wohnhause. Sie können dabei aber das Abbild dort getrost für eine stümperhafte Pfuscherei erklären.“

Auf den zur Ebbezeit freiliegenden niedrigen und sumpfigen Inseln, welche, so lange es keine Fahrzeichen gab, die Einfahrt in den Hafen von Dar-es-Salaam ganz besonders erschwerten, hocken zu gewissen Tageszeiten tausende und abertausende von schnepfenartigen Vögeln, deren Fleisch sehr wohlschmeckend sein soll. Im mittleren Lauf der meisten an dieser Küste mündenden Flüsse kommen Flußpferde vor. Mehrmals sind Flußpferde an die vor Dar-es-Salaam ankernde „Carola“ bis auf weniger als einen Kilometer herangekommen. Um Revolvergranaten, die man einmal auf sie abgefeuert, scheinen sie sich nicht besonders zu bekümmern. Erst wenn man um die erwähnten Inseln oder Untiefen herumgebogen ist, eröffnet sich ein immer lieblicher sich gestaltender Blick auf Dar-es-Salaam. Auf jener Landzunge am linken Flußufer, wo die Ruinen des verlassenen, halbvollendeten Gebäudes der evangelischen Missionsgesellschaft für Deutsch-Ostafrika liegen, wurde am 25. Januar d. J. eine ganze Anzahl weißer Araber abgeschnitten und niedergeschossen oder mit dem Bajonnet niedergestochen. Auf dem rechten Ufer gewahrt man die von üppigem Pflanzenwuchs umwucherten und über-

wucherten zinnengekrönten Trümmer des ebenfalls bloß halbvollendeten, aber sich doch noch immer recht stattlich ausnehmenden Sultanspalastes. Dar-es-Salaam hatte nach einem schon bald wieder fallen gelassenen Plane des Vorgängers von Saïd Bargasch Sultansresidenz werden sollen. Der Palast war aber 1870 beim Tode Saïd Madgads erst halb vollendet und ist seitdem so liegen geblieben. Auch die meisten Häuser von Dar-es-Salaam, von denen einige jetzt zur Aufnahme Wißmannscher Soldaten hergerichtet werden, sind Trümmerstätten, bei denen kaum noch von mehr als von Umfassungsmauern die Rede sein kann. Die große Anzahl der allerwärts in Ostafrika zu findenden Palastruinen erklärt sich dadurch, daß diese Bauwerke, deren Plan schnell erfaßt wurde, während zur Vollendung die Ausdauer fehlte, nie völlig ausgebaut worden sind. Auch die meisten arabischen Privathäuser verraten durch dieses oder jenes, daß sie nicht ganz fertig geworden sind.

Alle diese arabischen Steinhäuser zeigen den gleichen, nach unsern Begriffen höchst unpraktischen Baustil. Da jedes Bauwerk einen Hof, der die Anlage von der Straße aus nicht sichtbarer Fenster, Balkone und Gallerieen gestattet, in sich schließen soll, hierfür aber der Flächenraum nicht groß genug ist, so fallen die Zimmer meistens so klein aus, daß von ausreichendem Luftwechsel, wie er in diesem Klima doppelt am Platze sein würde, nicht die Rede sein kann. Was Wunder, daß man in Sansibar zur Genüge beobachten kann, wie Leute häufig genug nicht bloß ihre Abende, sondern auch die Nächte auf den flachen, zinnengekrönten Dächern zubringen, deren aus Kalk und Sand bestehender Boden von Negerweibern, die bei jedem Hausbau die Rolle der Gehilfen spielen, zu zementartiger Härte zusammengestampft wird. Während der Neger seine Hütte jedem andern Bauwerk vorzieht, teilt der Araber mit dem Spanier und Portugiesen die Vorliebe für massige Steinbauten. „Massig“ sage ich mit Absicht, denn das Wort „solide“ würde nach der obigen Beschreibung dieser Araberbauten nicht am Platze sein. Anzuerkennen ist, daß trotz aller sonstigen Schattenseiten fast in keinem Hause eine ebenso eigenartige wie urwüchsige Badeeinrichtung fehlt. Aus einer kleinen Nische, in welcher sich der Badelustige niederzuhocken hat, lugt irgendwo in Brusthöhe ein Rohr hervor. Entfernt man den

darauf sitzenden Stöpsel, so ergießt sich ein dünner Wasserstrahl über Schulter und Rücken. Von ähnlicher Originalität sind andere, hier nicht näher zu besprechende Einrichtungen. Übrigens giebt es im heutigen von seinen Bewohnern verlassenen Dar-es-Salaam bloß noch Steinhäuser. Die Zerstörung war eine derartig gründliche, daß alle aus Holz erbaute Negerhütten im Laufe der Zeit sämtlich in Flammen aufgegangen sind.

Im Gegensatz zu Bagamoyo bietet Dar-es-Salaam selbst für mittelgroße Schiffe, wenn sie erst einmal die etwas schwierige und unangenehme Einfahrt erzwungen haben, einen guten, den Namen „Dar-es-Salaam" (zu deutsch „Hafen des Friedens", ungefähr entsprechend dem französischen „Havre de Grace") vollauf verdienenden Ankerplatz. Und das ist der Grund, weshalb Wißmann Dar-es-Salaam, wo auch bei Wind und Wetter die Ladung stets gelöscht werden kann, als Stapelplatz für seine Vorräte dem größeren Bagamoyo, das aber bloß eine offene Rhede besitzt, vorgezogen hat. „Carola", „Sophia" und andere Korvetten haben stets dicht vor der Station, d. h. etwa 300 m abseits vom Ufer geankert. Auch die Fregatte „Leipzig" könnte wohl mit einiger Vorsicht in den Fluß gebracht werden, was aber bisher unterlassen worden ist, da kein besonderer Anlaß dazu vorlag. Während meiner Anwesenheit ankerte vor Dar-es-Salaam außer der „Carola" auch noch der kleine, von der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft unserer Marine überlassene Dampfer „Jühlke", der aber wegen Reparaturbedürftigkeit seines Dampfkessels zur Unthätigkeit verurteilt war.

Dar-es-Salaam, das von jeher ein sehr viel kleinerer Ort als Bagamoyo gewesen ist, verdankt jene verhältnismäßige Bedeutung, welche ihm auch nach dem Einschlafen der oben erwähnten Residenzpläne verblieben ist, einerseits einer hier ausmündenden Straße aus dem Innern und anderseits den in der Nähe befindlichen Kopallagern. Da Deutsch-Ostafrika, was wohl der größte diesem Lande anhaftende Nachteil ist, keine im höheren Sinne des Wortes schiffbaren Flüsse besitzt — der Kingani von Bagamoyo ist noch der bedeutendste — so folgt der Handel den von Menschenhand geschaffenen Verkehrsstraßen. Da aber wahrscheinlich Dar-es-Salaam einmal der Ausgangspunkt einer Eisenbahn ins Innere werden wird, so wird

es auch schnell alle Nachbarorte überflügeln. Haben doch schon die Engländer vermittelst der „Mackinnon-Straße“ genannten kleinen Wegstrecke eine bessere Verbindung mit dem Innern anzubahnen versucht. Heute allerdings, da die Einwohner geflohen sind und zur Nachtzeit hungrige Hyänen zwischen den Trümmerstätten umherhuschen, bietet Dar-es-Salaam, abgesehen vom Usagarahaus und ein paar anderen Gebäuden, den uneingeschränkten Eindruck der Verwüstung. Außer den Deutschen und ihren farbigen Untergebenen leben dort nur einige hundert, in den Ruinen des Sultanspalastes hausende Waniamwesi, welche zu derselben Karawane gehören, wie die Waniamwesi von Bagamoyo. Das Usagarahaus von Dar-es-Salaam, wo früher Herr v. Bülow Bezirkschef war, jetzt aber als Wißmannscher Offizier Lieutenant Schmidt befehligt, ist nicht so gut, wie das von Bagamoyo in Verteidigungszustand gesetzt. Es hat überhaupt wegen Mangels an Arbeitskräften in Dar-es-Salaam, bezüglich Ausbaues der Station und anderer Häuser weit weniger geschehen können als in Bagamoyo. Immerhin stellt auch Usagarahaus von Dar-es-Salaam eine für ostafrikanische Verhältnisse uneinnehmbare Festung dar.

Die Besatzung bestand während meiner Anwesenheit aus den Stationsbeamten, 22 Matrosen, 10 Askaris, sowie 10 neuerdings als Soldaten eingestellten Waniamwesi, die Einwohnerschaft außerdem aus Fundis (Werkleuten), Dienern und Waschweibern. Der Wißmannsche Geschützpark besteht aus 12 leichten Feldartillerie-Geschützen und 6 Revolverkanonen; die ersteren waren drunten am Landungsplatz, die letztern aber, die von Marinemannschaften bedient wurden, auf dem flachen, zeitweilig mit Wellblech überdeckten Zementdach des Usagara-Hauses aufgestellt, wo auch die Matrosen ihre Betten aufgeschlagen hatten. Neben den Revolverkanonen stehend, genoß man vom Dach dieses Hauses einen entzückenden Überblick über die palmenbestandene Landschaft. Vorzugsweise schweifte der Blick nach jener Richtung, wo sich in einer Entfernung von etwa 1750 m das Lager der Aufständischen befand. Der derzeitige Befehlshaber der Aufrührer von Dar-es-Salaam war ein Suahelineger namens Schindu, der sich schon früher wegen räuberischer Unthaten einen üblen Ruf erworben hatte. Außer in Bagamoyo

und Dar-es-Salaam bestanden vor dem Aufstande noch an fünf anderen Küstenplätzen, auf deren Zurückeroberung es, wenn unser Ansehen in Ostafrika hergestellt werden soll, vor allem ankommt, von Europäern geleitete Zollstätten. Diese Ortschaften sind in der Reihenfolge von Norden nach Süden: Tanga, Pangani, Kilwa, Lindi und Mikindani. (Die beiden ersteren Orte sind in den letzten Tagen von Wißmann erobert worden.) Den stärksten Widerstand beim Versuch der Rückeroberung, der übrigens zweifellos gelingen wird, erwartet man von Pangani, sowie wegen des Zuzuges, den dieselben möglicherweise durch die Araber des Nyassasees erhalten werden, von den fanatischen Bewohnern Kilwas.

Die Negerhütten des fieberberüchtigten, etwa 3000 Einwohner zählenden Pangani liegen auf dem kokosbestandenen Sandstreifen zwischen der See und ausgedehnten Mangrovesümpfen, der südlich von Pangani mündende, aus dem Kilima Ndscharogebirge kommende Rufu- oder Panganifluß, an dessen jenseitigem Ufer nebst einer zeitig verlassenen deutschen Baumwollenplantage das Dorf Mbueni liegt, ist einer der größten an dieser ganzen flußarmen Küste. Eine ganze Strecke flußaufwärts zwischen den erwähnten Mangrovesümpfen und den etwa 40 km von der Küste entfernten Wasserfällen wird an den zeitweilig von Flußpferden und Krokodilen besuchten Flußufern durch Sklavenarbeit Zuckerrohr gewonnen, dem die arabischen Herren vermittelst Handpressen den Saft zu entziehen wissen. In diesem fruchtbaren Gelände waren von den Deutschen mehrere Stationen, darunter Luva, die weitestgediehene und aussichtvollste unter den deutschen Plantagen in Ostafrika, angelegt worden.

Von allen Ortschaften unseres deutsch-ostafrikanischen Gebietes scheint vor Ankunft der ersten Europäer die bedeutendste K i l w a gewesen zu sein, dessen uns noch erhaltene Königslisten bis zum Jahre 1010 n. Chr. Geburt zurückreichen. Möglich ist es sogar, daß wir in Kilwa jenes Rapta des Ptolomäus und des „Periplus" zu erblicken hätten, bis zu welchem sich im Altertum als dem südlichsten Punkt an dieser ostafrikanischen Küste die Fahrten der griechisch-römischen Handelsflotten erstreckten. Merkwürdig ist es allerdings, daß, während die großen Trümmerstätten im Innern Südostafrikas, Zimbabye u. s. w. noch immer der Deutung und Enträtselung

harren, in Deutsch-Ostafrika bisher niemals auch nur die geringsten Funde aus römisch-griechischer Zeit gemacht worden sind. Was immer die Geschichte des alten, in schöner Bucht auf einer kleinen Insel gelegenen Kilwa gewesen sein mag, jedenfalls ist es mit seinen zerfallenen Festungswerken und den Trümmern seiner gewaltigen Moscheeen heutigen Tages nichts weiter als ein nahezu menschenleerer, von ungeheuren Riesenbäumen überschatteter Ruinenhaufen. Denn die mit Sklaven handelnden Einwohner, die bei diesem vortrefflichen Hafen den Nachstellungen der englischen Kriegsschiffe allzu sehr ausgesetzt waren, haben in den beiden ersten Jahrzehnten dieses Jahrhunderts etwa zehn Seemeilen weiter nördlich an seichtem, bloß kleinen Fahrzeugen zugänglichem Strand eine neue Stadt, Kilwa Kiwindge, angelegt.

Lindi, das neben Mikindani der Küsten- und Verschiffungsplatz für den Handel der obern und mittlern Ugassagegend ist, scheint nach einem verfallenen Portugiesenfort zu urteilen, ziemlich alt zu sein, ist aber erst Ende der fünfziger Jahre dieses Jahrhunderts von Amir bis Abdallah, wenn nicht neu gegründet, so doch wieder zum Aufblühen gebracht worden. Die Küste von Lindi, wo wohlbewaldete und stellenweise vortrefflich angebaute Hügelzüge bis zu 1000 Fuß ansteigen, ist die höchste in der ganzen deutschen Interessensphäre Ostafrikas.

2.

Die Bevölkerung: Neger, Araber, Inder. — Die Küstenfahrt mit Dhaus*).

Die Neger auf dem Festlande sehen eigentlich nicht viel anders aus als unsere Bauern. Häufig sieht man ihnen an, daß arabisches Blut in ihnen fließt. Athletische Gestalten sieht man nicht selten. Die Weiber sind meist bis auf einzelne in Sansibar und die Mädchen bis zu 14 Jahren, unter denen manche recht hübsch aussehen, abschreckend häßlich. Sie sollen aber, wenn sie unter anderen Verhältnissen leben

*) Aus einem in der „Kolonialpolit. Korrespondenz" 3. September 1887 mitgeteilten Privatbriefe von Frieda Freiin v. Bülow.

und eine andere Lebensweise führen, meist sich sehr herausmachen. Der Neger ist fleißig, wenn er beaufsichtigt wird; sonst das Gegenteil. Er entwickelt oft, besonders im Tragen von Lasten, eine Arbeitskraft, welche die eines Europäers übersteigt. Er ist nicht gerade nach meinen bisherigen, allerdings wenig umfangreichen Erfahrungen unintelligent, aber stumpfsinnig und bequem. Mut haben die meisten auf dem Festlande nur, wenn sie in einer Gefahr sind, aus der sie nicht entfliehen können. Bei der Arbeit üben sie häufig einen eigentümlichen Tanz und Gesang aus, um sich die Arbeit zu erleichtern. Ein gräßliches Geschrei können Neger machen, bloß wenn sie sich unterhalten. Eine lächerlich kindische Art haben sie häufig. So gerieten vor Entzücken ganz außer sich unsere Arbeiter in Dar-es-Salaam, als sie zum erstenmale Schiebkarren bei der Arbeit bekamen. Sie kariolten unter allgemeinem Hallo mit den Karren durch den Garten, ruinierten uns dabei die Wege und stürzten gewöhnlich mit der Karre vor dem Ziele irgendwo hin. Der Neger ist an und für sich nicht unser Feind. Er wird es nur, wenn er von Arabern oder Indern beredet oder bestochen ist. Diese sind unsere bittern Feinde, weil sie den ganzen Handel in Händen haben und uns als Konkurrenten ansehen. Sie sind hier überall ansässig, verdorbene, heruntergekommene Mischlinge. Von dem edlen Araber oder dem sanften, gesitteten Inder ist wenig zu merken. Sie sind die Juden hier, wirkliche Juden giebt es hier selten, und diese gelten als ordentliche, tüchtige Leute. An der Küste liegt der Handel ganz in den Händen der Araber und vor allen der Inder und ist dagegen vorläufig gar nicht anzukommen. Dazu ist der Inder ganz bedürfnislos. Wo ein Europäer ein Huhn gebraucht, begnügt er sich mit einer Hand voll Reis. Reis wird hier sehr viel konsumiert, er kommt aus Indien, während das Mehl aus Ungarn kommt. Kartoffeln kommen meist auch aus Indien, Ägypten oder Malta. Man muß den Handel im Innern an sich zu bringen suchen, so daß man den Karawanen, die nach der Küste ziehen, vorher die Waren abkauft.

Die Küstenfahrt wird bis hinauf nach Aden nur durch sogenannte Dhaus betrieben, kutterartige Schiffe mit einem einzigen sehr großen Segel. Der Aufenthalt auf einer solchen Dhau ist scheußlich, der

größte Teil des Schiffes ist mit einem schrägen Dach aus Palmenblättern bedeckt, unter dem sich die Fracht befindet. Hinten ist ein kleines Holzverdeck, auf dem man notdürftig sich plazieren kann. Unter diesem Deck ist eine Kajütte ohne Fenster, in der man nur in liegender Stellung allenfalls sitzen kann, und wo eine schauderhafte Luft ist. Gegen den Wind kreuzen diese Dhaus zum Erbarmen lange, mit dem Winde fahren sie ganz gut. Mit dem Winde braucht man nach Dar-es-Salaam von hier acht Stunden, gegen den Wind dauert die Fahrt meist 2—3 Tage, es kommt vor, daß man 14 Tage braucht.

Eine Küstenfahrt von Dar-es-Salaam bis zum Rovuma.

Landschaftsbilder*).

Herr Dr. Peters machte im August 1887 in Begleitung des Wali (Gouverneurs) von Kilwa Kivinje, des Chefs der Station Wadimola, Herrn von Saint-Paul-Illaire, des Dr. Kling und eines Korrespondenten aus Hamburg eine Fahrt von Dar-es-Salaam bis zur Grenze der deutschen Interessensphäre am Rovuma, die eine höchst lehrreiche Anschauung dieser ca. 500 km langen Küste gewährt. Der Sultan von Sansibar hatte Dr. Peters seinen Dampfer „Barawa" (500 Tonnen, in Flensburg gebaut), Kapitän Elsen, zur Verfügung gestellt. Wir geben den von der „Kolonialpolit. Korrespondenz" (1888, Nr. 40) gebrachten Bericht.

Wir fuhren am 6. August, morgens 5½ Uhr, von Sansibar, vom schönsten Wetter begleitet, ab. Um Mittag passierten wir die Höhe von Dar-es-Salaam und wendeten uns dann nach Südosten, um ostwärts die Insel Mafiu zu passieren. Wir fanden draußen ziemlichen Seegang gegen uns und kamen nur langsam vorwärts. Wir mußten am Abend im Lee einer der vielen kleinen Inseln ankern, welche ihrer Riffe wegen die Fahrt des Nachts sehr gefährlich machen. Da noch gar keine Leuchtfeuer und Seezeichen vorhanden so können Schiffe überhaupt nur am Tage sich den Häfen nähern.

---

*) Nach einem Auszuge des „Hamburger Korrespondenten". „Kolonialpolit. Korrespondenz" 1887. Nr. 40.

Am 8. August gingen wir bei Tagesanbruch weiter und sahen nach einigen Stunden den ca. 500 Fuß hohen Singinoberg, der sich hinter Kivinje erhebt, auftauchen. Derselbe erstreckt sich mehrere Kilometer von Süden nach Norden und muß sehr fruchtbaren Boden haben, denn er ist auf seinem Gipfel mit Mangobäumen ganz bedeckt.

Bei näherem Herankommen sahen wir denn auch bald den Ort Kivinje, der sich zwischen Kokospalmen und anderen Bänmen versteckt, am Strande hinzieht.

Kilwa Kivinje hat nach und nach den ganzen Handel von Kilwa Kisiwani, dem alten Kilwa der Portugiesen, an sich gezogen, was einigermaßen auffallend ist, da letzteres einen ausgezeichneten Hafen, ersteres aber nur eine offene Rhede besitzt und selbst unser kleiner Dampfer nur bis auf 1½ Seemeilen herankommen kann.

Behauptet wird, daß es das ungesunde Klima des alten Kilwa sei, welches die Händler, Araber wie Inder, veranlaßt habe, zu wechseln; der wirkliche Grund scheint aber der gewesen zu sein, daß in Kivinje der Sklavenhandel ungestörter betrieben werden konnte, weil die englischen Kriegs- und Paketdampfer nicht so leicht dahin kommen konnten.

Wir warfen um ca. 12½ Uhr Anker und gingen dann mit dem Wali zusammen an Land.

Ehe ich die Landung beschreibe, möchte ich einige Worte über den Wali sagen. Derselbe ist ein ausnehmend schöner Araber; mit einem edlen, durch einen ca. zwei Fuß langen, schwarzen Bart gezierten Antlitz verbindet er eine imponierende Gestalt und eine Würde, wie man sie nur bei Arabern findet. Letztere sind überhaupt Gentlemen im Vergleich zu den Indern. Sie haben wirklich feine Manieren und sind von einer Höflichkeit, um die wir Europäer sie beneiden können.

Als wir uns dem Lande näherten, liefen die Neger auf dem Strande zusammen und feuerten einige Freudenschüsse in die Luft; dazu kamen dann des Wali Soldaten; eine dichte Menschenmenge bildete sich und sang und feuerte nach Herzenslust. Das Boot wurde durch die Leute an Land gezogen und nun wurde unser Eingang ins Dorf zu einem wahren Triumphzuge.

Voran in der Mitte der Wali, rechts von ihm Dr. Peters, links als Dolmetscher Herr von Saint-Paul; daran schlossen sich Dr. Kling und ich, und hinter uns das Volk und die Soldaten, laut singend, tanzend und schießend. Als wir beim Zollhause ankamen, wurden zwei Böller gelöst, und die Hauptpersonen des Ortes, darunter die indischen Händler, drängten sich heran, um uns zu begrüßen und dem Wali die Hand zu küssen, und der Zug avancierte nur sehr langsam. Schließlich führte der Wali uns in sein Haus. Er gab uns dann vier Acharis (arabische Soldaten) mit, und Dr. Peters ging mit mir durch die Stadt und ins Freie.

Den vielen indischen Läden nach zu urteilen, muß der Handel Kivinjes ein bedeutender sein. Auf die Angaben der Inder selbst kann man sich wenig verlassen. Die ganze Einwohnerzahl des Ortes wird auf ca. 3000 geschätzt.

Der Hauptexport ist Elfenbein, Gummi, Copal, Reis und Sesamsaat. Diese letztere wird jetzt indessen nur noch nach dem Roten Meere ausgeführt, da die Preise in Europa zu sehr gesunken sind. Dagegen werden hauptsächlich amerikanische Zeuge, sehr viele desgleichen von Bombay, auch Tücher aus der Schweiz eingeführt; ferner Glasperlen, Eisen- und Messingdraht und viele Gewehre, teils englischen, teils deutschen Ursprungs, letztere mit Steinschloß.

Abends gingen wir wieder an Bord und dampften am Morgen des 9. August weiter nach K i l w a K i s i w a n i.

Die Temperatur wurde hier schon kühler. Des Morgens auf der See zeigte das Thermometer nur 18 ° R. Das so sehr schöne Sternbild des Skorpion, welches ich auf meinen Fahrten von und nach Bombay nur im Südwesten gesehen und zwar nie mehr als 45 ° über dem Horizonte, steht in diesen Breiten des Abends um acht Uhr beinahe im Zenith.

Wir erreichten Kilwa Kisiwani um ein Uhr mittags. Wie schon oben gesagt, hat dieser Ort einen sehr schönen Hafen, der gegen Seegang geschützt ist und die größten Schiffe beherbergen kann.

Unter portugiesischer Herrschaft soll es eine bedeutende Stadt gewesen sein. Der jetzige Ort liegt am Nordende einer ca. 14 km langen und 4 km breiten Insel. Die Ruinen eines Forts zeugen von vergangener Größe.

Am 11. fuhren wir nach der Kisverebai. Dieselbe bildet einen ausgezeichneten Hafen, indem sie bei einem Eingang von ca. einer halben Seemeile einen Durchmesser von ca. 3 Seemeilen hat. Handel ist nach Aussage der Händler nur wenig da und hauptsächlich in Mtama (Sorghum-Art). Die Bucht ist von Hügeln und Bergen umgeben und eignet sich vielleicht für Kaffee.

Am 12. mittags weiter nach der Mchingabucht, welche gleichfalls einen engen Eingang bei ca. 3 Seemeilen Durchmesser hat und großen Dampfern zugänglich ist. Sie ist, wie alle gesehenen Buchten, von Bergen oder Plateaus umgeben. Es sind zwei Dörfer vorhanden, eines am Nordweststrande, das andere am Südstrande. Wir landeten zuerst bei ersterem und wurden von dem Wali sehr freundlich empfangen. Derselbe ist ein schöner alter Araber, mit melancholischen Augen, wie sie viel bei Arabern anzutreffen sind.

Einige hundert Schritte vom Dorfe finden wir sehr guten schwarzen Boden und in dem Thal, welches nach Westen verläuft, desgleichen. Nach Aussage des genannten Wali, dessen Name Singoro ben Nawab ist, soll das Thal auf Meilen weit nach Westen zu denselben fruchtbaren Boden haben.

Wir fanden an mehreren Stellen wilde Baumwolle, sogar auf sandigem Boden, wo sie sich indessen nicht mehr gut entwickelt hatte. Auf gutem Boden zeigte sich jedoch schöne Qualität, soweit man nach den wenigen noch ungepflückten Kapseln urteilen konnte. Leider ist die Zeit der Reife vorbei, und die wenigen noch übrigen Kapseln zeigten den Wurm und eigneten sich deshalb nicht als Muster.

Am nächsten Morgen, also am 13., bestiegen Dr. Peters, Dr. Kling und ich das Plateau, welches sich bei dem südlichen Dorfe ca. 150 Fuß erhebt und sich meilenweit nach südlicher und südwestlicher Richtung erstreckt. Wir fanden dort, wie überall, eine üppige Vegetation und schönen roten Boden.

13. August. Um 10½ Uhr dampften wir weiter nach Lindi. Das ist jedenfalls die Perle der Häfen an der ganzen Küste. Eine ca. 6 Seemeilen lange und 3 Seemeilen breite Bucht erstreckt sich nach Südwesten und wendet sich auf der letzten Meile nach Süden, damit einen vorzüglichen Hafen schaffend, in dem die größten Seeschiffe ankern und laden können. Lindi liegt an diesem Teile der Bucht.

Es ist kein großer Ort, hat aber einen blühenden Handel, der sich, wie überall, in den Händen indischer Händler befindet. Gummi wird von hier exportiert und Elfenbein kommt viel vom Nyassa herüber. Die ganze Region um diesen See herum wird von Lindi aus versorgt, und Gewehre gehen scheinbar in großen Mengen dahin, denn ich begegnete an einem Tage ca. einem halben Dutzend Karawanen, die alle 10—12 neue Gewehre mit sich führten.

Da Dr. Peters etwas vom Innern kennen zu lernen wünschte, so mieteten wir eine kleine Dhau, und ich begleitete ihn am 15. auf einer Tour. Wir segelten den Fluß hinauf, der die ersten ca. 4 Seemeilen Lindi, weiter oben aber Nkeredsi heißt, wandten uns aber nach den ersten zwei Seemeilen in den von Nordwesten kommenden Arm, der Gor-Mhama genannt wird. Derselbe ist ein Meeresarm, erstreckt sich nur ca. 4 Seemeilen weit ins Innere und teilt sich oben in mehrere schmale Arme. An einem derselben und an der Karawanenstraße nach dem Nyassa liegt Mtange, wo wir übernachten wollten.

Die Nächte sind hier kühl und wir hatten auf dem Schiffe zuletzt nur 16° R. am Morgen gefunden, so konnte es hier bei Sonnenaufgang nicht mehr als 10° R. sein, denn man konnte seinen Atem sehen und wurde unter zwei Decken kaum warm.

Hier zeigte es sich mir, daß der Neger sehr abgehärtet sein muß, denn unsere Diener schliefen dort ohne Decken, nur mit ihrem dünnen, baumwollenen Zeuge bedeckt, auf der bloßen Erde, und schienen die Kälte nicht zu empfinden. Es war mir früher schon aufgefallen, daß die Neger keine Decken besitzen, wogegen in Ostindien jeder Eingeborene seine Decke und eine Art Teppich besitzt, worauf er schläft.

In den nächsten drei Tagen machten wir weitere Ausflüge ins Innere. — Das Land ist, so weit ich sehen konnte, hügelig und bergig. Bebaut ist es nur in unmittelbarer Nähe der Dörfer, welche meistens auf Anhöhen liegen. Sonst ist alles Wildnis, wo Tiere aller Art, darunter auch Rhinocerosse, hausen. Ich fand wiederholt Spuren dieser Pachydermen, sowie auch von Zebras und mehreren Antilopenarten, konnte aber wegen des hohen Grases nichts zu Gesicht bekommen.

Das frische, kräftige Aussehen der jungen Mangobäume, welche bei jedem Dorfe zu finden sind, zeugt auch von guter Bodenbeschaffenheit.

Ich habe diesen Baum in Ostindien nie auf Boden mit steinigem oder Thonuntergrund, sondern stets nur da, wo man guten, tiefen und durchlässigen Boden fand, angetroffen, hauptsächlich auch dort, wo die beste Baumwolle zu finden war. Ich glaube deshalb nicht falsch zu gehen, wenn ich von seiner Gegenwart und seinem Aussehen auf mehr oder weniger guten Boden schließe.

Die Vegetation ist im allgemeinen, soweit ich sie aus eigener Anschauung oder aus den Berichten anderer Herren der Gesellschaft kenne, so ziemlich dieselbe. Spezifisch afrikanisch sind die Barbabs (Affenbrotbäume), welche sich besonders an der Küste hervorthun; dann auch die Dumpalme, welche das Blatt der Fächerpalme besitzt, sonst aber von den übrigen Palmen dadurch abweicht, daß sie sich auf halber Höhe in zwei, drei oder mehrere Stämme teilt. Ferner sind verschiedene Kaktusarten, welche in Ostindien auch zu großer Höhe anwachsen, aber doch immer zusammenhängende Dickichte bilden, hier in baumartiger Form zu finden, d. h. sie zeigen Stämme von 15—20 Fuß Höhe, die dann oben erst die Blüte ansetzen.

Im übrigen erinnerte mich die Landschaft oft an Ostindien, dieselben Baum- und Straucharten, besonders der Mangobaum, der hier überall zu finden und das Auge durch seine gefällige, abgerundete Form, seinen reichen Blätterschmuck und die schöne, dunkelgrüne Farbe des letzteren erfrischt.

Was die Bevölkerung anbetrifft, so habe ich überall dasselbe gefunden, nämlich daß, während die Einwohner Ostindiens (welches ich von Arracan im Osten bis Bombay im Westen und von Delhi im Norden bis Tutikorin im Süden, nahe dem Kap Komorin, kennen lernte) im allgemeinen schlecht genährt und melancholischer Natur sind, der Neger im Gegenteil wohlgenährt und fröhlicher Natur ist. Nicht allein aber ist er wohlgenährt, sondern auch sehr abgehärtet gegen die Witterung. Ich habe schon oben darauf hingewiesen, daß er keine Decke besitzt, ohne welche auch der ärmste Inder nicht anzutreffen ist. Das Material zu seinem Hause liefert dem Neger das Land in nächster Nähe; Feuerholz, soweit er es für sein Essen ge=

braucht, hat er umsonst für ein bißchen Mühe, und ganz abgesehen davon, daß er so abgehärtet ist, kennen diese Leute keinen Frost. Sein bißchen Zeug kann er sich für wenig Geld kaufen u. s. w.

Einen armen Neger in dem Sinne, wie ihn sich viele Leute in Europa vorstellen, giebt es hier nicht. Der Neger braucht nur ein paar Monate im Jahr zu arbeiten, um sich Nahrung und Kleidung für das ganze Jahr zu verschaffen. Ich habe aus eigener Anschauung freilich bis jetzt nur die Küstenstriche kennen gelernt, aber auch Dutzende von Karawanen aus dem Inneren gesehen, in Bagamoyo als vom Tanganyika, und in Lindi als von der Gegend des Nyassa kommend, und bei allen dasselbe Aussehen gefunden. Die im Lindidistrikte von mir gesehenen Karawanen bestanden teilweise aus einem sehr schönen Menschenschlag: schlanker Wuchs bei Männern und Frauen, kräftiges Aussehen und eine regelmäßige, selbst schöne Gesichtsbildung.

Ich begegnete übrigens einigen Frauen mit eigentümlichen Schmuckgegenständen. Die Oberlippe war nämlich durch einen ca. 1½ Zoll messenden Ring in Spannung, und zwar in wagerechter Richtung gehalten, was jedenfalls zuerst einigermaßen schmerzhaft sein muß. Häufiger schon trifft man in senkrechter Richtung ausgespannte Ohrlappen.

Die Frauen sind sehr geschickt im Anfertigen ihrer Schlafmatten. Sie verfertigen dieselben aus geschlitzten Grashalmen, die sie selbst färben, und zwar nehmen sie die grünen Farben aus Blättern, die roten, schwarzen und braunen von Baumrinden.

Die Hütten der Neger sind im Vergleich zu denen der Bewohner Ostindiens Häuser zu nennen und, soweit ich gesehen, in weit besserem und reinerem Zustande gehalten als die letzteren; ebenso verhält es sich mit ihren Dorfplätzen und Straßen.

Die Hauptnahrung scheint Maniok zu sein, welches überall auf Feldern, in Verkaufsläden und Häusern zu sehen ist und gewöhnlich gestoßen wird. Die Wurzel wird aber auch noch gegessen, wenn der Neger sonst nichts zu leben hat. Hühner findet man in jedem Dorfe und zwar von großer, europäischer Rasse. Ich habe manchen schmucken Hahn gesehen.

Die Ziegen sind ebenfalls den unseren ähnlich. Die ostindische Ziege mit ihren schlaffen Ohren macht einen melancholischen Eindruck

dagegen. Die Schafe sind, wie überall an der Ostküste Afrikas und auch in Aden, Fettschwänze; Kühe und Ochsen, wo sie zu finden sind, gehören überall der ostindischen Zebrarasse an.

Nach diesen Abschweifungen kehre ich zu unserer Reise zurück. Am 14. abends kehrten Herr Dr. Peters und ich nach Lindi zurück, diesmal zu Lande über die bis ca. 700 Fuß hohen Berge, die, wie überall, mit dichter Vegetation bedeckt sind. Man sah die verschiedensten Baumarten, besonders sind Akazienarten vorherrschend, und soll es nach Aussage eines intelligenten, eingeborenen Zimmermanns ca. 300 Arten verschiedener Bäume geben, für deren jede die Eingeborenen einen Namen haben.

Am 20. morgens dampften wir weiter, um um 11 Uhr in der Moraniabucht einzutreffen. Es ist dies eine flußartige Bucht, für große Dampfer zugänglich, mit dem Orte Lindi am Westende als Walisitz und ziemlich bedeutend wegen Handel und Verkehr mit Madagaskar. Morania selbst, am Eingange gelegen, ist nnr ein kleines Dorf ohne Bedeutung.

Am 21. ging es weiter nach Minkindari; dasselbe, eigentlich nur eine Reihe von Dörfern, liegt wieder an einer kreisförmigen Bucht mit engem Eingange und ziemlicher Tiefe, also wie geschaffen zum Hafen. Der Hafenplatz muß sich in den letzten Jahren sehr gehoben haben, denn im Jahre 1884 war er nur unbedeutend und in den Händen von wenigen Indern; die Zahl der letzteren hat sich jetzt vervierfacht und ist dies ein Zeichen, daß der Handel überhaupt entwickelungsfähig ist. Wir fanden in einem der Thäler, nahe dem Orte, guten Boden und einen reichen Baum- und Pflanzenwuchs, hauptsächlich zuerst Palmen- und Mangobäume, weiter hinein Bananen, auch wieder wilde Baumwollsträucher und andere Pflanzen und Bäume. Ziemlich bedeutende Kopalgrabungen sollten ca. eine Tagereise nur entfernt sein; es fehlte uns aber an Zeit, dieselben zu besuchen, da wir für die Post wieder in Sansibar sein mußten.

Am 22. dampften wir nach der Rovumabucht, wo wir des Abends ankamen. Der Rovumafluß hat wegen plötzlichen Überganges von tiefem zu flachem Wasser bei Ostwind eine für Böte gefährliche Brandung und ist nicht weit davon etwas versandet. Im übrigen konstatierten die Herren Dr. Peters und v. Saint-Paul, daß die

Ufer nur eine kurze Strecke mit Mangroven bedeckt sind, darauf aber offenes Land zeigten und einen schönen und hohen Baumwuchs, im Lande auch guten Boden. Das erste Dorf trafen sie aber auf ihrer Fahrt am nächsten Tage erst ca. 4 Seemeilen von der Mündung uud fanden die Bewohner freundlich. Livingstone hat im Jahre 1862 den Fluß 160 Seemeilen hinauf mit Böten befahren und der Marineoffizier May (Engländer) später mit einem Dampfer auf 30 Seemeilen.

Am 24. August fuhren wir wieder zurück, und nachdem wir die Station Dar-es-Salaam noch einen Tag besucht, langten wir am 27., mittags, wohlbehalten in Sansibar an.

Unianiembe und Uniamuesi.

Die Wildnis Mgunda, Wakimbu und der Kigwaforst. — Die Bewohner: Ackerbauer, Jäger und Räuber. — Unianiembe. — Die Araber in Kaze. — Wohnungen der Araber und der Neger. — Uniamuesi. — Anblick der Landschaft. — Die Pflanzen- und Tierwelt. — Die Waniamuesi. — Ihr Gewerbfleiß und ihre Lebensweise.

An der Grenze des Ugogolandes gegen Uniamuesi liegt die mit Busch und Wald bedeckte, äußerst wasserarme, 30 Meilen, d. h. acht Tagemärsche breite Wildnis Mgunda Mkali. Neuerdings haben die aus Süden eingewanderten Wakimbu dieselbe bevölkert und angebaut, da der Boden keineswegs unfruchtbar ist. Ihre Dörfer liegen meistens längs der Karawanenstraße von Kanienie über Munieka nach Uniamuesi. Die Bewohner sind fleißige Jäger und verstehen es, Elefanten, Büffel, Löwen und Leoparden mit Geschick Fallen zu stellen. Nördlich derselben sitzt das gefährliche Hirten- und Räubervolk der Wahumba, ein schöner Schlag von Bergbewohnern, aus dem Stamme der Massai, die oft Ugogo und Usagara verheert haben.

Von Rubuga aus muß man den großen Kigwaforst durchschreiten, berüchtigt durch die Räuberbanden, welche darin ihr Unwesen treiben und die Karawanen plündern. Mit dem Austritt aus dem Forste öffnet sich das Reisland von Unianiembe, der zentralen und wichtigsten Provinz des sogen. Mondlandes oder Uniamuesi*). (Nach Krapf und Burton bedeutet U Land, nia der

*) Nach Krapf.

Genitiv des Artikels, muesi Mond.) Hier in Kaze oder Tabora treffen Karawanen aus allen Richtungen zusammen, besonders weil von diesem Punkte aus die Karawanen frisch gebildet werden müssen, denn weiter als bis Kaze verdingt sich von der Küste aus kein Träger.

Die Landschaft liegt 1060 m über dem Meere und etwa 90 Meilen von der Küste entfernt. Sie ist periodischen Hochwassern und Trockenheiten ausgesetzt und entschieden ungesund; wenn ein Araber nur zwei Monate lang von Krankheiten verschont bleibt, so rühmt er sich schon einer kräftigen Gesundheit. Die älteren Ansiedler achten sorgfältig auf leicht verdauliche Nahrung und vermeiden Rindfleisch wie Wildpret; je weniger man esse, behaupten sie, um so leichter entschlüpfe man dem Fieber. Übrigens führen die Araber ein bequemes und flottes Leben, verfügen über reichbesetzte Harems und über viele Sklaven, die für verschiedene Handwerke ausgebildet sind. Der Reisende findet in den arabischen Magazinen alles, was er nur bedarf, die üblichen Zahlungsmittel, Zeuge, Perlen und Draht, aber auch Pulver und Kugeln, Gewürze und Apothekerwaren, die er freilich fünfmal so teuer bezahlen muß wie in Sansibar.

Die arabischen Gebäude sind in der Regel einstöckig und zur Verteidigung eingerichtet; sie bilden ein Viereck, welches den Hof umschließt. Nur nach diesem, von welchem bisweilen eine Seite offen bleibt und dann mit Gebüsch versperrt wird, öffnen sich die Gemächer. Die Außenseite besitzt keine Fenster, nur Ochsenaugen, welche im Falle einer Belagerung als Schießscharten dienen können. Die Tambe oder Negerhäuser sind dagegen meist oblong, wohl auch rund oder oval. Bisweilen werden sie mit einem Bana oder Pfahlwerk umgürtet und in feuchten Gegenden mit einem Graben zum bessern Abziehen des Wassers umgeben. Das Dach besteht aus einem Fachwerke von Stangen, über welches zuerst Gras und dann eine Lage Erde kommt. Zwei Thore, durch welche eine Kuh mit voller Bequemlichkeit passieren kann, führen in zwei Gemächer, wovon das eine als „Salon", Schlafkammer und Küche, das andere als Vorratskammer dient. In dem ersteren hausen die Menschen mit den Hühnern, Tauben und Ratten in engster Kameradschaft,

und daß an Ungeziefer kein Mangel, versteht sich in afrikanischen Wohnungen von selbst.

Die Landschaft Uniamuesi im allgemeinen erstreckt sich gegen West bis an den Malagarasi, den bedeutendsten Zufluß des Tanganyikasees; sie stellt ein ungeheures, wellenförmiges Tafelland dar, welches sich sanft gegen Westen absenkt und in dieser Richtung auch seine Wasserläufe entsendet. Große Bergerhebungen fehlen in demselben, dagegen finden sich häufig einzelne Hügel in Gestalt stumpfer, isolierter Kegel und wunderliche, zackige Felsgebirge. Nicht selten krönen mächtige Rollblöcke von Syenit die Scheitel der Höhen. Der Boden zeigt sich während der trockenen Jahreszeit dürr und grau, mit goldgelben Stoppeln überdeckt. Die Bäume erscheinen vom heftigen Winde wie verrenkt; hier und da bringt ein Streifen smaragdgrünen Rasens oder eine Strecke schwarzen Schlammes eine Abwechselung in die Farbeneintönigkeit der Gegend. Hat aber der Regen alles in frische Vegetation gekleidet, dann erscheint, besonders im Vergleiche mit den grellen Lichtern von Ugogo, Uniamuesi wie der Garten Innerafrikas. Prächtig glänzt, zumal am Rande der bebauten Fluren, das Laub des Milchbusches mit seinem korallenartigen Astbau. Zahlreich sind die Herden des vielfarbigen, plumpen, höckerigen Hornviehs, der Schafe und Ziegen. Auch die wilde Tierwelt des Mondlandes ist eine reiche und mannigfaltige. Im Dschungel hausen Löwen, Leoparden, Elefanten und Rhinocerosse; Giraffen, Kapbüffel, Zebras, Kudus streifen über die Ebenen. Nilpferde und Krokodile beleben die fließenden und stehenden Gewässer. Der Njanji oder Cynocephalus, ein Pavian, welcher die Größe eines Windspieles erreicht, wird namentlich von den Frauen sehr gefürchtet, welche sich nicht leicht in die von ihm bewohnten Wälder wagen. Die Araber sprechen auch von wilden Hunden, die in Banden von 20—200 Stück Mensch und Tier ohne Unterschied angreifen sollen. Wasservögel sind ziemlich zahlreich, ebenso Insektenvertilger, dagegen lassen sich Strauße nur selten blicken. Eine harmlose, schieferfarbige Schlange mit weißem Bauche wird häufig in den Häusern angetroffen, wo sie sich durch Rattenvertilgung nützlich macht; außerdem sprechen die Eingeborenen auch noch von einer anderen Schlange, die ihrer Beschreibung zufolge zu der Familie der Boas gehören muß.

Zu gewissen Jahreszeiten trifft man in der Nähe von Wasser Schwärme mannigfacher Schmetterlinge und Libellen. Häßliche Geschöpfe sind die Dschongos oder Tausendfüße, die mit schwarzglänzendem Rücken und roten Füßen eine Länge bis zu 15 cm erreichen und über und über mit kleineren Schmarotzertieren bedeckt sind. Auch von Heuschrecken wird das Land heimgesucht. Eine schwarze, ledergleiche Art, von den Arabern „Satans Esel" genannt, ist nicht ungewöhnlich und wird von den Eingeborenen gegessen. Der Tsetsefliege begegnete Burton in den Sümpfen des Usagaragebirges, und Stanley erwähnt diese Landplage in den Niederungen von Ukwere.

Die Bewohner des Landes oder Waniamuesi treiben Viehzucht und Ackerbau, bauen stark befestigte Dörfer, sind aber nur ärmlich in Felle gekleidet; nur die Sultane und die Wohlhabenden tragen gewebte Zeuge. Das Gesicht wird tätowiert und die hervorgerufenen Narben werden bei den Männern schwarz, bei den Frauen dagegen blau gefärbt. Die Waffen des Volkes sind sehr mannigfaltig; man sieht Speere, unvergiftete Pfeile, Streitäxte, doppelschneidige Messer, sowie auch Schilde. Eine Nationalwaffe scheinen die Assagaien oder Wurfspeere zu sein, doch fehlt den Mondleuten in ihrem Gebrauche bei weitem die furchtbare Geschicklichkeit, wie die südafrikanischen Kaffern sie besitzen. Der Gewerbefleiß der Waniamuesi erstreckt sich auf das Weben grober Baumwollenzeuge, das Flechten sauberer Körbe, die Anfertigung hölzerner Schüsseln, Eselsättel und Waffen. Obgleich sie ihre Felder sorgfältig einfenzen, haben sie doch den Pflug noch nicht erfunden, sondern arbeiten mühsam mit dem Spaten. Ihr Hauptgericht ist das Ugali, eine Mehlsuppe, außerdem werden auch Dschungelkräuter, sowie zu gewissen Jahreszeiten Honig und saure Milch genossen; Pombe oder Hokusbier ist sehr beliebt und Trunkenheit eines der gewöhnlichsten Laster der Mondleute.

Die Herrschaft im Mondlande führen eine Menge kleiner Häuptlinge, Mtemi oder Mwame geheißen, denen ein Mgawe oder Wessir und die Waniapara oder Ältesten zur Seite stehen. Die Würde des Häuptlings ist erblich; seine Macht erstreckt sich über Leben und Tod der Wasengi oder Unterthanen, sein Einkommen aber besteht in den Geschenken der Reisenden, Konfiskationen des Vermögens von

Hochverrätern und Zauberern und im Verkauf von den genannten Verbrechern, welche die Araber am liebsten an sich bringen, weil sie sicher sind, daß sie ihnen aus Furcht vor ihren Landsleuten nicht entlaufen werden.

Als Ergänzung zu dem Vorstehenden fügen wir eine Charakteristik der Uniamuesi von dem Afrikaforscher Reichard bei:

„Die Wanjamuesi oder Unyamwezi sind sehr häßlich, verstümmeln die oberen und unteren Schneidezähne, haben an der Schläfe zwei tätowierte Streifen und gehören dem Bantusprachstamm an. Vielweiberei ist in Gebrauch. Den Acker bestellen Mann und Frau gemeinsam, ersterer in voller Waffenrüstung, doch muß das Weib die spätere Hauptarbeit verrichten, so die Ernte, das Dreschen, Stampfen, Bierbrauen und das Hüttenbauen. Die Männer lassen sich nach der Maisernte an der Küste als Träger anwerben, da sie Jagd und Fischfang als unangenehme Arbeit betrachten: schwere Lasten verstehen sie geduldig zu tragen. Geraucht wird Tabak und Hanf. Das Hauptvergnügen bildet der Tanz unter Trommeln, Händeklatschen und einfachem aber oft wunderschönem Gesang. Medizinmänner werden bei Krankheiten zurate gezogen und auffallender Weise die Blatternimpfung mit menschlicher Lymphe ausgeführt. Jeder Todesfall, glaubt man, wäre durch Zauberei, ein Tod im Kampfe durch Untreue des Weibes verursacht. Unsterblichkeit wird geleugnet, aber den Verstorbenen geopfert. Die Sinnesart dieser Neger ist scheußlich; sie sind heuchlerische Diebe, habsüchtig, sehr sinnlich, faul, lieblos: Eltern verkaufen ihre Kinder; eine liebevolles Familienleben ist nicht vorhanden."

Es ist begreiflich, daß bei wenigen afrikanischen Völkerschaften das Eindringen höherer Gesittung und Kultur schwieriger ist als bei diesen Uniamuesi, die sich auch lebhaft am Sklavenhandel beteiligen; trotzdem hat die Church Miss. Soc., welche in dem Mombasdistrikt 4, im Taita- und Dschaggadistrikt 2, im Nyanzadistrikt 4 Stationen gegründet hat, im Usagara- und Uniamuesidistrikt 3 (Mamboia, Mpwapna und Kisokwe) angelegt; außerdem hat die London Miss. Soc. in Uniamuesi die Station U r a m b o. Die katholischen Missionare haben im Seeengebiet 6 Stationen besetzt. **B.**

Deutsch-Witu.

Nach dem Berichte des Kapitäns Rabenhorst*).

Die Landverhältnisse scheinen mir die denkbar günstigsten zu sein. Der von mir angetroffene Boden ist etwas leicht im allgemeinen, doch findet sich auch an verschiedenen Stellen der rote Lehm, ein schwerer Boden, der sich hauptsächlich zu Plantagenbau verwenden ließe. Der Bodenkultur bieten sich absolut keine Schwierigkeiten im Terrain, und die Eingeborenen haben im Verhältnis zu Größe des Landes wenig in Kultur. Ich glaube, daß auf dem leichten Boden der Pflug mit Zugochsen und Egge sofort angewendet werden kann, es ist nur nötig, die etwas hochstehenden Gräser zur rechten Zeit anzuzünden und die Wurzeln umzuwenden. Auf dem roten Lehmboden möchte ich vorschlagen mit Cacaoanpflanzungen sofort vorzugehen, und zwar sollte, mit dem Stützpunkt in Lamu, vorläufig ein Landungsplatz zwischen Kimbo und dem Ozean in der Lamubucht hergestellt werden. Der Cacao hat außerdem, daß er schon nach drei Jahren Früchte bringt, den Vorteil, daß er fast ununterbrochen trägt, und daß eine Anpflanzung davon auf die Dauer von zehn

*) Nachdem eine Gruppe des Deutschen Kolonialvereins am 31. Juni 1886 das Witugebiet von den Gebrüdern Denhardt übernommen hatte, wurde sofort eine Expedition unter dem Kapitän Rabenhorst und Lieutenant Schmidt hingesandt, die Anfangs September in Lamu eintraf. Das hier Mitgeteilte ist ein Auszug aus den Berichten des Kapitäns Rabenhorst, welche in der Vorstandssitzung des Deutschen Kolonialvereins zu Berlin am 11. November vorgetragen wurden. („Deutsche Kolonial-Zeitung", 1886, S. 378.)

Jahren die denkbar wenigste Mühe macht. Die Station muß, wenn möglich, in der Nähe einer Ortschaft gelegt werden, um event. außer den festen Arbeitern auch Tagelöhner heranziehen zu können. Es muß daselbst Vieh gehalten und außer den anzulegenden Plantagen muß gestrebt werden, die Nahrungsmittel für die Leute selbst zu bauen. Da sich aber voraussichtlich Schwierigkeiten bei Beschaffung der Arbeiter zeigen werden, so muß auch hier mit Zugvieh vorgegangen werden, was die Arbeiterfrage in etwas erleichtert. Außer Cacao wäre Tabak zum Anbau zu empfehlen, den die Eingeborenen überall schon kultivieren. Es müßten jedoch gute Sorten eingeführt werden. Die Blätter des hiesigen Tabaks werden über zwei Fuß lang und hat die Pflanze einen üppigen Wuchs. Ferner ist Baumwolle zu beachten, welche in dem leichten Boden in der Nähe von Witu angepflanzt wird und dort auch verwildert ohne Pflege weitergedeiht.

Britisch-Ostafrika,

der neue englische Freistaat (1888).

Nach dem deutsch-englischen Übereinkommen vom 29. Oktober, resp. vom 1. November 1886, war der englischen Interessensphäre nach Nordosten der Tanafluß, nach Südwesten eine Demarkationslinie, von der Mündung des Flusses Wanga über das Ostufer des Jipesees, durch die Landschaften Taveta und Dschagga den nördlichen Abhang der Kilima Ndscharokette entlang zum Ukerewesee, der unter dem 1. Grad s. Br. durchschnitten wird, zugewiesen worden. England eröffnete sich dadurch einen mehr als 250 km breiten, ununterbrochenen Zugang zum Nilquellen-Gebiet und dem Sudan, welcher auf seiner ganzen Ausdehnung der Besitznahme durch eine europäische Macht keine nachhaltigen Hindernisse bietet.

Die lebhafte Handelsbewegung, welche an den Küstenplätzen der englischen Interessensphäre schon seit längerer Zeit stattfindet, ließ ein weiteres Vorgehen der Engländer erwarten, um sich die zukunftsreichste Handelsader Afrikas zu sichern und die ungeheuere Kapitalskraft Englands, die im Gegensatz zu den ängstlichen, kurzsichtigen und in kolonialen Dingen höchst mangelhaft unterrichteten deutschen Kapitalsmächten stets bereit ist, überseeische, auf *positivem* Boden stehende Unternehmungen sofort und in ausgedehntem Maße zu unterstützen, ein neues Feld der Thätigkeit zu verschaffen. Der heutige Aufstand in Ostafrika wird nur eine vorübergehende Unterbrechung hierin sein. Nach derselben wird England mit doppeltem Eifer an der Erreichung des großen Zieles arbeiten und dasselbe

mit Hilfe der schon längst geplanten Eisenbahnen von der Küste nach dem Nil sicherlich erreichen. Aus diesem Grunde behält die folgende, der „Kölnischen Zeitung" vom 25. Mai 1888 entnommene Darstellung ihren ganzen Wert der Aktualität.

Ein neuer englischer Freistaat ist in diesen Tagen entstanden, verwaltet, gleich der weiland Ostindischen Gesellschaft, durch ein mit Hoheitsrechten ausgestattetes Handelssyndikat, die Britisch-ostafrikanische Gesellschaft. Den ersten Anstoß gab die Bildung der Deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft, und beschleunigt ward ihr Auftreten durch die trotzige Haltung der Portugiesen im Süden der deutschen Besitzungen und die dadurch hervorgerufene Furcht vor dem vollständigen Schwinden des englischen Einflusses in Gegenden, die Großbritannien noch vor einigen Jahren als seinen zukünftigen Handelsmarkt ansah. Der neue Staat rühmt sich, auf den besten Teil der ostafrikanischen Küste Hand gelegt zu haben; er erstreckt sich nördlich von den deutschen Besitzungen bis zur Somalküste und westlich bis zu dem Albert Nyanzasee. Vor zwei Wochen ward der Freibrief aufgesetzt und vor einigen Tagen von der englischen Regierung bestätigt. Er verleiht dem Staat ungefähr dieselben Beziehungen zu England, wie sie die Ostindische Gesellschaft besaß und die Nord-Borneogesellschaft noch heute besitzt. Der Staat kann Befestigungen bauen und ausstatten, Schiffe ausrüsten, Polizisten und Soldaten anwerben, Gesetze geben, Zölle erheben, Handelsstraßen bauen und alle Obliegenheiten einer selbständigen Regierung vornehmen. Sein Verwaltungsrat sitzt in London, wo er unzweifelhaft Rat und Hilfe von dem Auswärtigen und Kolonialamt erhält und erwartet. Seine Flagge wird sofort auf einigen Inseln an der Küste, die zu befestigen sind, aufgehißt werden.

Erinnert man sich der vielfachen Preßanspielungen, welche zur Zeit der Abreise Stanleys von England und Sansibar hier laut wurden, so liegt die Vermutung nahe, daß Stanley selbst von der Absicht der neuen Staatsbildung wußte und sie begünstigte, daß die Entsetzung Emin Paschas für ihn nur den Ausgangspunkt oder Vorwand für eine neue britische Bewegung an der Ostküste abgeben sollte. Sobald er sich mit Emin vereinigt und Wadelai für England gesichert, ist eine Art von Gürtel sowohl um die deutschen

Besitzungen herum als auch gegen Portugal hergestellt; die Ostafrikanische Gesellschaft kann dann Wadelai im Westen und der Afrikanischen Seeengesellschaft am Nyanzasee im Südwesten die Hand reichen und unter der Flagge der endgültigen Erdrückung des Sklavenhandels dort für England ein Reich schaffen, welches in Verbindung mit dem Kongo-Freistaate das Heft in Afrika in die Hand zu bekommen suchen wird. (Der nächste Schritt hierzu wird die Verdrängung der Deutschen vom Tanganyika und Ukerewe sein. Englische Handels- und Missionsgesellschaften arbeiten eifrigst vor, und bald werden die Deutschen vor faits accomplis stehen, gegen welche sie vielleicht schwerlich etwas machen können.)

Nirgendwo wird über die Bildung des neuen Staates größere Freude herrschen als unter den englischen und schottischen Missionsgesellschaften, die in der jüngsten Zeit über die Thatenlosigkeit der britischen Regierung gegenüber der Regsamkeit Deutschlands und der Ausbreitungssucht Portugals zu verzweifeln begannen. Sie hatten unter sich schon einen vollständigen Plan zur Handelsausbeutung des afrikanischen Seeengebietes zurechtgelegt. Er bestand darin, vom Zambesi aus den Nyanza- und Tanganyikasee zu erreichen und dadurch die Elfenbeinschätze Mittelafrikas bequemer und billiger anzubohren, als dies jemals vom Kongo aus möglich sein wird. Das Gelingen desselben hängt von dem Einflusse ab, den England dort in die Wagschale wirft; und in der That gingen ihr Werk und ihr Geschäft von dem Augenblicke an zurück, da Portugal mit dem Plane eines Gürtels über den schwarzen Kontinent und einer Vergewaltigung des Zambesi hervortrat.

Die Angriffe der kühn gewordenen Eingeborenen am Nyanzasee wurden so herausfordernd, daß die englischen Konsuln Hawes und und O'Neill den Missionaren ernstlich rieten, ihre Niederlassungen auf sechs Monate zu verlassen. Seitdem haben denn die britischen Missionsgesellschaften in London, Manchester und Glasgow eine sehr bedeutungsvolle Arbeit begonnen, welche die gefährdete Unterdrückung des Sklavenhandels zur Grundlage hat. Es sind dabei hauptsächlich vier Missionen beteiligt: die der schottischen Kirche, der freien schottischen Kirche, der Universitäten und die Londoner Missionsgesellschaft; zwei derselben hatten bis jetzt an 50000 Lst. für die Sache ver-

ausgabt; sie haben Schulen errichtet, wo die Eingeborenen in der englischen und ihren eigenen Sprachen unterrichtet werden; sie bauen Kaffee, Mais und Weizen, legen Wege an und errichten Häuser.

Zwei Handelsunternehmen verdanken ihnen ihren Ursprung: das Haus Buchanan Brothers mit einer großen Kaffeepflanzung, und die obengenannte Afrikanische Seeengesellschaft.

Letztere entstand im Jahre 1878 und erhebt den Anspruch, den ganzen Seebezirk in den Bereich des britischen Handels zu bringen. Ihre Wasserstraße geht den Zambesi hinauf bis zu dessen Verbindung mit dem Schire; vom Schire bis zu den Murchisonfällen, und nachdem diese auf einer breiten Straße, dem Steward Road, umgangen, bis in den Nyanzasee hinein.

Von diesem See führt die Stevenson-Straße bis zur Wasserscheide der Berge, welche ihn von dem Tanganyikasee trennen, und von dort läßt sich letzterer auf einem Pramenpfade leicht erreichen. Der ganze, nur von zwei Landwegen unterbrochene Wasserweg ist 1800 km lang und ermöglicht es, das Herz von Afrika in möglichst bequemer Weise zu erreichen und zugleich die großen Sklavenstraßen an zwei Punkten zu durchschneiden und zu verlegen.

Livingstone hat zur Zeit auf die Vorteile dieser Wasserstraße aufmerksam gemacht. Die Seeengesellschaft unterhält im ganzen vier Dampfer, davon zwei vom Fuße der Murchisonfälle bis zum Zambesi, und zwei auf dem oberen Schire und dem Nyanzasee.

Aus dem Vorhergehenden erhellt, weshalb die Missionare die Bildung des neuen ostafrikanischen Staates mit Frohlocken begrüßen. Sie gelangen dadurch in eine wenn auch nur mittelbare Verbindung mit einem starken, von England unterstützten Gemeinwesen, welches ihnen vom Albert Nyanzasee aus die Hand geben wird, und sie sehen darin das wiedererwachte Interesse Englands für die Sache der Abschaffung der Sklaverei, welche nach dem Tode Gordons in Ostafrika wieder ihr Haupt erhebt.

Allerdings haben die Missionare es verstanden, das Problem der Unterdrückung des Sklavenhandels in das günstige Licht unbegrenzter Handelsvorteile zu setzen. Auf den Zusammenkünften, die jüngst in Manchester und Glasgow abgehalten wurden, ward der ursächliche Zusammenhang zwischen diesen beiden Zielen stets in der

ansprechendsten Weise dem Geiste der Zuhörer vorgeführt. Der Sklavenhandel — so hieß es — ist nicht Zweck an und für sich, sondern nur das Mittel zum billigen Elfenbeintransport. Sobald die sogenannten Sklavenhändler eine hinreichende Masse von Elfenbein im Innern Afrikas zusammengebracht, überfallen sie die einheimischen Dörfer, um sich Träger für dasselbe zu verschaffen. Von sechs Trägern sterben fünf, ehe sie die Küste erreichen; die überlebenden werden als Sklaven verkauft.

Die Missionare erklären nun, daß es nur ein Mittel gebe, den Sklavenhandel mit der Wurzel auszurotten, und dieses bestehe in dem Ankaufe des Elfenbeins auf der großen, von ihnen eröffneten Wasserstraße. Sobald es an Elfenbein fehlt, fällt das Bedürfnis der Träger weg, und das an sich nicht lohnende (?) Sklavengeschäft muß auf dem Seeengebiet aufhören.

Anhang.

Anhang.

Die Antisklavereibewegung.

Suum cuique.

1.

Erste Phase der Bewegung: Der international-christliche Anfang. Der Anstoß von Rom. — Der Kardinal Lavigerie und dessen Kreuzzugspredigt in Paris (Vorschlag der Gründung eines Ordens afrikanischer Ritter), in London (Aufforderung der europäischen Mächte zur Mitwirkung, der Brief Camerons). — Geteilter Erfolg in England. — Lavigeries Rede in Brüssel. — Bischof Korum in Lüttich. — Denkschrift des Kardinals an die Generalversammlung der deutschen Katholiken in Freiburg. — Der Freiburger Antrag. — Die große Versammlung zu Köln. — Die Reden von Wißmann und Fabri. — Die vier Resolutionen. — Kritik der wichtigsten derselben. — Weshalb eine gemeinschaftliche Aktion der Mächte in Afrika schwerlich zu erzielen ist. — Die Franzosen und Engländer in Afrika. — Hauptmann Wißmann. — Die ägyptische Regierung und der Sklavenhandel. — Die englischen Niederlagen im Sudan. — Der Sklavenhandel im Roten Meere.

Über die Notwendigkeit, die entsetzlichen Greuel der Sklavenjagden und des Sklavenhandels überhaupt in Afrika abzustellen, herrscht wohl nur eine Meinung unter allen christlichen Kulturvölkern. Diese Greuel sind durch so viele Missionare und Afrikaforscher jahraus, jahrein berichtet worden, daß man sich eigentlich über den späten Eintritt der Antisklavereibewegung wundern und der Insceneseßung derselben ganz andere Beweggründe als das traurige Los der Neger zuschreiben könnte. In der That hat man sich auch in dieser Hinsicht zu den seltsamsten und abenteuerlichsten Hypothesen verstiegen, die trotz ihrer Lächerlichkeit ihre Kreise von Gläubigen gefunden haben. Die einen, Revanchepläne witternd, glaubten, der Kardinal

Lavigerie als Franzose habe durch seinen Kreuzzug ein deutsches Armeecorps nach Afrika locken und in einen Feldzug verwickeln wollen, der das deutsche Heer ebenso geschwächt und desorganisiert haben würde vor dem bevorstehenden europäischen Kriege, wie der mexikanische Feldzug das französische Heer vor 1870; andere wähnten etwas naiver, die Bewegung werde so riesenhafte Verhältnisse annehmen, die katholischen und selbst einen großen Teil der evangelischen Völkerschaften dergestalt aufwühlen, daß die zum Handeln gedrängten Regierungen gemeinsam gegen den Islam vorgehen und unaufhaltsam die orientalische Frage aufrollen müßten, wobei denn bei dem allgemeinen Durcheinander gewisse politische Pläne sich verwirklichen ließen; einige endlich meinten noch phantastischer, der Vatikan wolle durch die Agitation des Kardinals einmal definitiv eine Revue seiner materiellen Streitkräfte halten und eine Machtprobe seines Einflusses ablegen, um dadurch die für seinen Bestand nötigen Konzessionen von den Mächten zu erlangen.

Lassen wir diese mehr oder weniger handgreiflichen Ungeheuerlichkeiten, die heute niemand mehr ernstlich zu besprechen wagt, beiseite und wenden wir uns zu den positiven Thatsachen, durch welche die Antisklavereibewegung eingeleitet und hervorgerufen wurde. Es tritt uns zuerst die Encyklika Leos XIII. an die brasilianischen Bischöfe vom 5. Mai 1888 entgegen, worin der Papst die in letzter Zeit so energisch weiterschreitende Besitzergreifung Afrikas durch europäische Mächte für günstig erklärt, mittelst einer großen Bewegung gegen den verabscheuungswürdigen Sklavenhandel, durch den alljährlich an 400000 arme Neger wie das Vieh verhandelt würden und zum großen Teile elendiglich umkämen, auf Linderung des Loses der unglücklichen Negerbevölkerung und auf Verhinderung und gänzliche Vernichtung dieses verbrecherischen Handels hinzuwirken. Der Papst wendet sich mit einem dringenden Aufruf um gemeinsame Unterstützung an „alle, die hervorragen durch Macht und Herrschaft, alle, die das Völkerrecht und das Recht der Menschlichkeit heilig halten, alle, welche für die Ausbreitung der katholischen Religion Interesse besitzen". — Man muß diese Beweggründe für aufrichtige Ausflüsse der Menschenliebe und christlichen Mitleids halten, die von Rom aus nicht als Neuerungen in das Leben traten, denn schon

Gregor XVI. hatte in seiner Encyklika vom 3. Dezember 1839 die Christen beschworen, niemanden in die Sklaverei zu schleppen, keinen Sklavenhandel zu treiben und den Sklavenhändlern in keiner Weise hilfreiche Hand zu leisten; auch hatte er den Klerikern aufs strengste verboten, den Sklavenhandel als erlaubt hinzustellen. Zu diesem Vorgange waren die zahlreichen Berichte der Missionare getreten, welche die täglich sich wiederholenden Greuel der Sklavenjagden und die Gefährdungen der katholischen Missionen schilderten. Durch diese Berichte war der Papst genauer als irgendjemand über den ganzen Umfang des Elendes der Sklaverei unterrichtet. Ob Se. Heiligkeit durch die Heranziehung „aller, welcher für die Ausbreitung der katholischen Religion (d. h. für die katholische Mission) Interesse besitzen“, die Protestanten von der Antisklavereibewegung auszuschließen gedachte, scheint um so zweifelhafter, da Kardinal Lavigerie, „der heilige Bernard des neuen Kreuzzuges“, nachdem er kurz nach Erlaß jener Encyklika in Rom sich den Segen und die Verhaltungsbefehle des Papstes geholt hatte, gleich anfangs der Bewegung einen entschieden international-christlichen Charakter gab, wobei von konfessionellen Separatinteressen keine Rede war. Lag hier schon ein weitgehender Plan zugrunde, so ist es, wie sich aus Äußerungen katholischer Stimmen schließen läßt, der, vom Jubiläum Leos XIII. die Befreiung der afrikanischen Sklaven zu datieren, den Gedenktag derselben als einen hervorragenden Markstein der Weltgeschichte zu bezeichnen. Ein Unbefangener wird einen solchen „Plan“ nicht geringschätzend verurteilen. Kein Geringerer als Fürst Bismarck hatte durch die Karolinen-Inseln-Geschichte die päpstliche Kurie dazu disponiert, von neuem in eine profane weltgeschichtliche Aktion einzutreten.

Bevor wir den Gang der Bewegung genauer charakterisieren, geben wir eine kurze biographische Notiz von ihrem Hauptleiter.

Charles Lavigerie, geboren am 31. Oktober 1825 in Bayonne, im Jahre 1848 zum Priester geweiht, wirkte als Lehrer an verschiedenen Pariser Schulen mit solcher Auszeichnung, daß er 1855 zum Professor der Kirchengeschichte an der Sorbonne ernannt wurde, in welcher Stellung er sich bald durch Gründung von Schulen im Orient, speziell in Syrien und Palästina, verdient machte. Die ent-

setzliche Christenverfolgung durch die Drusen im Libanon im Jahre 1859 rief ihn nach Beirut, wo er die schwer heimgesuchten christlichen Familien, namentlich die zahlreichen Waisenkinder unterstützte, nachdem ein ergreifender Aufruf ihm in wenigen Tagen die fast unglaublich klingende Summe von mehr als zwei Millionen Franken verschafft hatte. Er gründete dafür nicht bloß Waisenhäuser und Asyle, sondern auch Schulen und Missionsstationen. Seine segensreiche Wirksamkeit fand in Rom und Paris die verdiente Anerkennung: er wurde Auditor an der Rota und 1863 Bischof von Nancy. Sein langjähriger Freund Marschall Mac Mahon bestimmte Napoleon III. dazu, ihn zum Bischof von Algier vorzuschlagen. Pius IX. erhob dieses Bistum 1867 zum Erzbistum und ernannte Lavigerie zum ersten Erzbischof von Algier, als welcher derselbe eine großartige Thätigkeit zur Ausbreitung der katholischen Missionen in der ganzen Nordhälfte Afrikas bis zum Nilquellen- und Seeengebiete entwickelte. Lavigerie erhielt 1881 das apostolische Vikariat zu Tunis als Erzbischof von Karthago und Primas von Nordafrika und wurde im folgenden Jahre 1882 Kardinal. Unter seiner Leitung stehen mehr als 300 Missionare, die in letzter Zeit auch in Deutsch-Ostafrika zum Nachteile der protestantischen Missionen bis zum Tanganyika vorgedrungen sind.

Der Anstoß zur Antisklavereibewegung wurde, wie bereits oben bemerkt wurde, durch die Encyklika des Papstes Leo XIII. vom 13. Mai 1888 gegeben. Die Veranlassung zu letzterer war eine doppelte: 1) Die brasilianischen Bischöfe, an welche die Encyklika gerichtet war, hatten dem Papste zu seinem Priesterjubiläum als Geschenk das vom Kaiser genehmigte Gesetz vorgelegt, wodurch die letzten Schranken der vollständigen Emanzipation der Sklaven in Brasilien weggeräumt wurden *). Der Papst erklärte dieses Geschenk für das wertvollste und liebste in der glänzenden Reihe der Gaben

*) Das Gesetz trägt das Datum des päpstlichen Jubiläums 13. Mai 1888. Seit 1830 waren in Brasilien die Staatssklaven frei geworden, und es dauerte also noch 58 Jahre, ehe man allen Sklaven ohne Ausnahme die Freiheit gab. Die vollständige Freigebung „ohne Entschädigung der Eigentümer" hatte keinen Ausbruch allgemeiner Mißstimmung zur Folge, wie man in Europa befürchtete.

der Fürsten und Völker. 2) Kurz darauf die Heiligsprechung des um die Bekehrung und Befreiung der Neger hochverdienten P. Peter Claver, der sich bei seiner Gelübdeablegung unterzeichnete: Peter, für immer Sklave der Neger.

Hierbei möge daran erinnert werden, daß, wenn auch die Sklaverei unter katholischen Völkern sich am hartnäckigsten hielt, dennoch schon seit Jahrhunderten zwei religiöse Orden, die „Trinitarier" und der „Orden zum Loskauf" für die Befreiung der von den Türken und Piraten des Mittelländischen Meeres in die Sklaverei geschleppten gefangenen Christen gewirkt haben. „Ein einziges Kloster, das zu Burgos", sagte Bischof Korum auf der Antisklavereiversammlung (16. Dezember 1888) „hat vom 12. bis 16. Jahrhundert die Ketten von 121000 Sklaven gelöst. Bis zum 16. Jahrhundert hatten die Trinitarier und die Ritter zum Loskaufe über 1400000 Sklaven befreit. Man hat berechnet, daß man 6000 Franken für einen Sklaven ausgeben mußte; demnach haben diese Orden im christlichen Europa acht Milliarden zum Loskaufe von Gefangenen gesammelt."

Nach der Eroberung Algiers durch die Franzosen wurde der Hauptzweck beider Orden größtenteils gegenstandslos, so daß Pius IX. durch Reskript vom 21. März 1855 dazu überging, den Trinitariern den Loskauf der Negerkinder zu übertragen. Da die Trinitarier, die in Deutschland (nach der Monatsschrift von Helmes, S. 156) Tausende, vielleicht Hunderttausende Mitglieder zählende Dreifaltigkeits-Brüderschaft zum Zwecke der Mithilfe beim Loskaufe der Gefangenen gegründet haben, so ist es nicht recht begreiflich, weshalb diese Hunderttausende nicht sofort den katholischen Afrikavereinen beigetreten sind und dadurch deren Zahl und besonders auch deren Geldmittel — den unabweisbaren nervus rerum aller überseeischen Unternehmungen — bedeutend vermehrt haben. Bis zum Mai dieses Jahres war in dieser Hinsicht noch nichts geschehen, obschon katholische Blätter darauf aufmerksam machten.

Anknüpfend an die Encyklika des Papstes, begann der Kardinal die Agitation durch einen Vortrag in der Kirche St. Sulpice zu Paris, worin er mit der ihm eigenen hinreißenden Begeisterung die zum Himmel schreienden Greuel des Sklavenhandels und besonders der Sklavenjagden schilderte, wodurch Zentralafrika, ein Gebiet,

viermal so groß wie ganz Europa, entvölkert würde. Als der Greis seine ganze imponierende Gestalt höher aufrichtete und sein Haupt, dem blitzende Augen und ein mächtiger weißer, über die Kanzelbrüstung hängender Bart noch mehr Ausdruck verliehen, auf die Zuhörermenge herabbeugte mit den donnernden Worten: „Wollt ihr noch länger unthätig bleiben und könnt ihr es noch länger gleichgültig mit ansehen, daß alljährlich eine halbe Million Menschen, die der Allmächtige zur Freiheit und zur Daseinsfreude geschaffen hat, wie euch, geknechtet und gemartert und wie das Wild des Waldes gejagt und wie das Vieh des Feldes verkauft wird, wollt und könnt ihr das, ohne eure Christenpflicht zu verraten, die euch gebieterisch mahnt, euch gegen diese Schandthaten aufzulehnen und den armen Brüdern Hilfe zu bringen?" — da bemächtigte sich eine unbeschreibliche Begeisterung der Tausende, welche die Kirche füllten, und es wäre beinahe zu Scenen der ersten Kreuzzüge gekommen. Aber sein Vorschlag, in Ermangelung der Mitwirkung der europäischen Staaten „wegen der Schwierigkeit der Organisation und der vielleicht unüberwindlichen Finanzfrage" einen militärisch-religiösen Orden afrikanischer Ritter, nach mittelalterlichem Vorbilde, ins Leben zu rufen, fand trotzdem bei den heißblütigen aber skeptischen Franzosen nur geringe Unterstützung. Die „Revue française de l'Etranger et des Colonies" riet, den Plan fallen zu lassen und einen internationalen Kongreß nach Brüssel zu berufen, um dort die Organisation einer internationalen Kreuzzugs-Legion, sowie die nötigen Maßregeln zu beraten, durch welche die Unterdrückung der Sklaventransporte wenigstens zur See herbeigeführt werden könnte.

In England hatte Lieutenant Wißmann bereits im Juni den Boden für die Antisklavereibewegung vorbereitet. Er hatte in einer Sitzung der Royal geographical Society zu London am 20. Juni einen Vortrag über die höchst verderbliche Wirksamkeit der arabischen Händler im Westen von Zentralafrika gehalten und ein Zusammenwirken der europäischen Mächte dagegen angeregt, ohne daß es dabei gegen die sonstige englische Gewohnheit zu Beschlüssen kam.

Der Kardinal hatte sich zur Einleitung der Bewegung nach Belgien begeben und war dann nach England gereist, wo er auf

dem Meeting international am 18. Juli, das unter dem Vorsitze des Lord Granville in der Prinzenhalle stattfand, vor mehr als 1500 Zuhörern die grauenhaften Schandthaten der Sklavenhändler, die Verwüstungen der schönsten Länder des Erdkreises schilderte und an des großen Livingstone letzte Worte erinnerte, welche die englische Regierung auf dessen Grabstein in Westminster gesetzt hat: „Ich kann nichts mehr thun, als wünschen, daß die überreichsten Segnungen des Himmels auf jene herniedersteigen, welche — mögen sie Engländer, Amerikaner oder Türken sein — dazu beitragen, daß die schreckliche Geißel der Sklaverei von dieser Erde verschwinde." Der Kardinal verlangte vor allem Mitwirkung der europäischen Kolonialmächte und Beschaffung der „notwendigen Hilfsmittel für jene Männer, die sich bereit finden, Blut und Leben zu opfern". Die Versammlung nahm hierauf auf Antrag des Kardinals Manning eine Resolution an, worin die Pflicht der europäischen Regierungen, zur Unterdrückung des Sklavenhandels mitzuwirken, anerkannt und die Regierung Ihrer Majestät der Königin aufgefordert wurde, sich zu einer gemeinsamen Aktion mit den europäischen Mächten in Einverständnis zu setzen.

Allerdings waren manche genaue Kenner afrikanischer Dinge in England von vornherein mit der auf kriegerisches Vorgehen in Afrika hinzielenden Bewegung nicht einverstanden, aber der vom Kardinal gegebene Anstoß wirkte dennoch in weiteren Kreisen und rief merkwürdige Kundgebungen hervor. Die Geographische Gesellschaft von Manchester hielt am 5. Dezember 1888 eine Versammlung in der Memorial-Hall, bei welcher anglikanische und katholische Bischöfe brüderlich nebeneinander saßen und der katholische Bischof von Salford, Mr. Vaughan, unter allgemeinem Beifall sagte: der Segen des Papstes gelte für alle, die guten Willens seien, auch für die Protestanten(!), worauf der anglikanische Pastor, Rev. Steinthal, gerührt eine Adresse an den heiligen Vater vorschlug, die einstimmig angenommen wurde, um Leo XIII. zu danken, einen so edlen und hochherzigen Priester wie den Kardinal Lavigerie mit der erhabenen Mission der Sklavenbefreiung betraut und auch den protestantischen Antisklavereivereinen so bedeutende Summen zugewandt zu haben. (Société anti-esclavagiste de France. Décembre).

Von durchschlagendem Erfolge war der Brief des berühmten Afrikareisenden Cameron an den Kardinal, welcher denselben der Versammlung vorlas. Dieser Brief, der die Runde durch alle öffentlichen Blätter Englands und des Kontinents machte, verdient hier mitgeteilt zu werden:

„Monseigneur!

„Ich sehe mit großer Freude, daß Ew. Eminenz nach London gekommen sind, um uns Engländern die Frage des Sklavenhandels ans Herz zu legen.

„Während der drei Jahre meiner Reisen durch Afrika bin ich oft Zeuge der Leiden gewesen, die der Sklavenhandel mit sich führt, und vorher habe ich vier Jahre hindurch Jagd auf die arabischen Dhaus (Fahrzeuge) gemacht, welche Sklaven nach Asien überführten. Die Mehrzahl von jenen, die heute noch an die Schrecknisse des Sklavenhandels denken, glauben, daß diese Frage nur den Sklaventransport zur See angehe, und daß die Armseligen auf dem Lande weder so sehr mißhandelt, noch so unglücklich seien.

„Monseigneur! Ich habe die Sklaven auf den arabischen Dhaus gesehen, zusammengeknebelt, die Kniee am Kinn, bedeckt mit Wunden und Geschwüren, sterbend aus Mangel an Speise und Trank, die Toten mit den Lebenden zusammengebunden, und dazwischen hausten die Blattern und vergrößerten mit ihrer verderblichen Ansteckung noch das Elend!

„Aber das ist noch nichts im Vergleiche zu den Scheußlichkeiten, die man auf dem platten Lande sieht: niedergebrannte Dörfer, ermordete Menschen, die ihren Herd verteidigten, ganze Provinzen verwüstet, vergewaltigte Frauen, vor Hunger sterbende Kinder! Hat eine Mutter die Erlaubnis erhalten, ihr Kind mit sich zu nehmen, und der brutale Negertreiber findet, daß die geplagte Frau nicht gleichzeitig ihr Kind und die ihr auferlegte Last tragen kann, so schleudert er das Kind zur Erde und zerschmettert ihm den Kopf vor den Augen der Mutter! Tausende der armen Menschenkinder müssen in schweren Lasten selbst die Beute tragen, welche die grausamen Räuber ihnen gestohlen, sie werden gezwungen zu marschieren, sterbend und bedeckt mit Wunden, und außer ihrer Bürde tragen sie noch ein Joch (ähnlich wie bei uns die Zugtiere) am Halse.

„Die Marschunterbrechungen gewähren ihnen keinerlei Erleichterung, sie sind gezwungen, Unterkommen für ihre Herren herzurichten und sich dann, oft ohne etwas gegessen zu haben, in Kälte nnd Regen schlafen zu legen. Wenn es vorkommt, daß ein armer Sklave nicht mehr einen Fuß vor den anderen setzen kann, so nimmt man ihm doch nicht einmal das Joch vom Halse, im Gegenteile, man läßt es ihm, um es ihm so unmöglich zu machen, dem Tode zu entrinnen. Manchmal wurden Männer und Frauen, die in diesem Zustande am Wege liegen blieben, noch lebend von den wilden Tieren zerrissen, und doch sind Bestien weniger blutgierig, als jene, welche die Armen ohne Hilfe zugrunde gehen lassen.

„Einige von denen, welche den Sklavenhandel zu Lande verteidigen wollen, sagen, er sei eine Notwendigkeit für den Elfenbeinhandel. Ich weiß wohl, daß mehrere arabische Kaufleute, welche Elfenbein aus Afrika holen, gleichzeitig Sklavenhandel treiben, weil ihnen die Arme freier Leute zum Transport des Elfenbeins fehlen. Aber die hierfür verwandten Sklaven machen nicht ein Zehntel jener Schwarzen aus, die man heute in die Sklaverei schleppt. Die Negerjäger, welche den schottischen Missionen und den europäischen Handelsniederlassungen vom Nyassa so viel Schaden thun, sind weder Araber noch Elfenbeinhändler. Es sind vertierte Mestizen, welche Sklaven rauben, um ein Faulenzerleben führen und sich ihren viehischen Belustigungen hingeben zu können. Sie finden heute Gelegenheit, ihre Beute an Leute abzusetzen, welche sich verpflichtet haben, ‚freie Einwanderer‘ zu finden. Alle mohammedanischen Länder und selbst einige heidnische schwarze Völker kaufen heute Sklaven und denken wenig an Elfenbein.

„Die Sklaven, welche früher einen fast freien Markt in Ägypten fanden, werden jetzt nach dem Tripolitanischen und in den Süden der Berberstaaten transportiert, mitten durch die Sahara, deren Sand mit ihren Gerippen besäet ist.

„Die bedeutendsten einheimischen Häuptlinge, wie Karugo und Muango, veranstalteten, ohne daß sie dazu von auswärtigen Sklavenhändlern angeregt werden, oftmals Sklavenjagden aus bloßer Laune. So will bald jeder Neger einen andern Neger als Eigentum haben und die Idee der Sklaverei geht den Afrikanern ins Blut über.

Ich muß hinzufügen, daß alle Systeme, mit denen man die Sklaverei bemänteln will, unnütz sind; ob man die ihr unterworfenen Leute nun freie ‚Eingewanderte‘ oder ‚Lehrlinge‘ oder noch anders nennt, es ist alles dasselbe unter einem anderen Namen und befördert im Innern Afrikas die Sklavenjagd. Wenn diese Systeme nicht radikal geändert oder abgeschafft werden, so wird es uns nie gelingen, das Unwesen überall zu unterdrücken. Wenn jetzt die Regierungen den Sklavenhandel zu Lande nicht mit Gewalt verhindern können, wie die englische Regierung es früher an den westlichen Küsten Afrikas gethan hat und es noch am Roten Meer und im Indischen Ozean thut, so bleibt nichts übrig, als daß Leute aller Religionen und aller Länder sich zusammenthun, um Expeditionen nach Afrika zu entsenden, deren einziger Zweck die Unterdrückung der Sklaverei ist. Einige (z. B. die Missionare) können für diesen Zweck mit moralischen Mitteln arbeiten, die übrigen aber müssen sich anderer Waffen bedienen. Wenn wir an den großen Seeen und anderen Punkten des Inneren kleine gut bewaffnete und wohl disziplinierte Truppen stehen hätten, so würde es uns bald gelingen, den Transport der Sklaven in die entfernteren Länder zu verhindern. Bisher hat niemand etwas gethan zu diesem Zwecke, aber ein hundert Europäer würden den Nyassasee beherrschen können, und dasselbe gilt von den anderen großen Seeen und einigen Hauptplätzen an den Hauptstraßen. Deutschland ist seit kurzem die Herrin weiter Gebiete Afrikas geworden, aber bis jetzt beweist noch nichts seinen Willen, die Leiden derjenigen zu lindern, deren Souverän es geworden.

„Ich hoffe, Monseigneur, daß es Ihnen gelingen wird, ein lebhaftes Interesse für die Frage zu erwecken, und Mittel zu finden, den Sklavenhandel zu unterdrücken. Der Mensch, welcher es fertig bringt, der Negerrasse ihre Freiheit zu sichern, wird der würdigste Diener Gottes sein, den die Welt jemals gesehen hat!

„Genehmigen Sie u. s. w.

Lovett-Cameron,
C. B. D. L.
Commander Royale.“

Wie laut auch der Beifall war, den des Kardinals und Camerons Worte in England fanden, so war doch deren praktischer Erfolg, auf den auch die französischen Agitatoren gerechnet hatten, gerade in der Hauptsache: in der Erzielung einer Mitwirkung der europäischen Mächte, den Wünschen wenig entsprechend und wenig nachhaltig. Die Engländer, obschon sie seit Jahrzehnten zur See den Sklavenhandel zu unterdrücken bestrebt sind, können nicht daran denken, ihm zu Lande mit Waffengewalt entgegenzutreten und einen Religionskrieg gegen den Islam zu führen, auch wenn nicht der Protestantismus allein schon eine Verbindung von Kreuz und Schwert grundsätzlich ausschlösse. Die Königin von England ist Kaiserin von fünfzig Millionen Mohammedanern in Hindostan, die durch ihre Tagesblätter von allen politischen Vorgängen im Auslande genau unterrichtet sind, und deren schlummernder Fanatismus leicht zu wecken ist. Der fürchterliche Aufstand von 1857 war vorwiegend ein mohammedanischer; er brachte die englische Herrschaft an den Rand des Unterganges und hinterließ noch genug Zündstoffe der Empörung, welche eine Beteiligung Englands an einem Religionskriege gegen den Islam nur zum Vorteile der russischen Interessen in Zentralasien vermehren würde. Daher charakterisirte jüngst der Marquis Salisbury im Parlament die Stellungnahme Englands zur Antisklavereibewegung recht treffend mit den Worten: „Die Bemühungen und Vorschläge des Kardinals machen zwar seinem Herzen, nicht aber seiner Einsicht und seinem Urteile über afrikanische Dinge Ehre“ — d. h. ein einsichtsvoller Kenner afrikanischer oder genauer mohammedanischer Dinge wird sich zur Beteiligung an einem Kreuzzuge gegen den mit dem ganzen sozialen Leben der Mohammedaner eng verwachsenen Sklavenhandel nicht entschließen. In der That bestätigt das ganze Verhalten der Engländer in Ostafrika dem Sklavenhandel gegenüber diese Auffassung. Im ägyptischen Sudan hatte die Thätigkeit der Engländer weniger die Unterdrückung der Sklaverei (Gordon selbst gab den Sklavenhandel wieder frei), als vielmehr die Vorbereitung zu einer englischen Besitznahme des Landes zum Zweck, was sich besonders schlagend nach der Niederlage des Generals Hicks zeigte. (S. hierüber weiter unten.) Wer hieran zweifelt, kennt die ägyptischen und sudanesischen Dinge nur aus englischen oder

englisch gefärbten Berichten. Auch am Nyassa, dem zweiten Operationsfelde der britischen Kolonialpolitik, verhalten sich die Engländer mehr abwehrend als systematisch angreifend gegen die Sklavenhändler.

Von London wandte sich der Kardinal nach dem fruchtbaren Boden Belgiens und hielt am 15. August zu Brüssel eine ergreifende Rede, worin er zunächst den Belgiern vorhielt, daß sie den großen Gedanken ihres edlen Königs bei der Gründung des Kongostaates so wenig begriffen und ausgeführt hätten. „Es handelte sich", rief er aus, „um Verbreitung von Licht und Bildung an Stätten der Finsternis. Was habt ihr für den belgischen Kongo gethan? Eurer Missionare sind vier am Tanganyikasee; vier andere werden ihnen folgen; das ist alles." Ganz dieselbe Vorhaltung hätte er auch in Berlin den Deutschen machen können, bei denen noch immer riesenhafte Objekte in kläglichem Gegensatze stehen zu den kümmerlichen Mitteln.

Der Kardinal schilderte dann in ergreifenden Worten die Zustände am oberen Kongo und im Seeengebiet, den herrlichsten Ländern der Erde, und früher von Millionen Negern bewohnt, die jetzt durch Sklavenjagden entvölkert und zu trostlosen Einöden geworden seien. Er erinnerte an die Fortdauer des Sklavenhandels an der Küste des Roten Meeres und des Indischen Ozeans trotz der englischen und französischen Kreuzer, und verlangte hundert entschlossene Männer und eine Million Franken, um wenigstens vom Tanganyika die Sklavenjäger zu vertreiben.

Der Erfolg dieser Rede war nicht unbedeutend: die in der Hauptstadt erregte Begeisterung zündete in ganz Belgien. In allen Städten wurden Versammlungen gehalten, zu welchem Katholiken und Liberale zahlreich zusammenströmten, Beiträge sammelten und Komitees bildeten. Namentlich auf der großen Versammlung zu Lüttich am 16. Dezember 1888 machte der Bischof Korum von Trier einen gewaltigen Eindruck durch seine Rede, welche in den Worten gipfelte: „Millionen Neger heben flehend ihre Hände zu euch empor, und Millionen Stimmen rufen euch jammernd zu: ‚Erbarmen! kommt uns zuhilfe!' und ihr werdet euch erbarmen und werdet helfen! Die einen mit ihrem Golde, die andern, wenn es sein muß, mit ihrem Blute. Hoch das Schwert und hoch das

Kreuz! Gott will es, und deshalb wollt ihr es auch! Mit dem Schwerte und mit dem Kreuze werdet ihr den Unglücklichen Leben und Menschenwürde, Gerechtigkeit und Frieden bringen!"

Mitten in diese Begeisterung trat ein etwas herabstimmendes Intermezzo: Der türkische Gesandte in Brüssel, Carathéodory Efendi, legte nämlich in der „Indépendance Belge" vom 26. August Verwahrung ein gegen die Beschuldigung des Kardinals, der Mohammedanismus erlaube nicht nur, sondern gebiete die Sklavenjagd. Auf Grund geschichtlicher Thatsachen, sagte der Gesandte, könne man der römischen Kirche denselben Vorwurf machen, da die christlichen Staaten doch auch genug Sklavenhandel getrieben hätten.

Ein Teil der liberalen Presse bemächtigte sich sofort dieses Protestes und schilderte drastisch die länger als 300 Jahre dauernde Beteiligung aller christlichen Völker an dem Sklavenhandel, der in überseeischen Ländern vielfach mit der Mission verbunden gewesen sei; so namentlich in dem alten Kongoreiche, wo nur getaufte Sklaven ausgeführt werden durften. Wir übergehen diese Polemik, die auch in Deutschland Wiederhall fand, da wir konfessionellen Gehässigkeiten hier keinen Raum gewähren; wir wollen lieber daran erinnern, daß der erste Kampf der christlichen Mission gegen den Sklavenhandel in dessen Hauptsitz, im Sudan, durch P. Knoblecher, von dem Brehm mit so großer Achtung spricht, schon 1846 unternommen wurde.

Lavigerie, inzwischen vom Papste nach Rom berufen, konnte an der in Freiburg tagenden Generalversammlung der Katholiken Deutschlands nicht persönlich teilnehmen; er sandte eine Denkschrift hin, welche unter großen Beifallsbezeugungen vorgelesen wurde und eine Dankadresse an denselben veranlaßte. In dieser Denkschrift, worin die Note der Begeisterung noch höher gestimmt war, wiederholte er einerseits das, was er in Paris, London und Brüssel gesagt hatte, anderseits wandte er sich mit flammenden Worten an die Deutschen, aus deren ostafrikanischen Gebieten ganze Banden von Sklavenjägern auszögen und die entsetzlichsten Greuel verübten.

„Deshalb wende ich mich an Euch, Ihr habt eine Stimme, erhebt sie wie Donnerschall, bis sie gehört wird. Mitglieder der Presse, dienet als Echos den Klagerufen, die von jenseits des Meeres zu

Euch bringen! Es sind die Stimmen von zwei Millionen Menschen, die jedes Jahr auf afrikanischem Boden zugrunde gehen . . .

„Es ist den Mächten ein leichtes, die Fortdauer dieses Blutvergießens im Innern von Afrika zu verhindern. Sie dürfen nur jene Maßregel treffen, welche Frankreich in Algier getroffen, d. h. den arabischen Muselmännern und Mestizen im Innern das Recht des Waffentragens zu entziehen.

„Man fragte eines Tages einen mohammedanischen Sklavenjäger, wie er in das Innere des Landes eindringe und wer der Beherrscher jenes Landes sei. ‚Der Beherrscher von Innerafrika‘, antwortete er, auf sein Gewehr zeigend, ‚ist das Pulver.‘ Niemals hat jemand eine richtigere Antwort gegeben, und wenn die Beherrscher jener ungeheuren Länderstrecken das nicht begreifen, so werden sie sehen, daß statt ihrer das Barbarentum dort regiert.

„Also man verbiete den Mohammedanern das Waffentragen in einem Staate, wo sie ohnehin nur Fremde sind, denn sie kommen ja von Sansibar, Ägypten, Indien oder Arabien. Man verbanne sie, wenn sie dem Verbote keine Folge leisten, und in kurzer Zeit wird das ganze Innere des europäischen Afrikas von den dreihundert oder vierhundert Teufeln — es giebt ihrer nicht mehr in ganz Zentralafrika — befreit sein. Dasselbe sage ich von jenen Negern, die auf den Menschenmord abgerichtet sind und im Dienste der Mohammedaner Blut in Strömen vergießen. Wenn ich eine andere Autorität als jene des Gebets besäße, würde ich das Recht, Waffen zu tragen, überhaupt nur jenen zuerkennen, die Auftrag oder wenigstens eine formelle obrigkeitliche Genehmigung dazu erhielten. Es ist das ein Grundsatz des öffentlichen Rechtes. In Europa wendet man es sogar gegen jene an, welche nur auf Vögel Jagd machen, und in Afrika sollte man in trauriger Verirrung dieses Gesetz nicht solchen Leuten aufzwingen, welche öffentlich gottlose Menschenjagd treiben?!

„Ist das einmal geschehen, so wird es nicht notwendig sein, zahlreiche Armeeen hinzusenden. Will man reguläre Truppen verwenden, so genügen fünfhundert Mann für jedes der von den europäischen Mächten in Besitz genommenen Gebiete. Ihre Aufgabe wird nicht sein müssen, alles zugleich zu besetzen oder auch nur zu durchstreifen, sondern einfach Hindernisse, Barrièren zu errichten an allen jenen

Punkten, welche die Sklavenkarawanen passieren müssen, wenn sie zu den Sklavenmärkten sowohl im Innern wie an den Küsten ziehen. Gordon verlangte nicht mehr Leute, um den Sklavenhandel auf dem Nil unmöglich zu machen; Cameron verlangte nur hundert, um die Hochebene des Nyassa zu bewachen; ich verlange nicht mehr für den Tanganyikabezirk. Diese Truppen würden den Auftrag erhalten, das Verbot des Waffentragens zur Geltung zu bringen, sobald ihnen Mohammedaner und Mestizen mit ihrer menschlichen Jagdbeute begegnen, und in kurzer Zeit wäre Afrika der Briganten entledigt.

„Wohlverstanden rede ich nicht vom Sudan, wo man sich mitten in muselmännischen Staaten befindet, deren Fürsten den Sklavenhandel sämmtlich für eigene Rechnung betreiben, noch von Ägypten, wo in diesem Augenblicke der Mahdi den Nil und einen Teil der Küste beherrscht. — (Hier hat aber der Sklavenhandel durch die Ghellabas [Dschellahbi, Sklavenbesitzer] von Wadai und Dar For die größte Ausdehnung und die oben angegebenen hohen Zahlen haben nur Geltung, wenn man den Sudan und das Nilgebiet hinzuzieht. B.) — Deutschland ist dort nicht direkt interessiert. Ich rede nur vom Herzen Afrikas. Die Völker dort sind Heiden, Mohammedaner sind bisher nur in geringer Anzahl dahin eingedrungen, aber was von ihnen sich dort befindet, sind wahre Teufel. Im ganzen Gebiet des oberen Kongo, das sie der gänzlichen Vernichtung weihen, zählen sie im ganzen nicht hundert Köpfe; in dem jenseits des Ugogo belegenen Teile Deutschafrikas nicht das doppelte; ebenso findet man ihrer nicht mehr als zweihundert auf der Hochebene der großen Seeen und bis zum Nyanza. Es handelt sich also nur darum, fünfhundert Muselmänner zu entwaffnen und sie dorthin zurückzutreiben, woher sie gekommen, aber hierbei ist es notwendig, sich der Worte Camerons zu erinnern: ‚Nicht durch Reden und Schriften, wohl aber durch Thaten kann Afrika regeneriert werden.‘

„Wenn der Staat also Gewalt anwenden kann, so muß man ihn dazu ermuntern; kann er es aber nicht, so muß man ihm großmütig den Arm christlicher Freiwilligen anbieten. Man hat von religiösen und militärischen Orden geredet, ich selbst sprach davon (siehe oben S. 498), aber sie können erst später nützen. Eine religiöse Gesellschaft braucht lange Zeit zu ihrer Entwickelung,

und wenn man den gegenwärtigen Zustand der Dinge fortdauern läßt, wird Afrika bald entvölkert sein."

Zur Heranziehung von Freiwilligen und Herbeischaffung der nötigen Geldmittel schlägt der Kardinal die Gründung eines „Deutschen Antisklavereivereines" vor, der vor allem den Boden Ostafrikas, wo bereits 21 katholische Missionare gefallen seien, als Operationsfeld ins Auge zu fassen habe.

Der Aufruf Lavigeries wurde von der Versammlung mit lautem Beifall aufgenommen und vom Grafen von Loë folgender durch den Zentrumsführer Dr. Windthorst lebhaft unterstützter Antrag vorgeschlagen:

„Die Generalversammlung nimmt mit besonderer Freude und Dankbarkeit Akt von den Bemühungen und Bestrebungen des heiligen Vaters und des Kardinals Lavigerie, dem zur Schande der Menschheit noch heute in voller Blüte stehenden Sklavenhandel in Zentralafrika ein Ende zu machen. Die Generalversammlung erklärt es für eine Ehrensache der Katholiken Deutschlands, das menschenfreundliche und zivilisatorische Werk nach Kräften zu unterstützen. Sie spricht die Hoffnung aus, daß die Regierungen der vertragsmäßig übernommenen Verpflichtung, in den ihrer Herrschaft unterworfenen Kolonieen den Sklavenhandel zu unterdrücken, im Geiste des Christentums nachkommen werden und fordert die Katholiken Deutschlands auf, die dahingehenden Bemühungen derselben nach Kräften zu unterstützen."

Herr Windthorst meinte, zu dem in Frage kommenden Vereine gehöre eigentlich jeder deutsche Mann von selbst, sonst würde er seine deutsche und namentlich seine christliche Gesinnung verleugnen. „Es ist sehr in der Ordnung", fuhr er fort, „daß in dem Antrage auch ein Erinnerungswort an die Regierungen gerichtet wird. Diejenigen Regierungen, welche Flotten haben, wären sehr wohl imstande, mit kräftiger Hand **mit einem Ruck** der Sache ein Ende zu machen!" Der stürmische Beifall, der dieser wohlgemeinten Übertreibung folgte, spricht mehr für die Empfänglichkeit und Leitbarkeit großer Massen durch beliebte Redner, als für ihre Kenntnis der wichtigen Sache, über welche beraten und Beschluß gefaßt werden sollte. Ja, wenn die europäischen Flotten in der Luft

Innerafrika auf tausenden von Kilometern durchkreuzen und von oben herab die von ganzen Völkern betriebenen Sklavenjagden mit Granaten und Torpedobomben bekämpfen könnten, würden diese vielleicht mit einem Ruck, d. h. in kurzer Zeit — aber nur vorübergehend! — beseitigt werden.

„Wir können uns“, sagte Windthorst weiterhin, „in dieser Sache selbstverständlich nur an die Katholiken wenden, ich zweifle aber nicht, daß auch alle anderen Deutschen bereit sein werden, diese Bestrebungen zu unterstützen.“ Man könnte vielleicht in diesen Worten den ersten Schritt sehen, in der Antisklavereisache den gemeinsamen international-christlichen Boden zu verlassen und konfessionell getrennt zu arbeiten, denn sonst wäre es „selbstverständlich“ gewesen, daß die Versammlung sich durch einen Antrag laut und offen vor Deutschland bereit erklärt hätte, den Protestanten zum gemeinsamen Vorgehen deutsch- und christlich-brüderlich die Hand zu reichen. Allerdings ließen die Worte des Zentrumsführers einen Nebel zurück, durch welchen die Mehrzahl der Zuhörer den Hintergrund nicht zu erkennen vermochten, wie sich durch den im Oktober erfolgenden Zusammentritt der großen von allen Konfessionen und Parteien besuchten Versammlung zu Köln zeigte.

Der Papst gab durch ein Schreiben vom 17. Oktober 1888 dem Kardinal Lavigerie seine vollste Anerkennung kund und übersandte ihm zugleich 240000 Mark (200000 Lire) zur Verteilung an die Antisklavereivereine, resp. Komitees.

In Deutschland war inzwischen durch den ostafrikanischen Aufstand die allgemeine Aufmerksamkeit auf dessen Ursachen gerichtet und bald erkannt worden, daß nicht einige Ausschreitungen einzelner deutscher Beamten, über welche in englischen Blättern Übertreibungen verbreitet wurden, Veranlassung gewesen seien, sondern daß es sich dabei hauptsächlich um die Interessen der arabischen Sklavenhändler handle, welche durch die Besitznahme aller Küstenendpunkte der großen Karawanenstraßen seitens der Deutschen ihren ganzen einträglichen Handel mit Vernichtung bedroht sahen. In den Kreisen der Kolonial- und Missionsfreunde, welche der Bewegung von vornherein ihre volle Teilnahme zugewandt hatten (siehe „Köln. Ztg.“) wurde daher die Einberufung einer großen deutschen

Antisklaverei=Versammlung zu Köln auf den 27. Oktober mit dem lebhaftesten Beifall aufgenommen. Es war für jeden Philanthropen und Reichstreuen ein herzerhebender Anblick, angesehene und hochstehende Vertreter aller Konfessionen und aller politischen Richtungen in dem bis auf den letzten Platz gefüllten weiten Gürzenich=Sale brüderlich und einträchtig zusammensitzen zu sehen. Wohl mag da unter der zahlreichen Versammlung beim Anblicke nebeneinandersitzender Antagonisten hier und da einer mit Gretchen im „Faust“ sich gesagt haben:

„Es thut mir lange schon weh,
Daß ich dich in der Gesellschaft seh'“

oder auf einer andern Seite mit dem Römer:

„Ich fürchte mich vor den Danaern, auch wenn sie Geschenke bringen!“

Aber wie hier der erhabene, echt humanitäre und christliche Gedanke, Millionen verwahrloster Menschen, die in der Nacht des Barbarentums unter den Greueln der Sklaverei schmachten, Erlösung von ihrem Leiden und die Segnungen abendländischer Kultur zu bringen, über allem Partei= und Konfessionshader schwebend, die Herzen für reine Menschenliebe erwärmte und sie brüderlich zusammenführte, so blieb diese ausgestreute Liebessaat nicht ohne Früchte, wie sich bei den letzten großen Katholikenversammlungen zeigte, wo der Freiherr v. Hertling und selbst Windthorst gleich anfangs die Pflicht betonte, Äußerungen, die Andersgläubige verletzen könnten, fernzuhalten, eine Mahnung, die nach allen Himmelsgegenden, nach oben und unten, gerichtet werden sollte. Möchte ebenso der erhabene Gedanke an das Vaterland, das in Kaiser und Reich die Gewähr seines nationalen Bestandes und die Vormauer der friedlichen Kulturentwickelung in Europa gegen Anarchie und Revolution besitzt, die Parteien mit ihrer schroffen Rechthaberei versöhnlicher stimmen und keine dauernden Risse zwischen deutschen Herzen aufkommen lassen! Die innere Festigung des Deutschen Reiches muß das Hauptziel aller Wohldenkenden sein, welcher Partei oder Konfession sie auch angehören mögen, denn jeder, welcher die Geistesverfassung, den Umfang und die Ziele der Umsturzrichtungen in Europa kennt, kann nicht anders als mit großer Besorgnis in die Zukunft blicken, worin

wir den deutschen Kaiser als Vorkämpfer der Nationalitäten im Kampfe mit der utopistischen „europäischen Republik" sehen. An dem Tage, wo letztere die Oberhand gewonnen hätte, würde nicht der erträumte ewige Friede und die Abschaffung der Kriegsheere eintreten, sondern die aus ihren Staatenverbänden losgelösten Völker und Völkerschaften, so verschieden und so schwer vereinbar durch Charaktereigenschaften, Religion, Sitten und Gewohnheiten, würden sich unaufhaltsam in unablässigen Bürgerkriegen aufeinander stürzen, der Czeche auf den deutschen Böhmen, der Kroate auf den Ungarn, der Pole auf den Russen und den Deutschen, der Norweger und Däne auf den Schweden, die Franzosen würden mit den Spaniern, Italienern und Deutschen sich in die Haare geraten, die Engländer mit allen Völkern des Kontinents; schließlich würden alle diese durch den abstrakten republikanischen Gedanken zusammengebrachten Völker zur Erkenntnis kommen, daß naturgemäß jedes Volk die Republik und jede Staatsform überhaupt auf eine verschiedene und seinem Nationalcharakter eigentümliche Weise begreift, die es niemals zum Frieden mit seinem Nachbarn kommen lassen würde, denn, die Geschichte beweist es, wenn nur zwei politische Systematiker einander gegenüberstehen, ist für beide immer der eine zuviel auf der Welt. Und dasselbe gilt auch für die Utopisten auf religiösem Gebiete. Wollen die beiden großen Konfessionen ihren Bestand, ja den Bestand des Christentums überhaupt sichern, so müssen sie ohne Rückhalt an der Festigung des Deutschen Reiches „in nationalem Sinne" mitarbeiten, was nicht ausschließt, daß sie die kosmopolitisch-christlichen Ideeen und Bestrebungen der Menschenliebe und der sittlichen Idealität hegen und pflegen, daß sie die erkannten Wahrheiten in ihrem Kreise vertiefen und danach das christliche Leben ausgestalten.

In der Sklavereifrage hat keine Konfession das Recht, sich weit über die andere zu erheben und als schuldlos mit Verachtung auf die anderen herabzusehen. In Nordamerika haben Methodisten, Anabaptisten und Presbyterianer die Sache des Sklavenhaltens und Sklavenverkaufs hartnäckig verteidigt. Die Katholiken mögen, um die Ansicht von kirchlichen Autoritäten über die Sklaverei kennen zu lernen, nur die approbierten „Institutiones theologiae moralis" von Bouvier, Bischof von le Mans, nachlesen, worin u. a. der Satz: „Der

Mensch kann seinesgleichen als Eigentum besitzen" aus dem natürlichen, göttlichen, bürgerlichen und geistlichen Rechte bewiesen wird. Hier wird auch die Praxis der Negerbarone und der Satz: „Partus sequitur ventrem" als zu Recht anerkannt: „Nichts hindert, daß jemand durch seine Geburt Leibeigener sei. Denn der Herr hätte die Heirat seiner Sklaven verhindern können; er kann sie also erlauben unter der Bedingung, daß die Leibesfrüchte der Ehe ihm angehören, und die Kinder können sich nicht über Ungerechtigkeit beklagen, denn es ist besser für sie, Leibeigene zu sein, als es nicht zu sein." Derselbe Bischof sagt auch: „Der Sklavenhandel thut der Religion keinen Eintrag", wodurch er sich allerdings in Gegensatz setzt zu Gregor XVI., der in der oben citierten Encyklika vom 3. März 1839 den Klerikern verboten hatte, den Sklavenhandel als erlaubt hinzustellen. Glücklicherweise sind die obigen Sätze keine päpstlichen Kathedralaussprüche, haben also keine absolute Autorität in der Kirche. — Wir gehen auf dieses Thema nicht weiter ein, da wir wohl die Beförderung gegenseitiger Duldsamkeit und christlicher Liebe zwischen den Konfessionen, nicht aber eine Herabwürdigung irgendeiner derselben und Hervorsuchen von Schattenseiten bezwecken, welches die heilige Sache des Christentums überhaupt schädigen würde.

Unter den Reden, welche die Versammlung in Köln am meisten fesselten, sind die von Wißmann und Fabri, erstere wegen der ergreifenden Schilderung von Selbsterlebnissen unter den Sklavenhändlern, letztere wegen der sachgemäßen Vorschläge einer kolonialpolitischen Aktion hervorzuheben. Wißmann beschrieb seinen Zug durch das schöne Land der Beneki am Sankurru, fünf Stunden lang durch eine einzige Straße von reinlichen Dörfern mit vorzüglich gepflegten Gärten umsäumt, von Tausenden von harmlosen und heiteren Menschen angestaunt oder singend und jubelnd begleitet, überreichlich mit Lebensmitteln aller Art versorgt. Vier Jahre später fand er die Wege mit Gras bewachsen, die Dörfer, Gehöfte verschwunden. Die Bakalanga (Araber) waren gekommen, hatten die Weiber und Kinder fortgeschleppt, und was sich widersetzte und nicht fliehen konnte, erschossen. Noch zweimal in Zwischenräumen von drei Monaten kehrten die Sklavenjäger unter Tippu Tip zurück; Hungersnot und Pocken

waren ausgebrochen, ein ganzes Volk vernichtet, ein ganzes Land eine Wüste.

Herr Missionsinspektor Fabri betonte, daß bei einem internationalen Vorgehen der Kongostaat in erster Linie beteiligt sei, weil dessen eigene Existenz bedroht sei. Die Stimmung in England sei geteilt, aber die wichtigen englischen Interessen in Ostafrika würden schließlich die Regierung zur Beteiligung an dem Vorgehen gegen die Sklavenjäger hindrängen. Den Küstenaufstand zu bewältigen, sei Sache der Reichsregierung.

„Aber damit ist wenig geleistet. Wir suchen durch den afrikanischen Kolonialbesitz Stärkung unserer wirtschaftlichen Entwickelung; jetzt zeigt sich, daß ohne eine gewisse Truppenmacht die Ostafrikanische Gesellschaft nicht existieren kann. (Dieselbe Notwendigkeit hat sich auch in Südwestafrika gezeigt.)

„Unsere Kapitalisten, Missionare und Forschungsreisenden verlangen einen anderen als nominellen Besitz; die Küste muß geschützt werden von innen heraus. Was helfen uns Zölle ohne friedliche Karawanen? ... Deutschland steht vor einem Wendepunkte und muß sich entschließen. Schon bei der Besitzergreifung durch die Gesellschaft war vorauszusehen, daß die Reichsregierung noch zu einer mehr aktiven Stellung als derjenigen des bloßen Protektorates gedrängt werden würde. Schon damals ist die Regierung in die Frage der afrikanischen Politik eingetreten, und heute stehen wir deutschen Anhänger der Kolonialpolitik im Vordertreffen. Diese politische Frage vereinigt sich aber unmittelbar mit der Sklavereifrage ....

„Es ist gut, daß wir auf den Weg der Freiwilligkeit getreten sind, aber wir erwarten, daß Reichsregierung und Reichstag unter Umständen reichliche Mittel für eine Expedition geben werden. Die verschiedenen Komitees werden hoffentlich eine Verständigung unter sich anbahnen. Wir verzichten nicht auf ein internationales Vorgehen zur Lösung einer so großen und schönen Aufgabe. Sie ist auch ihrer innersten Natur nach interkonfessionell, und nach dieser Seite hin ist der heutige Tag von besonderer Bedeutung. Der Kulturkampf traurigen Andenkens ist nach seiner kirchenpolitischen Seite abgewickelt, aber die Wirkungen zittern nach. Der konfessionelle Gegensatz hat

sich sogar verschärft; da ist es hocherfreulich, wenn bei einer Gelegenheit wie der heutigen die Getrennten die Hand sich reichen. (Bravo!)

„Eine mächtige Strömung geht durch die christliche Welt, eine Bewegung, in der reale und ideale Interessen sich vereinigen. Dem einmütigen Vorgehen wird Gottes Segen nicht fehlen." (Lebhafter Beifall.)

Es folgten hierauf Mitteilungen von Sympathiebezeugungen der Anti Slavery Society und der belgischen Société anti-esclavagiste. Herr Descamps=David, Sekretär der letzteren, teilte mit, daß diese Gesellschaft in kurzer Zeit 200000 Francs gesammelt habe; er hält für unbedingt nötig: 1) ein gemeinsames Verbot der Einfuhr von Pulver, Waffen und Branntwein; 2) eine gemeinsame Expedition gegen den Mahdi.

Folgende Resolutionen wurden einstimmig angenommen:

1) Die Unterdrückung der afrikanischen Sklavenjagden mit ihren die Menschheit schändenden Greueln ist gemeinsame Pflicht und Aufgabe aller christlichen Staaten und die notwendige Vorbedingung der wirklichen Aufhebung des Sklavenhandels.

2) Wie Artikel 6 der Kongoakte alle Mächte zur Mitwirkung an der Unterdrückung der Sklaverei und zur Besserung des Loses der Eingeborenen verbindet, so liegt insbesondere dem Kongostaat, England und Deutschland, welche von den arabischen Sklavenhändlern unmittelbar angegriffen und in ihren Interessen und nationalen Aufgaben verletzt sind, die Pflicht ob, unter gemeinsamer Verständigung den unvermeidlichen Kampf nachdrücklich aufzunehmen und durchzuführen.

3) Wir vertrauen, daß angesichts der in Ostafrika vor allem durch die arabischen Sklavenhändler hervorgerufenen aufständischen Bewegung die Ehre der deutschen Flagge und die deutschen Interessen von der Reichsregierung wirksam gewahrt werden.

4) Darf ein solches Vorgehen auf die einmütige Unterstützung des deutschen Volkes, ohne Unterschied des religiösen Bekenntnisses und der politischen Parteiung, rechnen, so wird, dessen sind wir gewiß, auch die thatkräftige Mitwirkung des Reichstages demselben nicht fehlen.

Diese Resolutionen wurden dem Reichskanzler, dem Reichstage und dem Kardinal Lavigerie, letzterem mit dem Danke für seine Initiative in der Antisklavereibewegung übermittelt.

Es wurde keine Stimme laut, welche auf die Nebelhaftigkeit der beiden ersten Resolutionen aufmerksam gemacht hätte. Wie sollte das auch der allgemeinen Begeisterung gegenüber jemand gewagt haben?

Die „gemeinsame Pflicht und Aufgabe aller christlichen Staaten" ist ein utopistischer Begriff, so lange die heutigen Kolonialverhältnisse und die heutigen europäischen politischen Zustände bestehen. England und Frankreich werden schon des ägyptischen Zankapfels wegen in kolonialen Dingen nie zusammengehen; mit Deutschland können es beide. Bleibt aber Frankreich von der gemeinsamen Aktion weg, so dauert der bedeutende Sklavenhandel im westlichen Sudan und damit auch im zentralen ungeschwächt fort, und an eine wirkliche Aufhebung des Sklavenhandels ist nicht zu denken.

Frankreich verfolgt seit 25—30 Jahren den Plan, seine frühere Kolonialmacht wiederherzustellen; derselbe wurde entworfen vom Admiral La Roncière und dem Marineminister Chasseloup-Laubat. Der Anfang wurde mit dem Feldzuge in Cochinchina gemacht; er sollte den Engländern den Weg nach China verlegen. Die zweite Etappe war Madagaskar, wohin General Forest mit 9000 Mann geschickt wurde. Frankreich wurde von der Eroberung dieses schönen Inselreiches durch den unsinnigen mexikanischen Feldzug abgeleitet, dessen erste Veranlasser die Engländer und nicht die Herren Jecker waren. Die französische Republik nahm bekanntlich nach 1870 jenen Plan wieder auf, bemächtigte sich Tonkins und arbeitete überall England entgegen. Frankreich steht im oberen Nigergebiet; es hat mit Ingrimm die Besetzung Ägyptens durch England gesehen, sowie die Vorbereitung zur englischen Besitzergreifung des ägyptischen Sudans und Sennaars durch englische Gouverneure, die den Sklavenhandel im Auftrage der ägyptischen Regierung unterdrücken sollten. Dieselben hatten in fast jeder Ortschaft dieses weiten Ländergebietes einen Eingeborenen, mit einer breiten englischen Schärpe behangen, als Polizisten und für alle Fälle ergebenen Diener, der allmählich Ansehen und Anerkennung seiner Würde fand, eingesetzt.

Der Aufstand der Mahdisten, in welchem Frankreich seine Hand hatte, hemmte nur vorübergehend die englischen Machinationen im ägyptischen Sudan. Frankreich gab dem Mahdi als Ratgeber Olivier Pain, sowie Waffen und Geld durch ein Handelshaus in Marseille. Kürzlich hat bekanntlich Jacolliot die ganze Geschichte ausgeplaudert: Ungefähr ein Jahr vor dem sudanesischen Aufstande waren Sendlinge des Mahdi und der großen Sklavenhändler, die ihn unterstützten, nach Kairo gekommen, um ein Handlungshaus zu suchen, welches die Waffen zur Ausrüstung der regulären Truppen liefern sollte, welche man bilden wollte, um den unzähligen Scharen der Sudanesen, die auf den Ruf des neuen Propheten sich zu erheben bereit waren, einen festen Halt zu geben. Diese Sendlinge hatten sich an den Korrespondenten des Hauses Duphot in Marseille gewandt, dessen ägyptischer Associé ein Muselman war. Dieses Haus brachte die nötigen Kapitalien zusammen und begann sofort die Lieferungen. In zwei Jahren holte man durch Karawanen von Tripoli aus für fast 5 000 000 Francs Gewehre, Bajonette, Säbel, Lanzen, Pulver und anderen Schießbedarf, sowie eine Anzahl kleiner Kanonen und acht Haubitzen. Es waren dafür Empfangsscheine ausgestellt worden, welche das hochverehrte Siegel des Mahdi und die Marke der bedeutendsten Sklavenhändler und Häuptlinge trugen. Die Mahdisten bezahlten ihre Schuld pünktlich an Herrn Duphot, der deshalb in Begleitung Jacolliots die weite Reise nach Sennaar machte. — Auch in letzter Zeit haben die heimlichen Beziehungen der Franzosen mit den Mahdisten resp. Derwischen nicht aufgehört, denn letztere haben einen europäischen Generalstab, dessen meiste Mitglieder Franzosen sind. Man wäre versucht, hier an eine Beziehung zum deutsch-ostafrikanischen Aufstande der Sklavenhändler zu glauben, deren Dhaus französische Flaggen führten und bei denen, wie eine etwas zweifelhafte Nachricht lautete, man Patronen mit der Marke „Paris“ fand. Angesichts der grassierenden Revanchetollheiten ist, wie man bei vielen französischen Vorkommnissen fragt: „Où est la femme?“ der Deutsche oft in der Lage zu fragen: „Wo ist der Franzose?“ Aber bisher haben wir über Frankreich in kolonialen Beziehungen nicht zu klagen gehabt; in Ostafrika namentlich zeigten sich die Franzosen höflich und selbst zuvorkommend (Zöller, Joest),

und so werden wir auch wohl den Verdacht eines Hineinspielens französischer Intriguen in die deutsch-ostafrikanischen Händel von uns weisen können. Tant mieux! Wie dem auch sei, eine gemeinsame Aktion Frankreichs und Englands gegen die innerafrikanischen Sklavenhändler — ohne gegenseitige Kontrolle — ist nicht leicht denkbar, damit auch überhaupt kein gemeinsames internationales Vorgehen. Wo sollten Franzosen und Engländer auf dem afrikanischen Festlande zusammengehen? Wen würde England im Nilquellengebiete und im Ostsudan neben sich dulden? Schwerlich selbst die Deutschen!

Auf einem andern wichtigen ostafrikanischen Gebiete, am Nyassa, wo die englischen Handels- und Missionsstationen im Begriffe sind, eine gewisse Bedeutung zu erlangen, bedarf England, um die Sklavenhändler zu vertreiben und abzuhalten (sonst hat es nirgendwo in Ostafrika Angriffe erfahren oder zu befürchten), durchaus keines gemeinsamen, internationalen Vorgehens mit anderen Mächten, nicht einmal mit Deutschland, denn die dortigen englischen Stationen haben bereits selbst schon mit Hilfe der Eingeborenen jene Angriffe abgewiesen, teils wird die Unterstützung durch eine kleine stehende Truppe oder durch eine militärische Expedition genügen, um jede Gefahr für die Zukunft zu beseitigen. Deutschland endlich bedarf nur der Verwirklichung der dritten und vierten Kölner Resolution, d. h. der wirksamen Vertretung seiner afrikanischen Interessen durch die Reichsregierung und der einmütigen Unterstützung des deutschen Volkes, resp. der thatkräftigen Mitwirkung des Reichstages, um sowohl selbständig und ohne fremde Mitwirkung den Aufstand niederzuwerfen, als auch den Sklavenhandel auf seinem ostafrikanischen Gebiete zu vernichten. Die letzten (vom August) erfreulichen Berichte Wißmanns geben uns die Gewißheit, daß es ihm gelingen wird, beides mit mäßigen Mitteln, die zum Teil noch zu bewilligen sind, zu bewerkstelligen. Ausschlaggebend für die Antisklavereibewegung dürfte aus seinem Berichte folgendes sein:

„Mit der Sklavenfrage muß ich, abgesehen von der Ausfuhr, die ich mit größter Strenge ahnde, vorsichtig umgehen, um nicht einen großen Teil der sich jetzt Unterwerfenden durch zu harte Bedingungen abermals ins feindliche Lager zu drängen. Das Faktum kann jedoch konstatiert werden und dürfte wohl für die sich besonders für die

Sklavenfrage in Afrika interessierende Partei von Interesse sein, daß heute in dem Teil der Ostküste, der von mir unterworfen ist, niemand es mehr wagen würde, Sklaven zu exportieren. Es sind bereits sechs Menschenräuber mit dem Tode durch den Strang oder durch Erschießen bestraft worden. Vom Export bedrohte Sklaven begeben sich überall in den Schutz der Stationen. Die schwarze Bevölkerung weiß, daß, wenn sie des Menschenraubes überführte Araber nicht ausliefert, sie selbst als Mitwissende zur Rechenschaft gezogen wird. Ganz besonders wird aber durch die Jumbes der Ortschaften, die ich verantwortlich mache, ein Export verhindert werden. Es ist also nach dieser Seite hin das irgendwie Thunliche mit Erfolg geschehen, und ist jedenfalls diese Art des Vorgehens gegen die Sklaverei im allgemeinen außerordentlich viel wirksamer und nebenbei auch billiger als eine Blockade durch Kriegsschiffe." — Demnach sind „internationale" Truppen in Deutsch-Ostafrika zur Bekämpfung der Sklavenhändler durchaus überflüssig.

Resolutionen haben nicht selten den Inhalt allgemeiner Sätze, die als solche immer auf dem Wege sind, Unheil und Verwirrung in den Köpfen anzurichten, weil sie zu abstrakt sind, um die Wirklichkeit vollständig zusammenzufassen und derselben gerecht zu werden. In den folgenden Auseinandersetzungen wollen wir inbetreff der erwähnten Kölner Resolutionen noch einige maßgebende Wirklichkeiten ans Licht zu stellen versuchen. Dieselben werden auch überhaupt einen tieferen Blick in manche bei den öffentlichen Debatten übersehenen wichtigen Seiten der Sklavereifrage thun lassen.

Die ägyptische Regierung, die Engländer und der Sklavenhandel im Sudan. — Unter den orientalischen Märchen, welche noch immer in Europa umherlaufen und auch in den Antisklavereiversammlungen wieder auftauchten, steht obenan das von den lobenswerten Bemühungen der ägyptischen Regierung zur Unterdrückung des Sklavenhandels. Es steht jetzt historisch fest, daß die Schritte, welche der Khedive Ismail Pascha dagegen that, nur zum Scheine geschahen und dem Sklavenhandel selbst nicht zuleibe gingen. Seine Beamten im Sudan verstanden es auch so, wie die meisten gleichzeitigen Reisenden berichteten. Was that zum Beispiel der schlaue Mudir von Faschoda, der den Befehl erhielt, gegen die Sklavenhändler scharf

vorzugehen? Von den schwerbeladenen Sklavenschiffen, welche nach Bakers Abreise eintrafen, wurde, wie stets vorher, der Tribut an Geld, Sklaven und Elfenbein erhoben, dann tags darauf dem Kapitän erklärt, in der Nacht sei aus Chartum eine Depesche angelangt mit dem Befehle, alle Sklavenbarken mit Beschlag zu belegen. Die doppelt betrogenen Kapitäne wurden als Gefangene nach Chartum abgeführt und von den 14000 Sklaven, die, im Schiffsraume zusammengepferchт, zu Hunderten an den Blattern starben, wurden die überlebenden unter die Soldaten gesteckt oder nach den Plantagen des Vizekönigs geschickt, während die Kinder zu Türken in die Kost gegeben wurden. Infolge dieser sogen. „Unterdrückung" des Sklavenhandels sah kein einziger dieser Unglücklichen jemals seine Heimat wieder. Unter dem folgenden Gouverneur von Chartum wurden die Sklaven frei eingeführt, indem dieser Gentleman, der von den Kaufleuten 10000 Lst. zum Geschenk erhalten hatte, dieselben als Weiber und Kinder der Besatzungsmannschaften, die nach Chartum reisen wollten, passieren ließ. Die Sklavenhändler benachrichtigten sofort ihre Wakils (Bevollmächtigten) in den Handelsniederlassungen, daß Sklaven freie Passage hätten. Das schändliche Gewerbe dauerte also im ägyptischen Sudan fort, wie namentlich Schweinfurth als Augenzeuge über den lebhaften und offenkundigen Sklavenhandel in Siut berichtete (Mai 1880). Der Amerikaner Roth erzählte gleichzeitig, wie selbst der französische Konsul Magar Dannin, ein Araber, sich daran beteiligte und ihm u. a. zwei befreite Negerknaben unter Beihilfe von 15 Bewaffneten persönlich mit Gewalt entriß. Gressi Pascha berichtet über andere Greuelthaten der ägyptischen Befehlshaber im Sudan, die besonders unter den Monbuttus wüteten. Bechta gab sogar eine förmliche Liste aller ägyptischen Würdenträger, welche sich am Sklavenhandel beteiligten und die in der Region des oberen Nils großartige Sklavendepots hielten, welche durch Regierungsdampfer mit Sklaven versorgt wurden. Die frommen Hadschis, die das Land betend durchzogen, führten Sklaven ein, die auf den Passagierscheinen als ihre Diener eingetragen waren.

Die Erfolge, welche innerhalb 15 Jahren die Kämpfe gegen den Menschenhandel zu verzeichnen hatten, bewerten sich gleich Null. Schweinfurth sagt hierüber:

„Sir S. Baker hat fünf Jahre lang gegen die Barbarei der Sklavenhändler gekämpft, Darfur, ein Zentralmarkt des Menschenhandels, wurde von Ägypten erobert; der gesamte Handel am oberen Nil wurde monopolisiert; Gordon, Bakers Nachfolger, hat in unablässigem Eifer, auf der Suche nach den Schleichwegen des schändlichen Gewerbes, von einer Provinz seines ungeheueren Verwaltungsgebietes nach der andern zu eilen, die besten Jahre seines thatenreichen Lebens der edlen Sache der Sklavenemanzipation geopfert; sieben Europäer, sämtlich von gleichem Eifer beseelt wie ihr Chef, haben als Provinzgouverneure, von Gordon eingesetzt, jahrelang angekämpft gegen diese eingebürgerten Schändlichkeiten, überall den rücksichtslosesten Gebrauch von den ihnen eingeräumten Vollmachten machend. Ein feierlicher Staatsvertrag wurde zwischen England und Ägypten zur Unterdrückung des Sklavenhandels abgeschlossen; Gessi, zu allerletzt und in historisch hervorragender Weise, hat einen Krieg geführt gegen die wohlorganisierten Rotten der Sklavenhändler, wie er in den Annalen Afrikas nicht seinesgleichen findet; er hat in den Sümpfen, Steppen und Urwäldern diesen Krieg bis aufs Messer geführt zur Unterdrückung menschlicher Bosheit, an wehrlosen Wilden verübt, und Hunderte von Sklavenhändlern haben sie mit ihrem Leben büßen müssen. Und was war das Endresultat all' dieser Bemühungen? Die vorher angeführten Beispiele und gemachten Mitteilungen geben die allerbeste, aber leider auch allertraurigste Antwort."

Die Hauptursache der Fortdauer des Menschenhandels war nicht bloß das Einverständnis und die Machinationen der ägyptischen Beamten mit den Sklavenhändlern, sondern auch die mangelhafte oder auch ganz fehlende Verhinderung der Sklaventransporte zur See auf der alten Route Suakim-Dschidda. Mit einem einzigen dort kreuzenden Kriegsschiffe hätte England den Sklavenhandel lahmlegen können.

Am wirksamsten wäre die Stationierung eines Kriegsschiffes im Hafen von Dschidda, woselbst die beiden dort residierenden englischen und französischen Konsuln wegen des Fanatismus der Eingeborenen nichts gegen das abscheuliche Gewerbe zu thun vermögen. Im Jahre 1858 wurde deshalb ein britischer Konsul ermordet, wofür England

durch die Breitseiten seiner Kriegsschiffe ausgiebig Wiedervergeltung übte *).

Seit 1880 konstatierten Leo Reinisch und andere Reisende, daß die in Suakim und anderen Seestädten amtierenden englischen Beamten aus Unvermögen oder Unlust zur Bekämpfung des Menschenhandels nichts thaten; daß auf den ägyptischen Dampfern Kapitäne und Mannschaften mit dem Handel einverstanden waren. Erwägt man, daß England nicht nur als mohammedanische Macht, sondern auch wegen seiner ausgedehnten Handelsverbindungen mit mohammedanischen Völkern gegen den mit dem ganzen Leben der Bekenner des Islam so innig verwobenen Sklavenhandel nicht so vorgehen kann und darf wie andere, viel weniger dabei interessierte Völker, so wird man den Standpunkt einer milderen Beurteilung einnehmen und dessen Nachgiebigkeit auch in neuester Zeit erklärlich, wenn auch nicht gänzlich entschuldbar finden. Vielleicht hatte Gordon bei seinem zweiten Auftreten im Sudan, anfangs 1885 nach der Niedermetzelung des Generals Hicks, seinen früheren Kampf gegen den Sklavenhandel als einen politischen Fehler erkannt, der den Absichten Englands, „welches die Vorsehung auserkoren zu haben scheint, um dieses schöne Land zu regieren und dessen Volk zu beglücken" (Marvin S. 26) hemmend entgegentrat, weshalb er denn auch sofort in Chartum die Gefängnisse öffnete und den Sklavenhandel freigab; aber den Mahdi, welchem er den Titel eines Gouverneurs (einige sagen eines Sultans) vom Sudan übersandte, gewann er nicht; der schwarze Prophet gab die Antwort: „Ich habe von niemandem die Herrscherwürde zu erhalten, welche Allah mir giebt"; kurze Zeit darauf waren die englischen und ägyptischen Truppen bis auf den letzten

*) Trotz der Kriegsschiffe treiben noch jetzt die Sklavenhändler mit der größten Frechheit ihr Gewerbe. Am 4. September 1889, als das britische Kanonenboot „Ranger" in dem englischen Hafen Aden vor Anker lag, fuhr eine aus See kommende schnelle Dhau ganz in der Nähe vorbei. Dem scharfen Auge eines eingeborenen Dolmetschers erschien das Fahrzeug verdächtig, und ein abgeschicktes Boot fand in der That fünf Sklaven an Bord. Dieselben wurden befreit und die Dhau beschlagnahmt, aber nicht, wie üblich, verbrannt, sondern, weil sie tauglich war, als Kreuzer mit einer Revolverkanone ausgerüstet und sofort gegen die Sklavenschiffe verwandt.

Mann zusammengehauen, Chartum erstürmt, Gordon selbst getötet. Wolseley war indessen mit 12 000 Mann zum Entsatze Gordons herbeigeeilt, einer Armee, die stark genug schien, um den Sudan für England definitiv zu erobern. Eine Eisenbahn von Suakim nach Berber sollte diese Eroberung erleichtern. Aber Wolseley gelangte nur bis zwei Tagereisen von Chartum; sein Vortrab unter Wilson und Barnaby wurde von den Mahdisten bis auf den letzten Mann in die Pfanne gehauen und die Engländer mußten den Rückweg antreten. Kurz darauf wurden 6000 Mann unter Baker Pascha fast gänzlich von Osman Digma aufgerieben. — Der General Graham an der Spitze von 5000 Mann der besten englischen Soldaten sollte die Scharte auswetzen; er unterlag in zwei Gefechten und mußte auf Suakim zurückweichen. Nun sollten Wolseley und Graham vereinigt vorrücken; sie kamen nur bis Bir-Handub, wo Osman Digma sie schlug und zum Rückzug zwang. England zog jetzt seine Truppen aus dem auch klimatisch mörderischen Lande zurück und überließ dessen Verteidigung ägyptischen Truppen unter dem Major Kirtchener. Dieser naive Krieger begann nach dem englischen Vorgange in Unterägypten mit Säcken voll Guineeen zu operieren, um die Rebellen zur Unterwerfung zu bringen. Alle Mahdisten und Beduinen der Umgegend von Suakim eilten herbei, um die Wohlthaten der Engländer in Gold, Kleidungsstücken und Schießbedarf in Empfang zu nehmen, aber an dem Tage (Januar 1888), wo der vertrauensselige Major einen Ausfall machte, fielen die neuen Verbündeten über ihn her und hieben seine Truppen so zusammen, daß sie eiligst nach Suakim zurückliefen, er selbst aber zur Heilung seiner Wunden, aber geheilt von seinen Selbsttäuschungen, nach Kairo eilte.

Wir haben die vorstehenden kurzen Notizen mitgeteilt, weil die entsetzlichen Schläge, welche die Engländer nacheinander im Sudan den Mohammedanern gegenüber erlitten, außerordentlich lehrreich sind und die Thorheit eines bewaffneten Vorgehens gegen die Hauptsitze des Sklavenhandels im östlichen Sudan handgreiflich herausstellen. Rüttelt die Antisklavereibewegung die mohammedanische Welt, die unter sich durch die geheime Gesellschaft der Senoussi (Senoussiyas) und die zahlreichen Pilger, welche in Mekka ihre Verhaltungsbefehle erhalten, in enger

Verbindung steht, zum heiligen Kriege auf, entzündet sie diesen Krieg auch nur in einem Teile Afrikas, so wird sie eine Blutschuld auf sich laden, die alle Kulturbestrebungen der christlichen Missionen und die Kolonialmächte in hundert Jahren nicht werden tilgen können. Man weiß in Europa nicht genug, was ein Kampf mit Hunderttausenden mohammedanischer Fanatiker zu bedeuten hat. Das haben die Engländer zu ihrem Schaden erfahren, und sie werden sich nie wieder zu einer Erneuerung dieser Erfahrung verstehen. Wie es dem General Hicks und allen englischen Expeditionen nach ihm erging, wird es trotz der Schnellfeuerwaffen allen europäischen Truppen ergehen. Hicks hatte sein Heer in Vierecken, mit Kanonen gespickt, aufgestellt. Die Armee der Sudanesen rückt heran, zum großen Teil mit Säbeln und mit Piken, viele mit zugespitzten, in Feuer gehärteten Stöcken bewaffnet, stürzt sich mit toller Wut auf die Vierecke, über Leichenhaufen hinweg auf die Kanonen und wiederholt, obgleich Tausende und Tausende fallen, mit Todesverachtung die rasenden Angriffe so lange, bis kein einziger Feind mehr aufrecht steht und sämtliche englische Offiziere, der General inbegriffen, gefallen sind. So fechten die energischen, fanatisierten Bevölkerungen des Sudan, denen man gleichwertige Kämpfer in keinem anderen Weltteile gegenüberstellen kann. Wurden doch, wie alle Berichte meldeten, die vorzüglichen englischen Truppen, welche Wolseley gegen sie ins Feuer führte, von wahrem Entsetzen ergriffen, als sie die schwarzen Fanatiker heranstürmen sahen. Es wäre eine wahre Tollheit, eine durchaus unnütze Aufopferung von Menschenleben, den Versuch zu unternehmen, mit der kleinen Truppenmacht der Antisklavereivereine (siehe weiter unten) die mohammedanischen Sklavenhändler im ägyptischen Sudan anzugreifen, wenn es englischen Heeren nicht gelungen ist, sie zu bewältigen. Vom ägyptischen Sudan und dem Nilquellen-Gebiete aus müßten, wenn der Sklavenhandel in seinen innerafrikanischen Hauptsitzen ausgerottet werden soll, die Scharen der Mahdisten, Ghellabas (Sklavenhändler) und aller mit ihnen verbündeten oder in Interessengemeinschaft stehenden kleinen und großen Sultane und Häuptlinge vom ganzen Sudan aufgerollt und niedergeworfen werden auf einer Linie, die über Kordufan, Darfor, Bornu bis zum Tschadsee (kaum der Hälfte der

ganzen Ausdehnung) mehr als 2000 km lang ist. Hier würden, wenn nicht durch das Schwert und die Kugeln der fanatischen Mohammedaner, im mörderischen Klima und ungenügender Verbindung mit der Küste die Heere von ganz Europa zusammen ihren Untergang finden. Wozu sollen also Vereinbarungen der europäischen Mächte dienen? Für Ostafrika sind sie nicht nötig, und England wie Deutschland werden sich dieselben verbitten. Bleibt der unglückliche Kongostaat als Antisklaverei-Operationsfeld, — wenn es der König der Belgier gestattet. Aber da kommen die jüngsten Entdeckungsreisen auf den aus den Sudan kommenden Nebenflüssen des Kongo, da kommt der entsetzliche Ausgang von Stanleys Expedition, um selbst dem Verblendetsten recht handgreiflich die Thorheit eines kriegerischen Vorgehens vom Kongo aus gegen die sudanesischen Sklavenhändler vor die Augen zu führen. Hier haben die „Mächte" also wieder nichts zu schaffen, wohl aber die Missionare, Kolonisatoren und Handelsleute.

Wir sprachen oben vom Sklavenhandel im Roten Meere. Da derselbe bei der Antisklavereibewegung eine ebenso große Bedeutung hat wie der ostafrikanische, und, wie aus den bei den Antisklavereiversammlungen gehaltenen Reden hervorgeht, durchaus nicht allgemein bekannt ist, so glauben wir der Sache einen Dienst zu leisten, wenn wir darüber nach einer Mitteilung von Herrn J. Menges, der als Kaufmann lange Jahre am Roten Meere verweilte, zuverlässige Auskunft geben.*)

Der Sklavenhandel im Roten Meere und im Golf von Aden. — „Gegenwärtig bildet der südlichste Teil des Roten Meeres und der angrenzende Teil des Golfes von Aden den Hauptschauplatz des Sklavenhandels, dessen Jagdgebiete fast ausschließlich die südlich von Abessinien gelegenen Galländer sind. Jedoch bilden hier die christlichen Abessinier die Jäger, während die Mohammedaner nur die Abnehmer der Menschenware und Händler sind. Das abessinische Reich Schoa, welches zu dem Negus Johannes in einem ziemlich losen Abhängigkeitsverhältnis steht, liefert hier die Sklaven, welche entweder von der Armee des Königs Menelik auf ihren Kriegszügen

*) „Deutsche Kolonial-Zeitung", 1888, S. 335 ff.

gegen die Gallas als Gefangene erbeutet oder von einzelnen abessinischen Raubbanden beschafft werden, ganz so, wie dies die mohammedanischen Sklavenjäger in anderen Teilen Afrikas thun. Die Greuel sind natürlich dieselben, denn die Abessinier, obwohl dem Namen nach Christen, stehen in moralischer Beziehung noch weit unter den Mohammedanern, und die Jagd wird hier noch um so grausamer, da die Abessinier durchgehends gut mit Feuerwaffen, teilweise Hinterladern bewaffnet und vortrefflich beritten sind. Mord, Brand und Abschlachtung der für den Verkauf untauglichen Gefangenen begleiten auch hier die Sklavenzüge, und nur dem Umstande, daß die Gallas in festeren Verbänden leben und dadurch zum Widerstande viel besser befähigt sind, ist es zu verdanken, daß die Verminderung der Bevölkerung hier nicht so vor sich gehen kann, wie anderwärts. Kaffa, Guarague, Narea &c. sind die Jagdgebiete der Soldaten von Schoa und der abessinischen Sklavenjäger, doch habe ich gehört, daß die Abessinier neuerdings auch ihre Züge weit nach Westen bis zum Sobat und dem Weißen Nil ausdehnen und von da Sklaven wegschleppen, und daß der König von Schoa, Menelik, eine gewisse Herrschaft über diese weiten Gebiete ausübt.

„Der Transport der von den Abessiniern erbeuteten Sklaven nach der Küste geschieht hauptsächlich durch die mohammedanischen, das Tiefland bewohnenden Stämme der Danakil, Adal &c., und schrecklich sind die Leiden, welche die Gefangenen gerade auf diesem Wege auszustehen haben. Das von Schoa bis zum Golfe sich erstreckende Tiefland gehört mit zu den schlimmsten Wüsteneien, welche man sich vorstellen kann.

„Fast das ganze Jahr ist die Hitze furchtbar und für sechs Monate im Sommer unerträglich, und die wenigen spärlichen Brunnen sind zwei bis fünf Tagereisen voneinander entfernt. Durch diese Wüsteneien werden nun die Sklaven getrieben, meistens Kinder im Alter von acht bis fünfzehn Jahren und besonders Mädchen, welche unter dem Namen ‚Abessinierinnen‘ im Orient vertrieben und für die Harems sehr gerne gekauft und mit hohen Preisen bezahlt werden. Die Nahrung, welche diesen Unglücklichen gereicht wird, besteht fast nur aus Durra, und das noch in ungenügenden Mengen, dazu sparen die Treiber am Wasser, und so kann man sich denken, in

welchem Zustande diese jugendlichen abessinischen Sklaven an der Küste ankommen. Wie viele unterwegs zugrunde gehen, entzieht sich der Berechnung, doch habe ich von eingeborenen Zeugen gehört, daß die von Schoa nach Tadschura hinziehenden Sklavenkarawanen auf dem Wege oft die Hälfte, im Sommer zwei Drittel ihrer Sklaven verlieren. Wer aus Entkräftung zurückbleibt, ist hier unbedingt verloren, verschmachtet und fällt den Hyänen zur Beute, welche den Sklavenkarawanen folgen.

„Die Schilderungen, welche ich von europäischen Augenzeugen, Kaufleuten und Missionaren über das Elend dieser von Abessinien kommenden Sklavenzüge vernahm, sind nicht minder schrecklich als diejenigen, welche wir über die Sklavenkarawanen in Ostafrika kennen, oder als die vereinzelten Scenen derart, welche ich selbst im Sudan mit erlebte, und es ist besser für das Gefühl der Leser, dieselben nicht zu wiederholen. Hauptausfuhrgebiet der aus Abessinien kommenden Gallasklaven ist die Küstenstrecke, welche sich von Sela am Golfe von Aden bis nach Assab erstreckt, namentlich die Bai von Tadschura und die Küste bis Roheita in der Straße von Bab-el-Mandeb. Der Hauptsklavenhändler und derjenige, welcher sozusagen das Monopol des Handels hatte, war der Sultan der Danakil und der ägyptische Gouverneur von Sela, der vor einigen Jahren verstorbene Abu Bakr Pascha. Zur Zeit, als noch Abu Bakr hier mächtig war, geschah die Verschiffung meistens in Tadschura selbst. Jetzt ist dies wegen der öfteren Anwesenheit englischer und französischer Kriegsschiffe nicht mehr geheuer, und so nehmen die Sklaven den Weg nördlich bis in die Gegend zwischen Obok und Roheita, manche auch bis zum südlichen Teile der Bai von Assab. Die letztere ist sehr reich an Inseln, Riffen und Untiefen und bietet deshalb den die Sklaven erwartenden arabischen Barken sehr gute Schlupfwinkel. In diesem Teile bei Bab-el-Mandeb ist das Rote Meer nicht mehr als 25 bis 40 deutsche Seemeilen breit, und die arabischen Barken bewerkstelligen bei gutem Winde die Fahrt in wenigen Stunden. Eine Entdeckung dort ist fast ausgeschlossen, da die Araber, selbst wenn sie von einem Kreuzer überrascht werden, fast immer noch Zeit finden, mit ihren flachgehenden Barken sich zwischen die Klippen und Untiefen der Küste zu retten, wohin ihnen die tiefgehenden

Kriegsschiffe nicht folgen können. Der jetzige Haupteinfuhrplatz für Sklaven in Südarabien ist Mokka, einstmals der Hauptstapelplatz für den Kaffeehandel, jetzt eine verlassene und verfallene Stadt, ohne Bedeutung irgendwelcher Art. Auch werden viele Sklaven bei Nacht in der Straße von Bab=el=Mandeb selbst gelandet und viele auch direkt nach Hodeida, dem bedeutendsten Handelshafen in Südarabien, gebracht. Die türkischen Behörden legen der Einfuhr keine ernstlichen Hindernisse in den Weg und noch weniger dem Handel selbst, da, wie ich früher erwähnte, die Türken selbst Hauptabnehmer, namentlich für die Gallamädchen, die ‚Abessinierinnen' sind und die Paschas und Beys mit den reichen arabischen Sklavenhändlern meistens unter einer Decke stecken. Wie hoch die Zahl der aus diesen Gegenden ausgeführten Sklaven ist, läßt sich nur schwer sagen, doch glaube ich, daß immerhin im Jahre 6000 bis 10 000 zur Ausfuhr gelangen."

Nach Menges findet von Obok keine Sklavenausfuhr statt, ebenso wenig von den englischen Handelsplätzen am Golf von Aden. Die Sklavenausfuhr konzentriert sich hauptsächlich im südlichen Teile des Roten Meeres, und diejenigen Länder, welche die Sklaven liefern, sind die Galländer südlich von Abessinien und Harrar; die christlichen Abessinier, auch besonders die Soldaten von Schoa, sind heute fast nur die Fänger, während die Mohammedaner die Abnehmer sind. Von Harrar gehen die Sklaven zur Bai von Tadschura; von Berbera und Sela werden keine mehr ausgeführt; die nomadisierenden Somal halten keine Sklaven, daher führt auch das ganze Somalland von Sela an bis südlich nach Makdischu keine Sklaven aus. Die Ausfuhren finden von dem engeren Teile des Roten Meeres aus durch die Eingeborenen beider Küsten statt, und weder englische und französische noch italienische Kreuzer vermögen viel gegen die Sklavenbarken, noch verlegen sie sich besonders darauf, sie abzufangen.

Jedenfalls jedoch wird die Ausdehnung des italienischen Protektorates über Abessinien und Schoa hierin allmählich Abhilfe bringen.

2.

Zweite Phase der Bewegung: Das Aufgeben der international-christlichen Richtung. — Stellungnahme der deutschen Reichsregierung, die Blockade und ihr kolonialpolitischer Hintergrund. — Die Deutsche Kolonialgesellschaft. — Die Thätigkeit der katholischen Afrikavereine und deren Erfolge. — Die letzten Ziele der umgewandelten katholischen Bewegung und die nationalen Interessen. — Stellungnahme der evangelischen Kirche. — Die internationale, spezifisch-katholische Kreuzzugsarmee von Frankreich und ihr Feldzugsplan. — Die ostafrikanische Eisenbahn. — Der deutsche Feldzugsplan. — Folgerungen.

Notwendiges Zusammengehen von England und Deutschland in Ostafrika.

Die wichtigste Folge der Gürzenich-Versammlung vom 27. Oktober 1888 war auf katholischer Seite die Gründung des Afrikavereins deutscher Katholiken, an dessen Spitze der Erzbischof von Köln trat. In dem vom Verwaltungsausschusse am 1. Dezember 1880 erlassenen Aufrufe und in den beigefügten Satzungen des Vereins treten als bedeutsamste Thatsachen hervor: 1) Die Bezeichnung von „Deutsch-Ostafrika“ als Operationsfeld. 2) Das Aufgeben eines gemeinsamen Vorgehens der ganzen europäischen Christenheit (obgleich sich zu Köln Männer beider Bekenntnisse brüderlich die Hand gereicht hatten, wie der Aufruf besagte) mit der Erklärung: „So lange durch Gottes Zulassung in unserem Vaterlande die Glaubensspaltung besteht, müssen wir das hohe Ziel auf getrennten Wegen zu erreichen, einander zu übertreffen suchen in Eifer und Opfern.“ Die geringe Höhe des Jahresbeitrages von 1 Mark sollte dem Vereine die allerweiteste Verbreitung sichern.

Infolge dieses Aufrufes nahmen sich alle katholischen Bischöfe Deutschlands der Sache an, empfahlen öffentlich den Verein und traten als Ehrenpräsidenten an deren Spitze. In der ersten Woche zählte man 10000 Mitglieder. Auch in Österreich begann die Bewegung durch eine große, vom Fürsten Wrede nach Wien berufene Versammlung Fuß zu fassen, Major Karl v. Dobner wollte eine Expedition nach Afrika führen, um mit den Belgiern gemeinsam zu operieren. Letztere planten unter dem bekannten Afrikareisenden Storms vorzugehen und statt der verlangten 100 Mann 700 zu

stellen, während sich gleichzeitig in Frankreich 7000 Freiwillige meldeten. Nur Spanien zeigte sich widerwillig, und ein Leitartikel des „Liberal“ erklärte ganz nüchtern: „Spanien hat kein überflüssiges Geld für solche Sachen und hat hier zu Lande genug weiße Sklaven zu erlösen“; eine Erklärung, welche durch die Armut eines großen Teiles der Bevölkerung nur allzu gerechtfertigt erscheint.

In Belgien wurde die Begeisterung weder vom Könige Leopold II. geteilt, welcher die Unterdrückung der Sklaverei überhaupt nur auf dem friedlichen Wege der Zivilisierung der Afrikaner für möglich hielt, noch von den leitenden Kreisen der Kongoregierung, welche unzweideutig zu verstehen gaben, daß sie einer Kreuzzugsarmee am Kongo kein Operationsfeld überlassen könnten, daß Herr Descamps-David auf der Gürzenich-Versammlung nicht im Namen der Kongoregierung gesprochen habe, und der Artikel 6 der Kongoakte keine Verpflichtungen für die jetzige Antisklavereibewegung enthalte.

Wir haben schon oben (S. 503) gesehen, wie in England trotz des Beifalles, den Kardinal Lavigerie fand, trotz der Thätigkeit der British and Foreign Anti-Slavery-Society die öffentliche Meinung sich teilte und die meisten englischen Kolonialpolitiker sich der Bewegung gegenüber kalt, ja selbst schroff abwehrend verhielten. Diese Antipathie wurde noch vermehrt, als das Deutsche Reich zur Antisklavereibewegung offiziell Stellung nahm und dadurch nicht wenigen, sonst der Antisklavereibewegung günstig gestimmten Engländern eine neue Schmälerung des englischen Ansehens und Einflusses in Afrika, ja eine Gefährdung der britischen Weltmachtstellung zu drohen schien. Doch war die englische Regierung einsichtig genug sich von dieser Gegenströmung nicht fortreißen zu lassen, wie wir später sehen werden.

Der Vorsitzende der Gürzenich-Versammlung, Oberstaatsanwalt Hamm, hatte unter den 27. Oktober die Beschlüsse derselben dem Fürsten Bismarck mitgeteilt, welcher demselben unter dem 6. November aus Friedrichsruhe dankend antwortete mit dem Zusatze: „Die Kaiserliche Regierung ist schon länger bemüht, eine Verständigung der beteiligten Mächte zum Zwecke der Ergreifung wirksamer Maßregeln gegen den Sklavenhandel vorzubereiten und führt in diesem Sinne zunächst Verhandlungen mit der Königlich Großbritannischen Regierung. Ich darf hoffen, daß die-

selben in kurzem die Grundlage bieten werden, um demnächst mit den auf der Ostküste von Afrika beteiligten Regierungen von Italien und Portugal und mit den an der Kongoakte beteiligten Mächten in Unterhandlung zu treten."

Von diesen Verhandlungen mit England gab der „Reichsanzeiger" durch Veröffentlichung folgender Noten Kenntnis:

„London, den 3. November 1888.

„Der unterzeichnete Kaiserlich Deutsche Botschafter hat die Ehre, im Auftrage seiner Regierung Sr. Excellenz dem Herrn Marquis von Salisbury, dem Minister der Auswärtigen Angelegenheiten Ihrer britischen Majestät, die folgende Mitteilung zu machen.

„Angesichts der zunehmenden Ausdehnung der Feindseligkeiten, mit welchen die Sklavenhändler arabischer Nationalität der Unterdrückung des Negerhandels und dem legitimen Handel der christlichen Völker mit den Eingeborenen Afrikas entgegentreten, schlägt die Kaiserliche Regierung Ihrer britischen Majestät vor, gemeinschaftlich und mit Zustimmung des Sultans von Sansibar die zum Gebiete dieses Herrschers gehörigen Küsten von Ostafrika zu blockieren, um die Ausfuhr von Sklaven und die Einfuhr von Waffen und Kriegsmunition daselbst zu unterdrücken.

„Über Einzelheiten betreffs Ausführung der Blockade werden der deutsche und der englische Admiral in Sansibar zu verhandeln und eine Vereinbarung zu treffen haben.

„Um die Blockade wirksam gegen den Sklavenhandel zu machen, wird es erforderlich sein, daß die Kriegsschiffe der beiden Nationen jedes verdächtige Fahrzeug, unter welcher Flagge es auch fahren mag, durchsuchen und gegebenen Falles aufbringen. Die Regierung Sr. Majestät des Kaisers ist bereit in Gemeinschaft mit der Regierung Ihrer Majestät der Königin bei den anderen Mächten die nötigen Schritte in diesem Sinne zu thun.

„Da der Negerhandel, sowie die Rüstungen und die Feindseligkeiten der Sklavenhändler sich auf das angrenzende portugiesische Küstengebiet bei Sansibar erstrecken, so wird es nützlich und wünschenswert sein, die Mitwirkung mit Zustimmung von Portugal zur Ausdehnung der Blockade auf den dieser Macht gehörigen Teil der Küste zu erlangen.

„Indem der Unterzeichnete den Herrn Marquis von Salisbury bittet, ihn baldmöglichst zu benachrichtigen, ob die Regierung Ihrer britischen Majestät mit dem Vorschlag, welchen er ihr zu unterbreiten die Ehre hat, einverstanden ist, ergreift er mit Vergnügen diese Gelegenheit, um Sr. Excellenz die Versicherung seiner ausgezeichnetsten Hochachtung zu erneuern.

Hatzfeldt."

Sr. Excellenz dem Herrn Marquis von Salisbury ꝛc. ꝛc.

Auswärtiges Amt.

„(London), den 5. November 1888.

„Herr Botschafter.

„Angesichts der zunehmenden Ausdehnung des Sklavenhandels an der Ostküste von Afrika und der Störungen und Hindernisse, welche derselbe dem legitimen Handel bereitet, tritt Ihrer Majestät Regierung dem Vorschlage der Kaiserlichen Regierung bei, mit Zustimmung des Sultans von Sansibar an den Küsten der festländischen Besitzungen Sr. Hoheit eine Blockade gegen die Einfuhr von Kriegsmaterialien und die Ausfuhr von Sklaven herzustellen.

„Das Programm für die Ausführung der Blockade ist von dem englischen und dem deutschen Admiral in Gemeinschaft festzustellen, und die Blockade soll fortdauern, bis eine der Mächte von der Absicht Anzeige macht, dieselbe aufzugeben.

„Um die Blockade für die oben erwähnten Zwecke wirksam zu machen, ist es wesentlich, daß die Kriegsschiffe der beiden Mächte innerhalb des Blockadebereichs das Recht haben, jedes verdächtige Schiff, unter welcher Flagge es auch fahren mag, zu durchsuchen und im Bedürfnisfalle anzuhalten. Die Regierung Ihrer Majestät wird im Verein mit der Kaiserlichen Regierung bei den anderen Mächten Schritte thun, um deren Zustimmung zu den für diesen Zweck erforderlichen Maßregeln herbeizuführen.

„Da der Sklavenhandel und die Rüstungen der Händler, welche denselben betreiben, sich auf die angrenzenden portugiesischen Besitzungen erstreckten, so würde es nützlich und wünschenswert sein,

die Mitwirkung Portugals und die Zustimmung dieser Macht zur Ausdehnung der Blockade auf die portugiesische Küste zu erlangen.

„Ich habe die Ehre, Herr Botschafter, zu sein mit der ausgezeichnetsten Hochachtung

Ew. Excellenz gehorsamster ergebener Diener

Salisbury.“

Sr. Excellenz den Grafen Hatzfeldt 2c. 2c. 2c.

Die Anregung zu der sofort ins Leben tretenden Blockade der ostafrikanischen Küste war bereits am 8. Oktober 1888 von Deutschland ausgegangen, da unter diesem Datum der kaiserliche Geschäftsträger in London, Graf Leyden, dem Marquis von Salisbury ein Memorandum mitteilte, worin die kaiserliche Regierung dem englischen Minister Vorschläge zur Wiederherstellung der Autorität des Sultans von Sansibar und zur Niederwerfung des Aufstandes unterbreitete und die Ansichten von Ihrer Majestät Regierung über eine gemeinsame Aktion Deutschlands und Englands zur See, respektive „einer Blockade der Festlandsküste von Sansibar zwischen Kipini und dem Rovumaflusse zum Zwecke der Abschneidung jeglichen Handelsverkehrs mit den rebellischen Küstendistritten, ganz besonders desjenigen von Sklavenschiffen und Waffen und Munition“. Ähnliche Erlasse folgten im Laufe des Oktober an die Gesandten in Paris, Rom, Lissabon und Brüssel.

Dieses Memorandum, sowie die beiden oben mitgeteilten zwei Noten wurden dem englischen Parlamente vorgelegt, zugleich auch eine an demselben Tage (5. November) wie die Mitteilung an den deutschen Botschafter Grafen Hatzfeldt abgesandte Depesche des Marquis von Salisbury an Sir Edward Malet, den englischen Botschafter in Berlin, worin sich der Minister mit der vorgeschlagenen gemeinsamen Blockade einverstanden erklärt. Hervorzuheben aus dieser Depesche ist, daß der Marquis die Zunahme der entsetzlichen Sklavenjagden zum Teil der größeren Zerstörungskraft der Feuerwaffen zuschreibt, welche den Handel in den letzten Jahren in die Hände der arabischen Abenteurer legen konnte, die diese Vernichtungszüge veranstalteten. Dann fährt er fort: „Ebenso hat die während derselben Zeit vor sich gegangene Ausdehnung des französischen Einflusses auf

Madagaskar und den Komoroinseln einen neuen Antrieb für die Ausdehnung des Sklavenhandels gegeben. Die Franzosen sind ebenso willens, diesen Handel zu vernichten, wie jede andere christliche Nation, aber ihre Seemacht in jenen Gewässern ist klein, und sie haben anderen Nationen stets das Recht verweigert, fremde, verdächtige Schiffe anzuhalten und zu durchsuchen, ein Recht, welches unentbehrlich ist, wenn die französische Flagge nicht mißbraucht werden soll, um den Handel zu decken. Unsere Kreuzer waren daher gezwungen, zuzuschauen, während arabische Dhaus mit aufgehißter, französischer Flagge und mit Sklavenfracht an Bord unter ihren Kanonen mit Straflosigkeit passieren konnten. Unter diesen Einflüssen hat der Sklavenhandel neuerdings ganz zweifellos eine beträchtliche Wiederbelebung erfahren. Und ich halte es für wahrscheinlich, daß dieser Umstand seinen Anteil an den Unruhen hatte, welche der deutschen Gesellschaft so verderblich geworden sind.

„In dem vorliegenden Falle giebt es jedoch noch eine Veranlassung von besonderem Gewichte, welche Ihrer Majestät Regierung bestimmt, den Wünschen der deutschen Regierung in dieser Angelegenheit zu willfahren. Es ist angesichts der vorliegenden Verwickelungen zum erstenmale möglich gewesen, das gewaltigste Hemmnis zu beseitigen, welches sich der Unterdrückung des Sklavenhandels in den Weg stellte, nämlich die Weigerung Frankreichs, auf das Recht der gegenseitigen Durchsuchung der Schiffe einzugehen. Die französische Regierung hat sich, obwohl sie nicht willens ist, dieses Recht für alle Fälle und bei allen Gelegenheiten zuzugestehen, damit einverstanden erklärt, es für diese Blockade gelten zu lassen.“

Die Blockade wurde am 2. Dezember 1888 begonnen, von deutscher Seite unter dem Kommando des Kontreadmirals Deinhardt mit 6 Schiffen (54 Geschützen und 1337 Mann Besatzung), von englischer unter Fremantle mit 7 Schiffen, welche an Kanonenzahl hinter den deutschen zurückstanden. Von vornherein hielt man in Deutschland die Blockade zwar für nützlich, aber durchaus nicht für ausreichend, teils wegen der im Verhältnis zur bedeutenden Ausdehnung der zu überwachenden Küsten zu geringen Anzahl der Kreuzer, teils aus Zweifel an einem durchgreifenden Vorgehen der Engländer, von welchen sehr viele, namentlich der Missionssache zugethane ein-

sichtsvolle Männer darin eine Gefährdung der Missionen erblickten. Fürst Bismarck setzte in der Reichstagssitzung vom 26. Januar 1889 die kolonialpolitischen Erwägungen auseinander, welche ihn zur gemeinsamen Aktion mit England bestimmt hatten. Es sind höchst bedeutsame Fingerzeige für die zahlreichen Deutschen, welche aus Mangel an genauerer Kenntnis der überseeischen Dinge und der altbewährten englischen Politik prinzipiell einem Zusammengehen mit England entgegenstehen, obgleich sie in jeder Seehandelsstadt, in jedem Industriezentrum Deutschlands sehen, daß unermeßliche materielle Interessen beide Völker unzertrennbar verbinden.

„Die ganze Blockade", sagte der Reichskanzler, „halte ich nicht für sehr wesentlich. Wirksam ist sie auf dem deutschen südlichen Gebiete vermöge der strengen Gewissenhaftigkeit, welche deutsche Organe überhaupt in der Ausführung ihrer Aufträge haben. Ob sie generell wirksam ist, darüber habe ich nicht sichere Nachrichten; manche Nachrichten, deren Glaubwürdigkeit ich dahingestellt sein lasse, lassen dies zweifelhaft erscheinen. Die Blockade ist mir auch von Hause aus nicht als ein Mittel erschienen, die Sklaverei tot zu machen — denn sie trifft ja nur die Ausfuhr der Sklaven und die doch auch nur unvollständig —, sondern ich habe in deren Herstellung einen Beweis der afrikanischen Küste gegenüber gesehen, daß Deutschland und England einig sind. Das halte ich für sehr wichtig, daß die Eingeborenen der Küste den Eindruck haben und behalten, daß zwischen den beiden bei Sansibar überhaupt in Frage kommenden Mächten und namentlich zwischen der im älteren Besitze befindlichen Macht England und uns das volle Einverständnis besteht.

„Das ist mehr eine politische als eine militärische Frage, daß wir in Gemeinschaft mit England dort blockieren. Wir fassen dabei einige der Sklaven ab — ich glaube 287 ist die Ziffer derer, die wir bisher gegriffen haben; ein sehr geringer Teil —; von englischer Seite haben wir keine Nachricht, daß dort überhaupt Sklaven aufgegriffen worden wären. Aber die Hauptsache den Afrikanern gegenüber ist die Autorität der Europäer und die Autorität der verbündeten Europäer. So lange wir dort mit England in Rivalität leben, wird keine von beiden Mächten denjenigen Nimbus mit der Zeit haben oder behalten, dessen es bedarf, um auf diese schwarz

gefärbten Bewohner einen Eindruck zu machen; so lange und sobald wir einig sind, ist es etwas ganz anderes, und wenn die Blockade aufhört, ohne den Eindruck eines Bruches der Einigkeit zwischen England und Deutschland zu machen, so will ich nichts dawider haben.

„Dieser Eindruck ist mir nach meiner politischen Auffassung die Hauptsache, ebenso wie ich in anderen Kolonieen, in Samoa z. B., unbedingt festhalte an der Übereinstimmung mit der englischen Regierung und an dem Entschluß, sobald wir mit derselben in Übereinstimmung sind, gemeinsam vorzugehen, und sobald wir das nicht sind, uns zu enthalten oder mit Zurückhaltung zu verfahren. Ich betrachte England als den alten traditionellen Bundesgenossen, mit dem wir keine streitigen Interessen haben; — wenn ich sage ‚Bundesgenossen', so ist das in diplomatischem Sinne zu fassen; wir haben keine Verträge mit England; — aber ich wünsche die Fühlung, die wir seit nun doch mindestens 150 Jahren mit England gehabt haben, festzuhalten, auch in den kolonialen Fragen."

Kurz vorher war eine bestimmtere Stellungnahme der Deutschen Kolonialgesellschaft zu der Sklavereifrage erfolgt: Angesehene und in kolonialen Dingen erfahrene Mitglieder derselben hatten schon längst auf die Unmöglichkeit, ohne Sklaven als Trägern die Verbindung der zahlreichen Missions- und Handelsstationen des Innern mit der Küste zu unterhalten, hingewiesen und nach Livingstones Vorgange sich gegen eine gewaltsame und durchaus unmögliche Unterdrückung der Sklaverei erklärt. Die Gesellschaft nahm nun in der Hauptversammlung am 22. November eine entschiedene Stellung zu dieser Frage ein. Es wurde nach einem gediegenen Vortrage des Herrn Präsidenten Grimm eine Resolution angenommen, worin die (16 000) Mitglieder des Vereins aufgefordert wurden, sowohl im humanitären wie kolonialpolitischen Interesse für die Unterdrückung des afrikanischen Sklavenhandels einzutreten. Herr Dr. Fabri besprach in seiner gehaltvollen Rede auch die Thätigkeit des Kardinals Lavigerie und fügte als Korrektur mancher übereilter Deklamationen und phantastischer Pläne hinzu: Es sei allerdings an der Zeit, dieser größten Humanitätsfrage der Gegenwart, im gewissen Sinne aller Zeiten, wirklich praktisch und thatsächlich näher zu treten, aber es sei bei dem Vorgehen der christlichen Nationen eine Unterscheidung zu machen.

„Wir können und wollen nicht zunächst kämpfen gegen die arabische Sklaverei, sofern sie eine gesellschaftliche Institution ist, sondern wir wollen kämpfen gegen die Greuel der Sklavenjagden und des damit verbundenen Sklavenhandels. Die Sklaverei als gesellschaftliche Tradition ist nicht auf dem Wege der Gewalt zu beseitigen, sondern auf dem Wege, daß christliche Kultur und europäische Bildung allmählich die Sitten umändert.“ — Der erfahrene Kolonialpolitiker sprach damit eine Anschauung aus, welche im Gegensatz zu den kriegerischen Heißspornen der Antisklavereibewegung heute von allen urteilsfähigen Deutschen geteilt wird.

Die von Köln ausgegangene Gründung von Afrikavereinen nahm im Laufe des Jahres scheinbar große Verhältnisse an, so daß im Juli 1500 solcher Vereine bestanden, welche mehrere hunderttausend Mark Jahresbeiträge sammelten. Doch war die Bewegung trotzdem unter den 18 Millionen Katholiken, wie die Zeitschrift „Gott will es“ klagte, nicht intensiv genug. An vielen Orten fehlte es an Männern, welche die Gründung eines Zweigvereins in die Hand nehmen wollten. So konnte z. B. in Baden in einer Pfarrei kein Verein zu stande kommen, weil die Vorstandsmitglieder fehlten; die armen Arbeiterinnen abonnierten dagegen dort auf nicht weniger als 43 Exemplare der Monatsschrift „Gott will es“. Genau besehen werden es wohl die deutschen Bauern wie die französischen machen, jeden Pfennig vor dem Ausgeben dreimal umdrehen und vor Verpflichtungen für militärische Ausrüstungen oder gar für die Bezahlung eines „Krieges“ in Afrika zurückschrecken. So wurde denn die Bewegung allmählich schwächer, schließlich auch von der Gründung von Frauenvereinen abgesehen, um den übrigen Vereinen nicht die Mitglieder zu entziehen. Wie wir später sehen werden, stellte sich auch bald auf Seiten der deutschen Katholiken ein scharfer Unterschied in der Auffassung und Gestaltung der Ziele der Bewegung heraus, und ebenso sehr aus diesem Grunde wie aus der abwehrenden Haltung der Protestanten wurde der etwas lärmend für den September angekündigte Kongreß zu Luzern abgesagt. Dagegen wurde der Plan eines Kongresses überhaupt nicht aufgegeben, sondern vom Kardinal nur geändert. „Es soll nach der Monatsschrift ‚Gott will es‘ (September 1889,

S. 355) nicht mehr ein jeder teilnehmen können, sondern jedes nationale Komitee, also bei uns der Zentralausschuß in Köln, soll drei Mitglieder senden. Die großen Vereine werden also alle gleich stark vertreten werden, gleichviel wie viele Mitglieder sie haben. Ferner sollen die auf die Tagesordnung kommenden Fragen vorher von den Zentralausschüssen genau geprüft und danach die Deputierten mit entsprechender Weisung versehen werden. Endlich werden die Versammlungen des Kongresses weder sehr zahlreich noch öffentlich; während der Kardinal früher eine glänzende Kundgebung gegen die Sklaverei wünschte, will er jetzt jedes Geräusch vermeiden, um nicht unnötiger Weise die Aufmerksamkeit der Sklavenhändler zu erregen." —

Die ganze so begeistert international eingeleitete Antisklavereibewegung verläuft sich demnach in ein „kleines geheimes römisch-katholisches Komitee von Eingeweihten" (jedenfalls auch ersten Gründern und Leitern), zu dessen Verhandlungen keine Vertreter profaner Mächte und Kolonialgesellschaften zugelassen werden. Das Recht zu diesem veränderten Vorgehen wird niemand bestreiten: auch wäre es sinnlos, hinter den „geheimen" Verhandlungen dieses „petit comité" sogleich ein Ausbrüten finsterer kulturgefährlicher Pläne wittern zu wollen. Die „Eingeweihten" werden über nichts anderes beraten können, als über die Mittel und Wege, die veränderte Sachlage zum Besten der Kirche, d. h. namentlich zur Vermehrung des Ansehens derselben und einer bedeutend gesteigerten katholischen Propaganda in Afrika (und in Europa) auszunutzen. Bleibt diese Wendung der katholischen Aktion auf gesetzlichem Boden, so läßt sich nichts dagegen sagen, und es wäre nur der Erhaltung des Gleichgewichtes wegen zu wünschen, daß auf protestantischer Seite eine verhältnismäßig ebenso intensive, gesteigerte Teilnahme für die Förderung der Missionssache einträte. Der oben angeführte katholische offizielle Zeitschrift faßt die durch bessere Erkenntnis der Sache — zuerst in Deutschland — herbeigeführte Wandlung und die Ziele für die nächsten zehn Jahre in den Worten zusammen: „Ein Fortschritt muß es genannt werden, daß man sich allmählich klar darüber wird, was zunächst zu geschehen hat. Die Idee eines bewaffneten Einschreitens hier seitens des Vereins ist beiseite gelegt; wir überlassen es dem

Reiche, durch Wißmann das in dieser Beziehung Mögliche leisten zu lassen. Unsere Sorge ist vorläufig die, Gelder zu sammeln, um, sobald die Reichstruppen an der Küste wieder geordnete Verhältnisse hergestellt haben, was noch eine Weile dauern kann, mit Kraft und nachhaltig an die Christianisierung der dem Deutschen Reiche unterworfenen Gebiete zu gehen. Mit der Lösung dieser Aufgabe werden wir für das erste Jahrzehnt genug zu thun haben. Wenn wir unserer St. Benediktus=Genossenschaft und den Vätern vom heiligen Geist dann jährlich eine Million Mark zur Verfügung stellen können, so dürfen wir auf dauerhafte Erfolge rechnen."

Es wird also, was schon bei Entstehung der Antisklavereibewegung vorauszusehen war, in Ostafrika eine großartige Entwickelung der katholischen Missionen stattfinden; denn einerseits wird jeder Kenner katholischer Dinge die Wahrscheinlichkeit zugeben, daß die katholischen Vereine in Deutschland allein jährlich eine Million Mark zusammenbringen, anderseits hat die Kirche in Frankreich unermeßliche pekuniäre Hilfsquellen, welche die Väter vom heiligen Geist für Ostafrika heranziehen können. Die Radikalen haben schon längst herausgerechnet, daß die katholische Kirche ihr Vermögen von vor der Revolution von 1793 mit mehr als einer Milliarde Einkommen wieder hergestellt hat und sie tragen sich mit der Absicht, bei der nächsten sozialen Revolution dieses Kirchenvermögen ebenso zu konfiszieren, wie die Geldmassen der israelitischen Banquiers, wofür man im „Anti-Sémitique" zahlreiche Playdoyers nachlesen mag.

Im rein kolonialen Interesse mag diese beschleunigte Christianisierung und Kultivation Ostafrikas erwünscht sein; es wird und kann dem katholischen Glaubensboten nichts in den Weg gelegt werden; aber die wichtigsten nationalen Interessen in der Heimat wie in Ostafrika fordern dringend zweierlei: 1) die protestantische Mission muß, wie oben gesagt, verhältnismäßig gesteigert werden; 2) das Reich muß, um die Parität und die vaterländischen Interessen zu wahren, um Kollisionen und Übergriffe unter den zahlreichen Missionen zu verhindern, die unter den 54—60 Völkerschaften nicht ausbleibenden Streitigkeiten und Feindseligkeiten im Keime zu unterdrücken, die gesetzliche Ordnung zur Anerkennung zu bringen, die Leitung des ostafrikanischen Schutzgebietes durch

kaiserliche Beamte sobald wie möglich übernehmen. Es sprechen für diese Übernahme eine Reihe anderer höchst wichtiger Gründe, wofür die Nachweise in der eben erschienenen Schrift von Arndt v. Holtzendorff („Die koloniale Frage und ihre Lösung durch das Reich." Berlin, Gärtner, 1889) eingehend geliefert werden. Herr Holtzendorff sagt u. a.: „Die Beamten hätten unter einer Zentralverwaltung zu stehen, ähnlich wie in England, mit einem Staatssekretär für Kolonieen an der Spitze, der als Vertreter des Reichskanzlers fungierte und vor diesem ressortierte. Ihm zur Seite wäre ein Syndikat sachkundiger Männer am Platze, welche als beratendes Kollegium für alle Angelegenheiten den Staatssekretär zu unterstützen hätten. Eine entsprechende Einrichtung besteht in Frankreich in dem Conseil supérieur des colonies. Die wissenschaftliche Ausnutzung könnte den Gesellschaften überlassen bleiben, selbstverständlich unter Kontrole des Reiches." Durchaus notwendig sei eine aus Eingeborenen unter deutschen Offizieren und Unteroffizieren bestehende Kolonialtruppe. — Schon längst vertrat Dr. Fabri dieselben Ansichten.

Zur Antisklavereibewegung zurückkehrend, bemerken wir, daß sowohl aus den Ergebnissen des bisherigen Verlaufes dieser Bewegung, sowie namentlich aus den maßgebenden, von deutscher Seite angestellten wissenschaftlichen Studien der ganzen Sklavereifrage (vgl. S. 121 bis 167 unseres Buches), zu schließen ist, daß die Mächte zu einem gemeinsamen Vorgehen gegen die unerreichbaren Sklavenhändler im Sudan (um die anderen kann es sich nicht handeln) auf einer „Konferenz zu Brüssel" keine Veranlassung haben können.

Die protestantische Kirche nahm in ihren theologischen Blättern und Missionszeitschriften schon vor Schluß des Jahres 1888 eine entschiedene Stellung gegen den bezweckten Religionskrieg ein, später besonders scharf durch die in die wichtigsten Fragen tief eingehende Schrift von Dr. G. Warneck: „Die Stellung der evangelischen Mission zur Sklavenfrage. Geschichtlich und theoretisch erörtert. Gütersloh 1889." Alle protestantischen Missionare erklärten sich mit Missionsinspektor Dr. Fabri prinzipiell gegen die Vereinigung von Kreuz und Schwert, gegen jeden Gedanken eines „Kreuzzuges". Ebenso fast die gesammte nicht spezifisch-katholische Presse.

Wir haben oben, um dem Leser die Übersicht des Verlaufes der

Bewegung zu erleichtern, die Umgestaltung derselben aus einer internationalen zu einer spezifisch-katholischen, sowie deren Ergebnisse und zukünftige Ziele sine ira, sine odio vorgreifend geschildert, und deshalb einige kulturhistorisch wie deutschnational wichtige und interessante Dinge übergangen, deren Besprechung wir jetzt nachholen.

Die Antisklavereibewegung, ja die ganze Sklavereifrage ist nämlich so enge verwoben mit unseren wichtigsten nationalen und kolonialen Interessen, namentlich in Ostafrika, es treten bei der deutschen und französischen Bewegung so merkwürdige Richtungen und Gegensätze hervor und selbst so nützliche Lehren für die zukünftige Gestaltung der kolonialen Dinge in Afrika, daß die den Kern der Sache treffenden und die letzten Absichten kundgebenden Feldzugspläne des deutschen und des französischen „Kreuzzuges" (der Name wird in seiner vollen Bedeutung allseits angenommen) eine genauere Betrachtung verdienen. Wir geben dieselbe durchaus objektiv.

Die internationale spezifisch-katholische Kreuzzugsarmee von Frankreich und ihr Feldzugsplan.

Jüngst ist eine Schrift des Marquis de Bonaldi du Menil („Questions africaines. La croisade noire." Paris, Dentu, 1889) erschienen, welcher unerwartet vollständig Aufschluß giebt über die französischen Ziele der Antisklavereibewegung, die, wie wir später sehen werden, nicht unwesentlich von dem deutschen Feldzugsplane abweichen. Wir übergehen die Vorurteile des Verfassers gegen Deutschland, seine gehässigen Äußerungen über den Reichskanzler, seine Verdächtigungen der nichtfranzösischen Komitees, die deutschen inbegriffen, welchen er Absichten nationalen Ehrgeizes unterschiebt, und geben seine Auseinandersetzungen genau, meistens wortgetreu wieder. Es läßt sich manches daraus lernen, wovon der Herr Marquis keine Ahnung gehabt hat.

1. Allgemeine Bedingungen des Unternehmens.

a) Für ein so verwickeltes Werk braucht man weder viel Zeit noch viel Leute, aber viel Geld; 100 Millionen Francs, 1200 Mann in Afrika und 5000 Mann Ersatztruppen. Nach dem ersten Feldzuge, der höchstens zwei Jahre dauern und, nach der Festsetzung an

den großen Seeen, mit der Besitzergreifung von Uganda und Unyoro schließen würde, kann dann ein zweiter in Verbindung mit Emin Pascha das bewundernswerte Werk Gordons wiederherstellen. (Mon dieu, maman, die hunderttausend mit vortrefflichen Feuerwaffen versehenen Krieger des Königs von Uganda werden von den Resten der französischen Kreuzzugsschar einfach über den Haufen gerannt und ebenso im Laufe die anderthalb Millionen Quadratkilometer des „Gordonschen Werkes“ nach dem Frühstück genommen. Man könnte über diese Tollheit lächeln, wenn nicht schon ein bloßer Versuch zur Verwirklichung derselben soviel Opfer an Menschenleben und Geld kostete. Und doch wußte dies der Herr Marquis, denn er sagt [S. 51]: „Aucun Etat européen ne voudra courir le risque d'envoyer au centre de l'Afrique des troupes qui y fondraient comme la neige au soleil de l'Afrique.“)

b) Das Kreuzzugsheer muß international sein, weil die Regierungen der europäischen Staaten im Gefühle ihrer Verantwortlichkeit sich nicht auf ferne, gefährliche Unternehmungen einlassen würden. Die Internationalität würde den Widerstand der Regierungen brechen.

c) Die internationalen Truppen müssen im Namen des Papstes, des Veranlassers der Bewegung, handeln. Der Papst als natürlicher Beschützer der afrikanischen Christengemeinschaften von Europa anerkannt und als Schatzmeister des gemeinschaftlichen, speziell für die Abschaffung der Sklaverei bestimmten Fonds eingesetzt, wird bevollmächtigt, Truppenkörper zu bilden und sie nach Zentralafrika zu schicken, um den Menschenhandel zu hemmen. Dem Papste würde die edle Rolle zufallen, von den weltlichen Mächten die Garantie der Anleihe für den Feldzug zu erbitten (mendier) und sich zugleich mit denselben zu verständigen, um einen „Hauptfeldherrn“ zu ernennen und von Europa anerkennen zu lassen.

d) Die internationale Truppe operiert leicht auf der oben bezeichneten Seeenlinie, unterstützt von Dampfschiffen und Eisenbahnen, während die „Mächte“ das Gebiet von den Seeen bis zur Küste mit allen seinen Schwierigkeiten, welche die Bodenbeschaffenheit und die zahlreichen Völkerschaften, abgesehen von den Sklavenjägern, bereiten, zu befreien und zu säubern haben. Welche Mächte der Herr Marquis meint, sagt er nicht; die deutsche Interessensphäre scheint

nicht für ihn zu existieren, da er (S. 29) die Anerkennung derselben blos den Kruppschen Kanonen zuschreibt: „Jl y a peu de temps encore, on pénétrait sans difficulté jusqu'aux grands lacs. Mais les Allemands sont venus, ils ont bombardé la côte et, suivant la judicieuse remarque de M. de Brazza, ces quelques obus, brutalement jetés sur des gens inoffensifs, suffisent aux yeux des puissances européennes, pour leur constituer sur les regions bombardées, un droit plus imprescriptible que tout autre."

(Es würde mit den Wünschen gewisser Engländer und der meisten Franzosen übereinstimmen, wenn dem deutsch-ostafrikanischen Gebiete durch Verdrängung vom Nyassa und Tanganyika, sowie von der unmittelbaren Verbindung mit dem Kongostaat die Lebensadern vollständig unterbunden und seine koloniale Thätigkeit auf ein schmales Küstenland beschränkt würde. B.)

2. Organisation eines internationalen Truppenkörpers.

Ein kräftiges Vorgehen ist nur möglich, wenn es von einem einzigen Willen ausgeht. Die Antisklavereikomitees in Europa haben damit nichts zu schaffen. Der Oberanführer muß die Antisklavereiarmee nicht fertig übernehmen, sondern dieselbe unter seiner eigenen Verantwortlichkeit rekrutieren und organisieren; er selbst hat an Ort und Stelle den Feldzugsplan zu fassen und auszuführen.

Was das Offiziercorps und den Generalstab betrifft, so wäre die Gründung eines internationalen Ritterordens (auf den der Kardinal Lavigerie leider verzichtet hat) das einfachste, vernünftigste und wirksamste Mittel, beide zu beschaffen. Ein solcher Orden könnte nur unter der Ägide des Papstes, des einzigen Mannes auf Erden, bei welchem die Nationalität durch seine Eigenschaft als „Universalbischof" aufgehoben ist, was heute in Europa, wie die zeitgenössischen Vorkommnisse beweisen, selbst von den Konfessionen anerkannt wird.*) Für den großen Zweck der Abschaffung des Sklavenhandels müssen alle partikularistischen nationalen Rücksichten

---

*) Es ist kaum nötig auf den Irrtum des Herrn Marquis aufmerksam zu machen, weder die protestantische noch die griechische Kirche erkennen einen „Universalbischof" an.

und Bestrebungen aufgegeben werden und dieses kann nur unter dem internationalen Oberhaupt der katholischen Kirche geschehen. Die Franzosen sollten sich der ruhmvollen Thaten ihrer Väter vor sechshundert Jahren erinnern, als sie unter dem Banner Peters des Einsiedlers kämpften.

„Edelleute von Frankreich, der Augenblick ist da, euch auf der Höhe großer Aufgaben zu zeigen! In eurem Vaterlande bestreitet man euch alles. Das revolutionäre Gesetz hat, indem es über eure Häupter fuhr, euch euren sozialen Rang und selbst die Freiheit eurer Handlungen geraubt. Wo könnt ihr besser die durch die Ruhe abgeblaßten Farben eurer Wappenschilder wieder auffrischen als bei diesem Werke, das ähnlich ist dem eurer hehren Ahnen? Wollt ihr zurückbleiben und euch überholen lassen von denjenigen (Mitgliedern der Antisklavereibewegung), welche den edlen Ehrgeiz haben, ihrerseits Ahnen neuer, vom heiligen Vater geschaffener (S. 59) Adelsgeschlechter zu werden? Nein, denn es sind in euren Reihen wie in den andern Anerbietungen hervorgetreten. Um diese hochherzige Begeisterung zu leiten, muß man Männer vereinigen, welche mit Gesundheit und Charakterstärke die notwendige Thätigkeit und Bildung verbinden. Zu dieser gehört ihr. Überall, wo eine edle Sache Hingebung verlangt hat, sah man euch in den ersten Reihen, und die Zeit ist nicht fern, wo eure nur zu sehr vergessenen Namen auf den Schlachtfeldern des vom Feinde besetzten Frankreichs wiederhallten. Bei diesem Werke, dem erhabensten, welches zu unserer Zeit ersonnen werden mag, müssen von neuem alle Reihen der Streiter in einer und derselben Begeisterung verschmolzen sein!"

(Wenn man sich erinnert, wie in diesem Jahrhundert der allgemeinen Nivellierungsarbeit, und nicht am wenigsten im letzten Deutsch-französischen Kriege der französische Adel, nicht minder wie der deutsche an der Spitze der Truppen in den Tod gegangen und so mancher Sohn edler Geschlechter als Freiwilliger mit dem Gewehr in der Hand gefallen ist, so kann man sich eines lebhaften Mitgefühls für den Niedergang dieser Klasse französischer Bürger nicht erwehren, die noch so viele Überlieferungen altfranzösischer Ritterlichkeit und feiner Lebensart bewahrt hat. Inwieweit ihre Erziehung hieran schuld sein kann, soll dahingestellt bleiben. B.)

3. Beschaffenheit des Feldzuges.

Um die selbst unter den Katholiken befindlichen Gegner des Kreuzzuges*) zu beruhigen, welche denselben für unvereinbar halten mit der friedlichen Aufgabe der Missionare und mit Recht befürchten, daß zum Schaden der Glaubensverbreitung die Eingeborenen die Kreuzfahrer und die Glaubensboten als Europäer für identisch halten, muß man sich das Wesen des Feldzuges klar machen. „Es handelt sich nämlich gar nicht darum Krieg zu führen, sondern vielmehr ihn zu verhindern. Es handelt sich darum, eine ungeheure Zollsperre von der Mündung des Zambesi bis zum Albert-See und weiterhin bis Chartum herzustellen. Wir bedienen uns absichtlich dieses ungenauen Wortes (immense cordon de douanes), um den Hauptgedanken schärfer hervorzuheben und jede Mißdeutung zu vermeiden. Man wird doch wohl niemandem das Recht versagen, die Sklavenausfuhr zu verbieten, sogar Gewalt anzuwenden und auf diejenigen schießen zu lassen, welche das Verbot übertreten und die Zollsperre durch ihre unheimlichen Karawanen durchbrechen wollen.

„Die Aufgabe der Expedition wird sein, die Bevölkerungen zu beschützen, einen Kulturvorhang (rideau de civilisation) zu schaffen, der allmählich sich verdichtend zuletzt durch sich selbst ein Hindernis wird, das fest und dauerhaft genug ist, um die Anwendung der bewaffneten Macht überflüssig zu machen. Alsdann wird die internationale Armee ihr Werk vollendet haben.“ Soweit der Herr Marquis.

---

*) Die deutschen Benediktiner von St. Ottilien in Oberbayern sprachen sich in ihren „Missionsblättern“, Nr. 1, sehr entschieden gegen einen Kreuzzug nach Afrika aus und führten zum Beweise der Thorheit eines solchen Unternehmens alle Gründe an, welche die deutsche Wissenschaft und zum Teil auch die Vertreter der protestantischen Kirche aufgestellt hatten. Sie treten besonders lebhaft ein für den Bau von Eisenbahnen. „Für die Kolonisation sind Eisenbahnen das, was im Römerreiche die römischen Heerstraßen für die Kolonisation der alten Welt waren. Ihnen folgte der Soldat, der Kaufmann und der christliche Glaubensbote: der Reihe nach erhoben sich an ihnen befestigte Ortschaften (castra), Christengemeinden und Handelstädte.“ — Der Herr Marquis meint nur die französischen Widersacher des Kreuzzuges.

Ganz objektiv betrachtet, besteht also der Feldzugsplan des französisch-katholischen Kreuzzugsheeres darin, nach Erhebung einer Anleihe von 100 Millionen Francs mit 1200 Mann europäischer Truppen und 5000 Mann Reserven, größtenteils geführt von französischen Edelleuten oder solchen, die es werden wollen, unter dem päpstlichen Banner die Zollsperre einzurichten und durchzuführen auf einer Linie, die von der Mündung des Zambesi bis zum Albert-See eine Länge von ca. 2500 km (gleich der Entfernung von Cadix bis Stettin), bis Chartum von 4000 km (gleich der Luftlinie von New-York bis San Franzisko) hat.

Durch Nachschübe wird diese Zollsperre oder vielmehr dieser Pestkordon so verdichtet und verstärkt, daß die Araber (die schwarzen Eingeborenen zählen selbstverständlich zu den Freunden der Unternehmung) schließlich ihren ohnmächtigen Widerstand (die Niederlagen der Engländer können in dem heiligen Kriege nicht in Anschlag kommen) aufgeben, der weite Länderstreifen definitiv pazifiziert und unterworfen ist, das Kreuzzugsheer sein Banner zusammenfaltet, um nach glorreich vollbrachter Aufgabe abzuziehen und das von ihm besetzte Gebiet einer Kolonialmacht, die doch, obschon der Herr Marquis es nicht ausdrücklich sagt, wohl nur Frankreich, nicht la perfide Albion oder l'Allemagne de Bismarck sein kann, zu übergeben; alles dieses natürlich erst nach dem glücklichen Ausgange des frankorussischen Revanchekrieges. — Das ist also des Pudels Kern!

Die ostafrikanische Eisenbahn. — Der verdienstlichste Teil der Schrift des Marquis ist der, worin er von der Notwendigkeit und von der leichten Ausführung des Baues einer ostafrikanischen Eisenbahn spricht. Wir geben seinen Gedankengang vollständig und größtenteils wörtlich wieder:

„Der Plan, mit einer kleinen Truppe (100—500 Mann) gegen die Sklavenjäger zu operieren, ist eine Phantasterei. Wie will man diese Sklavenjäger zum Standhalten bringen? Wie will man auf einem Operationsfelde von tausenden Quadratmeilen die Antisklavereitruppe hin und her, kreuz und quer marschieren lassen gegen ungreifbare Feinde in einem mörderischen Klima, dem Hungertode ausgesetzt, selbst von den Eingeborenen überall gehemmt oder gar feindselig empfangen? Ein solcher Krieg ist geradezu eine Unmöglichkeit,

das dafür vergossene Blut, die dafür ausgegebenen Millionen ohne Nutzen vergeudet. Der Kampf gegen die Sklavenhändler muß ein Positionskrieg werden, der sich auf feste Punkte stützt, von wo aus die Karawanenstraßen dauernd besetzt und die Hilfsmittel der modernen Bewaffnung, Technik und Industrie in einer ganz anders entscheidenden Weise zur vollständigen Unterdrückung des Sklavenhandels angewandt werden können. Schon im Jahre 1881 erkannte der anglikanische Missionar Wilson, der nach der Rückkehr Stanleys zum König von Uganda gesandt wurde, daß Zentralafrika nur durch eine Eisenbahn für Handel und Kultur des Abendlandes wirklich geöffnet werden könnte.

„In dem Baue von Eisenbahnen zum Zwecke des Eindringens in unbekannte Länder liegt ohne Zweifel etwas unseren ökonomischen Vorstellungen Widersprechendes. Bevor man eine Bahnlinie zu bauen beginnt, fragt man zuerst nach den Handelsverhältnissen der Gegend. Man will wissen, ob man dabei auf die Kosten kommt, was ja durchaus berechtigt ist. Nun ist letzteres aber in Ostafrika vorläufig unmöglich und man wird daraus eine falsche Schlußfolgerung ziehen. Läßt man sich durch den ökonomischen Einwurf aufhalten, so wird man nicht weiter kommen, da die heutigen hohen Transportkosten jedes Emporkommen des Handels hindern. Die Fracht einer Tonne Waren von Sansibar nach Lukoma, der auf einer Insel des Nyassasees gelegenen protestantischen Mission, kostet heute fast 600 Francs. Das Elfenbein allein kann eine so hohe Fracht tragen, aber man kann für den ausgiebigen Ertrag einer Eisenbahn das Elfenbein nicht in Anschlag bringen.*)

„Der Handelszweck muß also in den Hintergrund treten und die afrikanischen Eisenbahnen müssen ohne Vorausberechnung ihres Ertrages gebaut werden. Ganz naturgemäß wird sich jedoch der Handelsverkehr einstellen und entwickeln, schon durch die sofort eintretende Herabsetzung der Transportkosten. Man wird ungefähr wie die Russen mit ihrer transkaspischen Eisenbahn vorgehen müssen. Der

*) Noch weit bedeutender sind die Kosten durch Trägerkarawanen auf dem doppelt so langen Landwege von der Küste nach dem Tanganyika, dem künftigen Zentral-Handelsgebiet von Ostafrika. B.

Zug bildet zugleich eine Kaserne und eine Werkstätte, im Notfalle eine Citadelle. Man rückt Schienen legend vorwärts; jeden Abend kehrt der Zug zu seinem Ausgangspunkt oder einem dazwischen liegenden Magazin zurück; jeden Morgen fährt er wieder ab, versehen mit allem Bedarf zur Tagesarbeit. Das Experiment ist gemacht, man braucht es nur nachzuahmen. Die Russen haben es dabei so weit gebracht, daß sie täglich 8 km Schienen legten. Vermeidet man möglichst Bodeneinschnitte und begnügt man sich mit Decauvilleträgern, die bis zu einer bedeutenderen Entwickelung des Handels ausreichen werden, so würde man viel schneller vorrücken.

„Unternehmungen jeglicher Art, die heute unausführbar erscheinen, würden wie durch Zauber entstehen. Die Herrschaft über die Seeen vermittelst der Dampfschiffe, welche man alsdann leicht hinschaffen oder daselbst bauen könnte, wird mit solcher Macht sicher gestellt sein, daß das Blutvergießen wird vermieden werden können, da der Menschenhandel selbst, angesichts der Besitzergreifung durch die Mechanik, aufhören wird. Es ist dieses kein auf Wirkung berechnetes Schlagwort, sondern nur der zusammenfassende Ausdruck der Gedankenreihe, welche dem Antisklaverei-Feldzuge seine Richtung geben soll. Will man schnell handeln, so ist es angezeigt, daß die materielle Kultur als Gefährtin der moralischen sich den wilden Völkerschaften unter einer Form zeigt, die geeignet ist, sie durch die Vorstellung ihrer Nützlichkeitsmacht zu unterwerfen, anstatt sie durch ihre Zerstörungsmacht in Schrecken zu setzen. Letztere hat man bisher fast ausschließlich zu ihrer Kenntnis gebracht.

„Augenscheinlich wird man, ohne auf Absurditäten zu verfallen, in Afrika an keine Eisenbahnlinien denken können, die auch nur von fern an die Nordbahn oder an die von Paris-Lyon erinnern. Man darf darunter nur ein schmalspuriges, leichtes Schienennetz verstehen, welches sich allen Bodenunebenheiten anschmiegt und infolge dessen die kostspieligen Kunstbauten und Erdarbeiten vermeidet. Unter diesen Bedingungen ist eine Eisenbahnlinie viel leichter zu bauen als eine einfache Landstraße und das Wort ‚Eisenbahn‘ hat hier nichts Abschreckendes mehr. Die jetzige Pariser Ausstellung bietet uns ein vervollkommnetes Muster eines solchen Schienenweges in der kleinen Decauville-Bahn, welche den Dienst innerhalb derselben besorgt.

„Die strategische Linie und die künftige Eisenbahn. — Eine durch Dampfschiffe und Eisenbahnen geschützte strategische Linie gegen den Sklavenhandel, fast 2000 km lang, läßt sich herstellen von der Mündung des Zambesi über den Unterlauf dieses Stromes, seinen Nebenfluß Schire und den Nyassasee, dann von dessen Nordende über die Stevenson-Straße nach dem Tanganyikasee, über diesen See und von dessen Nordende entweder nach dem Muta Nzige und Albert Nyanza oder nach dem Ukerewe (Viktoria Nyanza). Die Engländer und Portugiesen planen bereits eine Bahn vom Schire nach dem Nyassa. Auf dem 320 km langen Wege zwischen dem Nyassa und Tanganyika (bis Kuivieda) mit der Stevenson-Straße liegen in fast gleichen Entfernungen 37 Dörfer, die zur Anlage von Stationen sich eignen. Zwischen dem Tanganyika und dem Ukerewe ist die Entfernung fast dieselbe, der Bodenbeschaffenheit jedoch noch günstiger. Uganda mit seiner intelligenten und kräftigen Bevölkerung ließe sich unter einer festen und verständigen Verwaltung zu einer Art von ungeheurem verschanzten Lager zwischen drei großen Seeen machen, das die heutigen Verteidigungsmittel gegen die Araber unangreifbar machen würden.*) Die Portugiesen denken bereits an eine Bahn von Quilimane nach dem Nyassa, da die Hindernisse der Schiffahrt auf dem Zambesi zu bedeutend sind. Nach dem gewöhnlich gut benachrichtigten ‚Levant Herald‘ hat man jedoch im Zambesi-Delta einen von allen Hindernissen freien Arm dieses Flusses entdeckt, wodurch die Eisenbahn statt 400 km nur 60 km lang zu sein brauchte, und nur hauptsächlich zur Umgehung der Murchison-Fälle die beiden Schire zu verbinden haben würde. Die Fracht nach dem Nyassa würde dadurch von 625 Francs auf ungefähr 100 Francs herabsinken. Eine leichte, schmalspurige Bahn zwischen dem Tanganyika und dem Nyassa würde kaum 10 Millionen kosten.“

---

*) Dieser haarsträubende Unsinn des Herrn Marquis ist nur durch dessen Unkenntnis von Uganda und dessen Bevölkerung zu erklären. Wie viel Blut und Geld würde es kosten, und welche Kolonialmacht würde die Tollheit wagen, ein kompaktes, mit Feuerwaffen versehenes Volk, das mehr als 100 000 Krieger ins Feld stellt, zu unterjochen und sogar zu einem internationalen Werkzeug der Antisklavereibewegung zu machen?

Der deutsche Feldzugsplan des katholischen Kreuzzugsheeres.

Der deutsche Feldzugsplan des Kreuzzuges ist der Hauptsache nach in der Schrift von G. Rösel: „Der Feldzug gegen die Sklaverei in Afrika, dessen Notwendigkeit, Ausführbarkeit und Organisation.“ Trier, Paulinus-Druckerei, 1889, mitgeteilt. Wie sich aus der oben ans Licht gezogenen Offenbarung des französischen Planes durch ein Mitglied der hohen katholischen Aristokratie schlagend herausstellt, sind die Deutschen in den letzteren, der jedenfalls der dem Kardinal Lavigerie bekannte und von der Gründung eines Kreuzzugs-Ritterordens ausgehende ursprüngliche Hauptplan war, nicht eingeweiht gewesen. — Oder die deutschen Leiter der Bewegung haben aus den in Paris mit den ersten Lineamenten des Projektes gemachten Erfahrungen dessen Unausführbarkeit in Deutschland erkannt und daher auch einige Hauptpunkte desselben fallen lassen. Inspiriert oder nicht, bekundet die Schrift Rösels etwas mehr Sachkenntnis als die des französischen Marquis, welche wir oben analysiert haben, allein das praktische Ergebnis daraus ist darum nicht minder ein bloßes Phantasiespiel. Über den internationalen Charakter des Kreuzzuges sagt Herr Rösel:

„Von vornherein ist zu erwägen, ob die afrikanische Sklaverei auf internationalem oder kolonialnationalem Wege zu bekämpfen sei. Sobald es sich um Niederwerfung des Sklavenhandels und der Sklavenjagd auf dem Festlande handelt, ist der internationale Weg zu verwerfen, ausgenommen vielleicht im Kongostaat. An ein Operieren einer internationalen staatlichen Armee in den Kolonialländern ist gar nicht zu denken. Ganz abgesehen von den heiklen Punkten des Oberbefehls, der Beiträge, der Mannschaftenstellung würde eine solche Armee eine ganz neue Auffassung des Völkerrechts bedingen. Eine internationale freiwillige Armee ist gleichfalls unmöglich, denn entweder läßt man sie schalten und walten — dann giebt sich der Koloniebesitzer einer internationalen Koterie Preis, eventuell seinem die Koterie beherrschenden Feinde, oder der Koloniebesitzer nimmt die Armee innerhalb seines Gebietes unter seinen Befehl, dann wird aus der ganzen Sache ein nationales Unternehmen auf internationale Kosten. Beide Wege schließen sich von vornherein aus. Internatio=

nales Vorgehen ist nur möglich auf dem Meere zur Blockade der Küsten. Dieser Weg ist mit Recht bereits eingeschlagen."

Bemerkenswert ist, daß im Namen der deutschen Benediktiner ein katholischer Missionar (in den „Missionsblättern von St. Ottilien", August 1889) sich, wie oben S. 544 erwähnt wurde, entschieden gegen einen Kreuzzug freiwilliger Wehrmänner, begeisterter Waffengenossen einer religiösen Miliz oder einer Art Ordensritter erklärt:

„Ein Kreuzzug nach Afrika würde das Schicksal und Ende aller anderen Kreuzzüge haben; auch wenn er von einem zweiten Papst Urban oder einem heiligen Bernhard mit Flammenzungen gepredigt würde und ebenso begeisterte Ritter fände, die das Kreuz nähmen. Europäische Milizen würden infolge von klimatischen Krankheiten (Sonnenstich, Fieber, Dyssenterie) stets zur Hälfte oder zwei Drittel krank sein und in Bälde allesamt erliegen. Von Missionaren der großen Zambesimission ist die Mehrzahl der Mitglieder aus der Gesellschaft Jesu schon auf dem Wege gestorben und von den 10 Missionaren, welche Kardinal Lavigerie an die Seeen sandte, hat die Hälfte schon unterwegs ihr Grab gefunden, und von den 14 Missionaren der St. Benediktus-Genossenschaft lagen einst alle bis auf zwei todkrank darnieder, trotzdem sie ihre Gesundheit besser schonen konnten, als Soldaten im Feld und auf dem Marsche durch tropische Wüsten und Urwälder dies thun können. Nur eingeborene Truppen können dort bestehen. Und von diesen brauchte man Heere an allen Ecken und Enden, nicht bloß an den bisherigen Karawanenstraßen und Hauptstädten."

Das Operationsfeld. — Die Küstensperre sei nötig und nützlich, meint Herr Rösel, aber um den Sklavenhandel wirklich zu unterdrücken müsse man ihn auf vier großen Hauptstraßen, die vom Nyassa, Tanganyika und Ukerewe ausgehen, aufsuchen (nach Reichard). „Diese Straßen sind zu sperren durch kleine Forts mit ausreichender Besatzung (etwa 1200 Mann). Die Straßen sind lang ca. 1400 bis 1900 km, daher vier bis fünf Forts an jeder Straße nötig. Daneben fliegende Trupps vom Nyassa bis zum Ukerewe, an diesen Seeen dem Ufer entlang; bewaffnete Schiffe auf den drei Seeen, Dampfschiffe nicht unbedingt nötig."

Die Truppen. — Hier offenbart sich Herr Rösel als geistlichen Herrn oder jedenfalls als einen Mann, der die Ehre nicht gehabt hat, des Königs Rock zu tragen. Die Ausführung hat einige bemerkenswerte Seiten:

„An deutsche Truppen (wir bleiben bei Deutsch-Ostafrika) ist gar nicht zu denken. Unser ganzes Militärsystem ist auf die Landesverteidigung eventuell auf einen europäischen Völkerkrieg eingerichtet. An eine militärische Besetzung von Deutsch-Ostafrika durch kaiserliche Marinesoldaten oder Bundestruppen kann selbst der begeistertste Kolonisationsfreund nicht denken, so lange unser Militärsystem so bleibt, wie es ist. An eine Abänderung um einer kolonisatorischen oder humanitären oder selbst christlichen Sache willen zu denken, ist bei den Verhältnissen Europas unmöglich. Schnell und billig ist der Rat, eine Kolonisationsarmee, auf Freiwilligkeitssystem beruhend, zu schaffen. Gewiß würden sich im Handumdrehen Tausende finden. Aber was für Leute? Unzufriedene oder unbrauchbare Offiziere, alte Unteroffiziere und ‚Reichskrüppel‘. Es ist ein Aberglaube zu meinen, die im Vaterlande Unbrauchbaren seien für die Kolonie gerade gut genug. Aber anderes wie ‚Ausschuß‘ ist nach dem bestehenden Militärsystem nicht zu erlangen. An eine Mietsarmee nach dem Muster der holländischen ‚Kolonieen‘ wird ein ernster und anständiger Deutscher nicht denken.

„An europäische Truppen ist sowohl aus einigen oben erwähnten Gründen, besonders aber aus Rücksichten auf das Klima nicht sehr viel Hoffnung zu setzen, wenn schon die Führer Europäer sein müssen. Unverhohlen aber sei gesagt, daß ausgediente deutsche Unteroffiziere von vornherein jedes und alles verderben würden.“

Hauptmann Wißmann und seine heldenhaften Offiziere und Unteroffiziere mögen sich für dieses Kompliment bei Herrn Rösel bedanken.

Die Truppen müssen also, meint Herr Rösel, aus Nichteuropäern genommen werden, namentlich aus Englisch-Indien, wo gute Mannschaften, womöglich indische, englisch-gedrillte, anzuwerben wären, wofür die Ostafrikanische Gesellschaft sich deshalb in eine gewisse Abhängigkeit von Englisch-Indien schicken müsse; wolle man das nicht, so möge man Kaffern nehmen. (Was aber die

dünnbeinigen englisch-gedrillten Sepoys im Kampfe gegen die urkräftigen ostafrikanischen Araber zu leisten vermögen, haben die Engländer unter General Baker bei Suakim zu ihrem Schaden genugsam erfahren. Mit den Zulus oder gar mit den kriegstüchtigen Matabelen dürfte das Experiment auch zu gefährlich sein.)

Die jährlichen Kosten. — Es sind zu besetzen 4 Sklavenstraßen, jede mit 5 Befestigungen mit je 10 Europäern und 100 Eingeborenen (durchschnittlich 110 Kämpfer auf je 300 km!). Ein Eingeborener pro Monat 20 Mark, ein Europäer 100 Mark, ergiebt für das Jahr:

Besatzungen	960 000	Mk.
Fliegende Trupps u. Schiffsmannschaften (ebenso viel)	960 000	„
3 größere Schiffe (à 30 000 Mk.) . .	90 000	„
Transport derselben	? ?	„
20 kleinere Schiffe (à 500 Mk.) . .	10 000	„
Ausrüstung der Besatzungstruppen .	? ?	„
Ausrüstung der fliegenden Trupps ꝛc.	? ?	„
Medizin und Krankenpflege . . .	? ?	„
Die Bauten	? ?	„
Summa	2 020 000	Mk. + x.

„Medizin und Krankenpflege, ein kostspieliger Punkt in Afrika, ist der ‚Barmherzigkeit‘ zu überlassen. Waffen und Munition schenkt vielleicht das ‚Reich‘, Karten und Instrumente die ‚Wissenschaft‘. Die Bauten, desgleichen die Verbreiterung der afrikanischen Wege auf wenigstens Dreimannsbreite würden durch die farbigen Soldaten und ‚requirierte‘ Eingeborene auszuführen sein (natürlich eine Kleinigkeit, denn die stolzen Kaffern- und Matabelenkrieger werden sich sofort bereit finden, die 5000—6000 km langen Wegestrecken der Karawanenstraßen im Schweiße ihres Antlitzes auszubauen, ‚was ja in kürzester Zeit geschehen kann und muß, da ihre Hauptaufgabe eine militärische ist‘!!) Für die ersten zwei Jahre dürfte ein Drittel der obigen Summe genügen; dann aber wird ein Drittel mehr noch verbraucht werden; nach fünf bis sechs Jahren würden die Anforderungen wieder schnell geringer werden.“ Aber die nötigen Gelder müssen rasch herbeigeschafft werden.

„Es ist eine äußerst bequeme Schwärmerei für die Ausbreitung des Christentums, für den endlichen Sieg der Kultur über den Barbarismus (soll heißen die Barbarei), diese Dinge der Zeit, eventuell ‚Gott‘, zu überlassen. Mit einigen Millionen kann man heute noch dem Islam einen Boden streitig machen, den man nachher mit den schwersten Opfern an Gold und Blut nicht zurückgewinnen könnte. Spärlich in Afrika angewendete Mittel bedeuten für die Zukunft die Forderung von enormen Summen und Kräften." — Diesen durchaus richtigen Satz hätte der Herr Verfasser auf seine eigenen Kostenberechnungen anwenden sollen. Hoffentlich giebt Wißmanns Expedition eine ganz anders der Wirklichkeit entsprechende und vollständige Berechnung der Kosten eines Vorgehens gegen die Sklavenhändler, was ja nun einmal vonseiten des Reiches nicht aufgegeben oder unvollendet gelassen werden kann.

Herr Rösel, der im Gegensatz zu den französischen Katholiken, deren Plan wir kennen gelernt haben, von einer staatlichen oder freiwilligen internationalen Kreuzzugsarmee in Afrika nichts wissen will und darin vielleicht in Übereinstimmung steht mit dem einsichtsvollen Teile des deutschen Klerus, denkt (S. 29) an die Möglichkeit, daß ein großartiger deutscher Antisklavereiverein unter Genehmigung, Schutz und Oberaufsicht des Reiches die erforderlichen Truppen beschafft. Dieser Plan könnte, da die katholische Antisklavereibewegung in Deutschland nun einmal im Zuge ist und sich vielleicht nicht mit einer bloßen Förderung der Mission begnügen würde, da das Reichsbudget dadurch eine willkommene Erleichterung fände, da ferner die deutsche Besitzergreifung der Interessensphäre bis zu den Seeen erleichtert und beschleunigt würde, ganz im Interesse der Antisklavereibewegung für vernünftig und annehmbar gelten; er wäre jedoch nur in bestimmten Grenzen und unter Bedingungen ausführbar, welche ganz bestimmt der Verwirklichung vonseiten des Reiches und in katholischen Kreisen selbst entgegenstehen würden.

Die Katholiken in Deutschland, welche mit Herrn Rösel den Plan eines Kreuzzuges noch nicht aufgegeben haben (es dürften nicht viele sein, siehe S. 550), wollen, getrennt von den Protestanten, nicht nur die Gelder sammeln, sondern auch operieren; es fragt sich

nun, ob das Reich es für unverfänglich halten könnte, in seinem Schutzgebiete neben den Reichstruppen eine konfessionell davon getrennte, wenn auch von deutschen Offizieren befehligte und unter dem Reichsbanner oder wahrscheinlicher unter der päpstlichen Fahne stehende Truppe, operieren zu lassen, ohne die wichtigsten nationalen Interessen in der Heimat zu verletzen! Ob nicht darin der Beginn einer Zersetzung der moralischen Einheit des deutschen Heeres, des festen, erprobten Zusammengehörigkeitsgefühls liege? Eine Schwächung der deutschen Wehrkraft würde aber die Grundfesten der europäischen Welt erschüttern. Daran haben sicherlich die Planmacher nicht gedacht.

Die Erwägung, daß eine solche katholische Antisklavereitruppe in Afrika höchstens einige hundert Mann stark und dadurch jene Gefahr auf ein Minimum herabgesetzt wäre, ist weder richtig noch maßgebend.

Es kommt noch dazu in Berücksichtigung die Frage nach der Organisation und dem Orte für die Depots und Reserven dieser Truppe in Deutschland; also wieder ein Punkt, der die Einheit unserer militärischen Organisation betrifft. Nach den Äußerungen des Herrn Rösel, die wir S. 551 mitgeteilt haben, scheint er ähnliche Hemmnisse seines Feldzugsplanes vorausgesehen zu haben.

Kurz, schon aus dem Grunde, daß die Antisklavereibewegung aus einer gemeinsam christlichen und wirklich internationalen in eine spezifisch römisch-katholische umgeschlagen ist, kann keine einzige europäische Kolonialmacht sich veranlaßt sehen, für diese Bewegung noch weiter einzutreten, neben dem nationalen Banner eine andere Fahne aufkommen oder die Einheit der nationalen Armee konfessionell zerreißen zu lassen.

Der deutsche Feldzugsplan ist wie der französische das übereilte, unüberlegte Ergebnis von unbestimmten geographischen Begriffen, mangelhafter Kenntnis militärischer und vieler anderer profanen Dinge und wohlgemeinten pathetischen Gefühlen, denen unsere nüchterne positive Zeit jede Möglichkeit der praktischen Bethätigung versagen muß.

Ein anderes Hemmnis der Erreichung des allzu weit gesteckten Zieles liegt in der Unzulänglichkeit der dafür in Sammlung begriffenen Mittel. Selbst wenn die jährlichen Beiträge die Summe

von 500000 nnd sogar eine Million Mark erreichten, würden sie doch nicht zur Bestreitung eines Feldzuges auch nur einer kleinen Truppenmacht genügen, die, vom afrikanischen Fieber dezimiert, überall Feldlazarette mit sich schleppen und unaufhörlich Ersatz an Material und Mannschaften verlangen würde, die auf dem weiten, kostspieligen Wege von Europa herbeizuschaffen wären. Ein Ersatz, der bei dem bekannten Charakter der deutschen Bauern bald immer spärlicher und ungenügender würde. Das „Volk" ist für die Antisklavereibewegung noch nicht intensiv genug gewonnen. Herr Rösel macht hierüber eine auch in anderer Beziehung bemerkenswerte Mitteilung aus dem Kreise seiner eigenen Erfahrung:

„Ohne jemandem einen Rat erteilen zu wollen, möchten wir doch den Satz aufstellen, daß die ganze Antisklavereibewegung nur dann und eben nur dann ein ihrem edlen Streben annähernd entsprechendes Ziel erreichen kann, wenn sie die breiten Massen für sich zu gewinnen versteht. Das deutsche Volk, gebildet und ungebildet, ist ziemlich indifferent gegenüber der fernen Weltpolitik. Daß die Mehrzahl der Deutschen die afrikanischen Verhältnisse kennen soll, ist nicht zu verlangen. Selbst die besten deutschen Zeitungen bringen die afrikanischen Berichte, und solche erst überhaupt in letzter Zeit, so bruchstückweise, daß die Lücken afrikanischer Kenntnisse innerhalb der Redaktionen sehr scharf zutage treten. Man hat sich überdies in Deutschland eingeredet, daß man außerordentlich beschlagen sei in Geographie, Ethnographie u. s. w. Jeder ehrliche Mann wird an die Brust schlagen und bekennen, daß geographische Kenntnisse auf den Schulen herzlich wenig den Schülern beigebracht werden, daß man in den seltensten Fällen später fachgeographische Bücher liest und Studien treibt, daß das ganze spätere geographische Wissen vieler zusammengeflickt ist aus sporadischen Zeitungsnotizen — ohne Zuhilfenahme einer guten Karte, ohne Orientierung in maßgebenden Werken. Der geographische Dünkel ist aber in Deutschland vorhanden, er könnte ein Todfeind der Antisklaverei werden. Ein Urteil über afrikanische Verhältnisse will aus tausend Berichten aller Art gesammelt sein, verlangt eingehenderes Studium."

Alles Vorstehende läßt sich nicht nur zur Kritik der unsinnigen Kreuzzugspläne (siehe oben S. 554), sondern der ganzen Antisklaverei=

bewegung mit ihren scheinbaren Erfolgen anwenden: das Wissen stand und steht noch aufseiten der Gegner derselben.

Die Erkenntnis, daß der Plan und die Mittel eines Feldzuges in Afrika keine Verwirklichung gestatten, wird, wie aus der (S. 537) mitgeteilten neuesten Frontveränderung hervorgeht, durchaus nicht verstimmend auf die katholischen Antisklavereivereine wirken, sondern dieselben vielmehr zu neuer Thatkraft anspornen, da die Überzeugung allgemein wird, daß ihnen auf dem Felde der Missionsthätigkeit und der christlichen Charitas die bereits gesammelten und noch in Aussicht stehenden Mittel gestatten, in Afrika eine überaus ersprießliche Thätigkeit zu entwickeln, wodurch dem Menschenhandel dauerhafter und vollständiger entgegengearbeitet und selbst dessen Untergang sicherer herbeigeführt wird als durch einen Feldzug. Mit den jährlich zusammenfließenden Hunderttausenden können sie jetzt schon zahlreiche katholische Missionsstationen und Plantagen immer weiter in Deutsch-Ostafrika vorschieben. Der deutsche Kaiser wird seine schützende Hand über sie wie über die protestantischen Missionen halten und von ihnen nichts anderes als Frieden, Treue und gesetzmäßige Gesinnung verlangen. Allerdings liegt es im nationalen Interesse, daß die Eingeborenen, wenn sie eine zweite Sprache lernen sollen, Deutsch lernen (wie erfolgreich in Kamerun begonnen worden ist); aber die Englisch Sprechenden am Tanganyika und die Französisch Sprechenden in Bagamoyo werden nicht mit Gewalt dazu angehalten werden, Deutsch zu lernen.

Selbst das kleine Paraguay in und bei Bagamoyo (32 000 Einwohner), das kurz vor dem Aufstande jährlich um 1100 bis 1200 Seelen zunahm, wird vielleicht schon aus Dankbarkeit für die vorzügliche Aufnahme und Pflege fast aller ostafrikanischen Forschungsreisenden ohne Unterschied der Konfession geschützt werden. Die Widersacher dieses in gewisser Hinsicht nützlichen Versuchsfeldes eines angefochtenen Kolonisationssystems (siehe S. 38 ff.), die im Geiste schon dereinst einen noch viel schwärzeren ostafrikanischen Windthorst den Reichstag beunruhigen sehen, brauchen sich den Kopf nicht zu erhitzen, denn mit dem baldigen gänzlichen Aufhören des Menschenhandels und daher des Einkaufens von Negerkindern wird jene Zunahme von selbst aufhören. Der dort wirkende Orden vom heiligen

Geist hat bereits in seinen verschiedenen Anstalten 40 deutsche Zöglinge, meist aus der Rheinprovinz, und ist bereit, rein deutsche und von Deutschen geleitete Niederlassungen zu gründen. Trotz einiger Schwierigkeiten, die sich besonders bei der staatlichen Beaufsichtigung herausstellen würden, haben Wißmann und viele andere Afrikakenner in den ostafrikanischen Paraguay nichts Bedenkliches gefunden. Die protestantischeu Missionare denken jedoch anders, da sie von dort aus eine rücksichtslose Propaganda zu ihrer Verdrängung (wie in Uganda) befürchten. — Ob dagegen das koloniale Interesse die großen Schwierigkeiten der Frage der Erteilung des Heimatsrechts an einen Orden, der keinen deutschen Bischof als Oberen hat und dem nur ein Reichstagsbeschluß das Niederlassungsrecht in Deutschland geben könnte, beseitigen, ob nicht der konfessionelle Friede dadurch erschüttert würde, sind Fragen, die nicht zum Bereiche dieses Buches gehören. Die Antworten könnten leicht negativ ausfallen.

Herr Rösel sagt gegen den Schluß seiner interessanten Schrift mit vollem Recht: „Die kurze Reichsgeschichte hat bewiesen, daß die Reichsregierung voll und ganz ihr Interesse christlichen, humanitären, selbst kolonialpolitischen Strebungen widmet und wuchtig dafür einzutreten versteht, sobald diese Bestrebungen nur aus dem **Volke** heraus sich geltend machen." — Es gehört nur ein wenig gesunder Menschenverstand dazu, um zur Überzeugung zu gelangen, daß ein rückhaltloses Eintreten für die Interessen des Reichs in Ostafrika vonseiten der katholischen Afrikavereine ihre Sache und die der Kirche am sichersten wahrt.

Man darf nicht verkennen, daß durch die rastlose Wirksamkeit der Afrikavereine das Interesse für koloniale Dinge unter dem katholischen Volke sich weiter verbreitet hat als unter dem evangelischen. Ob sich dadurch der Schwerpunkt der kolonialen Bestrebung auf die Seite der Katholiken neigen könnte, ist nicht ohne weiteres zu entscheiden. Die katholische Frauenwelt beteiligt sich sehr lebhaft an der Missionssache; in dem kleinen Bayern stellten sich in einem Monate 14 Postulantinnen für den schönen Beruf der Missionsschwestern ein. Oben erwähnten wir, daß 40 Deutsche zur Arbeit als katholische Missionare bereit stehen. Wahrscheinlich werden, wie am Senegal, auch andere katholische Orden eine ausgedehnte Wirksamkeit

in unseren Schutzgebieteu entfalten, wobei die Einwirkung der Ordensschwestern (barmherzigen Schwestern, Franziskanerinnen u. a.) auf die weibliche Negerbevölkerung nicht hoch genug angeschlagen werden darf.

Hierin darf das evangelische Deutschland selbstverständlich nicht zurückstehn. Wenn es mit der Wideaufrichtung der so blühenden 16 Stationen in Ostafrika beginnt und neue weiter ins Land hinein vorschiebt, sind nicht bloß Gärtner und Botaniker, Ingenieure, Handwerker und Militärs nötig, sondern auf protestantischer Seite auch weit mehr Missionare und Krankenpfleger, deren Zahl, dem Bedürfnis folgend, stetig steigen wird. Der Diakonissen sind, wie schon S. 18—21 erwähnt wurde, viel zu wenig. Evangelische Krankenpfleger, die den überall so willkommenen katholischen Krankenbrüdern eine segensreiche Konkurrenz machen könnten, sind selbst in größeren Städten Deutschlands nicht vorhanden; sie werden in Ostafrika sehr vermißt. Wenn also, wie zuverlässig eintreten wird, infolge der Antisklavereibewegung die katholische Missionsthätigkeit einen großen Aufschwung nehmen wird, so ist es doch wohl an der Zeit, auf evangelischer Seite sich zu rühren. Soll ein richtiges Verhältnis hergestellt werden, so müssen wenigstens 60 „evangelische" Missionare, und zwar baldigst, nach Ostafrika, dem allerwichtigsten Missionsfelde der Gegenwart, gesandt werden. Periculum in mora!

Notwendiges Zusammengehen von Deutschland und England in Ostafrika.

Deutschland steht in Ostafrika an einem Wendepunkt seiner Kolonialpolitik, wobei es sich um die ganze Zukunft seiner Kolonien handelt. Es steht sicher zu erwarten, daß nach vollendeter Niederwerfung des Aufstandes nicht blos ein bedeutender Aufschwung der Missionsthätigkeit, sondern auch ein solcher der kolonisatorischen Unternehmungen stattfinden wird, daß die früher so blühenden sechzehn Stationen wieder aufgerichtet und selbstverständlich neue Stationen und Plantagen weiter in das Innere hinausgeschoben werden, um sobald wie möglich das Seeengebiet zu erreichen und mit dem Kongostaate in Verbindung zu treten. Die Ziele sind groß; die Erfolge

können, wie unser Werk nachweist, zuverlässig und in nicht ferner Zukunft von unermeßlicher Bedeutung für die gesamten ökonomischen, industriellen und kommerziellen Verhältnisse unseres Vaterlandes werden, und zwar in noch höherem Grade und schneller als die australischen Kolonieen für England. Allein dieser großartigen, auf einem Gebiete, das den doppelten Umfang Deutschlands hat, möglichen kolonialen Entwickelung stehen Verhältnisse entgegen, welche dieselben elendiglich verkümmern lassen und schließlich znm Scheitern bringen könnten: 1) Die deutsche Unternehmungslust, die deutsche Kapitalmacht entspricht durchaus nicht den großen Aufgaben. Die deutsch-ostafrikanische Interessensphäre ist von zwei Seiten eingezwängt, sozusagen belagert von mächtigen englischen Gesellschaften; im Norden durch die Britisch-ostafrikanische Gesellschaft (Kapital 20 Millionen Mark), im Süden von der Britisch-südafrikanischen Gesellschaft (vorläufiges Kapital 20 Millionen Mark), welche die Aufgaben der Lord Giffords Company und der Cecil Rhodes Company (auch Central British African Company genannt) weiter ausführt resp. konzentriert und im Oktober 1889 mit königlichem Schutzbrief und allen möglichen Hoheitsrechten versehen wurde, um die Gründung eines südafrikanischen britischen Reiches anzubahnen, das vom Zambesi bis zur Kapstadt reichen soll. Eine Eisenbahn, wozu Plan und Gelder bereit liegen, wird von jenem Strome aus bis zur Kapstadt das ganze Gebiet durchziehen. 2) Mit diesen Gesellschaften in enger Beziehung und von zahlreichen Missionaren unterstützt arbeitet die große britische Seeengesellschaft an dem Plane, das zentralafrikanische Seeengebiet auf Kosten der Interessensphären des Kongostaates und Deutschlands unter englische Botmäßigkeit zu bringen; sie will durch eine Grenzlinie vom Viktoria Nyanza bis zur Abgrenzungslinie am Nyassa das deutsche Gebiet durch einen breiten Länderstreifen vom Tanganyika ausschließen, ohne daß bis jetzt von der englischen Regierung irgendein Schritt der Mißbilligung geschehen sei. — Unsere ganze koloniale Entwickelung in Ostafrika ist also nicht nur durch das übermächtige englische Kapital, sondern auch durch die englische Ländergier in ihrer Existenz gefährdet, denn eine Ausschließung des deutschen Gebietes von dem Tanganyika und der direkten Verbindung mit dem wertvollsten und zukunftsreichsten Teile des Kongostaates

würde unserer ostafrikanischen Kolonie den größten Teil ihres Wertes nehmen, die Unternehmungslust herabdrücken, die ganze Kolonie in eine Abhängigkeit von England bringen, aus welcher letzteres den Hauptvorteil ziehen würde. Es giebt daher heute keinen einzigen deutschen Kolonialpolitiker, der nicht die Überzeugung verträte, daß der rastlosen, übermächtigen, mit allen Mitteln per fas et nefas arbeitenden englischen Konkurrenz gegenüber durch eine neue definitive Vereinbarung mit England und dem Kongostaate die deutsche Grenze ein für allemal bis zum Tanganyika, dessen östliches Ufer umfassend, festgelegt werden müsse. 3) Wie es leider fraglich ist, ob sich im deutschen Reichstage und in unseren Kapitalistenkreisen die erforderliche Einsicht, Sachkenntnis und Thatkraft finden, um einerseits das Budget für die Kolonieen auf eine wenigstens einigermaßen den großen Aufgaben entsprechende Höhe zu bringen, anderseits nach eingetretener Ruhe die kolonisatorische und kommerzielle Thätigkeit in ausgedehnterem Umfange und mit weit reichlicheren Mitteln wieder aufzunehmen oder fortzusetzen, ebenso ist es zweifelhaft, ob jetzt schon für die durchaus notwendigen afrikanischen Eisenbahnen kompetente Fürsprecher und geldkräftige Unternehmer auftreten werden. Während England in nächster Zeit von Mombas nach dem Ukerewe, resp. nach dem Nilquellengebiet eine Bahn bauen will, haben sich für den Bau der anerkanntermaßen zunächst nötigen Bahn Saadani-Tabora-Udschidschi mit einer Abzweigung nach dem Dschaggalande am Kilima Ndscharo und nach dem Ukerewe noch keine Aussichten eröffnet. Die Bahn nach dem Dschaggalande dürfte das zuerst zu erstrebende Ziel sein, da hier zur Anlegung einer deutschen Ackerbaukolonie und eines festen Haltepunktes für die ganze nördliche Hälfte unserer Kolonie Boden und Klima überaus günstig sind. Diese Bahn würde über ein ausgedehntes Hochplateau mit geringen Terrainschwierigkeiten führen.

Hat Deutschland die Grenzen seiner Kolonieen und damit seine Kolonisationsarbeit gesichert, so haben wir keinen Grund, den großartigen englischen Plänen, die unser Gebiet nicht gefährden und im Gegenteil auch unseren kulturellen und kommerziellen Interessen zugute kommen würden, mit Entrüstung entgegenzuarbeiten. Wird Deutschland von der englischen Regierung die Garantie gegeben, daß die englischen Privatgesellschaften von der Aussichtslosigkeit ihrer Über-

griffe und Benachteiligungen sich definitiv überzeugen müssen, so hindert nichts ein friedliches und höchst erfolgreiches Zusammengehen beider Kolonialmächte. Das Bedürfnis dazu ist auf englischer Seite noch viel dringender, weil es umfassendere und schwierigere Kolonialaufgaben sich gesetzt hat als Deutschland. Beide, durch die Erfahrung belehrt, können mit Erfolg den Andrang des Islam abwehren, wenn Deutschland einmal seine Interessensphäre von den Sklavenhändlern gesäubert und Ruhe und Ordnung darin eingekehrt sein werden. Der Name, der Ruhm des deutschen Kaisertums ist bis zu den großen Seeen gedrungen und wird mit dem der Königin von England vereint seine Wirkung auf die afrikanischen Völkerschaften nicht verfehlen, besonders wenn Hauptmann Wißmann in den Stand gesetzt wird, seine „deutschen Hiebe" noch umfangreicher auszuteilen. Der großartige Plan der Gründung eines englisch-ost- und südafrikanischen Reiches zum Ersatz für das vielleicht schwer zu haltende Indien ist gegenwärtig, weltbekannt, in der Ausführung begriffen. Die Engländer wollen nicht nur das ganze Nilthal haben und es durch eine Eisenbahn mit Mombas am Indischen Ozean in Verbindung setzen, sondern auch eine Eisenbahn von dem Zambesi nach dem Kaplande bauen, als Verkehrsader eines ungeheuren britisch-südafrikanischen Reiches.

Man muß die Thatkraft und Einsicht der Engländer in Kolonialdingen bewundern, und es wäre höchst einfältig, wenn der deutsche Michel, der denselben in seinen Kolonial-Kinderschuhen, allerdings mit anerkennungswerten weiten Schritten nachhumpelt, gegen diesen, kulturhistorisch betrachtet, vortrefflichen Plan seines Stammesbruders ein Entrüstungsgeschrei erheben wollte. Erfüllt England rückhaltlos die Conditio sine qua non, nicht nur die durch die Londoner Abmachungen vom 29. Oktober und 1. November 1886 festgestellte deutsch-ostafrikanische Interessensphäre unangetastet zu lassen, sondern auch das deutsche Gebiet weder vom Tanganyika, dem Kongostaat und dem Nyassa, noch vom Ukerewe abzusperren und ein- für allemal der Ländergier englischer Gesellschaften und Privatleute diese deutschen Grenzen unzweideutig als eine Schranke zu bezeichnen, deren Überschreiten die Regierung niemals gutheißen würde, weil sie den mächtigsten und unentbehrlichsten Freund und künftigen Kampfgenossen

Englands in Verstimmung, ja in unversöhnliche Feindschaft hineintreiben würde, — wird so bei dem maßgebenden, einsichtsvollen Teile der Deutschen die Überzeugung befestigt, daß Deutschland künftig in seinem jungen Kolonialbesitz nicht mehr mit englischem Intriguenspiel zu kämpfen haben wird, dann steht nichts dem entgegen, daß sich England und Deutschland in Ostafrika zur Lösung ihrer großen kolonialen Aufgaben ehrlich und brüderlich die Hand reichen, dann kann der Deutsche mit seinen breiten Schultern das neue englisch-afrikanische Indien im Norden und Süden stützen helfen, ohne Undank befürchten zu müssen, wie Frankreich, das in der Krim die russischen Kohlen so ritterlich und dumm aus dem Feuer geholt. England und Deutschland sind durch so außerordentlich bedeutende, bis in das kleinste Dorf hineinreichende Interessen miteinander verbunden, daß ein Zusammengehen beider eine Naturnotwendigkeit ist, und daß jeder unbefangene Kenner volkswirtschaftlicher Dinge lebhaft wünschen muß, dieses Zusammengehen in den überseeischen Ländern offener und nachhaltiger als bisher hervortreten zu sehen. Beide Völker würden dadurch im Auslande gewinnen und, wie sich nachweisen läßt, England noch mehr wie Deutschland. Nur ein Beispiel aus Ostafrika. Deutschland hat mehr Vorteil davon, wenn der untere Zambesi in die Hände der Engländer fällt, als wenn die Mißwirtschaft der Portugiesen dort fortdauert; es kann ferner, wenn, was jedenfalls bald geschehen muß, die Sklaven-Karawanenstraßen vom Nyassasee nach Kiloa und Lindi deutscherseits besetzt werden, den Engländern dort Luft machen, so daß sie ihre Operationen, Missionen und Handelsstationen weiter nach Süden und Südwesten ausdehnen und weite Länderstrecken besetzen können, eine schöne Aufgabe für Cameron, der gegenwärtig eine Expedition an den Nyassa führen soll. Ähnlich am Ukerewe, wo die Engländer über Uganda schwerlich allein und ohne geschützten Rücken hinauskommen und sich des Nilquellengebietes bemächtigen können *).

*) Was Südwestafrika, Kamerun und Togoland betrifft, so findet man außer einer zusammenfassenden Schilderung der heutigen Zustände auch eine Charakterisierung der deutsch-englischen Beziehungen und der nötig gewordenen Grenzregulierungen in unserem Werke: „Deutsch-Afrika.“ 2. Ausg. Berlin, Dümmler, 1890. I—XXIV.

England hat, wir können es nicht genug betonen, noch mehr als das Deutsche Reich ein dringendes Bedürfnis, die in Deutschland gegen dasselbe um sich greifende Mißstimmung, die sich in manchen Kreisen zum blinden Hasse steigert, zu beseitigen und dadurch die Grundlagen einer Friedenspolitik zu befestigen, welche allein seinen eigenen großartigen Kolonialplänen dienlich sein kann. Kein englischer Politiker, es müßte denn der halb blödsinnig gewordene Gladstone sein, verschließt sich heute der Überzeugung, daß England mit Deutschland steht und fällt, daß an dem Tage, wo das Deutsche Reich unterliegt, Irland und Ägypten für England verloren gehen werden, seine bedrohte Stellung in Indien unhaltbar und damit sein eigener Zusammensturz folgen wird. Heute, wo die dumpfen Schläge der sozialen Revolution unter dem Boden der Völker pochen, haben die auch von anderen Seiten gefährdeten Nationalitäten der Pflicht der Selbsterhaltung wegen sich friedlich zusammenzuschließen, die Ursachen des Nationalhasses hinwegzuräumen und, wie Deutschland so segensreich begonnen hat, die Umsturzbestrebungen durch eine weise, den Bedürfnissen und Berechtigungen entsprechende sozialpolitische Gesetzgebung gegenstandslos zu machen.

Druck von Friedr. Andr. Perthes in Gotha.

Baumgarten, Johannes,

Ostafrika, der Sudan und das Seeengebiet Land u. Leute

Gotha 1890